GESAMMELTE KLEINE SCHRIFTEN

Wilhelm Hamm, Leo Pribyl

Digitized by Google

BIBLIOTHEK
WALPERSDORF
CATALOG Hist III 296
STANDORT

F82303

Buchstabe: _ Fach: _ Zahl:
Katalog-Nr.: _ Standort: 926 - 3

4467/10

Gesammelte kleine Schriften

von

Dr. Wilhelm Ritter von Hamm.

Erster Band.

Digitized by Google

D. Wilhelm von Hamm.

Digitized by Google

Wien, Pest, Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesammelte kleine Schriften

von

Dr. Wilhelm Ritter von Hamm.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Dr. Leo Přibyl.

Erster Band.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1881.
(Alle Rechte vorbehalten.)

Digitized by Google

PT2290
H2A6
1881

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Vorwort.

Nach längerer Abwesenheit heimgekehrt, führte mich an einem heiteren Sommertage 1880 mein Weg zu Dr. v. Hamm, den ich einige Zeit nicht gesehen. Ich erschrak über sein verfallenes Aeußere. Nach wenigen einleitenden Worten begann mein verehrter Freund: »Ich hatte gestern eine Unterredung mit meinem Arzte; derselbe meint, ich habe nur wenige Tage noch zu leben; wenn es gut geht, ein halbes Jahr; bei strengster Befolgung seiner Vorschriften, die mir jede Fleischnahrung, den Genuß von Wein und Bier untersagen, desgleichen mir jede Aufregung, anstrengende Arbeit und das Rauchen verbieten, könnte im besten Falle mein Leben noch ein Jahr dauern. Ich selbst fühle jedoch, daß es früher mit mir zu Ende gehen wird, und es schmerzt mich, daß Manches unvollendet bleiben muß, was ich begonnen, oder gerne noch gethan hätte. Ich habe eine Bitte, und zwar an Sie. Ich weiß, Sie sind mir zugethan, und wenn ich nicht mehr bin, dann führen Sie zu Ende, was ich nicht mehr vermocht. Wir haben zusammen gearbeitet, Sie verstehen mich, und werden schon das Richtige treffen.« Weh' ward mir um's Herz, als ich dies mich so ehrende Vertrauen hörte. Der kräftige Mann war förmlich gebrochen und ich tief erschüttert von der Zuversicht eines baldigen Scheidens. Was vermögen Trostworte in solcher Stimmung! All' meine schwache Beredtsamkeit bot ich auf, um ihm zur Schonung seiner selbst zu rathen, und empfahl ihm dringend, Erholung und Heilung in der frischen Tiroler Luft zu suchen, die ihm früher so wohl gethan, was Hamm auch zu thun versprach.

Der Herbst war gekommen, anscheinend gekräftigt kehrte Hamm heim und rastlos, wie immer, begann er zu arbeiten. Sein Lieblingsplan ging dahin, seine zerstreuten kleinen Schriften, insbesondere seine Feuilletons zu sammeln, auf welche er mehr Werth legte, als auf die meisten seiner größeren Werke, und nicht mit Unrecht, denn er war ein Meister in dieser Art Darstellung. Die Verhältnisse zwangen ihn oft, seine Arbeiten ohne seinen Namen zu veröffentlichen, und gerade von denen wurden viele einstimmig als mustergiltig bezeichnet. Diese kleinen Schriften wollte er nun sammeln, sichten und zu einem culturhistorischen Bilde zusammenstellen. Hamm begann im Herbste die Sammlung dieser zerstreuten Schriften, die im Laufe der Jahre in zahlreichen Zeitschriften — denn alle hervorragenden Blätter zählten Hamm zu ihrem geschätzten Mitarbeiter — erschienen waren. (Eine vollständige Zusammenstellung derselben würde viele Bände füllen.)

Mit fieberhaftem Eifer, sein baldiges Ende nur zu sicher vorahnend, ging Hamm an diese Arbeit. Oft sprach er den Wunsch aus, nur so lange noch zu leben, bis er dies vollendet, namentlich seine Selbstbiographie, die er darin aufnehmen wollte.

Digitized by Google

Am 8. November 1880 hatte ich mit Hamm eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen. Heiter verließ ich ihn um $^1/_2$2 Uhr; wenige Stunden darauf fand ihn seine Familie scheinbar schlummernd neben seinem Schreibtische sitzend — als Leiche; ruhig und schmerzlos, wie er sich dies immer gewünscht, löste der Tod sein thätiges Leben.

Selben Tages sandte der Verleger Hartleben den vereinbarten Contract über die Herausgabe der gesammelten kleinen Schriften unterschrieben und gefertigt zur Gegenzeichnung an Hamm. So fand sich dieses Schriftstück am Schreibtische des Verstorbenen. Eingedenk meines Versprechens übernahm nun ich die Erfüllung der Verpflichtung. Kaum den Plan hatte Hamm entworfen, und nur wenig vorgearbeitet. Die Erfüllung dieser Aufgabe wäre auch kaum möglich gewesen, wenn sich nicht ein theilweises Verzeichniß der Aufsätze, wenigstens jener der letzten Zeit vorgefunden hätte. Schwierig war die Beschaffung der oft vergilbten Blätter, in denen diese Aufsätze, abgedruckt waren, denn Manuscripte oder Concepte hob Hamm nicht auf. Durch die freundliche Unterstützung der Redactionen, insbesondere der »Neuen Freien Presse«, »Unsere Zeit«, »Wiener landw. Zeitung«, »Gartenlaube«, gelang die Beschaffung; reiches Material wurde eingesandt. Aus Rücksicht auf den vorhandenen Raum mußte Vieles zurückgelegt werden, was der Aufnahme werth gewesen wäre. Hamm entwarf für die Zusammenstellung eine Skizze, an welche ich mich treulich hielt, und demgemäß auch die einzelnen Aufsätze eintheilte.

Hamm wäre wohl in der Lage gewesen, diese folgenden Bilder und Schilderungen zu einem Ganzen zu vereinigen und mit seinen biographischen Daten versehen, ein Bild seines Lebens und seiner Zeit zu liefern; doch einem Anderen ist dies nicht möglich, es fehlt der verbindende Faden, den eben nur Hamm liefern konnte. So wurden diese Schriften in ihrer ursprünglichen Form belassen; bei einigen machten sich Kürzungen nöthig, einige erlitten kleine Umarbeitungen der Form nach.

Interessant ist das Bruchstück der Biographie Hamm's, die jedoch blos die erste Jugendzeit umfaßt und bisher nirgend veröffentlicht wurde.

So möge denn diese Sammlung freundliche Aufnahme finden; Vielen wird selbe Bekanntes bringen; mancher Leser wird vielleicht erstaunt sein, Hamm als den Verfasser dieses oder jenes Aufsatzes jetzt erst kennen zu lernen, der seinerzeit Interesse erregt. Die Feuilletons und Aufsätze theilen das Los der periodischen Blätter, in denen sie erschienen. Sie werden wohl gerne gelesen, dann aber weggelegt, verweht, denn das Morgen verdrängt das Heute. Einige derselben vor Vergessenheit zu bewahren, ist hier versucht und mögen selbe in dieser Form auch so freundlich aufgenommen werden wie bei ihrem ersten Erscheinen.

Wien, im April 1881. **Dr. Leo Přibyl.**

Digitized by Google

Inhalt.

Zeitgeschichtliches.

Seite

Aus der Jugendzeit 3
Vor fünfzig Jahren 51
Eine bestverleumdete Stadt 57
Wie man vor vierzig Jahren Landwirth wurde 64
Der Weihnachtsbaum 70
Parlamentarische Studien 74
Aus den Erinnerungen eines großdeutschen Volksvertreters 80
1. Ein Hofball 80
2 Maiden-Speech 86
3. An des Königs Tafel 91
Ein Jubel-Commers 96
Der Frankfurter Putsch. Erinnerung an den 3. April 1833 103
Sonntag im Bureau 110
Ein Wiener Salon 115

Literarische Reminiscenzen.

Die Rolle der Reminiscenz (Eine literarische Betrachtung) 125
Straucheln auf fremden Gebieten 130
Im Nobiskrug (Eine Neujahrs-Erinnerung) 135
Der dänische Corsar 142
Zwei Poeten 147
Ein Abend mit Alfonse Daudet 152
Frau Storm und ihr Album 158
Hamburger Abende. Aus den Erinnerungen eines Alten 167
Der Halle'sche Löwentrotz. I. 178
II. 184
III. 191

Weltausstellungs-Eindrücke.

Pariser Fensterbetrachtungen 201
Der Pariser Blumenmarkt 206
Culinarische Erinnerungen aus Paris 212
Die grüne Muse 218
Chic 224
Vom Ding, das Wenige schätzen 229
Berühmte Diamanten 234

Digitized by Google

Seite
Unter den östlichen Reben 240
Am Rhein, am Rhein 246
Nimrod. Eine Weltausstellungs-Erinnerung 252
Von ausgestorbenen Thieren 258
Nachgenüsse der Weltausstellung 265

Allgemeines.

Frau Hasel 273
Frau Ellhorn 279
Die Vogelsprache 287
Das Wunder der Zahl 293
Verkehr mit Geistern 300
Die modernen Geisterseher 311
Der Verfall des Spiritismus 317
Der Baum des Kletterns. Eine (natürlich wahre) amerikanische Bärengeschichte 332

Digitized by Google

I

Zeitgeschichtliches.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Jugendzeit.*)

Die Stadt Darmstadt ist meine Heimat. Wer sie heute kennt in ihrem theilweise schmucken, nur etwas zu weit, zu vollkommen, wie man sagt, angemessenen Gewand, dem wird es schwer werden, sich ihr Bild vor fünfzig oder fünfundsiebzig Jahren auszumalen. Damals war sie noch eine recht kleine Ackerbürgerstadt, und nur als Residenz des Landgrafen, eines jener Duodezfürsten aus der guten alten Zeit des Reichs und seines Kammergerichts, gewann sie einiges Leben und erhöhte Bedeutung. Ich erinnere mich eines großen Gemäldes in der Bildergallerie des Schlosses, welches die Stadt oder vielmehr nur deren neuesten, westlichen Theil aus der Mitte des 18. Jahrhunderts darstellt; die Staffage bilden exercirende Grenadiere, galonirte Hofbediente und bunte Carossen; sie ist in den Straßen Jahrhunderte lang dieselbe geblieben, wie auch heute noch. Das eigentliche, selbstbewußte Bürgerthum fehlte fast gänzlich hier. Damals war es dazu noch in die engsten Grenzen gebannt, vielleicht mehr die der Gewohnheit, als des Gesetzes. Der Darmstädter »Borjer« wohnte zu Anfang dieses 19. Jahrhunderts nur in der sogenannten »Altstadt«. So hieß und heißt jener Theil, dessen Wahrzeichen und Palladium das »Stinkgäßchen« und der »Hinkelstein« (Hühnerstein, eigentlich aber Hünenstein, ein heut' noch nicht beseitigter Granitfundling mitten in einer Gasse) waren; entstanden auf den Trümmern jenes Dorfes, das zuerst in der Geschichte erwähnt wird, weil in seiner Nähe die Grafen von Katzenellenbogen eine von der Natur so schön hergerichtete Arena im eigentlichen Wortsinn fanden, daß sie darauf das von dreihundert Rittern und Edlen besuchte große Turnei bei Darmundesstatt, ich glaube im 14. Jahrhundert, abhalten konnten. Den Namen soll der Stadt nämlich verliehen haben ein elendes Bächlein, der Darm, der von Osten aus sich hindurchschlängelt, d. h. wenn er gerade bei Wasser ist; er hat genug Anlaß zu schlechten Witzen und Epitheten gegeben; mein Vater pflegte sich in patriotischem Stolze nicht wenig zu ärgern, daß von allen »großen Hauptstädten und Residenzen« Darmstadt die einzige, welche es selber sagen müsse, daß sie eine »Stadt« sei. Da der antiquarischen Liebedienerei und Wortklauberei nichts unmöglich ist, so hat auf Allerhöchsten Wunsch des Großherzogs Ludwig's III. übrigens ein böotischer Bibliothekar aufgefunden, daß die Stadt schon in der Pfahlbautenzeit als keltische Niederlassung

*) Ungedrucktes Manuscript.

Digitized by Google

bestanden, später, nach den Römern, aber den Namen Trajimentum geführt habe, zusammengezogen aus Trajani Monumentum — leider ist nur ihre ganze alte Geschichte verloren gegangen — eine neue hat sie speciell kaum gehabt.

Aber zurück aus der Heidenzeit in die christliche Altstadt. Das war — und ist theilweise noch — eines jener Conglomerate ganz willkürlich angelegter, oft nur in Säcke auslaufender Gassen und Gäßchen, aus schiefen, widerwillig in allen möglichen Frontwinkeln aneinander stoßenden Häusern von Fachwerk, mit den Giebeln nach der Straße, vorspringenden Obergeschossen, kleinen Thüren und Fenstern, auf's engste zusammengedrängten Räumen, wie sie das deutsche Spießbürgerthum des Mittelalters so sehr liebte. Man will in ihrer Bauart die Idee des Familienthums verkörpert gesehen haben — allein es muß ein sehr unbehagliches, ungesundes gewesen sein. Wenn der Todesengel die Sense der Seuche schwang, dann warf er gleich ganze Quartiere auf einmal danieder; »das Sterben ist über die Stadt gekommen«, berichtete naiv die Chronik. Interessant für eine spätere Zeit werden sein die Namen der Gassen und Gäßchen der Darmstädter Altstadt. Ich erwähne: das Parre-Braune (Pfarrer Braun's) Gäßche(n); das Briggelche (Brückchen); das schon genannte »Stinkgäßche«; die Hinkelsgaß (in der der »Hünenstein« liegt); die Viehhofsgaß; die Baugertsgaß (Baugert = Baumgarten; der officielle Hofwitz hat vornehm »Pancratiusgasse« daraus gemacht); die Siewehaisergaß (Siebenhäusergasse); das Bergelche (Berglein); am Ballaum (Ballonplatz); der Birngarte; der Ritstahn (Rittstein); die Schustergaß; die große und kleine Kaplaneigaß; die Roth-Hose Gaß (in welcher viele Lakaien wohnten) ꝛc. Bezeichnende Namen sind ferner: Judde schul (Synagoge); Stockhaus (Gefängniß); Batzehäusche; schepp Allee (d. i. schiefe Allee) ꝛc. Die Hauptgasse der Altstadt, in welcher die vornehmsten Bürger, sogar Minister und andere Excellenzen wohnten, hieß die »Ochsengasse«. Diesen Namen führte sie unstreitig von dem berühmten »Gasthof zum rothen Ochsen«, welcher so ziemlich in ihrer Mitte stand. Ich erinnere mich noch recht gut des Hauptgelasses dieser altväterischen Wirthschaft, welches ich an der Hand meines Großvaters häufig genug besucht habe; dunkle Täfelung, der Kalender »Hinkender Bote« an der Wand, der Fußboden mit weißem Sande bestreut, tief braune, von Bürgerärmeln seit einem Jahrhundert glattgeriebene, massive Tische, ebensolche Holzstühle, an der Wand umlaufend eine feste Bank, unterhalb mit vergitterten Schiebethüren geschlossen — die gebrauchten Spielkarten, die ich mir oft hervorholte, lagen hier aufbewahrt — der Wein in weißen Flaschen ohne Stöpsel, ein Duft von »Spansau mit Salat« und »Leberklösen« — alles das steht und dampft vor mir wie vor dreiundvierzig Jahren. Links von dem Gasthof stand das Haus meines Großvaters; rechts von demselben dasjenige des Kaufmannes Liebig, eines interessanten Alchymisten, welcher durch die merkwürdigsten Experimente oft die ganze Stadt in Stannen setzte; so illuminirte er schon, ehe Jemand an Gasbeleuchtung dachte, im Ende vorigen Jahrhunderts sein ganzes Haus

Digitized by Google

mit »brennbarer Luft«. Da konnte es freilich auch nicht wundernehmen, daß sein Sohn lieber den gleichen Weg einschlug und chemische Versuche anstellte, anstatt im Mörser Teufelsdreck und Coriander zu reiben. Und es war sein Glück, daß dieser Sohn seinem Lehrherrn in der Apotheke zu Zwingenberg entlief, als der ihm eine derbe »Batsch« (Ohrfeige) verabfolgte, weil er das chlorsaure Kali zu Sauerstoff-Experimenten verbraucht hatte — denn dieser Sohn war Justus Liebig. Er war in jenem Hause geboren am 13. Mai, siebzehn Jahre vor mir; und da ich später sein Schüler gewesen, hat er herzlich lachen müssen, als ich ihm einmal sagte: »Uns Beide trennt nur der Ochse!«

Mein großväterliches Haus war nach heutigen Begriffen eine elende Baracke; damals galt es für ganz stattlich. Im Erdgeschoß befand sich neben der dunklen, stets durch schmierige Oelfässer verbarricadirten Thorfahrt mit ihrem steilen, gefährlichen Kellerhals ein Laden und daran ein einfensteriges Comptoir; das erste und einzige Stockwerk — wenn man einer breiten Giebelmansarde nicht die Ehre anthun will, sie das zweite zu nennen — hatte vier Fenster Fronte, und in der Kammer, welche das letzte zur Linken erleuchtete, bin ich geboren am 5. Juli des Jahres 1820. Ich beschreibe das so genau, weil ich später gar oft in der Straße gestanden bin und mit den seltsamsten Gefühlen nach jenem Fenster hinaufgestarrt habe; jetzt weiß ich kaum mehr, ob es noch vorhanden ist. — Mein Vater war der großherzogliche Hofsecretär Joh. Conrad Hamm, geboren am 6. Juni 1791, meine Mutter Wilhelmine Emrich, geboren am 24. Januar 1800; beide Stadtkinder. Der Posten, welchen mein Vater bekleidete, war für jene Zeit ein nicht unansehnlicher; er trug 1200 Gulden Gehalt ein, außerdem gewisse Naturalien und Emolumente, welche später abgelöst wurden oder in Wegfall kamen. Mein Vater hatte eine gute Erziehung genossen. Der Seinige stammte aus einer Bauernfamilie des nahen Dorfes Arheilgen (zusammengezogen aus Allerheiligen, wahrscheinlich nach einem früheren Kloster), aber er hatte es durch Fleiß und Sparsamkeit zu etwas gebracht und saß als ehrsamer Sattlermeister im eigenen Hause auf der »Schustergasse«, der zweitvornehmsten Straße der Altstadt. Das war ein Haus — wie eigens erbaut für Gespenstergeschichten und Schauer-Romantik. In seine Längenseite, welche das zwei Schritte breite Rathhausgäßchen von dem Sitze der Stadtväter trennte, fiel niemals ein Sonnenstrahl; Nachts fuhr hier vorbei jener seltsame Leichenzug mit Pferden ohne Köpfe, von welchem die Ammen erzählten; verbrieft war aber, daß beim Kellergraben unter dem Hause ein Schatz gefunden worden; ein anderer, größerer, bei dem sich von Zeit zu Zeit ein schwarzer Hund mit feurigen Augen zeigte, harrt heute noch der Hebung. Aber trotz alledem ging keine Spur von Romantik und märchenhafter Zaubernacht auf die Insassen und Kinder über. Mein Großvater väterlicher Seite war ein praktischer Erwerbsmann; er hielt seine Familie knapp im Futter und in der Zucht; er war überaus streng und besaß eine ganze Sammlung vielgebrauchter »Farrnschwänz'« (Ochsenziemer); ich glaube, er hat mir einen

Digitized by Google

oder den andern noch selber applicirt, denn ich erinnere mich des langen, trockenen Mannes recht gut, und weiß, daß ich ganz besondere Scheu vor ihm gehabt habe. Ohne Bildung kann er nicht gewesen sein, ich besitze von ihm als einziges Erbstück ein Heft voll Bleistiftzeichnungen antiker Köpfe, welche mehr als die gewöhnliche Schulfertigkeit damaliger Zeit verrathen. Jedenfalls wußte er den Werth der Bildung zu würdigen, denn er ließ sie seinen Kindern — es waren deren, glaube ich, neun an der Zahl, von welchen acht frühzeitig starben — nach Kräften angedeihen. Mein Vater besuchte das Gymnasium — sein Director war der berühmte Sprach- und Geschichtsforscher Wenk — bis Prima und erwarb sich darin einen Schatz an Latein und Mathematik, der ihm noch bis in's späteste Alter treu blieb, mich aber oft zur Verzweiflung brachte, weil ich stets dadurch genöthigt war, seine Durchsicht der Exercitien zu scheuen. Indessen scheint es dem Gymnasiasten Conrad, trotz eifrigsten Lernens und guter Censuren, sonst nicht zum Besten gegangen zu sein; er hat sich zwar selten und nur ephoristisch, in der Vergessenheit, darüber ausgesprochen, aber ich glaube, er hat durch Currende-Singen und Unterricht-Ertheilen einen Beitrag zu seinen Unterhaltungskosten liefern müssen.

Ich kann mich auch dem Gedanken nicht verschließen, daß er sowohl als seine Geschwister in der Jugend häufig haben Hunger leiden müssen oder vielmehr sich niemals satt gegessen haben; weniger, weil es fehlte, als, weil man glaubte, die größte, eine übertriebene, Mäßigkeit und zeitweiliges Fasten seien zuträglich, gesund. Wenigstens lasse ich mir nicht nehmen, daß die bleichen, mageren Gestalten meiner Oheime (Vatersbrüder) und ihr früher Tod an der Schwindsucht durchaus nur ihren Grund in ungenügender Lebensweise während der Jugendzeit gehabt haben. Sie stehen noch vor mir, meine »Onkels«; drei an der Zahl waren es, die ich kannte; von mütterlicher Seite waren keine vorhanden. Der jüngste, Christoph, starb zuerst; ein blasser, blonder, junger Mann, ich glaube Kanzlist oder so etwas seines Berufs; er war lustig und mir sehr gewogen, wie ich ihm. Dann fiel der Phtysis, der Onkel Christian; ein Kaufmann und Flötenspieler, Sammler von sentimentalen Gedichten und nichts weniger als dergleichen Schnurren, welche ich auf dem Speicher entdeckte und durchstöberte nach seinem Tode, der in meinem väterlichen Hause erfolgte. Endlich noch der Onkel Justus, ein Sattler und strenger Mann, der mich einmal tüchtig durchwichste, weil ich mich unterstanden hatte, mich auf dem Wege zu ihm zu verirren; »in Darmstadt kann man sich nicht verirren!« zankte er, und die Sentenz blieb fest in meinem Gedächtniß haften. Er war der älteste der Brüder; trotz des Widerstrebens der Familie heiratete er die Haushälterin seines Vaters, die Tante »Sannche« (Susanne), bei der ich manchen Nachmittag zubrachte, wenn ich die Schule schwänzte, die mir manchen Apfel — besonders gefrorene! — dargereicht und deren Gewogenheit mir um so theurer, als der Besuch bei ihr streng verboten war. Denn als Onkel »Justel« das Zeitliche gesegnet (sic!) hatte, ergab sich, daß das gesammte, ihm zur Nutznießung überlassene väterliche Vermögen der Witwe vermacht war; daher

Digitized by Google

Kränkung, Zerwürfniß, Proceß! Diesen gewann später mein Vater, mußte jedoch die Zinsen des erstrittenen Capitals jährlich der »Tante« zahlen und war ihr nun deswillen nicht grüner, wenn auch äußerlich das Vernehmen wieder hergestellt wurde. Sie trauerte nicht lang, sondern heiratete einen »Geheimen Kanzlisten« Henning, ein gebücktes Männchen mit Thränenfisteln an den großen wasserblauen Augen, das sich von Kaffee in homöopathischer Verdünnung und einer langen Pfeife nährte — welche seltsame Schattenbilder, barocker als der keckste Carricaturenzeichner sie schaffen könnte, tauchen empor aus dem Schoße meiner Kindheit — und dennoch kann ich über sie nicht lachen, ich, der so gern spottet und verlacht! Warum nicht? —

Alle diese Verwandten väterlicher Seite haben keinen Einfluß auf mein Leben gehabt. Damit ich aber den Stammbaum nach dieser Zweigrichtung hin vervollständige, erwähne ich noch der »Vettern« in Arheilgen, der Brüderssöhne meines Großvaters, einer Familie richtiger, dürftiger Kleinbauern, ungeschlacht und täppisch, aber nicht unempfindlich gegen das Bewußtsein der guten »Freundschaft in der Stadt«; ich habe dasselbe oft schmählich gemißbraucht und den braven Leuten mit einer Horde von Schulgenossen Besuche abgestattet, welche ihren ländlichen Vorräthen schwer mitspielten; besonders verging die Kirchweihe (die »Kerb«) nicht, ohne daß wir unseren Kuchentribut geholt hätten. Es war unter den Vettern ein jüngerer Sohn, wegen seiner flachslichten Haare »der Schimmel« genannt, den ich besonders gern hatte; es ist mir heute so, als sei er viel gescheiter und minder tölpisch gewesen, als die andern; aber ich habe mich, undankbarerweise, später gar nicht mehr um ihn gekümmert und weiß nicht, was aus ihm geworden ist. — In meines Vaters Sippe ging ein dunkles Gerücht, daß die Familie Hamm — ein in dortiger Gegend sehr seltener Name — nicht immer in bäuerlichen Kreisen vegetirt habe. Man wollte wissen, sie sei vom Niederrhein eingewandert und habe vor vielen, vielen Jahren in hohen Würden gestanden. Wie dem auch gewesen sein mag, so sprach man insbesondere von einem Stallmeister dieses Namens, ich glaube, dem Großonkel meines Vaters, mit einer so mysteriösen Vorsicht, daß mich dies von frühester Jugend auf reizte; aber vergebens, ich erfuhr nicht mehr, als daß derselbe eine Zeit lang im Dienste einer Mecklenburg'schen Prinzessin, außerdem aber eine Art Roué oder Mauvais sujet gewesen sei, von dem nicht zu sprechen. Sein Tod war auffallend; im Herausgehen aus dem Theater zu Frankfurt a. M. brach er zusammen und verschied plötzlich. Selbst als ich in späteren Jahren, beim Zusammentreffen mit Namensverwandten hoher Stellung in Rußland, Gelegenheit genommen hatte, mich über jenen geheimnißvollen Stallmeister — zu seiner Zeit schon eine ziemlich ansehnliche Charge — bei meinem Vater schriftlich zu befragen, blieb mir dieser die Antwort schuldig, und es hat mir niemals gelingen wollen, meinen Stammbaum weiter zu verfolgen, als bis Arheilgen; weit her war er also nicht.

Mein Großvater in der Schustergasse starb, als ich ungefähr sieben Jahre alt war. Ich habe ihn auf dem Schragen liegen gesehen in der kleinen, nackten

Digitized by Google

Kammer — es war der erste Todte, den ich sah, und ich schauderte, die harten, scharfen Züge noch härter, schärfer zu erblicken. Man soll Kinder höchstens zu jung Gestorbenen führen, welchen der Engel die Seele von den Lippen geküßt hat, die lächelnd erstarren — nicht ans Lailach der müden, zähen Kämpfer, die mit ihm gerungen haben bis auf den letzten Athemzug!

Meine Mutter — Wilhelmine Dorothee — war die einzige Tochter des Kaufmannes, Conditors, auch Stadtältesten und Senators Johann Wilhelm Emrich, in dessen Hause meine Eltern wohnten. Er war gebürtig aus Massenheim im Herzogthum Nassau, einem rebenreichen Dorfe auf der rechten Mainseite in der Gegend von Hochheim; seine Eltern waren ebenfalls Bauersleute und von seiner Jugend weiß ich nichts, als daß er, wie öfters erzählt war, während derselben mit seinem Bruder, dem Großonkel Adam, zusammen von einem Kirschbaume herabgefallen sei, wobei sie Beide drei Beine brachen, er eines. — Wahrscheinlich ist er als eine Art Laufbursche nach Darmstadt gekommen und hat sich geschickt genug angestellt — denn er war ein sehr anschlägiger Kopf — um als Lehrling eines Conditors weitere Ausbildung zu erlangen. Dann ward er Gehilfe und ist, wenn ich nicht irre, ein wenig gereist; darauf hat er sich in Darmstadt niedergelassen und geheiratet. Es ist mir, als sei meiner Großmutter eine erste Frau vorhergegangen; bei der Schweigsamkeit, die in unserer Familie über dergleichen Verhältnisse von jeher geherrscht hat, bin ich in Vielem weniger unterrichtet, als ich sein sollte oder könnte. Zu der Conditorei gesellte sich eine Colonialwaarenhandlung, später namentlich ein sehr ausgebreitetes Oelgeschäft; die Kriegszeiten waren trotz Einquartierungen und Leistungen oft übertriebener Art für gewiegte Männer des Handels nicht so schlecht; kurz, mein Großvater galt für einen wohlhabenden Mann; wie das zu gehen pflegt, schätzte man sein Vermögen vielleicht höher, als es war. Allein mehr, er galt auch allgemein für einen sehr braven, wackeren, ehrlichen und ehrenwerthen Mann, der eine offene Hand und ein warmes Herz für Jeden hatte, der bei ihm Hilfe suchte oder Rath. Darum wurde er auch Vertrauensmann für die halbe Stadt, und von der ganzen erwählt zu ihren höchsten Ehrenämtern. Wohl erinnere ich mich, daß es mir als Kind auffiel, wie oft der Großvater stehen blieb, wenn er, mich an der Hand, durch die Straßen wandelte, wie viele Leute da gute Worte und oft noch Besseres für mich hatten, und daß selbst aus vorüberfahrenden Carossen der »Herr Senator« verbindlichst gegrüßt ward. Ein kleines Herz merkt leicht auf solcherlei Ehren und schwillt darob. Meine Großmutter, Katharine Korndörfer, geboren 1769, war die Tochter des Perrückenmachermeisters und landgräflichen Kammerdieners K. und nicht wenig stolz auf ihre bevorzugte Abkunft. Die Familie stammte aus dem fernsten Oberhessen; ich habe später Glieder derselben in der Nähe von Alsfeld oder dort herum in einem völlig jeder Cultur abseit gelegenen Dorfe, dessen Name mir wieder entfallen ist, aufgefunden und bin von den gutmüthig halbwilden Försterleuten sehr freundlich aufgenommen worden. Ein von Seekatz gemaltes Oelbild in meinem Besitz stellt meine Großmutter

Digitized by Google

als fünfzehnjähriges Mädchen, ein zweites ihre Mutter, meine Urgroßmutter, dar. Letztere muß eine bildschöne Frau gewesen sein, deren runde braune Augen mit liebenswürdigem Ausdruck sehr regelmäßige Züge verschönen, welche gehoben werden durch die kleidsame Rococotracht, das hohe Toupé mit dem darauf gehefteten Spitzen-Bonnet und die Rose am vollen Busen. Weniger bedeutend sind die kindlichen Züge der blonden Tochter, welche einen kleinen Wachtelhund auf dem Schooße hält; ein freundliches, offenes Gesicht, das hell in die Welt blickt, die noch voll Sonnenschein ist. Wie oft hab' ich es verglichen mit dem scharfen, tiefgefurchten Antlitz der alten Frau, die mir bis in's Mannesalter hinein von frühester Jugend an niemals anders erschienen war, nicht im Kleinsten anders! Und doch war eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den fünfzehn Jahren und den Sechzigen nicht zu verkennen; aber jenen war noch nicht der Geist, der Verstand, das Selbstbewußtsein aufgegangen gewesen. Es existirt auch noch (im Besitz meiner Schwester) ein Pastellbild meines Urgroßvaters, des »hochlandgräflichen Kammerdieners und Perücquiers« — er muß ein feines Männchen gewesen sein, im himmelblauen seidenen Frack, mit Degen, gepudertem Toupé und Zopf mit Haarbeutel! Ueber die Ehegeschicke meiner Großeltern — wenn ich künftig von ihnen rede, meine ich stets nur diejenigen von mütterlicher Seite, die väterlichen sind schon aus dem Rahmen meines Bildes zurückgetreten in den ewigen Schatten — habe ich niemals viel erfahren; ich weiß nur, daß mitunter recht trübe darunter waren, indem die armen Leute eine ganze Reihe von Kindern, ich glaube deren acht, meistens an den Blattern, verloren. Meine Mutter war das einzige Ueberlebende. Es hat sich da wohl viel Zärtlichkeit auf ihr schwarzlockiges Haupt concentrirt, wenn man sie auch in jenen Kreisen und Zeiten nicht so zur Schau trug, wie heute. Sie erhielt eine gute Bildung, lernte Clavier und Singen für's Haus, war eine zierliche Tänzerin, las gerne und viel, und hatte viele Freundinnen. Auch Freunde — ich habe oft Neckreden aufgeschnappt, die, von Zeitgenossinnen später vervollständigt, mir ein schönes, vielumworbenes Mädchen zeigten, das wohl Einem oder dem Andern sogar das Herz zu brechen vermocht hat. Aber sie war nicht schuld daran, sondern das Geschick, das ihr in dem jungen, 27jährigen Hofsecretär den Rechten entgegen brachte. Meine Mutter, mit außerordentlich reichem, tiefschwarzem Haar, großen blauen Augen und schlanker, voller Gestalt, war als reife Frau eine überaus stattliche Erscheinung; sie soll ein Mädchen von eigenthümlicher Schönheit gewesen sein. Mein Vater, von welchem Jugendporträts existiren, war aber nach diesen ein nicht minder schöner Mann; so war es kein Wunder, daß sich die Beiden zusammenfanden. Ein gewisser Nimbus schwamm überdies um ihn: er war Soldat und in Feindesland gewesen. Als nach der Rückkehr Napoleon's von Leipzigs Wahlstatt das deutsche Volk allenthalben sich erhob gegen den Unterdrücker, da sandte auch der Großherzog von Hessen sein Heer gegen ihn; dasselbe Heer, welches wenige Monate vorher unter demselben Führer, dem Prinzen Emil (wie bekannt einem

Digitized by Google

Sohne der Großherzogin Luise und des französischen Grafen Jenisson; die Gesichtsähnlichkeit gab es sprechend, besonders wenn er neben seinem Halbbruder, dem legitimen französischen Grafen Jenisson in der Theaterloge saß), das Grimmaische Thor in Leipzig gegen die heldenmüthig anstürmende preußische Landwehr vertheidigt hatte, und derselbe Fürst bekriegte den Corsen, dem er die Würde eines »Grand Duc« dankte und dafür gedankt hatte, wer weiß wie! Genug, auch in Darmstadt eilte die Jugend begeistert unter die Fahnen und mein Vater war keiner der Letzten, die da eintraten in das freiwillige Jägercorps. Dieses marschirte durch Baden und die Schweiz bis Lyon, kam aber nicht zum Treffen; die meisten Kugeln wurden auf Hasenjagden in badischen Gehegen verschossen, und es ist wohl nicht allzu viel Schaden dadurch geschehen. In Lyon blieben die Hessischen Jäger etwa ein Vierteljahr lang liegen und befanden sich sehr wohl. Besonders mein Vater, dem seine Kenntniß der französischen Sprache zu statten kam und der bei einem Wirth einquartirt war, welcher drei, sage drei wunderhübsche, liebenswürdige Töchter hatte, ungerechnet den Sohn, den Municipal-Gardisten, dessen prächtig ausgeführtes Crayonbild von seiner eigenen Meisterhand ausgeführt, mit dem blassen, melancholisch schönen Gesicht unter der hohen Bärenmütze ein hochgehaltenes Stück der Familiengallerie war. Meines Vaters Herz wäre beinahe ganz in Lyon geblieben; es schienen ihm daselbst die besten Aussichten eröffnet, aber er riß sich los und — vergaß. Mit wehmüthiger Resignation hat er es mir später häufig selbst erzählt, welche Kämpfe ihm der Abschied und die Erinnerung gekostet. Eben von jenem Künstler besitzen wir auch noch sein Bild als Soldat mit der Feldmütze; und wahrhaftig, er muß ein schöner Bursche gewesen sein! Als das Bataillon der freiwilligen Jäger heimgekehrt und aufgelöst worden war, trat mein Vater in den Staatsdienst; ich glaube als Kanzlist auf irgend einer »Balei«; er schrieb eine wundervolle, charakteristische und charakterfeste Handschrift.

Er scheint sich rasch emporgearbeitet und sehr wohl befunden zu haben; eine Zeit lang war er im Dienst zu Oppenheim am Rhein, ein andermal auf dem Grafenschloß zu Ilbenstadt in der Wetterau; ja, er lernte sogar damals reiten und hat es darin zur Fertigkeit gebracht. Mehr als Alles aber spricht für sein Streben und Verhalten, daß er binnen kaum vier Jahren den viel begehrten Posten eines »Hofsecretärs« erhielt. Er trat freilich damit aus dem Dienste des Staates in den des Einzelnen, aber der Unterschied war damals nicht groß, und ist es leider auch heute noch nicht. Die Stätte seiner Pflicht war das Marschallamt, sein nächster Vorgesetzter der Ober-Hofmarschall, dem zuweilen noch ein bloßer Hofmarschall secundirte. Der Kreis seines Amtes erstreckte sich auf die sämmtlichen wirthschaftlichen Angelegenheiten des Hofes, vom Keller bis zur Silberkammer; daneben umfaßte er die Chatouillegüter des Großherzogs und die Verwaltung der Hofcasse. Das Marschallamt befand sich im Residenzschloß, und zwar in dem sogenannten weißen Saalbau, in der Ecke zwischen dem Glockenthurm und der Hofkirche; manche gehobene Stunde habe ich in

Digitized by Google

den burcaudustigen, gewölbten Räumen zugebracht und mit Selbstbewußtsein aus dem gegenüber sprudelnden »Schloßbrünnchen« getrunken; ich gehörte mit in's Schloß, das wußte Jedermann. Aber ich denke an Tristram Shandy und schweige.

Meine Geburt war natürlich ein Ereigniß; ich war der Stammhalter zweier angesehenen Bürgerfamilien, welche notabene mit dem Hofe liirt waren. Getauft ward ich im Hause von dem Pfarrer Stücker, welcher einen guten Schoppen sehr liebte und später im Delirium durch eigene Hand umkam. Von meinen beiden Großvätern als Pathen erhielt ich als Mitgabe auf die Lebensreise ihre Namen: Wilhelm Philipp — und mit dem ersteren, dem des Muttervaters, ward ich gerufen. Damals galt es noch für eine tiefe Beleidigung, wenn man dem Kind einen anderen Namen beilegte, als den des Taufzeugen; in unserer Familie ward das Decorum darin streng gewahrt, und so ist richtig auch eine Anzahl unschöner, oder doch altväterischer Namen in dieselbe gekommen. Meine Mutter stillte mich selber; ich bin das einzige ihrer Kinder, dem dies Glück ohne Abzug zu Theil wurde, und ich glaube fest, daß es Einfluß auf meine Körperconstitution gehabt hat. Häufig kam — was ich mir später oft mußte vorwerfen lassen — eine sehr hübsche, üppig gebaute Judenfrau, die Gudel, welche zu viel Milch für ihr Mädchen hatte, zum Besuche meiner Mutter und nahm mich dann an die Brust, an der ich mit ganz besonderem Wohlbehagen geschmatzt haben soll; es ist aber kein Tröpflein von dem Erwerbs- und Handelsgeist des auserwählten Volkes in mich übergegangen, leider!

Als ältestes Kind ward ich sorgsam gehegt und gefüttert; man gab sich viel mit mir ab und so erwachte das Bewußtsein sehr früh in mir. Ich habe Erinnerungen, welche in mein zweites Lebensjahr reichen; freilich, wer will entscheiden, ob nicht oft Gehörtes sich in meiner Seele durch die Thätigkeit der Phantasie zu Wirklichem, oder doch zu einem festen Bilde gestaltet, das mich von jeher getäuscht hat? Aber ich meine, ich sehe noch vor mir mein erstes Bilderbuch, dessen schwarzen Adler mit ausgebreiteten Flügeln ich in der schwarzen Bandschleife auf der Haube der »Jumfer« Blatz wieder erkannte, so daß dieses alte Fräulein niemals bei uns eintrat, ohne von mir mit dem Zuruf: »Adla, Adla!« begrüßt zu werden, worüber es nicht wenig ungehalten war. Und sehe ich mich nicht noch auf deinen breiten Schultern, ältester Freund meiner Jugend, du wackerer Hannes Hartmann! Er war der Sohn eines Holzmachers, der mit seiner Familie bescheiden im großväterlichen Hinterhause wohnte und nebenbei das Factotum der Handlung wie aller Insassen war. Seine Mutter wollte mich schon mit gebratenen Aepfeln füttern, als ich noch kein halbes Jahr zählte, und später stand immer einer für mich auf dem Ofen der guten, alten Frau. Der stämmige Hannes aber schleppte mich durch Dick und Dünn, und so ängstlich meine Angehörigen über mich — damals — wachten, diesem guten Bären vertrauten sie mich Tage lang ohne Bedenken an; sie konnten es, er hätte sich eher zerreißen, als mir ein Leid geschehen lassen. In der vergeßlichen Undankbarkeit der Kindheit sind

Digitized by Google

mir diese braven Leute gänzlich aus dem Gesichte gekommen, ehe ich halbwüchsig war; ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist; verdorben, gestorben, wahrscheinlich! Ich glaube sogar, es ist später eine Art von elendem dummen Jungen-Hochmuth gewesen, der mich ihre Gesellschaft meiden ließ — oder ist sie mir verboten worden?

Eine andere Figur aus allererster Jugendzeit ist der uns gegenüber wohnende Trödler Gottlieb, an dessen Herrlichkeiten ich mich niemals satt sehen konnte. Das wunderbarste darunter war eine Kinderkalesche, ganz gebaut wie die damaligen Hofcarossen; sie war vordem Eigenthum eines Prinzen gewesen, nun fuhr darin der Erbprinz aus der Ochsengasse hinaus in den »neuen Anbau«. Denn in meinem Großvater hatte sich endlich der Senatorenstolz geregt; er hatte auf dem noch wenig bebauten Ludwigsplatz, hinter dem sogenannten Kametzky'schen Haus und Bleichgarten, das Areal der alten herrschaftlichen Waschküche des Prinzen Georg erworben und baute darauf nun ein stattliches Haus, oder reihte vielmehr ein solches an zwei schon vorhandene, welche glänzend renovirt wurden. Ich sehe mich wirklich noch in der fürstlichen Kutsche mitten unter angehäuften Steinmassen zwischen den beiden mächtigen Thorpfeilern der Einfahrt mit ihrem Aufsatz von Steinkugeln; und da wir das neue Haus schon mit Ende des Jahres 1822 bezogen, so muß mein Gedächtniß wirklich bis in mein zweites Jahr zurückreichen. Ein wunderbareres Häuserwerk für einen lebensfrischen Knaben konnte es aber nicht geben, als das neue Haus am Ludwigsplatz, seinen zwei Höfen, seinem düsteren, geheimnißvollen Gang hinter dem Mittelhause, dessen ersten Stock wir anfänglich, über den Großeltern, bewohnten, und seinen drei Gärten: dem Vordergärtchen (Blumengarten), dem Bleichgärtchen (Rasen) und dem hinteren Garten. Der letztere war höchstens 18 Fuß breit, aber mehrere hundert Schritte lang, er lief zwischen hohen Mauern hin, auf beiden Seiten mit den köstlichsten Rebsorten bepflanzt; vordem war er ein Weg, der aus dem Palais des Prinzen Georg (mit der alten Waschküche, nach dem des Prinzen Christian — später die Rube'sche Apotheke am Markte) führte. Das letztere Gebäude war früher der Ort gewesen, wo der Landgraf Ernst Ludwig sein alchymistisches Laboratorium gehabt und nach der Tinctur gesucht hatte, welche ihm plötzlich von einem Unbekannten geschenkt ward, so daß er aus Blei Ducaten und Speciesthaler mit der Legende: »Sic Deo placuit in tribulationibus 1717«, schlagen lassen konnte, wie Kopp erzählt. Später haben in dem Palais Geister gewohnt, welche ihre eigenen Gedanken zu vollwichtigem Golde schmiedeten, um ihr Volk damit zu bereichern auf alle Zeiten hinaus.

In dem neuen Hause, bald nach dem Einzug, wurde mir eine Schwester geboren; ich war nun nicht mehr allein und ward selbstständiger. Wie unendlich war der Raum, in dem ich mich nunmehr umhertummeln konnte, gegenüber dem engen, gefährlichen Hof in der »Ochsenstraße«, wie einige Hochmüthige ihre Gasse genannt wollten haben. Und redlich trieb ich mich herum, von Morgens bis Abends, in allen Ecken und Winkeln; da gab es keine Treppe, welche ich

Digitized by Google

nicht herabgefallen, kein Kratzeisen, an dem ich nicht hängen geblieben wäre; mit ganz seltener Geschicklichkeit fiel ich stets auf den Kopf und hatte fast täglich ein Loch darin. Selbst in der Stube wußte ich es möglich zu machen, daß ich mit der Stirne gegen die scharfe Sofakante schmetterte, um heute noch zuweilen Schmerz in der Narbe zu fühlen; und einmal riß ich mir, indem ich die ganze, väterliche Treppe hinabkollerte, die linke Wange durch und durch dermaßen auf, daß mir davon zeitlebens eine mehrere Zoll lange Zeichnung blieb, welche von Unkundigen später gewöhnlich für eine Errungenschaft von der Mensur gehalten wurde. Sonst war ich ziemlich gesund, doch erinnere ich mich, daß ein hartnäckiger Ohrenkatarrh, der mir das schon von Jean Paul gepriesene zweifelhafte Glück verschaffte, mangels Trommelfell im linken, nur mit dem rechten Ohre zu hören — auf eine so barbarische Weise zu heilen versucht wurde, daß ich lange Zeit nur mit Zittern daran denken konnte. Am linken Arm wurde mir durch Zugpflaster eine große Stelle bloßgelegt, und deren rohes Fleisch mit in scharfem Essig gebeizter Birkenrinde überbunden — später ward dann ein Fontanell daraus, welches lange Zeit offen gehalten wurde, natürlich ohne das mindeste zu nützen. Heutzutage lacht man darüber oder schüttelt verächtlich den Kopf; aber das ersparte dem armen Bübchen die furchtbaren Qualen nicht, welche ihm die Tortur, die unser und des Erbprinzen Leibmedicus, der Geheimrath Böckmann, ihm weise und bedächtig anerlegte. Unsere Zeit ist doch wahrlich in Vielem besser geworden! — Aus meinen nächsten Lebensjahren weiß ich wenig zu berichten. Ich liebte sehr mein Schwesterlein, ebensoviel aber glaube ich, dessen Amme, und noch mehr eine alte Dienstmagd, Christine, aus Leihgestern in Oberhessen, welche mich allabendlich zu Bett brachte und mir herrliche Märchen erzählte.

Eine Gestalt aus dieser frühesten Jugendzeit, welche sich mir unauslöschlich in die Erinnerung eingegraben hat, ist der »alte Manche«. Er war ein uralter, vertrockneter, zusammengeschrumpfter Jude mit tausend Runzeln und Falten im Gesicht, der täglich zum Großvater kam, um ein Glas Wein im Winkel am Ofen zu trinken, den er im Sommer wie im Winter beharrlich einnahm. Er war als Makler früher unentbehrlich gewesen, hatte es aber nicht zu Vermögen gebracht, wie sonst seinesgleichen; nun hing er mit zäher Freundschaft an dem Hause, das ihm einst zu verdienen gegeben; Vergeltung übte er alljährlich durch einen mächtigen Stoß »Matze«, Osterbrote, deren ungewohnter, fader Geschmack uns trefflich mundete, trotz aller Gerüchte, welche über deren Anfertigung umgingen. Man bedenke nur, daß die Zeiten des »Hep, Hep!« damals nicht ferne lagen; ich habe selber den fanatischen Ruf noch oft genug gehört, und ich glaube sogar mit einiger Begeisterung selber ausgestoßen. (Mein Vater verdolmetschte das gefürchtete Hetzwort sehr gelehrt mit: Hierosolima Est Perdita!) Da galt noch die Gönnerschaft des Herrn Senators dem armen Schutzjuden unendlich viel; in die bessere Gesellschaft kam kein Israelit, geschweige denn, daß man ihm es nicht als eine Art Verbrechen ausgelegt

Digitized by Google

hätte, wenn er sich zwischen die Christen hätte drängen gewollt! Ich weiß noch recht gut, welches ungemeine Aufsehen es erregte, als der erste Jude sich mitten in der »Neustraße« ansiedelte; er fand allabendlich Schinken-schwarten und Schweineschwänzlein auf seine Thürklinken gebunden, und ich weiß auch einige der Bösewichter zu nennen, die das ausführten; aber er kehrte sich blitzwenig daran, ist heute ein reicher Mann und fast die gesammte Straße — Andere behaupten sogar die halbe Stadt — gehört seinen Glaubensgenossen. Der alte Mausche (Moses) zog sich meinen ingrimmigen Haß zu, als ich die Bedeutung von Geschenken erfuhr, die er mir versprochen hatte: »ein goldenes Nixelche und ein silbernes Warteweilche« — und da ich diesen häufig an seiner großen Hornbrille ausließ, der einzigen Stelle, an welcher er verwundbar war, so erging er sich über mich öfters in sehr düsteren Prophezeiungen. Sonst aber ist mir doch aus jenen Tagen der Dämmerung wenig im Gedächtniß haften geblieben.

Ich kam sehr früh in die Schule, schon mit dem vierten Jahre, wahrscheinlich, weil man mich für eine Art Wunderkind hielt, wie alle Erstgebornen. Und zwar trat ich in das beste, in ein wirklich glänzend eingerichtetes Institut, das des Dr. Weitershausen, eines vielversuchten Mannes, dessen zerfressenes Gesicht von Krankheiten erzählte, an deren Folgen er später als ehrsamer Landpastor gestorben ist. Ich habe da rasch und viel gelernt. Im Zeichnen that ich es den Meisten zuvor, trotz verschiedentlicher »Batsche« (Ohrfeigen) für nicht vorschriftsmäßige Kunstwerke auf der Schiefertafel; Allen jedoch im Erzählen. Es war der vernünftige Modus eingeführt, die Kinder in gewissen Stunden frei und harmlos erzählen zu lassen, um sie an das freie Wort und Ordnung des Gedankenganges zu gewöhnen; leider ward dabei die Phantasie zu sehr gereizt. Einmal hatte der Classenlehrer Adam einen reich beladenen Kirschenzweig mitgebracht und diesen als Prämie für den besten Erzähler ausgesetzt; ich trug ihn davon für eine höchst merkwürdige Räubergeschichte, welche ich mir aus den Mustern der alten Christine componirt hatte, indem ich kühnlich das bestürmte Schloß genau nach den wohlbekannten Räumen des Darmstädter schilderte. Zu dem Institut gehörte ein ziemlich großer Garten, später »Amend's Zimmerplatz«, in welchem die Größeren Gärtchen besaßen, sich eine kleine Festung mit Graben, Wall und Blockhaus erbaut hatten — mein Ideal, an dem mein Blick voll Sehnsucht, immer unbefriedigt, hing und die zuweilen regelrecht erstürmt wurde. Exerciren unterm Gewehr mit Trommlern und Pfeifern gehörte mit zu den Leibesübungen, namentlich aber das Turnen — damals schon, und in Darmstadt, horrible dictu! Ueberhaupt hatte das ganze Institut einen freigeistigen, demagogischen Anstrich, der ihm wohl auch sein frühes Ende gebracht hat!

Unser Haupt-, Lehr- und Lesebuch war die kurzweg sogenannte »Fabel«, das heißt eine Sammlung von »Lehren der Weisheit und Tugend« im poetischen Gewand von Wagner. Auch das steht mir noch treu vor der Seele, wie mir eines Tages, nachdem ich längst lesen gekonnt, ganz plötzlich das Verständniß aufging, so daß ich, mitten im Lesen einer Fabel, laut

Digitized by Google

ausrief: »Das ist ja eine Geschichte!« Von dieser Stunde an ergab ich mich der Lesewuth. Eines großartigen Examens muß ich noch gedenken; die Eltern aller Schüler waren anwesend, auch die meinigen. Jeder hatte je nach Alter und Befähigung eine längere oder kürzere Strophe zu sagen, welche, aneinandergereiht, in ihrer Gesammtheit eine Art dramatische Vorstellung bildeten; meine charakteristische Sentenz lautete: »Schlaf ist das Beste! Alle Morgen wird mir bang, wenn mich meine Mutter weckt, wenn ich noch so weich und warm in dem lieben Bette stecke!« Ich entledigte mich dieses Ausspruchs nicht ohne Würde und Beifall, sonst wäre er mir wohl nicht unvergeßlich geblieben. Manchmal kam ein früherer Lehrer und gab Gastrollen in dem Institute. Er hieß Haupt, hatte einen Namen als Dichter und Demagog, und die Zöglinge der oberen Classen hingen mit leidenschaftlicher Liebe an ihm, der, wenn ich nicht irre, seiner Gesinnungen halber Amt und Stadt hatte verlassen müssen. Zu mehreren seiner Geschichtsvorträge im großen Saal wurden auch wir »Kleinen« zugelassen; der hochgewachsene Mann mit dem freien, feurigen Antlitz, dem langwallenden hellblonden, fast gelben Haupthaar und dem großen Ueberschlagkragen auf dem altdeutschen Schnurenrock hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Von seiner Redeweise ist mir nichts mehr erinnerlich, als der große Enthusiasmus, den sie hervorbrachte; der Inhalt war doch wohl für meine Fassungsgabe zu hoch. (Es war der seiner Zeit berühmte Burschenschafter Leopold Haupt, Herausgeber der »Teutsche Burschenlieder« 1819, und selber ein in damaligen studentischen Kreisen gefeierter Commers-Poet. Auch wohl der Verfasser von »Ueber Burschenschaften und Landsmannschaften?« Erwähnt W. Hauff, Memoiren des Satans V.)

Eines anderen Mannes, der einen literarhistorischen Namen hat, mag hier gleichfalls aus meiner ersten Jugendzeit gedacht werden. Es war der Geheimrath von Petersen, welcher die erste Etage unseres neuen Hauses bewohnte. Er gehörte als Professor P.« zu dem Darmstädter Kreise der Jugendfreunde Goethe's, dessen Mittelpunkt der genial verbissene Kriegszahlmeister Merck, das Urbild des Mephistopheles, bildete. Petersen, ein geborner Holsteiner, war Erzieher des damaligen Erbprinzen, späteren Großherzogs Ludwig II. gewesen, gleich seinem Bruder, welcher Ober-Hofprediger in Darmstadt war, dahin gezogen durch die »große Landgräfin«; er war ein höchst unterrichteter, liebenswürdiger Mann, der sich ungemeiner Achtung erfreute. Sein ehemaliger Zögling unterließ niemals, ihn, als er alt und schwach geworden, allwöchentlich zu besuchen. Der Großherzog hatte dem wackeren Mann, als derselbe den Dienst quittirte, eine freiwillige Zulage von jährlich tausend Gulden Gehalt zu dem etatmäßigen decretirt; Petersen lehnte sie beharrlich ab und war zur Annahme nicht zu bewegen; der Fürst aber ließ die Summe für ihn bei der Hauptstaatscasse deponiren und nach des Geheimraths Tod dessen Erben auszahlen. Diese waren sein Neffe, Landcommissär Petersen in Landau, und sein Schwager, Landcommissär von Gugel, der eine Schwester von ihm zur Frau hatte. Er selber war nicht verheiratet gewesen. Jenen fiel ein besonders

Digitized by Google

werthvoller Nachlaß an Kunstwerken und Handschriften zu; es ist schade, das letztere verschwunden sind, denn außer vom jungen Goethe befanden sich darunter Briefe von vielen bedeutenden Männern der Zeit. Ich selber besitze eine sehr sorgfältig ausgeführte Bleistiftzeichnung, ein Porträt Lavater's, jedenfalls als nach einem größeren Bild ausgeführt, welche Petersen meinem Vater geschenkt hat mit der Erklärung, ihr Zeichner sei Goethe gewesen. Ich bemerke dabei, daß mein Vater von Petersen hochgeschätzt und auch zum Testamentsvollstrecker ernannt worden war. Mir steht vor Augen, daß er nach des Letzteren Tod in Ausübung seiner Pflicht in meiner unbeachteten Gegenwart das geheime Fach eines Schreibtisches öffnete und äußerst bestürzt ward, als ihm Freimaurer-Insignien in die Hände fielen, besonders sah ich eine Schürze mit einem Todtenkopf und ein Winkelmaß; mein Vater getraute sich kaum, die Sachen anzugreifen, verpackte und versiegelte sie sofort! Petersen war ein hagerer, gebückter Mann mit schneeweißem Haar (oder war er gepudert?) und Zöpfchen, immer höchst sorgfältig gekleidet in braunem Frack, Jabot und Manschetten, Kniehosen, seidenen Strümpfen und Escarpins. Er sprach sehr leise, mir klang höchst sonderbar der ausgesprochene norddeutsche Dialect. Im Hause mußte die größte Stille herrschen; das hatte er sich ausbedungen; doch durfte ich manchmal zu ihm kommen, geführt von dem alten Diener, welcher einzig um ihn war; aber ich fand die verhangenen Zimmer, die dunklen Teppiche, die seltsamen Möbel immer unheimlich, und selbst das »Gutsel« (Confect), das ich regelmäßig empfing, versöhnte mich nicht mit der fremdartigen Atmosphäre. Der Geheimrath, welcher natürlich der Stolz unseres Hauses war, wurde vom Hof mit der größten Auszeichnung behandelt; er empfing sein Essen aus der Schloßküche, eine Hofequipage stand zu seiner Verfügung und holte ihn täglich ab; und er hatte nur stets zu wehren, um Gunstbezeugungen von sich abzuleiten, die dem bescheidenen alten Mann völlig werthlos schienen. Er war ein Denker und Philosoph; seine Lieblingslectüre waren Feder's Philosophische Schriften. Er selber ist auch Schriftsteller gewesen, aber ich entsinne mich nicht, eine von ihm verfaßte selbstständige Schrift jemals vor Augen bekommen zu haben; eine solche hätte aber in der Bibliothek meines Vaters, der den Geheimrath tief verehrte, gewiß nicht gefehlt. Dagegen waren zwei aus der Hinterlassenschaft erstandene große Aquatinta-Stiche, Porträts von Pitt und von Fox, in schwarzen, goldverbrämten Rahmen, lange Zeit hindurch eine Zierde unserer Wände. Leider wußte eine spätere Zeit den Werth dieser trefflichen Bilder nicht zu schätzen.

Aus jener frühesten Jugendzeit steht noch als farbenreiches Bild vor mir, meine erste Reise. Ich mochte wohl fünf Jahre alt sein, als mich mein Vater einmal mitnahm nach Auerbach, woselbst er in Geschäften des Hofes nicht selten reisen mußte. Es stand ihm dazu eine herrschaftliche Equipage mit betreßten Lakaien zur Verfügung, und gar herrlich fuhr sich's in ihr durch Eberstadt und die düstere, mit Räubergeschichten gespickte »Bickenbacher Tanne«, längs der sonnigen, fröhlichen Bergstraße dahin. Damals dachte

Digitized by Google

man noch nicht an Eisenbahnen, deren Stationen es jetzt allenthalben so bequem machen, ohne Zeitverlust schöne Punkte zu erreichen, so daß diese gerne besiedelt werden mit zierlichen Villen. Man reiste und lebte zu jener Zeit noch recht primitiv, so weit mir dünken will, brauchte man fast einen ganzen Tag zu der Reise, die man jetzt in kaum einer Stunde zurücklegt.

Auerbach ist ein zwischen mit Wald und Reben gekrönten, bekränzten Bergen eng hineingeschmiegtes, höchst unregelmäßig gebautes Dorf der Bergstraße; ein helles Wasser rieselt über Kiesel inmitten seiner Straße; zur Linken schaut eine prächtige graue Ruine von umbuschter Höhe herab in's Thal, zur Rechten führt ein breiter Kiesweg nach dem Fürstenlager, einem hübschen Park, dessen Wege zwischen Wald und Wein bis nach dem reizenden Schönberg, einer gräflich Erbasch'schen Besitzung mit stattlichem Schloß und zierlich gothischer Miniaturkirche, von der aus man eine schöne Fernsicht genießt, führt.

In den zerstreuten, ziemlich unansehnlichen, weiß getünchten Gebäuden des Fürstenlagers hielt allsommerlich Hof die Großherzogin Louise, Gemahlin Ludwigs I., zweitjüngste Tochter des Prinzen Georg, damals etwa 64 Jahre alt. Ich erinnere mich der feinen Frau mit den sanften Augen noch recht wohl, sie hat mich mehrere Male angesprochen, doch ob ich ihr geantwortet, weiß ich leider nicht mehr. Sie war in ihrer Jugend sehr schön gewesen und soll zu den geistreichsten Frauen ihrer Zeit gehört haben; von ihrem Einfluß auf die Lenker der Weltgeschicke zur Zeit des Wiener Congresses wußte man viel zu erzählen. In dieser Umgebung war es mir nun vergönnt, acht volle Tage hinzubringen. Es war im warmen, sonnigen Herbst, zur Zeit der Weinlese; da gab es der guten Früchte mancherlei; die Schmetterlinge gaukelten noch verspätet einher, der Schatten der breiten Kastanien that so wohl und der Springbrunnen plätscherte so vergnüglich. Mittags durft' ich Table d'hôte am Kammertisch mitspeisen und bekam den Ehrenplatz, der eigentlich dem Hofsecretär, meinem Vater, gebührte; zur Linken hatte ich dann eine alte Kammerjungfer, welche mit Confect und später mit einem mir vorgesteckten Strauß künstlicher Blumen zum Weinlesefest mein ganzes Herz eroberte; zur Rechten reihten sich an meinen Vater dessen »Subalternbeamter« (Du lieber Gott, er war es selber!), die Herren Lichtkämmerer, Hofsilberverwahrer, Weißzeugverwalter, Hofsouriere, Marschallamts-Registratoren und wie ihre Titel noch hießen.

Natürlich ward ich von Allen gehätschelt und gehänselt, ich nahm Beides einfältig hin. Wohl aber ward es mir erst, als mein Vater, welcher den Tag über Geschäfte hatte, mich der Aufsicht des Schloßverwalters Jährling und dieser mich derjenigen seiner Tochter übergab. Gretchen, so hieß sie, war wenigstens schon zwölf Jahre alt, ein schönes, starkes Mädchen mit hellen, braunen Augen und dunklem Haar, das sie in zwei mächtigen, banddurchflochtenen Zöpfen trug. Sie gewann mich von der ersten Minute an, wir wurden ganz unzertrennlich, das heißt, ich hatte weder Ruhe noch Rast, bis ich zu meinem Gretchen kam, während dieses oft genug den ungezogenen Jungen verwünscht haben mag, der sich beharrlich an es hing. Wie dem auch sein möge,

Digitized by Google

Gretchen entledigte sich ihres Auftrages stets mit Sorgfalt und Geschick; sie hegte mich so liebevoll, wußte so hübsch zu erzählen, so unterhaltend zu spielen, daß ich jede Minute für verloren zu halten begann, die ich nicht bei ihr zubrachte. Das Spiel gestaltete sich um so besser, als köstliche Weintrauben uns zu Gebote standen, so viele wir wollten, da wurde mit den Händen gekeltert nach Herzenslust, wie wir es sahen bei den mächtigen Spindelpressen, welche Tag für Tag über den Kellerhäusern ächzten; der trübe Most des 25ers floß in Strömen; anfangs durft' ich davon trinken, so viel mir behagte, später ward's streng verpönt; da fabricirten wir ihn denn selber in dem Weinbergspavillon des Rottbergs, von dessen Tafelgipfel ernste Föhren herunterrauschen in das lustige Weingehege.

Die Tage flogen dem Kinde dahin: die innigste Zärtlichkeit für meine schöne Freundin erfaßte mich, meinen Vater und die übrige Welt hatte ich gänzlich vergessen; ich wußte und wollte nur von Gretchen — zum höchsten Nasrümpfen der gestrengen Kammerjungfern. Da weckte mich plötzlich aus dem Traume des Vaters Wort: »Heute reisen wir heim zur Mutter!« Ich war versteint — aber doch bald entschlossen: »Reise Du ab, ich bleibe hier!« Als das für unmöglich erklärt ward, ergab ich mich der unsinnigsten Leidenschaft, wälzte mich auf der Erde und rief unaufhörlich: »Gretchen, Gretchen!« Ernst und Milde halfen nicht, mich zu besänftigen, endlich wurde das Mädchen geholt. Ich klammerte mich an seinen Hals, ich flehte meinen Vater an, mich bei ihm zu lassen — zuletzt gelang es, mich zu beruhigen mit dem Versprechen, ich solle blos frische Wäsche und Kleider holen, um dann für immer wiederzukehren. Gretchen trug mich in den Wagen und küßte mich, oder ich sie, herzhaft ab; ich glaube, die Rührung war bei ihr nicht sehr groß.

Die Heimfahrt hab' ich wohl mit Weinen und Schlafen hingebracht; zu Hause angekommen, nahm ich mir aber gar nicht Zeit, Mutter und Schwesterchen zu begrüßen, sondern lief mit den Worten: »Morgen reise ich wieder fort!« spornstreichs nach Schrank und Kommode, um auszupacken und zu ordnen, was mein war. Die Eltern ließen mich klug gewähren und ich schlief ganz wohlgemuth dem kommenden Freudentag entgegen. Aber o wehe! meine Bagage war wieder eingepackt und ich wurde streng bedeutet, zur Schule zu wandern, was auch unter einer Sintfluth von Thränen endlich geschah. Aber lange, lange noch war mir das Herzchen so schwer ob des verlorenen Himmels, daß ich, so oft ich daran gedachte, plötzlich in mir zusammenschrak und mit einem mächtigen Thränenstrom dem unterdrückten Gefühl unsäglicher Sehnsucht Luft machen mußte — worauf dann der Lehrer unter allgemeinem Jubel der Classe fragte, ob mich der Bock stieße? Glücklicherweise besitzt die Jugend eines der kostbarsten Göttergeschenke im raschen Vergessen; auch ich vergaß — allerdings nicht ganz, denn ich habe Gretchen später wieder gesehen, als sie eine voll herangeblühte, stolz-schöne Jungfrau und ich in den besten Flegeljahren war; sie hatte die Güte, sich meiner noch zu erinnern, und später hat sie sogar mit mir getanzt. Es ist ihr nicht gut gegangen im Leben. Vorbei!

Digitized by Google

Zu den Emolumenten der Stelle meines Vaters gehörte auch freies Theater, der Platz einer Hofloge im dritten Rang; es kam nicht darauf an, ob zwei Personen denselben besetzten. So gelangte ich denn sehr frühzeitig zur Anschauung der Welt auf den Brettern; ich glaube, ich war noch nicht fünf Jahre alt, als ich mein Zuschauer-Debut in »Wallenstein's Lager« machte, dessen Gewühl mich höchlich ergötzte, wenn ich auch vom Ganzen nichts verstand und recht gut gewahrte, daß die Pferde vor den Marketenderwagen aus Pappe geschnitten waren. Dennoch ward der Besuch des Theaters von nun an zur wahren Leidenschaft für mich, und glücklicherweise konnte ich derselben mehr fröhnen, als mir vielleicht gut war. Da sah ich denn mit scheuer Ehrfurcht gar oft den »alten« Großherzog Ludwig I., mit gekrümmtem Rücken vor einem Notenpult in der großen Loge, eifrig die Partitur nachlesen und den Tact schlagen.

Das Darmstädter Theater, ein schönes, großes, von Moller erbautes, natürlich aber in den Logen und Zugängen verpfuschtes Gebäude, war damals noch weit berühmt, obgleich es schon in cadente domo stand. Unser Haus war eng mit demselben verbunden; im Vordergebäude wohnte Parterre der Schauspieler Möbus, der den Samiel im »Freischütz« gab; in der zweiten Etage die Eßlair, geschiedene Frau des großen Mimen, berühmte Sängerin, und in deren Schule befanden sich zwei allerliebste Eleven, die Dardaillon und die Madler. Als ich zum ersten Male mit einem Auftrag von meiner Mutter die Wohnung dieser Damen betrat, stand ich eblouirt, rein verblüfft, so daß sie mich auf die lustigste Art auslachten. Man denke aber auch: die Madler hatte das Costüm der Amazilly aus dem Cortez anprobirt und tragirte vor dem Spiegel; die Andern aber — mehrere — saßen auf dem Erdboden vor einer Wolke von weißem Mull und hefteten darauf glitzernde Silberplättchen! Ein Paar davon nebst einem Zwieback, waren mein Lohn; der »dumme Bub'« hatte jedoch Schönheitssinn genug, um die beiden jungen Mädchen von nun an als eine Art Göttinnen zu bewundern. Die Eßlair war eine hohe, gebietende Persönlichkeit, etwas derb und herb; aber die Dardaillon schwebt mir vor als das Urbild liebreizenden Wesens und ewig guter Laune, mit ihren rothen Lippen, den blonden Flatterlöckchen und ihrem petit nez retroussé! Die Madler war stolz, denn sie war eine wirkliche Schönheit; ich habe ihr noch als dreizehnjähriger Bengel in der rohen Weise dieses Alters gehuldigt. Sie hätte eine Zukunft als Sängerin gehabt, wenn sie — weniger Freunde besessen hätte. Zuerst fiel sie dem Prinzen Emil von Hessen zum Opfer, dessen Kammerherr von Bubna den Namen für die Sprößlinge hergab; zuletzt war sie die bonne amie des Rittmeisters, späteren Hofmarschalls, von Dörnberg, der aus dem Vermögen seines Verwandten, des Fürsten von Thurn und Taxis, Revenuen bezog, sie mehrmals aufgab, aber immer wieder neu sich fesseln ließ; was aus dem schönen, immer auffallend theatralisch gekleideten Weibe geworden ist, weiß ich nicht.

Wie ich später aus einer aufgefundenen, sehr spitzigen Correspondenz zwischen meinem Großvater und der Eßlair entnahm, betrachtete ersterer die

Digitized by Google

letztere als eine Art Gelegenheitsmacherin, und verbat sich auffallende Herrenbesuche in seinem ehrsamen Bürgerhause. Die Künstlerin wies aber alle Verdächtigungen streng, sogar geistreich zurück, und ich bin sehr geneigt zu glauben, daß das Recht auf ihrer Seite und eine falsche Lebensauffassung auf der anderen war.

Von den frühesten Bewohnern unseres Hauses stehen mir noch im Gedächtniß ein Artilleriehauptmann Roth, an dessen Burschen, späteren Unterofficier Wedel, ich eine große Anhänglichkeit hatte: ein zweiter Artilleriehauptmann Becker, vulgo Hannes genannt, ein Bauernsohn, der sich autodidaktisch emporgearbeitet, zugleich ein Künstler in Holz, der mir Schwerter, Fahnen und ähnliche wünschenswerthe Schätze zuwandte; endlich Geheimrath Zimmermann, ein alter Herr, hoher Beamter aus einer viel geltenden Bureaukratenfamilie. Er hatte seine Tochter bei sich, Frau Susanne Wiener, die von ihrem Manne geschieden, die Bewerbungen des Urhebers dieser Verunreinigung — von der man haarsträubende Dinge, von Fenstereinsteigen, Ertappen, Ohrfeigen ꝛc. erzählte — eines Hauptmanns von Bechtold, duldete und ihn zuletzt heiratete. Es war eine — in ihren sehr beschränkten Lebensansichten — gescheite Frau, welche vielen Einfluß auf meine Jugendentwicklung genommen hat. Sie regierte das Haus, galt als Orakel und ward demgemäß verehrt. Ich glaube, sie hat mit ihrem zweiten Mann, einem confusen, ab und zu in Geistreichthum machenden Gesellen, an die 22 Jahre in unserem Hause gewohnt und Beide haben darin viel Liebes und Gutes von meiner Familie erfahren, was dann später Er — naturamente, sagt der Italiener — mit schnödestem Undank in täppischster Weise lohnte.

Ehe genannte Frau zum zweiten Male verheiratet war, wie auch später, besuchten sie fast täglich ihre bei dem verlassenen Gatten zurückgebliebenen beiden Söhne. Das Verhältniß wollte mir, dem Kinde, durchaus nicht in den Kopf, ich plagte meine Mutter um Aufklärung, erhielt aber nur ausweichende, mit einigen »naseweisen Buben« verbrämte Bescheide. Da beschloß ich eines Tages freimüthig, gleich an die Quelle zu gehen, und frug die beiden Jungen vor ihren Großeltern und ihrer Mutter ganz laut: »Warum wohnt Ihr denn mit Euerem Vater nicht bei Eurer Mutter?« Da gab es lange Gesichter, dann Thränen, Aufstand, ich wurde zur Thüre hinausgesteckt, bekam unten mein »gehöriges Tractament« und durfte wochenlang nicht mit den beiden Wiener's verkehren. (Der älteste starb, nach einem etwas ausschweifenden Leben, als Chevauxlegers-Lieutenant, der zweite ward Kaufmann und österreichischer Consul in Hongkong.) Das war mir aber bitter leid, zumal ich in meiner Unschuld gar nicht wußte, weshalb ich so empfindlich gestraft wurde; denn die beiden Jungen besaßen ein sehr schönes kleines Theater aus Pappe, worauf mit Puppen meisterlich gespielt wurde; ich war nicht blos als ständiger Zuschauer engagirt, sondern durfte auch zuweilen den geheimnißvollen Zurüstungen irgend einer großen Aufführung beiwohnen. Die Coulissen malte mit merkwürdiger Geschicklichkeit ein etwas älterer Knabe, Gustav Lange, der sich später als Landschafter, zuerst in Düsseldorf, dann in München,

Digitized by Google

einen guten Namen gemacht hat (geboren 1817, Professor an der Maler-Akademie in München). Zuweilen half sogar dessen größerer Bruder Max, ein schöner, junger Mann mit schwarzen, feurigen Augen und scharfer Habichtsnase, ein echt neugriechischer (Fallmerayer'scher!) Kopf, der ein berühmter Architekt geworden ist; lange lebte er in Griechenland, später in München; er ist der Erbauer des Leipziger Museums u. A. m.

Mit dem magischen Worte »Theaterspielen« konnte man mich locken, wohin man wollte. So lasen mich eines schönen Tages ein paar Kameraden, Söhne des Polizeiraths Hädrich, auf als Zuschauer für ihr Cartonfiguren-Theater, das aber in dunklem Zimmer zwischen Vorhängen höchst spannend auferbaut und künstlerisch erleuchtet war. Die Vorstellung dauerte von Nachmittags fünf bis Abends zehn Uhr, da stürzte plötzlich unsere Dienstmagd herein, erwischte mich an einem Fittig und riß mich heraus mit den zornigen Worten: »Du gottloser Bub, was machste Ei'm for Angst!« Und leider war das richtig, ich hatte nicht gesagt, daß und wohin ich gehe; Todesangst hatte meine Eltern und Großeltern ergriffen, Alles hatte sich aufgemacht, mich zu suchen, schon war die löbliche Polizei in Bewegung gesetzt worden — da vernahm Christine zufällig von einer »Kamerädin«, diese müsse ihren Buben vom »Theaterchesschpiele ins Hädderiche« abholen. Halt, dort ist er auch! schloß sogleich die gute Seele, und so war es. An jenem Abend bekam ich übrigens keine Schläge, sondern blos Vorwürfe; damals war ich aber noch ein verhältnißmäßig gutes Kind, kein »nichtsnutziger Range«, wie etwas später. Viele Nahrung fand auch meine Theatergier bei den Söhnen des Schauspielers Möbus*) in unserem Hause, welche stets irgend ein Costümstück, Waffen u. dergl. zur Verfügung hatten. Besonders erinnere ich mich auch noch daran, daß damals die vorzellanenen Schminktöpfchen stets zu Dutzenden in der Kehrichtgrube des Hofes lagen, und ich mir den Kopf darüber zerbrach, was wohl mit diesen ungehöhlten Dingern anzufangen sei.

Mit dem sechsten Jahre kam ich in die lateinische Privatschule des Candidaten rev. min. Schuknecht. Sie befand sich im Hintergebäude des Gasthofes »zur Stadt Mainz«, vis-à-vis dem Palaisgarten, und ward besucht von einer ebenso großen, als durcheinander gewürfelten Zahl von Schülern aus den verschiedensten Ständen. Ich erinnere mich aus ihnen noch der Namen Leander Heydenreich, eines Sohnes des bekannten anathemisirten katholischen Geistlichen van Eß (eigentlich Vaneß), des Bibelübersetzers, der damals in Darmstadt lebte, als ebenso bekannte, wie anrüchige Person — und seines Vetters Leo (von?) Elliot, der sich später als Maler, besonders Illustrator von Zeitungen und Werken bekannt gemacht, auch längere Zeit in China gelebt hat (seine Zeichnungen und Berichte über den Krieg der Commune zu Paris 1871 in der Leipziger »Illustrirten Zeitung« waren schätzbare Beiträge zur Geschichte der Zeit und Sitten) — ferner der beiden

*) Von ihm hatte Eßlair behauptet, er sei ein großer Schauspieler, wisse es aber nur nicht von sich zu geben!

Digitized by Google

Flachsland, deren Tante Herder's Gattin war; zwei schon erwachsenere, sehr ausgebildete Knaben, von welchen der ältere sich als schamloser Giftverbreiter unter uns unwissenden Kindern hervorthat; er ward Soldat und ist, glaube ich, elend zugrunde gegangen; der jüngere, Hermann, ward Schauspieler, besaß zwar kein Talent, dafür aber hat er ein Bändchen Gedichte herausgegeben.

Ich machte gute Fortschritte, namentlich in der deutschen Sprache; heute noch weiß ich genau, wie und an welchem Orte mir auf einmal, gleich wie durch Intuition, das Wesen eines Aufsatzes aufging, das ich vorher nicht begriffen hatte. Ich war fleißig und sogar nicht übermäßig schlimmen Betragens, ein wilder, aber im Ganzen immer noch ein guter Junge. Mit besonderem Feuer erfaßte ich die Romantik der Ritterzeiten, in die uns, ich weiß nicht welcher, unglückselige Lehrer eingeweiht hatte. Aber zu einiger Blüthe gelangte sie erst in mir, als ich einen Freund fand. Um diese Zeit zog die Witwe des Baumeisters Lautenschläger in unser Nachbarhaus; sie war eine gute Bekannte meiner Mutter, wurde »Frau Bäschen« genannt und hatte aus erster Ehe mit dem Oberförster Louis, einem wild genialen Mann, der sich in dem Feldzug gegen Frankreich als Freiwilliger der Fesseln der Convenienz gründlich entledigt hatte, einen Sohn in gleichem Alter mit mir. Als meine Mutter mir schon vorher von dieser erwarteten Nachbarschaft viel Schönes vorerzählte, erwachte in mir solche Sehnsucht nach einem bis dahin entbehrten Freund, daß ich ihn kaum mehr zu erwarten vermochte; allabendlich trat ich vors Nachbarhaus und rief mir die Kehle wund: »Georg Louis! Georg (Schorsch) Louis!« Und siehe da, einmal antwortete es auf meinen Zuruf, und von diesem Augenblick an besaß ich einen Freund, mit dem ich bald ein Herz und eine Seele war.

Alle freie Zeit und öfters noch etwas darüber brachten wir mit einander zu. Er besuchte eine andere Schule; was ich ihm an Rittergeschichten beibrachte, das vergalt er mir durch Einführung in die Mythologie, und bald standen der Pallas und der Diana Altäre gebaut, die wir verließen, um die auf den Scheiterstößen erbauten Raubschlösser zu erklettern, oder um einen Kreuzzug in's gelobte Land der Stachelbeeren zu unternehmen, wenn es nicht dem Siegfriedsdrachen galt, der in den Holzställen des »Hinterhöfchens« hauste und nicht selten in Gestalt einer wurmschwänzigen Ratte erlegt ward. Der Hof unseres Hauses war zu derartigen Spielen wie gemacht, an den Häusern, welche ihn umrahmten, rankten sich mächtige Weinreben empor, darunter waren Marmorbänke angebracht — sie stammten aus einem Rococo-Badecabinet des Schlosses Braunshard — gegenüber, vom mächtigen Pumpbrunnen mit viel verwendbarem Holztrog an, sich abwärts senkend eine Reihe von Obstbäumen vor einer grauen Mauer, die den großherzoglichen Bleichgarten der fürstlichen Waschküche im Kametzky'schen Hause abschloß — dann ein schmaler, winkeliger, mit Treppen versehener Gang hinter dem Mittelhaus — ein zweiter kleiner Hof mit Holzställen, Hühnerhaus, Pferdestall — der eigenthümlich geformte Garten — und dazu

Digitized by Google

des Großvaters Arsenal! Dies bestand vornehmlich aus den schönsten Bohnenstangen, die wir theils zu Lanzen benutzten, theils unbarmherzig in kurze Schwerter und Dolche verwandelten, mit welchen wir muthig bald gegeneinander, bald gegen des Großvaters Lieblinge, die Hühner, kämpften, welche oft in großer Zahl uns den Platz streitig machten, bis es dem Erbfeind, dem Marder, gelang, in ihrer friedlichen Behausung wieder einmal eine Razzia auf Köpfe zu halten.

Sonderbar mischte sich in die Romantik und den Cultus unserer jugendlichen Spiele jenes Gefallen an den Aeußerlichkeiten des Militärwesens, welchem alle Knaben kleiner Residenzen zu huldigen pflegen. Unter den Melodien des Zapfenstreichs und des »Konrad komm', schlag die Tromm« der Tambours schlugen wir die Schlachten von Cannä und Ascalon, und im Paradeschritt nahten wir unserem Heiligthum der Minerva, um ihr unreife Beeren und andere Weihgeschenke zu opfern. Das Bild der Göttin hatte ich selber mit schwarzer Kreide auf eine Mauer gezeichnet, noch als Mann habe ich seine Umrisse mit einiger Rührung wahrgenommen. Denn ich war nebenbei ein leidenschaftlicher Zeichner, ein »Mooler«, wie mein Vater scherzweise sagte; unzählige Bleistifte verbrauchte ich, um noch unzähligere Bogen Papier zu verderben; Alles bekleckste ich, bildete ich ab, ohne irgend welche Anleitung; wer mich im Coloriren unterwiesen, weiß ich nicht, wohl aber, daß ich meine auf irgend eine Weise erworbenen Kreuzer gewöhnlich für einen Farbenkasten ausgab und in Ermanglung eines Pinsels mit der Spitze einer Federfahne ganz gut zu illuminiren wußte (wie ich später zu meinem Erstaunen sah, benutzten Gouachemaler besondere Federchen aus dem Rebhuhnsteiß zu gleichem Zwecke mit besonderem Erfolg; ein Fingerzeig für das Erfindungswesen!) — und daß alle meine Angehörigen fortwährend mein Talent priesen, freilich niemals ohne den Zusatz: »Aber das Malen ist eine brotlose Kunst! Gott bewahre Dich, daß Du ein Maler werdest!« und ähnliche Umschreibungen tiefster Abneigung gegen jede künstlerische Richtung.

Hätte man mich nicht geflissentlich von Jugend auf von dem bloßen Gedanken daran völlig fern zu halten gewußt, so wäre sicherlich aus mir ein guter Compositeur und Zeichner geworden! Ein Maler nicht. Denn ich besaß und besitze den öfters vorkommenden, schon von Goethe besprochenen Mangel an Farbensinn, der mich gewisse Nuancen von Roth und Grün, von Grau und Rosa, von Braun und Blau durchaus nicht unterscheiden läßt. Welche ärgerlichen Auftritte, Verdrießlichkeiten und spöttischen Bemerkungen hat mir zeitlebens dieser Fehler zugezogen! Als ich in späteren Jahren Versuche im Oelmalen anstellte, gelang es mir meist nur durch mein eminentes Gedächtniß, mich auf der Palette zurecht zu finden; aber die rechten Töne fand ich doch niemals und mußte es aufgeben. Es war wohlgethan. Für Bilder besaß ich große Empfänglichkeit, welche sich oft bis zu den seltsamsten Empfindungen steigerte. Als Erbstück trieb sich in unserem Hause ein in Schweinsleder gebundener Foliant in Atlasgröße herum; er enthielt — horribile dictu! — lauter

Digitized by Google

Elegien und Trauerpoemata über den weltumwälzenden Tod eines hessischen Landgrafen — ich glaube den gelehrten Georg II., der die Bibel achtundzwanzigmal in den verschiedensten Sprachen durchgelesen hatte, den neunundzwanzigsten Versuch aber mit dem Leben büßen mußte, als er gerade am 36. Capitel des Jesaias war (1661) — es kann aber auch Ludwig VII. († 1678) gewesen sein, dem seine überlebende Gattin, die geistreiche Elisabeth Dorothea von Gotha, eine »Höchst verdiente Ehrensenll« zu »immerwährendem Andenken« damit errichtete. Jedes Carmen war mit einem luxuriös ausgeführten Kupferstich in der Foliogröße des Blattes illustrirt. Nun war einer darunter — er steht vor mir — ganz schwarz — ein weißes Epitaph in schauerlicher Waldkluft bei Nacht darstellend — welcher mir solche Furcht einjagte, daß ich jedesmal, so oft ich auf ihn stieß, mit einem Schrei das Buch zuklappte und davonlief. Hundertmal nahm ich mir vor, mich zu bewältigen — aber die Phantasie war stärker als ich, sie siegte jedesmal. Und doch konnte ich ohne Beklemmung, ja, mit Vergnügen, das ganze Buch durchblättern, mich namentlich an den Orgelpfeifenreihen der jungen Landgräfinnen in Bauschröcken mit Schleifen, der jungen Landgrafen in Halskrausen, spanischen Wämsern und Pluderhosen ergötzen, sobald ich nur vermied, das besagte Blatt aufzuschlagen. Mein Vater hat später die alte Scharteke, nachdem der Buchbinder meine Jugendstudien darin verdeckt hatte, dem Großherzog Ludwig III. geschenkt, der an solchen Schmökern seine Regierungslust hatte.

Vielleicht waren es die Abenderzählungen der alten Christine und verwandter Seelen, welche mich von frühauf mit Aberglauben nährten, mit stetem Grauen erfüllten, das mir aber — sonderbar — in gewisser Weise eine wohlthuende Empfindung brachte. Ich weiß, daß ich mich nur auf den Zehenspitzen in die staubige Bodenkammer der Großeltern wagte, zitternd und doch von einem unheimlichen Kitzel getrieben — um nach einer großen, aus Holz kunstreich geschnitzten Puppe zu lugen, die als Heiligthum bewahrt, in verblichenen Brokatgewändern im Winkel saß und mit den starren Augen aus dem Dämmerlicht hervorguckte. Sie hatte wirkliches Haar, das ihr nunmehr wirr um den Kopf hing, und sah gräulich aus, in der That — warum aber hafteten meine jungen Gedanken so oft bei diesem Gespenst, warum zog es mich immer hinauf, nur um einen Blick darauf zu werfen? Aber tempora mutantur! Eben dieses selbe Gespenst — jedenfalls eine Seltenheit, denn die mit wahrhafter Kunstfertigkeit gearbeitete Puppe ist über zweihundert Jahre alt und war das Geschenk einer Landgräfin an irgend Jemand meiner mütterlichen Vorfahren, daher stets sehr in Ehren gehalten — hält jetzt mein Töchterchen Elisabeth im Arm und ihre Geschwister spotten ohne die geringste Furcht über die hölzerne »Dame Steckelbein«.

Damit bin ich aber wieder in das Bereich meiner Großmutter, der Frau Senatorin, gelangt und kann nicht umhin, deren Erinnerungen einige Worte zu widmen. Sie haften mir um so fester im Gedächtniß, als

Digitized by Google

ich sie zum Theil gar oft erzählen gehört habe. Großmutter versetzte sich gern in ihre frühe Jugend, der es vergönnt war, sich wenigstens im Abglanz der Erdenhoheit zu sonnen; sie erzählte gern und gut. Ich beginne mit ihren Schloßmärchen.

Vorher will ich aber ein paar Worte über das Darmstädter Residenzschloß, den Mittelpunkt urbis et orbis sagen. In meiner Knabenzeit erschien es mir als der Inbegriff alles Majestätischen, Prächtigen und — Geheimnißvollen! Da waren schwere, schwarze eiserne Thüren — welche Schätze mögen dahinter ruhen! (Du lieber Gott, Schätze im Darmstädter Schloß! pflegte mein Vater zu meiner Mutter mit mitleidigem Achselzucken zu sagen, wenn unsere kindische Einbildungskraft manchmal in Worten zu Tage trat; und Er mußte es wissen, besser als Einer!) Da waren lange, düstere Gänge in welcher der Tritt schauerlich widerhallte — sie schienen kein Ende nehmen zu wollen — Trepp' auf, Trepp' ab führten sie scheinbar ohne Ziel — da trat man plötzlich durch eine wunderbare Thür im ersten Stockwerk hinaus in einen stillen, hohen Garten, dessen Wege niemals von einem Fuß entweiht wurden, und schauerlich wuchs an der Wand tausendarmiger Epheu zu einem riesigen Gewirr empor, wie ich es selten mächtiger gesehen hatte. Das Verbot, diesen reservirten Garten auf der Schloßbastei zu betreten, verlieh seinem Besuch besonderen Reiz — und wie oft war ich dort, niemals aber ohne jenes angenehme Herzklopfen, welches Furcht und Erwartung hervorrufen. Furcht vor Entdeckung und Strafe — Erwartung irgend einer wunderbaren Erscheinung. An holdselige Prinzessinnen dachte ich dabei nicht, wohl aber an — die weiße Frau! Von deren Dasein waren wir so genau unterrichtet, waren durch oft wiederholte Schilderungen mit diesem Schloßgeist so familiär geworden, daß ich wirklich, einiges Gruseln abgerechnet, nicht sonderlich erschrocken, wenn er mir begegnet wäre. Unzähligemale bin ich ihm wirklich zu Gefallen gegangen — aber ich gehöre nicht zu den Sonntagskindern.

Da war ferner noch das schon erwähnte murmelnde Schloßbrünnchen, ein laufender Born köstlichen Wassers, das nur Bevorzugte schöpfen durften — mit welchem selbstbewußten Stolz beanspruchte ich stets, anderen Knaben gegenüber, den Vorrang im Trinken — denn mein Vater war ja bei Hof und ich konnte beim Schlürfen an dem niedrigen Ausfluß die Fenster des »Marschallamts« sehen. In diesen Räumen nun, welche dem kritischen Blick des Erwachsenen höchst nüchtern und zopfig erscheinen, spielten großentheils die Geschichten der Frau Senatorin, welcher es ein stolzer Genuß war, in einer, wie sie meinte, glänzenden Jugend zu schwelgen, in der die Tochter des landgräflichen Kammerdieners freien Zutritt hatte, da, wo Andere höchstens vor den Thoren lauschen, und mehr ahnen als bewundern konnten. Bekannt ist zum Theil die Sage von dem schwarzen Mönch, mit welcher sie gewöhnlich ihre Erzählungen begann.

In einer warmen Sommernacht erwachte Landgraf Ernst Ludwig in seltsamer Beklemmung. Er schlug die Vorhänge des Bettes zurück, da stand

Digitized by Google

vor ihm im Mondschein eine dunkle Gestalt, und dennoch durchsichtig, denn die bleichen Strahlen schienen hindurch zu gehen, sie trug ein Mönchsgewand, das Haupt ganz mit der Kapuze verhüllt, und winkte mit ausgereckter Hand dem Landgrafen, dreimal. Aber der gute Herr war der Herzhaftesten Keiner, zog den Kopf unter die Decke und betete zähneklappernd sein Sprüchlein, bis er darüber einschlief; am andern Morgen vermeinte er einen schweren Traum gehabt zu haben. In der nächsten Nacht jedoch kam die gruuliche Erscheinung wieder, geberdete sich zornig, winkte dringlicher denn zuvor. Da frug der Landgraf seinen Hofprediger um guten Rath. Als nun zur Mitternachtsstunde der Geist abermals erschien, stammelte er ihm entgegen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! — Auch ich! erwiderte mit hohler Grabesstimme das Phantom; erhebe Dich und folge mir, nur hüte Dich, ein Wort zu sprechen, es geschehe, was da wolle!

Der Landgraf erhob sich schlotternd, ergriff einen Degen und folgte dem Gespenst. Dieses schritt unhörbar, in fahlem Phosphorlichte leuchtend, durch Zimmer und Säle, bis in die Schloßkirche — hier verließ es bekannte Räume, durch eine vorher nie bemerkte Fallthüre stieg es endlose Stufen hinab bis in einen geräumigen unterirdischen Gang, der in weitester Ferne ein helles Licht gewahren ließ; der Landgraf, immer muthiger werdend, schritt unverdrossen nach. Plötzlich hemmte ein reich goldenes Gitterthor den Pfad; prasselnd flog es ans einander, aber zugleich richteten sich jenseits zwei ungeheure Löwen grollend auf und dem Landgrafen entfuhr der lante Angstruf: Jesus!

Als er erwachte, fand er sich halb angekleidet, den Degen in der Hand, auf dem Teppich vor seinem Bette hingestreckt, umringt von besorgten Dienern. Aber in der nächsten Nacht erschien der schwarze Mönch wiederum vor ihm mit allen Zeichen tiefsten Grams. — »Landgraf,« sprach er, »Du warst nicht der feste Mann, dessen es bedarf, um mich zu erlösen und das Geheimniß dieses Fürstenhauses zu heben. Erst Deinem Enkel wird dies vergönnt sein, und vollbringt er es nicht, seinem Enkel. Wer es aber vollbringt, der begründet das Glück seines Stammes und seines Volkes!« Und damit zerfloß die gespenstige Erscheinung in die Luft. Genau so, wie erzählt, soll der Landgraf Tags darauf die romantische Begebenheit vor Zeugen zu Protokoll gegeben und beschworen haben; das Actenstück, so wird versichert, soll sich wirklich im Archiv des Schlosses befinden und von Großherzog Ludwig III. erst daraus entfernt und seiner Sammlung interessanter Privaturkunden einverleibt worden sein.

Was aber der ganzen Geschichte einen besonderen Stempel aufdrückt und sie in den Gemüthern des alten Darmstadt zum Evangelium machte, das sind die sich daran knüpfenden Consequenzen. Obgleich das alte Schloß bald nach der Angstnacht des Landgrafen zum größeren Theile niedergebrannt und von ihm ein weitläufiger Neubau — der aber bis heute Torso geblieben ist — auf derselben Stelle errichtet worden war, so mieden doch die Enkel dessen Räume so ängstlich geflissentlich, daß die Sage im Volksmund immer neue Nahrung

Digitized by Google

bekam. Ernst Ludwig's Sohn, Landgraf Ludwig VIII., der hirschgerechte Freund der Habsburger, wohnte und schlief ohne Bedenken im Darmstädter Schlosse; sein Enkel, Ludwig IX. aber niemals, nicht eine einzige Nacht in seinem ganzen Leben; er baute sich lieber Pirmasens und drillte daselbst stillvergnügt seine zusammengeworbenen Enaksöhne. Dessen Nachfolger, Ludwig X., später der erste Großherzog, wohnte ohne Besorgniß gerade im ältesten Theile des verrufenen Baues; aber sein Sohn, Ludwig II., also ein zur Erlösung prädestinirter Enkel, gleichfalls wieder niemals; für ihn wurde das besondere »Palais des Erbprinzen« in der Neustadt errichtet. Ludwig III. hanst wiederum in dem alten Schlosse, das er vielfach umgestaltet und verschönt hat, ohne von »gespenstischen« Mönchen belästigt zu werden, und da er kinderlos ist, so wird es wohl mit der Erlösung und dem Glück des Volkes so bald nichts werden.

Wenn das Alles Wahnsinn ist, nun, man muß es gestehen, so war Methode darin. Einigen Grund hat dieses Schloßmärchen jedenfalls, der Mönch war kein Phantom, sondern greifbare Wirklichkeit. Landgraf Ernst Ludwig war in der Schule Louis' XIV. gewesen und neigte stark zum Katholicismus; den vertriebenen Hugenotten sperrte er seine Grenzen, daneben war er, wie schon oben erzählt, Alchymist und branchte immer Geld. Aus solcherlei Ingredienzien spinnt sich leicht ein Märlein zusammen und in der guten alten Zeit waren Aberglauben und Glauben ziemlich synonym; die Fürstenfamilien hielten viel darauf, ein richtiges Gespenst ihrem Hofhalt affiliiren zu können und branchten ihrer Einbildungskraft keine Zügel anzulegen.

Ein zweites Schloßmärchen trug meine Großmutter seltener und nur mit einer gewissen Scheu vor, denn sie betrachtete sich als eine Mitwirkende bei dem sonderbaren Vorgang. Die Vermählung einer Prinzessin — welcher, weiß ich nicht mehr, aber es ist mir, als sei der Bräutigam ein Mecklenburger gewesen — wurde im Schlosse mit allem Aufwande von Pracht und Ceremonie gefeiert. Abends war Ball und große Cour; die schöne, etwas bleiche Fürstentochter saß unter einem silberschimmernden Thronhimmel und nahm die Glückwünsche des Hofes entgegen; was nur irgend hoffähig war, trieb sich im besten Schmuck, unter den rauschenden Klängen der Musik in den taghell erleuchteten Räumen lustig erregt umher. Mitternacht war nahe, die allgemeine Ausgelassenheit auf ihrem Gipfel — da schienen plötzlich die Wachskerzen verlöschen zu wollen, eine bleichblaue Dämmerung durchflog den Saal, Musik, Gelächter, Geräusch verstummten — jene Todtenstille trat unheimlich ein, von der das Volk sagt, daß ein Engel den Raum durchschreite.

Und so war es. Wie von unsichtbaren Händen zurückgedrängt, bildete sich eine breite Gasse in dem Gewühl der Gäste und durch sie schritt langsam feierlich eine weiße, tiefverschleierte Gestalt. Meine Großmutter will als kleines Mädchen sich auf der Gallerie befunden und dies und das Folgende selber angeschaut haben. Durch die von Entsetzen völlig gelähmten Reihen trat die weiße

Digitized by Google

Frau — als diese ward das Phantom sofort erkannt — bis dicht vor die bebende Prinzessin, rang die Hände, zerriß ihre Schleier und gab alle Zeichen eines verzweifelnden Grames von sich; dann sprach sie leise, aber Jedermann deutlich hörbar: »Prinzessin, ich beneide Dein Los, aber ich beweine das Schicksal Deines Vaterlandes!« — und wandte sich wiederum dem Ausgange zu. Die Fürstentochter war mit einem gellenden Aufschrei zusammengebrochen, dieser rief Leben und Muth in die Versammlung. »Haltet sie, verhaftet das Trugggespenst!« schrie es von allen Seiten — aber unaufhaltsam glitt die weiße Schreckgestalt durch die vorgehaltenen Degen, die gekreuzten Hellebarden; der landgräfliche Kammerdiener Korndörfer, mein Urgroßvater, ein beherzter Mann, stürzte auf sie zu und wollte sie mit den ausgebreiteten Armen umfangen, aber er griff nur in die Luft — die weiße Frau schwebte zur Thüre hinaus und ward nicht mehr gesehen. Umsonst ward das ganze Schloß durchsucht, es fand sich keine Spur von dem Gespenst oder einem gespielten Betrug; das gesammte Hofgesinde war zur Stelle, bis auf eine bettlägerig kranke Kammerfrau. Diese soll allerdings später auf ihrem Sterbebette ausgesagt haben, daß sie die weiße Frau gespielt, und man will wissen, daß der fürstliche Bräutigam ihr früher Aufmerksamkeit bewiesen habe, aber damit wäre ja der Nimbus von der geheiligten Ahnfrau-Sage abgestreift. Daher schüttelte auch meine Großmutter zu solcher Auslegung stets sehr mißbilligend den Kopf. Denn in der That siechte die Braut dahin und starb kurz nach der Hochzeit.

Aber das Schicksal des Vaterlandes? Je nun, es dauerte gar nicht lange, so brach die französische Revolution herein, pflegte die gute Frau zu erwidern; dieses Weltereigniß kam bei ihr aber gleich nach dem jüngsten Gericht und Robespierre — da half kein Erklären — war ihr des Satans leibhaftiger Bruder. Hatte sie ja doch alle Schrecknisse jener großen Zeit als junge Hausfrau mit durchlebt!

Unter den übrigen Schloßmärchen der Großmutter spielte noch das vom ungetreuen Baumeister, der den zum Aufbau gesammelten unermeßlichen Schatz unterschlagen und im Fundament vermauert hatte, eine große Rolle; denn von diesem Verlust schrieb sich die Nichtvollendung des Prachtgebäudes, aber auch die stete Geldverlegenheit der hessischen Herrscher her; sie wußten sich aber zeitweise zu helfen.

Den Eindruck der düsteren Räume des Schlosses auf mich verstärkte nicht wenig die Entdeckung von gewissen Torturwerkzeugen in einem Nebengemach der Silberkammer, deren Bedeutung und Wirkung mir mein Vater erklärte; es waren die sogenannten spanischen Krägen oder Mäntel, und sie sahen aus, als ob sie jeden Tag frisch gebraucht werden könnten. Der Letzte, den man mit diesem Schmuck belastet hatte herumgehen sehen, war der berühmte Schnellläufer Bajus gewesen, ein Meister seiner Kunst vor vielen Potentaten, hohem Adel und verehrungswürdigem Publikum, dann in die Dienste des ersten Großherzogs aufgenommen. Damals rannten dem fürstlichen Wagen zwei Laufer voraus; oft hab' ich sie noch gesehen; Abends bei den Theaterfahrten in silber-

Digitized by Google

strahlender knapper Livrée, einen hohen weißen Federbusch nickend auf der runden Kappe mit unterwärts gekehrten Fackeln in den Händen. Dem Bajus, einem durchtriebenen Hallunken, sagte man nach, ihm sei als Kind die Milz ausgeschnitten worden, deshalb könne er so gut laufen; er war allerdings eine unübertroffene Specialität in seiner Kunst und gehörte zu den jedem Kinde bekannten Stadtfiguren.

Zweier Anderer erinnere ich mich noch: der scheppe (schiefe) Kirchhöfer, ein so auffallend verwachsener Zwerg, daß er, mit seinem thurmhohen Dreimaster auf dem Kopf, eine beliebte Figur der Formen des einheimischen »Anisgebackenes« war und noch ist; dann der »Benedict«, ein kurzer, fetter, über alle Begriffe schmieriger Bettelsjude, der in einer ledernen Rocktasche Speisereste, Brühe und Brocken sammelte; von uns Straßenjungen stets mit der heiteren Frage begrüßt: Benedict, wie stark seid ihr? — weil er diese einst an französische Truppen arglos neugierig gethan und dafür als Spion mitgenommen und gräulich maltraitirt worden war. Noch gar manches ähnliche Original taucht auf als belachenswerthe Carricatur aus der Mappe meiner Jugenderinnerungen; ich wundere mich darüber, daß es heutzutage dergleichen Sondermenschen gar nicht mehr giebt; oder gehe ich achtlos vorüber an Manchem, der den quecksilbernen Schritt des muthwilligen Knaben gefesselt hätte?

Von den Erzählungen meiner Großmutter will ich hier noch eine mittheilen, welche vielleicht nicht ganz an diese Stelle paßt, die jedoch ein allgemeines Interesse hat, wie sie denn auch schon in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.*) Sie ist kein Märchen, klingt aber noch hübscher, als ein solches. An einem schönen Winterabend war sie, ein lustiger Backfisch, ausgegangen gewesen, um eine Freundin, Caroline, Tochter des Kammerdieners Seitz, zu besuchen. Diese gab ihr ein Stück Wegs das Geleit; ein frischer Schnee war gefallen und die neckischen Mädchen bewarfen sich lachend mit Schneeballen. Es war auf dem Markt, gerade vor dem alten Palais des Prinzen Georg Wilhelm, eines verrufenen Lebemanns, Bruders des Landgrafen Ludwig's IX.; in der Hitze des Gefechts bemerkten sie nicht zwei aus jenem tretende Herren, und, o wehe, es flog Einem derselben ein Schneeball an den Kopf. Erschrocken nahmen die leichtfüßigen Dirnen Reißaus, allein die beiden Herren eilten ihnen noch flüchtiger nach; in der Gegend des Jagdhauses auf dem späteren Paradeplatz wurden sie erhascht und trotz allen Sträubens zur wohlverdienten Strafe tüchtig abgeküßt.

Am Abend des folgenden Tages war große Cour bei Hof und die Mädchen wohnten, wie gewöhnlich, als Zuschauerinnen bei. Ein junger Dichter, Friedrich Schiller, las den Prinzessinnen Scenen aus seinem Drama »Don Carlos« vor, und in ihm erkannte mit zitterndem Erstaunen meine Großmutter ihren dreisten Kußräuber vom vorherigen Abend! Der Andere aber war der

*) Ich habe sie in der „Gartenlaube" veröffentlicht, aus der sie vielfach nachgedruckt worden ist.

Digitized by Google

junge Prinz Georg von Hessen, und der geraubte Kuß war entscheidend für sein Leben. Denn so süß hatte er ihm gemundet, so tief hatte ihn die — in der That wunderbare — Schönheit des Mädchens ergriffen, welches der Zufall ihm in die Arme geführt, daß er Alles daran setzte, dessen Liebe zu gewinnen. Und so ward die »Seitzin« seine wirkliche Gemahlin, mit welcher er höchst glücklich gelebt hat. Ihren Sohn, den Baron Friedrich, habe ich öfters gesehen; er wohnte am Louisenplatz im eigenen Hause und besaß eine hübsche Bildersammlung, worunter namentlich die künstlerischen Porträts seiner schönen Mutter hervorragten. So war es gekommen, daß meine Großmutter sich rühmen durfte, den Kuß des Genius auf ihren Lippen gefühlt zu haben — und bis in ihr spätestes Alter zehrte sie mit Behagen von dieser schönen Erinnerung. Aber sonderbarerweise hat sie niemals mir, der ich doch sonst ihr bevorzugter Liebling war, davon erzählt, sondern nur meinen Brüdern; vielleicht fürchtete sie meine Indiscretion und scheute sich vor der Profanation zart gehegter Gefühle.

In die Zeit meiner Bekanntschaft mit der Conjugation des Amo amare fällt auch meine erste Jugendliebe. Sie galt einem Theaterkind, Lina Müller, einer Nichte der bekannten Schauspielerin Grahn, welches ich in mehreren Kinderrollen hatte auftreten sehen. Ich glaube, das Mädchen war älter als ich, es zeichnete sich besonders aus durch eine Fülle von gelbblonden Locken, welche immer höchst sorgfältig geordnet waren; in ihnen fing sich denn auch die ganze Knabenschaft, welche sich Abends auf dem Ludwigsplatze zu gemeinsamem Spiele versammelte, woran nicht selten die schönere Hälfte der Schulen theilnahm. Wahrscheinlich hat die stolze Lina mich armen Knirps gar nicht oder sehr verächtlich angeschaut, war sie doch, sobald sie sich unter uns blicken ließ, sofort von der Elite des Bubenthums umringt. Aber meine Neigung zu dem von dem Nimbus der Bühne umstrahlten Kinde muß sehr groß gewesen sein, denn ich erinnere mich eines großen Opfers, das ich ihm gebracht: aus einem Buche mit colorirten Bildern, das ich als einen Schatz bis dahin hochgehalten hatte, schnitt ich die letzteren alle aus, packte sie in einen Brief zusammen, drückte diesen bei nächster Gelegenheit dem Mädchen in die Hand und lief spornstreichs davon. Ach, die Gabe machte keinen Eindruck auf das spröde kleine Herz, wahrscheinlich hat es mich ausgelacht. Dunkel erinnere ich mich, in späterer Zeit Lina Müller-Grahn noch einmal als Novize auf der Bühne gesehen zu haben, ohne daß sie gehalten hätte, was sie versprach; was dann aus ihr geworden ist, weiß ich nicht: jedenfalls nicht viel.

Mit Ostern 1829 kam ich in's Gymnasium — in das Pio — wie der echte Darmstädter damals sagte, indem er seine Geschicklichkeit im Corrumpiren auf das Wort »Pädagogium« anwandte, sonst hieß das Gymnasium schlichtweg »die Classe« und seine Zöglinge schlichtweg »Classenschüler«. Es befand sich in einem alten und altväterischen Gebäude in der Altstadt, das von Thürmen mit stark ausgelaufenen Wendeltreppen flankirt und so baufällig war, daß schon etwa nach einem Jahre die Anstalt daraus entfernt

Digitized by Google

und in das geräumige frühere Waisenhaus verlegt ward, nachdem dessen Insassen in Familien untergebracht worden waren. Freilich verlegte man bald darauf in die Halbruine die Armenschulen, die sich vielleicht heute noch darin befinden; aber dergleichen kommt ja wohl auch anderwärts vor.

Bei der Aufnahmsprüfung, welche ich gut bestand, erklärte ich bei der Frage nach Wahl des Berufs herzhaft, ich wolle »Pfarrer« werden; so hatten mir Mutter und Großmutter es eingetrichtert, weil ich, wie wohl jeder Knabe mit einigem Nachahmungstalent, zuweilen mit vorgebundener Küchenschürze den Pastor gespielt und vom Stuhl herab dummes Zeug gepredigt hatte. »Wenn ich Dich noch einmal auf der Kanzel stehen gesehen habe, dann will ich ruhig sterben,« pflegte dann die Großmutter zu sagen, und mit einigem Stolz hielt ich das fest. Das Darmstädter Gymnasium hatte damals vier große Classen, weil man aber damit nicht ausreichte, so ward auf die Prima — es wurde von unten aufgezählt — noch eine Selecta gepfropft. Ich kam in die Tertia und war nicht blos in dieser Classe, sondern im ganzen Gymnasium der jüngste Schüler, noch nicht neun Jahre alt, während in der Quarta Burschc mit keimenden Bärten saßen, wie der »alte Eisen«, eine mir unvergeßliche Figur.

Von hervorragenden Gestalten aus jener Zeit stehen mir noch vor Augen die beiden Grafen Fenelon, Söhne des französischen Gesandten am Darmstädter Hof, vielbewundert von uns Bürgerlichen wegen der geschniegelten Feinheit ihrer Gestalt und Haltung. Sie haben später von sich reden gemacht, der Eine als Diplomat, der Andere als Mann seiner Frau, in deren Boudoir sich ein französischer Oberst erschoß, auch ein Brillantendiebstahl kommt in dieser Scandalgeschichte (1869—1871) vor.

Im Anfang meiner Gymnasialzeit war ich ein ganz guter Schüler. Daß ich Anlagen gehabt haben muß, beweist schon mein jugendliches Alter, das die Quarta übersprang, auch war ich noch hinreichend gewissenhaft und erfüllte redlich meine Aufgaben, freilich unter der strengen Obhut meines Vaters, der nun die aus Wenck's Grammatik erworbenen Schätze erst verwerthete. Aber trotzdem war ich ein Leichtsinn erster Classe und meine Natur entwickelte sich um so ungünstiger, als die widersprechendsten Einflüsse auf mich wirkten, die merkwürdigsten Experimente mit mir angestellt wurden. Doch davon wird später noch zu reden sein.

Mein kindischer Gesichtskreis erweiterte sich durch eine Rheinreise, welche mein Vater in Begleitung des (Groß-) Onkels Adam Emrich, Bruders meines Großvaters, Kaufmann und Conditor, in der Sommerferienzeit 1829 antrat und auf welcher ich mitgenommen wurde. Wir besuchten zunächst die Großeltern, welche mit meiner Mutter eine Cur in Wiesbaden gebrauchten, und fuhren von da nach Mainz. Im Hafen daselbst lag die »Concordia«, das erste Dampfschiff, das den Rhein befuhr, von Jedermann männiglich bestaunt, von den Meisten auch überaus argwöhnisch betrachtet als ein lebensgefährliches Vehikel. So auch von meinem Großonkel, der meinem kühneren Vater gegenüber die Fahrt damit verweigerte

Digitized by Google

und diejenige mit der Schnell-Yacht vorzog, welche am nächsten Tag geschlagene zwölf Stunden für die Strecke von Mainz bis Bingen brauchte! Noch heute erinnere ich mich der tödtlichen Langeweile dieses Tages in brennender Sonnengluth auf dem engen Verdeck in der erstickenden Weinatmosphäre der niedrigen Kajüte. Der Niederwald ist in mein Gedächtniß geheftet durch mein erstes Reiterstücklein per Esel — ich flog über den Kopf des bockenden Biestes mitten in die Asmannshäuser Weingärten — und durch den obligaten Wolf, der mich ein paar Tage mit gespreizten Beinen laufen ließ. Die Schneckenhaftigkeit der Schnell-Yacht hatte aber selbst den Großonkel empört — mehr noch, glaube ich, der Umstand, daß ein paar gefesselte Verbrecher durch Gensdarmen gleichzeitig mit uns transportirt wurden — und er bekehrte sich im »Weißen Roß« in Bingen zur »Concordia«, die uns dann auch lustig nach Coblenz trug, ohne jede Gefährde für Leib und Leben.

Hier fand ich in der Besitzerin des damals höchst einfachen und bürgerlichen Gasthofs »zum Riesen«, Frau Schurz, eine gewinnende Freundin, deren Dessert-Ueberbleibsel mir den Abschied schwer machten, als wir weiter wanderten. Neuwied war das nächste Ziel; fast einen ganzen Tag verbrachten wir daselbst in der Herrenhuter-Schwesterngemeinde, der eine Bekannte der Familie, Mansell Allgeier, eine Darmstädter Schullehrerstochter, angehörte; was sie uns zeigte und erzählte, hat damals einen tiefen Eindruck auf die Männer gemacht, die später oft darauf zurückkamen; ich begriff wenig davon und sehnte mich nach der Table d'hôte. Ueber Ems, Nassau, Schwalbach fuhren wir wieder nach Wiesbaden, um noch einige Tage bei der Mutter zuzubringen. Am nächsten Morgen nahm mich der Vater mit zum Curhaus; ich hatte nur Augen und Sinn für den dahinter befindlichen Teich und die darauf liegenden Gondeln. Als daher der Vater sich, um etwas zu besorgen, mit der Weisung entfernt hatte, daß ich mich geradewegs nach unserem Quartier verfügen solle, war ich, fast ehe er noch den Rücken gewandt, in einem der — angeketteten — verführerischen Fahrzeuge und schaukelte darin nach Herzenslust. Um diese zu erhöhen, betrat ich zwei Kähne zugleich, was denn zur Folge hatte, daß ich jählings zwischen durch in die Tiefe schoß. Wieder emporgetaucht, schrie ich wie ein Zahnbrecher, von allen Seiten rannten die aufgeschreckten Curgäste herbei; ein Herr sprang in die Gondel, zog mich am Schopf heraus — Gott vergelt' es ihm! — gab mir ein paar tüchtige Ohrfeigen und jagte mich davon.

Heulend, ohne Mütze, welche versunken war, unter dem Hohngelächter der Begegnenden und der öfters handgreiflich werdenden Theilnahme der Straßenjugend, floh ich durch die Gassen, aber, o wehe! ich hatte die Richtung vergessen und verirrte mich immer mehr. Endlich erbarmte sich meiner eine alte Frau und geleitete mich nach unserem Gasthaus, ich glaube »die Sonne«. Aber das Schwerste stand mir hier bevor, zitternd vor Angst und Frost in dem durchnäßten Sonntagsanzug trat ich vor die strengen Eltern, die ob meinem langen Ausbleiben schon unruhig geworden waren. Daß ich, dem ausdrücklichen Befehl zufolge, wieder umgekehrt und auf dem Teich gewesen sei, dies

Digitized by Google

Geständniß hätte mir bei aller Offenheit, das wußte ich, die fürchterlichsten Schläge zugezogen. Ich log daher.

Das alte Wiesbaden jener Tage, das man heute nach großartigen Veränderungen gar nicht mehr kennt, war von einem Bache in tiefem gemauerten Rinnsale durchzogen, über welchen da und dort schmale Stege, oft ohne Geländer führten; von einem solchen behauptete ich hinabgefallen zu sein. Zwar meinte der herbeigeeilte Wirth, das Wässerlein sei nirgends so tief, um mich bis über den Kopf einzuweichen, allein seine brave Gattin kam mir zu Hilfe mit der wohlthuenden Bemerkung, wenn man falle, pflege man der Länge nach zu fallen, und nicht blos auf die Füße. So kam ich ohne Strafe davon, wurde in's Bett gepackt und empfing blos einen Teller Suppe; daß ich nicht an der Table d'hôte theilnehmen durfte und konnte, preßte mir aber härtere Thränen ab, als es der Haselstock gethan haben würde. Dies war die erste größere Lüge, der schuldig zu sein ich mich erinnere; vielleicht ist es zum besonderen Schaden für meine fernere Jugendentwicklung gewesen, daß sie nicht entdeckt und tüchtig bestraft wurde. Jetzt hatte ich vom Apfel der Erkenntniß genascht und wußte, daß man sich mit Unwahrheit den Rücken frei halten könne. Natürlich wandte ich fortan dies bequeme Mittel an, so oft es die Nothwendigkeit gebot, und ach, sie trat nur allzu häufig ein.

Auf der Rückfahrt nach Hause traf mich noch ein großer Schmerz. Die Großeltern hatten uns ihren Hund, der ihnen in der fremden Stadt unbequem ward, den Pintscher »Peter«, mitgegeben; bei Castel sprang das treue Vieh aus dem Wagen und entlief, um seine Gebieter aufzusuchen. Er war verloren für immer und tief war mein Gram um den Verlust dieses Jugendgefährten, trotzdem er mir regelmäßig die Leckerbissen, die ich, wenn satt, versteckte, aufgestöbert und weggefressen hatte. Von dieser Zeit an wurde das Halten von Hunden im Bereiche der Familie streng verpönt, und es ist mir aus den steten Expectorationen meines Vaters gegen derartige Hausgenossen eine Art Abscheu gegen dieselben geblieben, den ich später nur schwer überwinden konnte, selbst als Jäger. Und doch wußte man damals noch nichts von der Uebertragung des Bandwurms vom Hund auf den Menschen und hörte wenig von der Tollwuth, zwei Erscheinungen, welche die gänzlich unnütze Hundehaltung in civilisirten Ländern auf das äußerste beschränken sollten; denn es ist wahrlich besser, alle Hunde verschwinden vom Erdboden, als daß nur ein Mensch an der fürchterlichen Wuthkrankheit sterbe.

In unserem schönen Hause am Ludwigsplatz hatte es mittlerweile Veränderungen gegeben. Anfänglich hatte es isolirt gestanden und einen Abschluß dieses Neustadt-Theiles gebildet; nach und nach schlossen sich aber andere Neubauten gegen Westen an, wo bisher der Gasthof zur Stadt Mainz mit seiner hohen Freitreppe — im Hinterhause befand sich die Schulknecht'sche Schule, später sogenanntes »Progymnasium« unter Weiß, der ich meine Anfänge verdankte — die Stadt gegen die Sandwüste des Exercirplatzes (»Exert« nannte ihn die Darmstädter Jugend in beliebter

Digitized by Google

Kürzung) abschloß und stellten sich zur »Baustraße«, später, als Mode ward, die Straßen mit Herrschaftsnamen zu verbrämen, »Elisabethenstraße«, zusammen. Hierdurch war aber ein häßlicher Winkel entstanden, welchen der Großvater nunmehr verbaute, so daß unsere Wohnungen einen leider ungleichartigen Annex bekamen. Die sonst Jedermann lästige Bauzeit war eine selige für mich; wie konnte man da im Sande wühlen, auf Gerüste klettern, die Balken zu Schaukeln benützen, in dem Neubau Versteckens spielen! Als er fertig war, wurden seine Locale vermiethet; unten hin zog der Kammermusikus Himmelheber, ein Original erster Classe, mein Clavierlehrer, bei dem ich in fünfjährigem Unterrichte auch nicht eine Note lernte. Derselbe hatte als Hautboist den Feldzug nach Rußland mitgemacht und that sich nicht wenig zu gut auf seine Heldenthaten. Die größte darunter ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden: er war es, der auf den anspringenden Kosaken in Ermanglung eines Gewehres die Posaune anschlug, vor deren glänzend gähnender Mündung der Steppensohn entsetzt die Flucht ergriff. Die Episode ist von dem Maler Alberti durch ein kleines Oelbild — im Privatbesitz des Großherzogs — verewigt und außerdem hundertmal nachgebildet und wiedererzählt worden. Der grenzenlos bornirte, ganz ungebildete Mann hatte eine Schauspielerin zur Frau, welche nunmehr das Putzgeschäft betrieb, und zwar in einer Art, daß die von ihr meiner Mutter und meiner Schwester gelieferten Hüte mir heute noch als Prototypen der grenzenlosesten Scheußlichkeit vor Augen stehen.

Ueber diesem kinderlosen Paare, in der bel étage, logirte sich eine fremde Dame ein, welche in der ganzen Stadt nur unter dem Namen »die schöne Wienerin« bekannt war. Und sie war wirklich schön, eine imposante Gestalt, ein unvergleichlicher Teint, glänzende braune Augen, ebensolches reiches Haar, vor Allem aber wunderhübsche Hände und noch zierlichere Füßchen machten sie zu einer Erscheinung, welcher sofort jedes Herz zuflog, allen voran das des zehnjährigen Knaben, dessen größte Wonne es war, zu ihren Füßen sitzen zu dürfen. Denn die fremde Dame verkehrte anfangs häufig in unserer Familie; stundenlang saß sie, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, in unserem Zimmer, und ich las ihr vor aus Sommerlatte's Kriegsbildern, dem einzigen Unterhaltungsbuch, das mir damals zu Gebote stand. Ich zweifle aber, daß die Schöne sich unterhalten hat mit den Kriegsthaten des Rittmeisters von Bismarck oder des Hauptmannes Maurer, ihr mochten meine Uebungen ein bequemes Mittel sein, an Anderes zu denken. Allmählich trat aber eine Aenderung ein; ich hörte meine Eltern in sonderbarer Weise über die Dame sich äußern; besonders befremdete der in Darmstadt unerhörte Luxus ihrer Kleidung — so soll sie die glänzenden Atlasstiefelchen, welche sie unabänderlich trug, nie mehr als ein einziges Mal an den Fuß gebracht und dann weggeschenkt haben. Daß ich dergleichen Fußbekleidungen zu Dutzenden in ganz neuen Exemplaren auf ihrem Vorplatz stehen gesehen habe, erinnere ich mich sehr genau. Die schöne Wienerin empfing aber auch Herrenbesuche — allerdings vor den Augen der Welt nur höchst selten — aber der sie besuchte, war eine stadt-

Digitized by Google

bekannte Persönlichkeit, Landwehr, der Kammerdiener des Prinzen Emil. Und so wußte man denn bald, daß die Maitresse des verrufenen Prinzen in unserem Hause wohne.

In meinem Vater kämpfte es schwer zwischen dem gebotenen Servilismus des Hofmannes und seiner strengen bürgerlichen Ehrenhaftigkeit; letztere siegte bei ihm, wie immer in dergleichen Conflicten; die schöne Wienerin erhielt gekündigt und verließ bald darauf in Nacht und Nebel Haus und Stadt. Einer hat ihr heiße Thränen nachgeweint und der war ich; ihr reizendes Bild hat mich niemals verlassen, heute noch könnte ich sie malen. Ihren Namen hab' ich nicht erfahren oder vergessen. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Vorgängen und auch sonst zwischen meinen Eltern und auch Anderen öfters manche Worte fielen, welche Kinder — deren man nicht achtete — besser nicht gehört hätten. Das Treiben in den höheren Regionen bot dazu besonders vielen Anlaß; es war von jeher eine liederliche Wirthschaft an dem Darmstädter Hofe gewesen, um so widerlicher, je kleiner, durchsichtiger und offenkundiger die Verhältnisse waren. Mein Vater, vertrauter mit diesen als die Meisten, sprach sich oft auf das bitterste darüber aus, ohne immer zu bedenken, daß Kinder die feinsten Ohren und ein dauerndes Gedächtniß haben. Uebrigens war es Niemandem in der Stadt ein Geheimniß, daß in der Fürstenfamilie die dissolutesten Zustände vorhanden waren. Jedermann wußte, daß die beiden jüngsten Kinder der Großherzogin den Oberstallmeister zum Vater hatten; die Aehnlichkeit sprach allein schon laut dafür. In der That habe ich später den Prinzen Alexander kaum von seinem Stiefbruder unterscheiden gekonnt. Der Oberstallmeister hieß de Grancy und setzte diesem Namen denjenigen der Senarclens vor — man bestritt ihm das Recht dazu — eines alten Waadtländischen Adelsgeschlechts, dem in seiner Heimat die Devise: »Vanité de Senarclens« beigelegt worden war.*) Er war ein schöner, hochgewachsener, stolzer Mann, eine zeitlang allmächtig am Hofe, was er dazu benützte, seine ganze Sippe gut zu versorgen. Die Fürstin hatte ihn aus der Schweiz mitgebracht. Ueberhaupt wimmelte es in Darmstadt von französischen Namen; die du Thil, Ricou, Moranville u. A. m. spielten die erste Geige am Hofe wie in der Gesellschaft und befanden sich im Besitze bevorzugter Stellen.

In den Sumpf solcher Wirthschaft schlug die Juli-Revolution gleich einer Bombe. Die Bestürzung, welche dies weltgeschichtliche Ereigniß hervorrief, war zu groß und zu allgemein, als daß sie nicht sogar auf uns Kinder Eindruck gemacht hätte. Man glaubte an eine Erhebung des deutschen Volkes, so wenig sicher war man in den Kreisen des Hofs und der Regierung der Wirkung des seitherigen patriarchalisch-constitutionellen Regiments. Gleichzeitig trat ein anderes drohendes Gespenst auf, die Cholera, von der man vorher nie gehört hatte; man verlegte ihren Ursprung nach Indien und fürchtete sich fast ebenso sehr vor ihr, wie vor den Demagogen. Die

*) Recherches du Blason, par le père Menestrier. Paris MDCLXXIII.

Digitized by Google

umfassendsten — zum Theile lächerlichen — Vorkehrungen wurden getroffen: Flanellbinden angeschafft, Chlorkalk, Kamillen und andere Arzneien in massenhaften Vorräthen bereit gehalten, das Haus roch wie eine Apotheke. Glücklicherweise verschonte die Seuche unsere Gegend, was meinen Vater auf die Theorie brachte, daß sie überall dort nicht aufzutreten wage, wo ein leidlich saurer Rheinwein das tägliche Getränk bilde. Im Uebrigen waren die örtlichen Verhältnisse ganz danach angethan, ihr allen Vorschub zu leisten; in der Stadt war und ist das verwerflichste Grubensystem ganz allgemein, das Trinkwasser — damals meistens Pumpbrunnen — schlecht, und dem Klima ist auch nicht viel Gutes nachzusagen; der Wind schwängert die Luft mit dem lungenverderbenden Kieselstaub der rings sich ausbreitenden Sandsteppe.

Die Neigung zu allerlei Quacksalbereien und Hausmitteln war in unserer Familie groß. Schwedisches Lebenselixier, Morrison'sche Pillen, weiße Senfkörner gingen niemals aus; letztere posaunte Dr. Metz, ein jüdischer Convertit, Vater des berufenen Nationalvereinlers, als die wahre Panacee mächtig aus, und schoppenweise ließ mein Vater Früh Morgens die insignificanten, höchstens mechanisch wirkenden Kugelsamen in den Magen rollen. Daß ihm alle diese Arkana nicht schadeten, ist ein Beweis für seine gute Constitution. An seinen Kindern versuchte er sie niemals.

Ich war gesund, schmächtig, aber kräftig. Im Freien tummelte ich mich herum, so lang ich nur konnte; es dauerte Jahre, bis ich dazu gebracht wurde, eine Mütze auf dem Kopfe zu dulden; daher vielleicht mein starkes Haar, während ich meinen Vater nicht ohne Perrücke gekannt habe, die er jeden Morgen mit Gummi auf dem Scheitel festklebte; wir kamen freilich erst spät dahinter. Der Großvater besaß einen geräumigen Obst- und Gemüsegarten vor dem Bessunger Thor — in der Nähe des später dorthin verlegten, sogenannten »neuen« Friedhofs; dieser bot unerschöpflichen Anreiz zu Razzien auf unreifes und reifes Obst, streng verpönt, aber trotzdem unternommen, oft mit dem Gefolge exemplarischer Bestrafung. Außer zu Gemüse ward dieser Garten vorzugsweise zum Anbau des damals noch ziemlich seltenen Welschkorns (Mais) verwendet, dessen Ernte, das Entschälen der Kolben, besonders das Abstreifen der langen Seidenhaare eine hohe Kinderfreude war. Große Lust gewährte außerdem der schon oben erwähnte hintere Hausgarten, der in seiner eigenthümlichen, schmalen Wegform Gelegenheit zu Schanzenbauten und Fallgruben, zur Anlage unterirdischer Wohnungen und ähnlichen sinnreichen Unternehmungen bot; meine Mutter erschrak oft zum Tode, wenn sie in eine mit Reisern und Rasen maskirte Tiefe einbrach oder unter der Erde Stimmen vernahm und sich plötzlich ein struppiger Kopf aus dem Einschlupfloch einer künstlichen Höhle erhob. Das Obst, vornehmlich aber die Weintrauben, war ein Reiz, dem ein nimmersatter Bubenmagen unmöglich widerstehen konnte; es half nichts, daß zur Reifezeit der Garten hermetisch verschlossen wurde, um das Wenige, was noch nicht reif geraubt und verschlungen worden war, zu retten; die hohen Mauern und Staketenthore

Digitized by Google

waren kein Hinderniß für die immer hungerige Raubsucht; an Genossen bei solchen Frevelthaten fehlte es niemals.

Ich erinnere mich noch heute mit Schrecken daran, wie ich einmal beim Ueberklettern der Stakets mit dem einen Bein meiner neuen Hosen in eine der Spitzen gerieth, ausglitt und nun gespießt dahing, 18 Fuß über dem Boden. Meine Lage war schrecklich, die Furcht vor der Strafe verbot den Hilferuf, ich zappelte vielleicht eine halbe Stunde lang, bis plötzlich das schon durchbohrte Kleidungsstück völlig durchriß und ich schwer niederplumpte. Die Schmerzen wurden verheimlicht, aber schwer gelang dies mit dem zeugnißgebenden Beinkleid, das endlich in den Strohsack der Köchin praktizirt und darin erst nach Wochen und langem Kopfzerbrechen über sein räthselhaftes Verschwinden gefunden wurde. Die unbesiegbare Begierde nach verbotenen Eßwaaren hatte nicht blos ihren Grund in der Naschhaftigkeit der Jugend, sondern auch einen tieferen, der mir freilich erst später klar geworden ist.

Die Lebensweise bürgerlicher Familien zu damaliger Zeit war eine solche, daß sie den Erfordernissen der Ernährung und des Wachsthums einer kräftig heranwachsenden Jugend unmöglich genügen konnte. Daran waren nicht blos ärmliche Verhältnisse schuld. Wahr ist es, mein Vater hatte sich zu plagen, stand sich aber bei einigem Vermögen, freier Wohnung bei den Schwiegereltern und freiem Feuerungsbezug aus deren Waldbesitz in der Täubcheshöhle (auch Teufelshöll', ein Kiefernwald zwischen Darmstadt, Arheilgen und Weitershausen) trotz seiner fünf Kinder, vier Knaben, ein Mädchen, immer noch besser als mancher Staatsdiener von weit höherem Rang. Aber einmal ward »Sparen, Zusammenhalten, Auskommen« als das Haupt-Lebensprincip angesehen und sodann hatte man gar keine Ahnung von den Gesetzen naturgemäßer Ernährung. An Fleisch ward so viel als möglich gespart; meistens wurde dasselbe nur gekocht verzehrt, um aber die »Fleischbrühsuppe« zu gewinnen, wurde auch der Braten vorher gekocht. Die Suppe wurde als das Hauptgericht, besonders den Kindern dienlich, betrachtet; sehr häufig aber gab es Wassersuppen, deren Gehalt mit Brot und einem paar Eiern hergestellt wurde. Einmal in der Woche speiste man Fastengerichte oder Mehlspeise, z. B. Kartoffelklöse oder Mehlnudeln; vorher wurde das Wasser, darin sie gekocht, nothdürftig abgeschmalzt und mit einigen Weckschnitten verdichtet, als Suppe servirt; darin bestand das ganze Mittagsmahl. Es ist ganz unmöglich, daß dabei Kinder ordentlich gedeihen und emporwachsen können; ich schreibe es der ungenügenden Ernährung in der Jugend allein zu, daß meine drei jüngeren Brüder, welchen der mir innewohnende Instinct der Selbsterhaltung abging, denen aber auch zugleich im ersten Kindesalter die Muttermilch gemangelt hatte (man gab Kuhmilch mit Wasser ohne Milchzuckerzusatz), sämmtlich als junge Männer an der Tuberkulose gestorben sind, während meine Schwester und ich, die beiden ältesten, folglich reichlicher genährten, niemals die geringsten Anlagen dazu gezeigt haben.

Es ist vielleicht für spätere Zeiten von Interesse, wenn ich hier eine bürgerliche Hausordnung aus dem Anfange der Zwanziger Jahre schildere.

Digitized by Google

Wir bewohnten vier Zimmer, davon eines die sogenannte »gute Stube«, das zweite Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer waren. Die Knaben schliefen je zwei in einem Bette; lange Zeit bestand dies nur aus Federbetten, erst später wurden Matratzen, auch Sommerdecken, eingeführt. Um 6 Uhr im Sommer, um 7 Uhr im Winter ward aufgestanden, ein dünner Milchkaffee mit je einem Kreuzerweck verzehrt und nebenbei Toilette gemacht, an deren Unterstützung sich auch der Vater so lebhaft betheiligte, daß er einen meiner Brüder bis in dessen zwölftes Jahr stets eigenhändig gewaschen und angekleidet hat. Dann ging es in die Schule, zum Imbiß während derselben ward ein zweiter Weck oder statt dessen ein Kreuzer verabreicht; das letztere Geldstück jedoch nur in seltenen Fällen seinem eigentlichen Zwecke zugeführt. Die Bekleidung der Kinder ließ gleichfalls sehr Vieles zu wünschen übrig. Alles wurde vom billigsten, aber zugleich dauerhaftesten Stoffe genommen; der Schneider, welcher am wohlfeilsten arbeitete — also jedenfalls der schlechteste war — wurde bevorzugt und ihm jedesmal strengstens eingeschärft, die Kleidungsstücke ja recht »völlig«, weitläufig anzufertigen, des raschen Wachsthums wegen. Neue Stücke kamen übrigens nur selten an mich; die abgetragenen des Vaters wurden mein Erbe. Besonders unglücklich ward ich, als nach dem Tode meines Großvaters mir die schwere Pflicht zufiel, dessen ganze nachgelassene Garderobe zu verwerthen. Er war ein altväterischer Mann gewesen, dazu von stattlichem Embonpoint; da nun der elende Flickschneider, der mich bediente, sich begnügte, an den Hosen ein Stück der Beine abzuschneiden, oben aber sie blos in Falten zu legen, so mag man sich eine Vorstellung davon machen, wie ich damals aussah.

Mein bitterstes Jugendunglück war ein leider unverwüstlicher großväterlicher, dunkelblauer Tuchrock, der »Balbierer« genannt, weil ich stets die langen Aermel aufschlagen mußte, um die Hände gebrauchen zu können; alsdann kam das weiße, blau gestreifte Barchentfutter zum Vorschein, während die Taille genau auf die Mitte des Sitzfleisches kam. Ich glaube, es hat mir drei Jahre lang Thränen und Zorn gekostet, bis ich aus diesem vermaledeiten Erbrock herausgewachsen war. Meine Schwester sah nicht besser aus; in dünnem, verwaschenem Kattunkleidchen, einen fürchterlich großen, von der Mutter abgelegten Hut auf dem Kopfe, Ohrenschuhe und blaue Baumwollstrümpfe an den Füßen, so zog sie, einen mächtigen Schulbeutel aus Leinwand an langen Schnüren schwenkend, ihres Weges täglich dahin, eine wahre Vogelscheuche. Für die eigentliche Aufgabe der Kleidung, namentlich für deren Einrichtung nach der Temperatur und Jahreszeit, hatte man damals sehr wenig Sinn. Man trug, um Wäsche zu sparen, Vorhemdchen (»Schmieschen« in Darmstädter Mundart), wußte aber nichts von Doppelsohlen; der Ueberzieher war ganz unbekannt, ich erinnere mich noch recht gut seines ersten Auftretens als »Burnus«; dagegen trug man Mäntel mit neun Krägen übereinander, einer immer kürzer als der andere, so daß eine anmuthige Treppenabstufung herauskam, es konnte nichts Närrischeres geben.

Ein Mantel war lange mein sehnsüchtiger Wunsch gewesen, er sollte endlich in Erfüllung gehen; ein uralter, langer Winterrock meines Großvaters

Digitized by Google

wurde zu dem Zwecke geopfert. Aber, o Himmel, welches Schneiderkunststück kam da heraus! Der Mangel an Stoff hatte nur einen Stürtout hergegeben mit ganz kurzem, etwa fußbreitem Kragen, ganz in Form der Ministrantenmäntel in katholischen Kirchen; vorne ging das Ding nur zusammen, wenn man es mit den Händen fest packte, dadurch unterschied es sich auch von seinem Vorbild, dem stadtbekannten Künstlermantel des Kupferstechers Susemihl, dem es nunmehr den Vorzug, ein Unicum zu sein, benahm. Den Aufruhr und den Hohn zu beschreiben, den dieser Gespenstermantel in den Kreisen der Schul- und Spielgenossen hervorrief, will ich unterlassen; nach der erstmaligen Probe war ich nur durch die härtesten Gewaltmaßregeln dahin zu bringen, ihn zu tragen, lieber wollte ich erfrieren.

Das Mittagsmahl fand kurz nach 12 Uhr statt. Nach demselben gab es für die Eltern Kaffee, von welchem die Kinder aber nur selten etwas bekamen. Natürlich wurde der Kaffee ganz schwarz, zu Kohle, gebrannt — man verstand es eben nicht besser, und ihm allerhand billige und »gesunde« Surrogate beigegeben, als: geröstetes Korn, Eicheln, Möhren — nur die Cichorie war verpönt, weil mein Vater sie für gesundheitsschädlich hielt. Um 4 Uhr, nach der Schule, gab es ein derbes Stück Butterbrot, mit möglichst sparsam aufgekratzter Butter, oder Brot und Obst. Das Nachtessen ward um 7 Uhr aufgetragen und bestand aus Kartoffeln in der Schale mit Butter, aus Salat mit Eiern — Jedermann ein Ei, dem Hausvater aber zwei — oder Pfannkuchen, im Winter manchmal aus gedämpften Aepfeln mit frischer Wurst, unserem Leibgericht, aus Kartoffelsalat und dergleichen. Zur Abwechslung gab es auch Thee mit Zimmt als Hauptingredienz, das am meisten verhaßte Menu; lieber war uns der sogenannte reformirte Thee, aus Milch mit Eiern und Vanille dargestellt. Selbst aus gerösteten Maiskörnern wurde ein »Thee« genanntes Gebräu manchmal dargereicht. Um 9 Uhr Abends ging es zu Bett, nachdem vorher schon Sofa und Stühle von Schlaftrunkenen sich streitig gemacht worden waren.

Bier wurde im Hause nicht getrunken, zuweilen wurde es geholt, um eine Biersuppe daraus zu bereiten. Dagegen bekamen wir von früher Jugend auf häufig genug Wein zu kosten und zu trinken, da mein Großvater damit nicht kargte, mein Vater aber täglich Abends eine Stunde vor dem Nachtmahl eine kleine Flasche leichten Rheinwein — gewöhnlich rheinhessischen — trank, von dem wir nicht selten unser Theil erhielten. Er hat dies regelmäßig gethan bis zu seinem Tode, nie mehr, nie weniger getrunken, wie er denn überhaupt der regelmäßigste, ordnungsliebendste und bedürfnißloseste Mann gewesen ist, der mir in meinem ganzen Leben vorgekommen. Zu Tisch wurde niemals bei uns Wein getrunken, dagegen war, wenn etwa ein seltener Besuch einmal eintraf, stets ein Glas Wein zur Bewirthung vorhanden.

Im Gymnasium war ich anfangs ein williger und fleißiger Schüler, der sich zwar gerade nicht besonders anstrengte, aber doch seine Aufgaben

Digitized by Google

befriedigend erledigte und hinter Anderen keineswegs zurückblieb. Ein Ereigniß aber veränderte diesen Zustand gänzlich. Eines Morgens in der langweiligen Religionsstunde fiel es mir ein, aufzustehen und mit emporgehobenem Finger, wie üblich, die Bitte vorzutragen, einmal hinausgehen zu dürfen. Der Lehrer, zugleich Classenvorstand oder Ordinarius, Dr. Palmer, schlug es mir ab und ich setzte mich wieder. Nach Beendigung des Unterrichts ward dicht neben meinem Platze — wir saßen an breiten viereckigen Tafeln auf Bänken — eine große Pfütze entdeckt. Darüber gab es nun eine mächtige Untersuchung; mein Nachbar, Karl von Herff, leugnete rundweg, ich selber konnte mit bestem Bewußtsein ebenfalls leugnen, hatte aber den Schein des leichtfertigen Verlangens nach Hinausgehen gegen mich. Der Lehrer gerieth in leidenschaftlichen Zorn, er faßte mich an der Brust, schüttelte mich und schlug mich wiederholt so heftig rechts und links um den Kopf, daß ich aus Ohr und Nase blutete. So zugerichtet, schluchzend und ganz zerschmettert im Gefühl des erlittenen Unrechts, kam ich nach Hause. Zwar machte sich sofort mein Vater auf, um Dr. Palmer zur Rede zu stellen, allein das half mir nichts, machte mir im Gegentheil aus ihm auf immer einen rachsüchtig, kleinlich heimtückischen Feind.

Weit schlimmer war aber die Wirkung, welche dieser Vorfall auf mein Gemüth ausübte: aus einem guten oder leidlichen Schüler ward ich fortan ein böser und schlechter. Ich begann das Schulverhältniß aufzufassen als einen steten Krieg zwischen Schüler und Lehrer; ich sagte mir: Es hilft Dir doch zu nichts, wenn Du gleich brav und unschuldig bist, Du wirst dennoch geprügelt, sobald des Lehrers Laune dies will; es bleibt Dir dagegen nur eine Genugthuung, die Rache, suche nunmehr ihm alles gebrannte Herzeleid anzuthun. Und so geschah es von jenem Augenblick an. Zwar entwickelte sich in des Kindes Seele der schlimme Vorsatz nicht so ganz auf einmal, allein er war da, er gestaltete sich, und stets grollte im Grunde des kleinen Herzens die bittere Wuth der Ohnmacht gegen die erlittene unwürdige, unverdiente Behandlung. Dazu kam noch der Spott meines Banknachbars, des genannten von Herff, der mich später gar häufig darüber aufzog, daß er, der Thäter, durch sein keckes Leugnen mich »in die Tinte gebracht«; selbst als Studenten sind wir noch über diesen Fall zusammengerathen. Nicht wenig hatte es mich gewurmt, daß ihm mehr geglaubt worden war, als mir; ich fand keinen anderen Grund als den, daß er von Adel sei, vom Lehrer also vorgezogen, mehr berücksichtigt werde; halbe Worte zu Hause bestärkten mich in dieser Ansicht; sie trug zur Concentration meiner Verbissenheit bei.

An dem Gymnasium zu Darmstadt wirkten damals einige ausgezeichnete Philologen, wie Dilthey, der Director, und Weber, der Prorector, Letzterer Ordinarius der Prima. Ein köstliches Original war der Conrector Zimmermann mit dem Annamen »das Loch« aus Studentenzeiten, seines unerschöpflichen Durstes halber. Ein tüchtiger Grieche und Lateiner, hatte er von Pädagogik und Lehrtalent auch nicht eine Spur an

Digitized by Google

sich. Er erging sich stets nur in seinen Liebhabereien, erörtete stundenlang die Unterschiede von κατά und μετ, prahlte mit seinen Freunden Grotesend und Hermann, wußte aber der Jugend auch nicht das mindeste Interesse für das Wesen der alten Sprachen einzuflößen, deren Formenkram ihm überhaupt weit über den Geist der Classiker zu gehen schien. Da er ein guter, aber völlig charakterschwacher Mann war, so ward er bald die Zielscheibe eines Bubenmuthwillens, der sich wahrhaft zur Grausamkeit steigerte. Es gab keinen Schabernack, keine Unthat, keine Beleidigung, die dem armen Manne nicht angethan wurde. Seine Güte ließ es nicht zu, körperliche Strafen, mit welchen andere Lehrer überaus freigebig waren, anzuwenden; anstatt ihm dafür dankbar zu sein, verhöhnte die Rotte ihn um seiner Schwachheit willen. Allerdings war er urkomisch, wenn er öfters im tiefsten Baß seinem Herzen Luft machte mit dem Aufruf: »Nein, auf den gemeinsten Bierbänken von ganz Europa giebt es keine verruchtere Brut als in dieser gottverlassenen Classe!« und gleich darauf wieder sich Mühe gab, die Hauptübelthäter, die Rädelsführer — zu welchen leider! ich gar bald gehörte, und zwar im ersten Range — durch Nachsicht und gute Worte zu gewinnen. Umsonst — Güte hilft bei Kindern nur, wenn sie nicht Weichheit, sondern Ausfluß festen Charakters ist. Armer Conrector! Er hat endlich, als es zu toll wurde, in den besten Jahren seine Pension fordern müssen, ist zu der Leidenschaft, die ihm seinen Cerevisnamen verschafft, zurückgekehrt und bald gestorben.

Der schon erwähnte Dr. Palmer war Professor und ertheilte den Unterricht in der Religion nach einem Lehrbuche von Holzapfel (? wenn ich nicht irre?). Er war ein Sohn des Professors in Gießen; sein Bruder war in Studentenkreisen als »Louis'chen« eine wohlbekannte anrüchige Figur; er selber, schmächtig, gelbhaarig, mit gelben Sommersprossen über und über gesprenkelt, bot nicht nur im Aeußeren das vollendete Bild eines protestantischen Jesuiten, sondern ist ein solcher auch innerlich gewesen durch und durch. Das specifisch lutheranische Muckerthum fand in ihm seinen fanatischen Vertreter, trotz allem Geflunker von Rationalismus und freier Forschung. Mir hat er die Hölle heiß genug gemacht und mir einen Giftpfeil in den Busen gejagt, an dessen Eiterung ich lange Jugendjahre krankte. Seine unter den fürchterlichsten Bildern und Beschwörungen vorgetragene Hauptlehre, immer und immer wiederholt, lautete: »Alle Sünden, Laster und Verbrechen können vergeben werden, nur Eine nicht: die Sünde wider den heiligen Geist!« — Nun aber zerbrach und zermartete ich mir den Kopf darüber: »in was besteht denn die Sünde wider den heiligen Geist?« Die Definition des Professors war mir — und vielen Mitschülern — vollkommen unverständlich geblieben, zu fragen hätte ich mich aber um keinen Preis getraut. So kam ich denn darauf, diese fürchterliche, unvergebbare Sünde müsse darin bestehen, daß man Gott mit einem Schimpfnamen belege. Diese Erkenntniß kam mir, wie ich mich deutlich zu erinnern weiß, während einer der allsonntäglichen Predigten Palmer's im Actussaale des Gymnasiums, welchen wir bei strenger Ahndung stets beiwohnen mußten. Von diesem

Digitized by Google

Augenblicke an kämpfte ich einen furchtbaren Kampf; es reizte mich fortwährend innerlich, den Namen Gottes mit irgend einem Bubenschimpfwort zu verbinden, und gleichzeitig sprach ich mir bebend selber das Urtheil: »Du bist auf ewig verdammt!« Gewöhnlich überkamen solche Anfälle mich während des Gottesdienstes in der Kirche oder auch während des Betens, zu welchem wir in der Familie allerdings angehalten wurden, niemals aber mit rechtem Ernst. Es ist nicht zu erzählen, wie ich unter diesem selbsterzeugten Spuk zu leiden hatte, und zwar so lange, als ich die Kirche besuchte, was freilich von meinem sechzehnten Jahre ab nicht mehr geschah. Uebrigens danke ich dem Religionsunterricht des Gymnasiums doch eine ziemliche Bekanntschaft mit biblischen Sprüchen, deren wir stets die schwere Menge zu lernen aufbekamen. Auch die Lectüre der Bibel war mir schon in früher Jugend geläufig; wenn ich etwas Schlimmes begangen hatte, wurde ich nicht selten zur Verstärkung der Strafe in ein Zimmer eingesperrt und erhielt als Besserungsmittel die Bibel zum Lesen. Es konnte wirklich nichts Verkehrteres geben, als ein Buch in die Hände eines unverständigen Knaben zu legen, dessen Verbreitung in seiner jetzigen Gestalt wahrlich ein höchst ungünstiges Zeugniß für Bildung und Gesittung des Zeitalters ablegt. Wollte man alle Obscönitäten, lüsternen Geschichten, wohlgefälligen Preisungen der schandbarsten Freveltaten, welche die Bibel enthält, in einem Auszug neben einanderstellen, so entstünde ein Buch daraus, dem gegenüber die gepfeffertsten Erzeugnisse der Mailänder Erotiken harmlose Breviere sind. Es ist eine Thatsache, daß Tausende von jungen Seelen durch das »Buch der Bücher« auf die Pfade der Sünde und des Lasters geführt worden sind, indem die darin unter dem Deckmantel der heiligen Ueberlieferung nackt mitgetheilten Scheußlichkeiten die junge Phantasie heftiger vergiften, als der frivolste Roman. Die Lectüre der Bibel ohne Auswahl ist ein Blödsinn, mehr noch, sie ist ein Verbrechen.

In späteren Jahren besuchte ich einstmals einen Freund, Träger eines bekannten Namens, auf seinem reizenden Gute. Jedes Tagewerk wurde daselbst begonnen mit einer Familienandacht, der auch sämmtliche Bedienstete und Arbeiter anwohnten; sie begann mit einem Choral, auf den ein kurzer Anspruch folgte; den Beschluß machte die Vorlesung eines Capitels aus der Bibel. Die Familie hatte ihre Gründung begonnen mit dem »im Anfang schuf Gott Himmel und Erde« und befand sich soeben im Buche der Könige. Aber siedend heiß lief mir's durch's Gebein, als nun die schöne züchtige Hausfrau Dinge und Worte las, wie sie heutzutage nur vom Auswurf der Menschheit gebraucht und gesagt werden können; und es standen umher Kinder, junge Mädchen, schamhafte Frauen! Komme nur keiner wie mir der Freund und Hausherr auf meine entrüstete Mahnung, mit der banalen Phrase: »Dem Reinen ist Alles rein«. Auch der Reine wird unrein, wenn ihm täglich der Schmutz angeworfen wird und er sich nicht mit dem Schilde der Philosophie zu decken vermag. Kinder und Jungfrauen vermögen dies aber nicht zu thun; sie verstehen vielleicht im Anfang

Digitized by Google

nicht einmal den Sinn der ihnen unbekannten Worte, aber das ist es gerade, was reizt und endlich zum Brechen des Apfels führt.

Auch mir war die Bibel vielfach verderblich, sie entwickelte meine ohnedies schon weitschweifende Phantasie gewaltiger als jedes andere Buch. Natürlich las ich weder die Psalmen, noch Sirach's Sprüche, die mir immer von der Großmutter besonders recommandirt wurden, wohl aber die Geschichten vom Bel zu Babel, von der keuschen Susanna und dergleichen. Allerdings war mir Vieles in diesen Historien räthselhaft, unverständlich, allein schon das Grübeln darüber war Verderben, und es giebt leider selbst unter der unmündigen Jugend schon Aufklärer genug, welche den Unerfahrenen belehren. Genug davon, es ist dies ein ebenso häßliches, als ernstes Capitel. Uebrigens habe ich auch alle Evangelien als Kind mehrfach durchgelesen und mich schon damals außerordentlich darüber gewundert, daß sie ihre Sache so ganz verschiedenartig erzählen. Auch in die Apokalypse machte ich häufig Excursionen, sie ergötzte mich mit ihrer kühnen Phantastik und gehäuften Bildern, leider fand ich auch einiges Wohlgefallen an den in ihr verschwenderisch angebrachten Kraftausdrücken.

Der Professor der Geschichte war Dr. Karl Wagner, ein nur aus Haut und Knochen zusammengesetztes Männchen, daher auch unter uns »der Spatz« benamst. Er lehrte auch Griechisch. Seine Vorträge über deutsche Geschichte begeisterten mich manchmal, namentlich wußte er bei seinen Specialitäten: Bauernkrieg, Plinganser und Andreas Hofer's Heldenthaten so in's Feuer zu kommen, daß er es auch in uns anfachte. Loyalität war übrigens das Fundament aller seiner Geschichtsklitterung; die Würde des Monarchen eine göttlich legitime, unantastbare, Treue, sclavische Unterthanen-Anhänglichkeit dem angestammten Herrscherhause die oberste aller Tugenden. Nur höchst selten flog einmal der Blitz einer freisinnigeren Weltanschauung aus der devoten Speichelleckerei hervor. So erinnere ich mich, daß ich ein ausgerissenes Kalenderbild des »Hinkenden Boten«, Ypsilanti darstellend, als Löschblatt benutzte und, nach Knabenart, den Schnurrbart des Philhellenen mit einigen kühnen Federzügen etwas in's Absonderliche vergrößert hatte. Dies gewahrte eines Tages Wagner und verabfolgte mir sofort eine fürchterliche Ohrfeige mit den Worten: »Es ist schmachvoll, das Antlitz eines edlen Volksbefreiers zu verunstalten.« Die Lehre, welche freilich etwas hart war, ist mir unvergeßlich geblieben. Wagner hat sich als Schriftsteller bekannt gemacht durch sein Sammelwerk »Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dichter«, dem ich viele Anregung verdanke; später durch sein Buch über Merck, den mephistophelischen Freund Goethe's.

Die deutsche Sprache tradirte der Subconrector Karl Bauer. Derselbe hatte sich in seiner Studentenzeit der Burschenschaft angeschlossen, kein Examen bestanden und der Weg in den Staatsdienst schien ihm versperrt. Dagegen machte er Gedichte und galt für ein verkapptes Genie, das sich gelegentlich selbst neben die Ersten der Nation zu stellen pflegte. Dies geschah besonders, wenn er seine Ballade »Pipin, der Kurze«, das bevorzugte, tausendmal abgehaspelte

Digitized by Google

Declamationsstück der Classe, vom Katheder herab analysirte. Seine Stellung im Staate änderte sich sammt seiner Gesinnung plötzlich durch die Verheiratung mit einer sehr schönen, besonders imposant gewachsenen Dame, welche bis dahin Mitglied des Theaterchors und ein Schützling des Prinzen Emil gewesen war. Die sonderbare Zuneigung, der sein ältester Sohn sich später von Seiten des Großherzogs Ludwig III. erfreute und die sich namentlich in Verabreichung von zahlreichen Orden und getragenen Westen äußerte, wurde allgemein auf dieses Verhältniß zurückgeführt. Der Demagoge wurde zuerst Theaterdichter, und, da diese Sinecure nicht dauerhaft genug war, Gymnasialprofessor. Natürlich war er nunmehr hyperloyal und, statt uns etwas Ordentliches zu lehren, trieste er stundenlang vom Lehrstuhl herab von Salbadereien über das unbeschreibliche Glück der unbedingten Ehrfurcht gegen so gute Landesväter, wie Hessen sie von jeher, seit Pharamund, besessen. Er prägte uns ein, der hessische Volksstamm sei der einzig echt deutsche Nachkomme der tapferen Chatten und seinen Regenten gebühre eigentlich die Krone der ganzen Welt. Er führte den Annamen »Zion«, warum, weiß ich nicht, allein er war darunter stadtbekannt. Da er statt zu lehren nur erzählte und dabei von Hundert in die Tausend kam, so wurde späterhin sein Unterricht möglichst beschränkt. Zu den unteren Classen übernahm die deutsche Sprache der Theologe Candidat Nothnagel, ebenfalls ein Poet, der ein paar Bändchen Lyrik veröffentlicht hatte. Nicht zu verwundern war es daher, daß er das Hauptgewicht auf Dichtkunst und Declamation legte, jedes tiefere Eingehen auf Wesen und Bildung der Sprache aber gänzlich ignorirte. Wenn man ihm statt des befohlenen Aufsatzes ein schlechtes Gedicht brachte, so wurde man gelobt anstatt bestraft; zehnjährige Knaben ließ er Chamisso's »Salas y Gomez« declamiren und theilte den drei hervorragendsten Sprechkünstlern je nach ihrer Individualität die drei Schiefertafeln zu: ich erhielt die letzte. Denn in der deutschen Sprache war ich stets der Erste im ganzen Gymnasium. Der Subconrector ließ meine Aufsätze aus der Tertia abholen, um sie den Primanern vorzulegen als Muster zur Nacheiferung; bevor ich zehn Jahre alt war, machte ich keinen orthographischen oder Interpunktions-Fehler mehr, schrieb auch daneben eine sehr lesbare Handschrift. Im deutschen Aufsatze bekam ich stets die erste Note; es war damals das Certiren noch üblich, das mich im Deutschen stets zum Primus der Classe machte; leider warf mich in der nächsten Stunde irgend eine Ungezogenheit durch einen Machtspruch, öfters mit obligater fühlbarer Begleitung, wieder hinab auf den Platz des Ultimus.

Die Themata unserer Aufsätze waren oft sonderbarster Art, allem eher, als dem Gestaltungsvermögen eines Kindes angemessen. So erinnere ich mich der folgenden: Warum ist die Eiche und nicht die Buche des deutschen Wesens Sinnbild? — Beschreibung eines Schiffbruchs. — Welche Zeit, die alte oder die neue, verdient den Vorzug? — Beschreibung des Carneval in Rom ꝛc. ꝛc. Letzteres Thema z. B. hatte zur Unterlage Goethe's Wahrheit und Dichtung; aber dieses Buch kannte ich gar nicht, vermochte

Digitized by Google

es mir auch nicht zu verschaffen, zumal Goethe in der Familie uns streng verpönt war; so mußte also gedankenlos von Anderen, Glücklicheren abgeschrieben oder gar nichts geliefert werden, was natürlich harte Bestrafungen nach sich zog. In der Declamation wurde ich unbestritten als der Beste im ganzen Gymnasium anerkannt; meine Stimme war kräftig, von gutem Klang und modulationsfähig, ich lernte leicht und schnell, im Theater hatte ich immer gut aufgepaßt. So trug ich denn mit Feuer, Ausdruck und entsprechender Gesticulation vor; bei den feierlichen Acten am Semesterschluß wurden häufig dramatische Bruchstücke, z. B. aus Körner's Zrinyi, Grabbe's Heinrich der Löwe u. A. mit vertheilten Rollen aufgeführt; ich bekam stets die Hauptrolle und erntete am meisten Beifall. Da auch im Lateinischen, welches Palmer, Zimmermann, später Boßler (mit dem Spitznamen »Pechlerpech«, weil er Sohn eines Schuhmachers war) lehrten, das Bauen von Distichen als eine Hauptsache betrieben wurde, so schien das Wesentliche der gesammten Gymnasialbildung darauf hinauszugehen, nur Poeten zu bilden. Daher fing ich auch schon in der Tertia an, Gedichte zu machen; so viel ich weiß, war mein erster Versuch, im Vereine mit Georg Louis, eine Dithyrambe auf die Schlacht bei Leipzig, dann besang ich den Aufstand der bayerischen Bauern im Erbfolgekrieg, und Aehnliches. Sehr viel ward auch in blutigen Trauerspielen gemacht, die wir in einem Holzschuppen aufführten, bewaffnet mit pappenen Rüstungen und hölzernen Schwertern, entführte Schürzen, durch einen Goldpapierstern geadelt, als Rittermäntel umgebunden. Bald aber schwang ich mich empor zu höheren poetischen Thaten. Als der Wunderknabe Vienxtemps (später bin ich gut mit ihm bekannt geworden) zum erstenmale im Darmstädter Theater spielte, war Jedermann von ihm so entzückt, daß man von gar nichts Anderem sprach. Dieser Bewunderung nun lieh ich dichterischen Ausdruck; mein Vater übergab das Machwerk seinem Chef, dem Oberhofmarschall Freiherrn von Perglas, der den jungen Geiger protegirte, und jener sandte mir dafür einen neuen Kronenthaler. Es war das erste Honorar, das ich empfing, zugleich das letzte für ein Gedicht. Ein andermal hatte eine befähigte Schülerin, Louise Neuner, den Tod einer jungen Gräfin Oyen in einer gereimten Elegie beklagt; flugs setzte ich mich hin, sang die Dichterin an, paßte ihr an einer Straßenecke des Schulweges auf, drückte ihr mein Poem in die Hand und lief davon.

Die Realien wurden am Gymnasium in ganz untergeordneter und völlig geisttödtender Weise gelehrt. Naturgeschichte, Geographie (nach seinem eigenen Abriß) und Mathematik trug vor der Collaborator Pistor (vulgo »Steifstiewel«, weil er öfters in Suwarow's erschien), welchen ein unbegreifliches Geschick zum Lehrer gemacht hatte. Zwar schwebte um ihn der — damals höchst seltene — Nimbus eines längeren Aufenthaltes in Italien, das war aber auch Alles, was zu seinem Vortheile gesagt werden kann. Bei ihm regierte der Stock, der geringste Fehler wurde körperlich abgestraft, daher polsterte man sich für seine Lehrstunden den Rücken mit Schreibheften, was er aber öfters merkte und dann mit infernalischem Lächeln

Digitized by Google

nach den Beinen hieb. Doch lernte ich unter ihm das Kartenzeichnen, wobei mich natürliche Anlage und Liebhaberei unterstützten, während ich in der officiellen Zeichenstunde, unter Galleriedirector Müller, einem hölzernen Pedanten, gar nichts profitirte, trotz meiner großen Befähigung. Von Physik und Chemie war in den Gymnasien damaliger Zeit nicht die Rede. Französisch lehrte zuerst der Lector Bender (Lectrice benamst), später Haas (vulgo Lapin), ein sprachlicher Vielwisser. Von Beiden lernte ich aber wenig, desto mehr von meinem Vater, der mir jahrelang täglich eine französische Lection nach der berühmten Grammatik des alten Meidinger ertheilte und es durch furchtbare Strenge dahin brachte, daß ich einen ziemlichen Wörtervorrath einsammelte, so daß ich später französisch sprechen konnte, ohne daß ich mir vorher dessen bewußt gewesen wäre. Englisch habe ich in meiner Jugend, abgesehen schüchterne autodidaktische Versuche, nicht getrieben; dennoch verstand ich es eines Tages, so daß ich nur geringer Nachhilfe bedurfte, um es mir hinlänglich eigen zu machen. Im Lateinischen und Griechischen blieb ich stets zurück. In Tertia lasen wir Anthologie, vorzugsweise aus Ovid und Julius Cäsar; in Secunda Virgil und Cicero, in beiden Classen ferner die Odyssee und ausgewählte Stücke aus Xenophon, Lucian ꝛc. Aber dieses Lesen, Analysiren, Uebersetzen war eine elende Sclavenarbeit; die Wenigsten verstanden das, was sie eben ganz richtig transferirt hatten und von Seite der Lehrer kam kein Geist dem kindlichen Ringen nach Licht entgegen. Wie der Conrector im Griechischen verfuhr, habe ich schon angedeutet; ein anderer Lehrer darin, Lanz (»der Stinker« getauft wegen seines furchtbaren Athems, von welchem eine volle Lage zu erhalten, uns die allerentsetzlichste Strafe dünkte), suchte alles Heil im Auswendiglernen; ein dritter endlich, Wagner, ließ nur die Vossische Uebersetzung gelten und verlangte deren Wiedergabe verbotenus. Mir war einmal die bekanntlich unstergiltige von Wolf aufgestoßen, welche ich nun bei meiner schriftlichen Translation benutzte; aber da kam ich schön an! Trotz alledem ist vom Griechischen Einiges bei mir haften geblieben, das mir vielfach nützlich gewesen ist, vom Lateinischen aber so viel, daß ich später darauf hinreichend fortbauen konnte, um jeden Schriftsteller ohne Anstand lesen und verstehen zu können.

Und wie viel tausendmale habe ich es in meinem Leben erkannt, daß die classisch-humanistische die sicherste, ja, ich möchte sagen die einzige Grundlage aller wirklichen Bildung ist! Das will aber die Jugend leider nicht einsehen; sie verlangt nicht blos nahrhafte, sondern auch schmackhafte Kost, und diese zu bereiten verstanden damals die wenigsten Lehrer. Wenigstens war kein Einziger unter ihrer ganzen Zahl, dem das Herz des Knaben mit Liebe oder gar mit Enthusiasmus entgegen gekommen wäre. Wo soll da der Eifer für einen Gegenstand herkommen, dessen Nutzen für das spätere Leben das Kindesalter durchaus nicht einzusehen vermag? Da kann nur die Persönlichkeit, die Begabung des Lehrers zum Ziele führen, ihm zuliebe, um ihm keinen Verdruß zu bereiten, muß das Kind so lange lernen, bis es den Zweck und den Inhalt des Lernens begreifen lernt. Aber von einer solchen

Digitized by Google

Auffassung waren meiner Jugend Führer sehr weit entfernt, sie wurden gefürchtet oder verspottet, oder auch Beides zusammen, aber geliebt gewiß von keinem einzigen der Schüler.

In die mittlere Etage unseres Hauses war der Oberbaurath Claus Kröncke gezogen. Er stand in hohem Ansehen als Architekt und Civilingenieur, mehrere veröffentlichte Schriften, z. B. Theorie der Fuhrwerke und Andere, aber auch großartige praktische Arbeiten, so namentlich die Rheinschutzbauten,*) hatten ihm Ruhm und Würden eingetragen. Er selber bekümmerte sich blitzwenig um mich ungezogenen Rangen, dagegen versuchte seine gütige Frau mit leiser, weicher Hand meine Erziehung zum Schönen und Guten zu fördern. Sie hatte Kunde bekommen von meinen dichterischen Versuchen und munterte mich nunmehr in aller Weise zu deren Fortsetzung auf. Für jeden neuen Eingriff in das Heiligthum der Pieriden wurde ich belohnt mit zwei sauren Zwetschken, mit Zucker und Essig eingekocht zur Rindfleischbeilage, und durch die Erlaubniß, eine Stunde lang das große, illuminirte Bilderwerk der Histoire naturelle von Buffon durchblättern zu dürfen. Welche von beiden Gunsten mich am meisten anzog, weiß ich nicht mehr, wohl aber das, daß ich durch die schönen Abbildungen des berühmten Werkes mächtig angeregt und der Naturgeschichte zugeführt wurde. Es war in der Familie eine Pflegetochter, Adelheid Ollweiler, ein schönes, braunlockiges Mädchen, einige Jahre älter als ich, natürlich verliebte ich mich sterblich in sie und suchte auf alle mögliche ungeschickte Weise ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Ueberglücklich war ich, wenn ich manchmal zur Theilnahme am Spiel aufgefordeet wurde, das sie mit Schulgenossinnen in dem dazu prächtig geeigneten Hofe unseres Hauses bei gelegentlichen Einladungen arrangirte; nichtsdestoweniger verdroß es mich furchtbar, daß die großen Mädchen mich als einen dummen Jungen ansahen und demgemäß behandelten. Als die Kröncke's wieder von uns wegzogen, empfand ich den zweiten nachhaltigen tiefen Schmerz meiner Jugend; ich konnte mich gar nicht beruhigen und floß mehrere Tage lang über von Thränen und vielfüßigen Abschiedsgedichten. Hinterher erfuhr ich freilich, daß nicht Alles Gold war, was glänzte; mein Vater war angeborgt worden und hatte üble Auftritte, schweren Verdruß, bis er wieder zu dem Seinigen, einem nicht unbeträchtlichen Capital gelangte.

In das Jahr 1831 fällt zunächst, wenn ich nicht sehr irre, der Tod des Großherzogs Ludwig's I., den wir im Gymnasium gerade während eines Actus erfuhren, in dem ich den Juranitsch mit Verve tragirte. Dieser Fürst war einer jener wohlwollenden Despoten, die ihren Ländern zu einer gewissen Wohlfahrt, ihrem Volke zu so viel Glück helfen, als sich mit ihren eigenen legitimen Interessen verträgt. Er hat zwar, einer der Ersten, wenn nicht gar der Erste, seinem Staate eine Constitution verliehen und steht dafür in Darmstadt auf hoher Säule, den Staubgeborenen entrückt, als bronzene Wolkenscheuche; nichtsdestoweniger that er aber stets, was er wollte,

*) Es wurde ihm derenthalben nach seinem Tode ein einfaches Monument gesetzt.

Digitized by Google

und verwandte die französischen Kriegsentschädigungsgelder statt zu ihrem Zwecke für seine Liebhabereien, besonders das Theater. Ganz kurze Zeit nach ihm betraf ein viel schwererer Schlag unsere Familie; es starb mein Großvater Wilhelm Emrich. Er war ein merkwürdiger Mann, der »Herr Senator«; die Meinigen behaupteten stets, es sei viel von seinem Wesen und Charakter auf mich übergegangen. Noch sehe ich sein Bild deutlich vor mir stehen, das eines untersetzten corpulenten Mannes mit ungewöhnlich großen, runden blauen Augen, mit einer kolossalen Brille bewaffnet, die jedoch meistens auf der Stirne saß. Im Negligé trug er auf dem kahlen Kopf eine weiße Zipfelmütze, im Anzug eine braune Stutzperrücke, die er zu mancherlei anderen Zwecken, z. B. zum Staubabkehren, oder als Instrument zu einem Klaps schicklich zu verwenden wußte. Er war ein Lebemann im besten Wortsinn. Da seine Frau ihm etwas zu sparsam war, so hatte er sich angewöhnt, ohne ein Wort zu sprechen, ganz für sich selber zu sorgen; zum Frühstück spickte und briet er sich selber sein Hähnchen, oder hatte ein Gericht Neunaugen und dergleichen Seltenheiten in petto; dazu trank er herzhaft seinen Schoppen Rheinwein, und dies sogar öfters im Laufe des Tages, besonders später, da er, um doch nicht ganz geschäftslos zu sein, einen kleinen Weinhandel betrieb.

Als Bürger und Gemeinderath der Stadt stand er, wie schon erwähnt, in hohem Ansehen; er galt als Führer der Conservativen gegenüber dem bekannten Ernst Emil Hoffmann, dem er einmal in öffentlicher Rathsversammlung höchst ärgerlich entgegen brauste: »Ja, wenn ich Ihre Schnauze hätte, dann sollte die Sache bald anders stehen!« Sein Rathgeber in Gemeinde-Angelegenheiten war, so lange ich mich erinnere, der Jurist Karl Buchner, der sich als Schriftsteller mehrfach bemerkbar gemacht hat. In seinen letzten Lebensjahren war mein Großvater etwas sorglos und fahrlässig geworden; von den öffentlichen Angelegenheiten war er ohnedies schon vielfach in Anspruch genommen, viele Vormundschaften waren ihm übertragen, er stand in geschäftlichen Beziehungen zu Christen und Juden mancherlei Schlages. Da wuchs ihm denn manchmal die Geschäftslast mehr über den Kopf, als ihm die Muße des Alters wünschenswerth machte, er wußte, daß seine Redlichkeit unantastbar war, so verschob und versäumte er Vieles.

Nach seinem Tode fand mein Vater, mit der nächsten Regulirung betraut, eine ziemliche Verwirrung vor; Alles, öffentliche, curatorische, private Sachen und Gelder fanden sich durcheinander gemengt, nur mit höchst penibler Sorge voneinander zu trennen. Ich erinnere mich, daß ich, der öfters dem Vater bei dieser mühevollen Arbeit zusah, selber mehrere Geldstücke im Streusand und im Falz der Aufschlagklappe des Schreibpultes verzettelt fand. Leider war das Resultat der Inventarisirung ein sehr niederschlagendes; es fand sich, daß große Verbindlichkeiten zu lösen waren und der gesammte großväterliche Nachlaß bedeutend weniger betrug, als man ganz allgemein erwartet hatte. Von diesem Augenblicke an beschloß meine Großmutter, welche ihren vorangegangenen Gatten noch um

Digitized by Google

20 Jahre überlebt, Alles aufzubieten, um den Verlust wieder hereinzubringen; sie hat dies redlich gehalten und zu Stande gebracht, Dank einem Geiz, der sie mancherlei Anfeindungen aussetzte, ihren Enkeln aber sehr zugute kam. Das Begräbniß meines Großvaters war eines der ersten auf dem neuen Friedhofe vor der Stadt, zu dessen Errichtung er selber Vieles beigetragen hatte; es fand statt unter allgemeinster Theilnahme einen Tag nach dem feierlichen Einzuge des neuen Großherzogs Ludwig's II. in die Stadt. Er hatte vor seinem Regierungsantritte eine Rundreise gemacht, kam aus Oberhessen, ward feierlich eingeholt und eine große Illumination war veranstaltet. Auch wir durchwanderten, mein Vater, meine tief verschleierte Mutter und ich ein paar der durchleuchteten Straßen; aber der Gedanke an den kalten Mann auf dem Schragen daheim trieb uns bald wieder zurück in das Haus der Trauer.

Die sogenannten »Hundstagsferien« benutzte mein Vater dazu, um mit mir eine größere Fußreise zu machen. Wir wanderten Beide, den Ranzen auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, längs der Bergstraße nach Heidelberg, wo mir die seltsamen Studententrachten — bunte Glockenmützen mit viereckigem Boden und langer Quaste, Kurtka, Koller und Kanonen — nebst den riesigen betroddelten Tabakspfeifen wunderbar imponirten; dann über Heilbronn nach Stuttgart. Dies sollte das Ziel der Reise sein. Wir wohnten in einem Gasthofe am Marktplatz, gegenüber das Rathhaus mit einer Uhr, auf deren Pendel eine Fortuna schwebte, die mir stundenlanges Grübeln verursachte. Wir durchstreiften die Umgegend, waren im Schloß Rosenheim, in welchem mir nichts gefiel als ein kleines Clavier aus Perlmutter, ein Spielzeug, in Cannstadt und endlich in Hohenheim. Dieser Besuch ist für mein ganzes Leben entscheidend gewesen. Zwar war damals die Anstalt beiweitem nicht das, was sie späterhin geworden ist, meinem Vater erschien sie ein wahres Wunder, mir Alles befremdend neu, aber anmuthend. Die wohlgehaltenen Ställe, die Sammlung der zierlichen Modelle, die elende technische Werkstatt, in der ich ein Stück darin verfertigten glasartigen Rübenzuckers zum Geschenk erhielt, die Tafeln in den Feldern mit den völlig räthselhaften Aufschriften »Luzerne-Rotation« u. dergl. mehr verfehlten nicht, auf mich einen tiefen Eindruck zu machen. Mein Vater aber faßte von damals ab schon halb und halb den Entschluß, mich einen »Oekonom« werden zu lassen; als er mich fragte, ob ich Lust hätte, ein solcher zu werden, sagte ich frischweg »Ja!« — ich wußte so wenig, was das sei, als was ein General-Staatsprocurator. Heimwärts nahmen wir den Weg über Besigheim, nachdem wir an der badischen Grenze unter strömendem Regen als choleraverdächtig angehalten worden waren, nach Carlsruhe, von da über Landau durch die Pfalz. An einem schönen Sonntag-Nachmittag rückten wir, bestaubten Handwerksburschen durchaus ähnlich, von Griesheim her der Heimstadt näher. Aber wehe, in der »Tanne«, dem Kiefernwald vor dem Rheinthor, erging sich zahlreiche gute Gesellschaft und unter diese durfte ein großherzoglicher Hofsecretär doch nicht im Kittel (Blouse) mit

Digitized by Google

dem Ranzel auf dem Buckel, gerathen. Wir schlugen uns daher seitwärts in die Büsche; mein Vater machte bei Mutter Grün vollständige Toilette und mischte sich unbefangen unter die Spaziergänger; mir armem, elfjährigem Knaben, der von einem fünfstündigen Marsche in brennender Sonnenhitze schon todtmüde war, fiel die Aufgabe zu, nunmehr zwei Ranzen in die noch über eine Wegstunde entfernte Stadt zu schleppen. Sie ging völlig über meine Kräfte, mit dem besten Willen brachte ich immer die Last nur ein Stück weit fort und brach dann zusammen; es wurde sinkende Nacht, bis ich die Stadt, halbtodt war ich, als ich endlich unsere Wohnung erreichte, wo mich, da man sich schon über mich geängstigt hatte, noch dazu die größten Vorwürfe empfingen. Wenige andere Begebenheiten meiner Jugend haben in mir einen so bitteren Stachel zurückgelassen als gerade diese; ich grollte meinem Vater lange darüber und hatte, glaube ich, einiges Recht dazu. Die ganze Reise, deren Beschreibung ich später unter höchlichem Neid der Mitschüler als Classenaufsatz lieferte, war mir durch ihren Schluß verbittert worden. Ein anderer Kelch ging besser an mir vorüber, als ich zu erwarten gehofft hatte. Während der ganzen Wanderung hatte die Angst davor wie das Schwert des Damokles über mir geschwebt.

Darmstadt war von jeher der Zufluchtsort von allerlei herabgekommenen Individuen, Schwindlern und Industrieritttern gewesen, die sich daselbst entweder erhoben oder geltend machen wollten. So hatte sich auch eine Familie Doria eingenistet, welche behauptete, von den alten genuesischen Dogen direct abzustammen, aber sehr ärmlich und liederlich lebte, Niemand wußte, von was. Der älteste Sohn, Gianbatista, ein weibischer Schlingel von etwa 16 bis 17 Jahren, hatte sich durch kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke bei mir eingeschmeichelt und benutzte mich von da an unter steten Versprechungen großer Belohnung zu seinem Factotum oder Laufburschen. Namentlich mußte ich ihm Bücher aus der Leihbibliothek holen, und zwar auf den Namen meiner Eltern, was er mir streng auferlegt hatte. Schon war ich mehreremale genöthigt gewesen, meinen ersparten Weckreuzer als Lesegeld für meinen Verführer auszulegen; endlich aber war die Schuld bei dem Leihbibliothekar, Buchbinder Stüber (vulgo Hanne artinche), auf 18 Kreuzer, eine in meinen Augen ganz unerschwingliche, angelaufen und zugleich begehrte derselbe die rückständigen Bücher, darunter besonders die Geschichte vom Ritter »Dunkelschott« (Don Quichote). Wahrscheinlich hatte aber Doria diese Bücher versetzt oder verkauft, kurz, sie waren nicht von ihm herauszubekommen. In Angst vor dem elterlichen Zorn, pochte ich jetzt täglich mehreremale an seiner Thüre; vergeblich; zuletzt, um meiner Beharrlichkeit ein Ziel zu setzen, fand ich mit Bleistift daran geschrieben: »Suche mich nicht, ich bin todt, ich habe meinem Leben ein Ende gemacht!« Die unsägliche Verzweiflung, welche mich da ergriff, kann ich gar nicht beschreiben; ich konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen, schluchzte, als ob mich der Bock stieße; meine Eltern hielten mich für krank, ich mußte sie dabei lassen. Daß ich schuld sei an des jungen Mannes frühem Tod, redete ich mir selber ein, mein ungestümes

Digitized by Google

Drängen hat ihn in Verzweiflung gestürzt, sagte ich mir, und auch die weltliche Strafe wird nicht ausbleiben. Stündlich eine Katastrophe erwartend, schlich ich am nächsten Tage zur Schule, da erblickte ich von ferne den todtgeglaubten Genueser ganz behaglich über den Ludwigsplatz schlendern. Anfangs erschrak ich fast zum Tode — aber sofort ward mir die Sache klar und ich setzte ihm nach. Er hatte aber längere Beine als ich und entrann, wußte sich auch von nun ab so gut zu verbergen, daß ich seiner nicht mehr habhaft wurde. Die Reise kam dazwischen. Mehrere Tage nach deren Beendigung nahm meine Mutter mich vor und examinirte mich auf das genaueste über meine Verhältnisse zur Familie Doria. Ich bekannte, was ich wußte — sichtbar erleichtert entließ sie mich mit einer Verwarnung und von der Angelegenheit war nicht mehr die Rede. Die Abkömmlinge der Dogen waren aber gleichzeitig aus Darmstadt verschwunden. Viele, viele Jahre später begegnete ich auf der Landstraße bei Leipzig einem schlanken, trotz der kalten Herbstluft ganz sommerlich in Nanking und verschabtem Lüstre gekleideten Gesellen in hellgelben Zeugstiefletten, ein Bündel in einem bunten Taschentuch am Stock auf dem Rücken. Vermöge meiner Fähigkeit, jedes einmal gesehene Gesicht auch in der größten Veränderung wieder herauszufinden, erkannte ich sofort den Gianbatista Doria, zumal er sich ganz wenig verändert hatte. Natürlich hütete ich mich, ihn anzusprechen. Weit hinter ihm kam ein niederes Planwäglein mit magerer Mähre bespannt, die ein zerzaustes Weib lenkte, während ein Kindergewühl im Innern bemerkbar ward; wahrscheinlich haben sie zu ihm gehört, dem Sprossen der Beherrscher der Beherrscherin der Meere. Späterhin habe ich doch bereut, den Abenteurer nicht angeredet und zum Erzählen gebracht zu haben; welcher Lebenslauf hätte sich da wohl bloßgelegt?

Vor fünfzig Jahren.

»Prosit Neujahr!« riefen schon am hellen Mittag des Sylvesters die Kinder in der kleinen Stadt durch die schneebedeckten Straßen, an deren Reinigung keine Seele dachte; ein eigenthümliches Leben und Treiben herrschte auf den Bürgersteigen, Alles war den dumpfen Gemächern entflohen, um am letzten Tage des Jahres noch einmal die Nachbarn zu begrüßen und die Häuser zu beschauen, gleich als beginne von morgen ab ein neues Leben, eine neue Welt. Die Handwerker legten schon um 4 Uhr ihr Werkzeug zusammen und der kleine Beamte wagte, sobald der Chef das Beispiel gegeben, den Rückzug aus der »Balei« eine volle Glockenstunde vor der Amtszeit. Wenn es dämmerig zu werden begann, huschten in der Außen-

Digitized by Google

ſtadt, wo die Ackerbürger wohnten, ſeltſame Geſtalten durch die Gaſſen, gefolgt von gröhlenden Schwärmen der Lehrlinge und Schüler; meiſt waren jene als Bären oder Hirſche vermummt mittelſt übergehangener Schlittendecken und mächtiger Geweihe. Sie führten groteske Täuze vor den Häuſern aus, hinter deren Scheiben hübſche Mädchenköpfe vorlugten, ſchreckten die kleinen Kinder und brachten Verwirrung in die umdrängende Menge, indem ſie heimlich angezündete Schwärmer und Fröſche unter ſie warfen — das gab dann ein luſtiges Kreiſchen, Flüchten und Purzeln. Den heidniſchen Mummen der Winterſonnwende aber brachten die ehrſamen Stadtbauern ſüßen Honigſchnaps und ihre braunarmigen Ehehälften dampfendes Warmbier zum Lohn für die ihnen erwieſene Auszeichnung. Dann ging der Zug weiter, um an dem nächſtgrößten Düngerhaufen vor den Fenſtern Halt zu machen, denn nach deren Maß war der Beſitz und demzufolge die Würdigkeit des Eigenthümers leicht zu ſchätzen.

Ungeduldig drängten ſich am ſpäteren Abend die Kinder um den Tiſch im warmen Zimmer, auf welchem ungewohnte Dinge und Geräthe zu erblicken waren. Schon das Nachtmahl hatte eine weihevolle Feſtesſtimmung unter ihnen wachgerufen; es beſtand aus ſogenanntem »polniſchen Salat«, einer Miſchung von Fleiſch, Aepfeln und Häring mit den üblichen Gewürzen, und erſchien nur einmal im Jahre, zum Abſchied desſelben, auf dem Abendtiſch. Nunmehr aber prangte auf dieſem die Sonntags-Terrine in einem Kranze von Gläſern, daneben duftige Citronen, große Zuckerbrocken und eine geheimnißvolle Flaſche. Denn ein Punſch war ehedem Geſetz des Sylveſter-Abends, und ſelbſt der minder Wohlhabende meinte ihn nicht entbehren zu dürfen. Damals gehörte das Verſtändniß des Punſchbrauens unbedingt zu den unerläßlichen Kenntniſſen der Familienhäupter; ungern aber überließ die Hausfrau dem Herrn die Miſchung der fünf Elemente; »er macht ihn zu ſtark,« pflegte ſie zu ſagen. Wir Kinder bettelten darum, helfen zu dürfen, entweder die Citronen auf dem Zucker abzureiben oder gar die hölzerne Citronenquetſche zu regieren, das ſonſt ſo ſelten zum Vorſchein kommende wunderbare Inſtrument. Und wie ſorgſam wurde geprüft, ob die Combination gelungen, die richtige Harmonie getroffen ſei, wie wurde Raths gepflogen, ob noch etwas Rack oder Waſſer zuzuſetzen ſei — denn damals gab es noch keine Eſſenzen, und der Punſch war ein Kunſtwerk, kein ſchnödes Gebräue, das die erſte beſte Köchin liefern kann. Er ſchmeckte aber auch weit beſſer als heutzutage, wo ihn Wenige mehr mögen, und wir Kinder konnten nie genug bekommen von dem ſüßen Feuerſaft, der uns am anderen Tage regelmäßig Kopfweh brachte. Wer weiß es noch in der Gegenwart, daß der Punſchlöffel nur aus Holz ſein darf?

Bevor aber der feſtliche Trank credenzt wurde, mußte noch ein Ausflug unternommen werden; wohl eingehüllt wurden die Kinder entlaſſen, und luſtig rannten ſie in die dunklen Gaſſen, in welchen irrende Lichtlein, die Laternen der Wandelnden, ihnen den Weg zeigten; ferner und manchmal auch in der Nähe knallten vereinzelte Schüſſe; je näher dem Markte, um

Digitized by Google

so größer das Gewühl. Dieser aber bot einen erfreulichen Anblick, sein weites Viereck war mit lichtergeschmückten Buden und Ständen umsäumt, und alle boten nur eine einzige Waare — Bretzeln, das Festgebäck des Neujahrstages. Bretzeln überall und in allen Größen, von dem riesigen, vier Fuß langen Meisterstück des Hofbäckers an bis herab zu den winzigen drei Stück für einen Kreuzer. Der Duft des mürben Backwerkes lagert, gleich einem Opferrauch über dem Platze. Jeder, auch der Aermste, kaufte sein Theil. Gruppen von Buben hatten sich zusammengethan, mit Papierlaternen; einer zog voran, auf hoher Stange das Bäckerwappen tragend; ohrenzerreißend gellte das Brüllen aus den jugendlichen Kehlen: »Prost Neujahr, Bretzeln wie ein Scheuerthor!« dem sie zeitweilig noch mancher andere, minder appetitliche Reim anreihte.

Aber der Frost war hart und das Kindergewand jener Zeiten war dünn. Von Doppelsohlen wußte man auch nichts, und nur die Bevorzugten trugen Galoschen mit Mechanik. So trippelte denn das junge Volk bald wieder heim, Stück für Stück beladen mit der eingehandelten Bretzel, von den größten keine wie von den kleinsten. Da thaten der warme Ofen und der heiße Punsch gar gut.

Aber mitten im Wohlsein richteten sich die kleiner werdenden Augen öfters nach dem Kukuk an der Wand. Noch nicht 10 Uhr! Sonst kam regelmäßig schon um 9 Uhr der Sandmann und streute seine Körner, heute aber mußte tapfer widerstanden werden, denn eine Schande wäre es selbst für die Kleinen, das neue Jahreskindlein nicht mit hellen Blicken zu begrüßen. Da ward denn allerlei versucht, den sonst ersehnten Schlaf zu bannen; es gab Spiele um Nüsse, an welchen sich wunderbarerweise die ernsten Eltern betheiligten, dann wurde die Großmutter gequält, bis sie die Sage von der weißen Frau erzählte oder mit zitteriger Stimme das Schelmenliedchen sang: »Zachäus stieg auf einen Maulbeerbaum, als hätte der Schlingel auf Erden nicht Raum.«

Endlich aber umringte die kühner gewordene Bande die Kniee des Vaters mit der Bitte: »Erzählen, erzählen!« »Vom Krieg in Frankreich!« rief der Aelteste keck. Und nun kam das Beste der Sylvesternacht, von dem man ein volles Jahr lang zehrte, auf das die Kinder sich ein Jahr lang freuten. Der Vater, sonst ein stiller, verschlossener Mann, that den Schrein der Vergangenheit und sein Herz auf, er erzählte von der großen Zeit seines Lebens, und die Mutter blickte mit wenig verhehltem Stolze nach ihm. Denn als Deutschland sich erhob, um das Joch des tyrannischen Corsen abzuschütteln, da hatte auch er die Feder ausgespritzt, zur Büchse gegriffen und war mitgezogen als freiwilliger Jäger weit nach Frankreich hinein. Zwar war ihm nicht Gelegenheit geworden zu vielen Heldenthaten, aber die silberne Tapferkeitsmedaille durfte er doch aus ihrem Verstecke ziehen — ihr Tragen war schon mißliebig geworden — und sie den glühenden, athemverhaltenden Knaben zeigen. Und dann schilderte er das Erwachen der Volkskraft, die Erhebung der Nation gleich Einem Manne — »ach, Kinder,«

Digitized by Google

rief er, »solche Zeit werdet ihr nicht sehen, sie kehrt in der Weltgeschichte nicht wieder. Wir brauchen sie aber auch nicht mehr,« setzte er als vorsichtiger Staatsdiener hinzu, »wir stehen auf der Höhe und werden uns darauf halten.«

Ein fürchterlicher Krach schreckte die ganze Gesellschaft empor, es war ein kräftiger Kanonenschlag unter dem Hausthore explodirt, so daß die Neujahrssonne durch zerbrochene Fenster scheinen mußte; allein Niemand beschwerte sich darüber, denn eine solche Ueberraschung galt für große Ehre. Wen man nicht besonders achtete, dem versuchte man gewiß nicht das Haus zu sprengen. Von da und dort knallten ähnliche Ehrenbezeigungen, der Lärm draußen schwoll an, alle Fenster waren geöffnet, die Buben der Gasse brüllten immer frenetischer ihr »Prost Neujahr!«, Jedermann horcht hinaus auf den ersten Glockenschlag der zwölften Stunde, um den Anderen »das Neujahr abzugewinnen«. Wie langsam rückt der große Zeiger vor — endlich hebt es aus — Todtenstille im Hause und in der ganzen Stadt. Da — Bum! — und nun bricht's los, gleich einem Wirbelsturm. Kein Mensch hört auf den Choral: »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'«, den die Stadtzinkenisten von der Gallerie des Thurmes blasen, das Getöse der Donnerkästen übertäubt die frommen Töne. Jeder ruft dem Andern seinen Glückwunsch zu, Familienglieder und Freunde umarmen sich, manche Wehmuthsthräne netzt die Augen, der Nachtwächter des Viertels aber mit der Fuchsschwanzmütze, mit Spieß und Laterne, ruft zum geöffneten Fenster hinein: »Glückseliges neues Jahr! Gesundheit, Frieden, Einigkeit und die ewige Seligkeit! Amen.«

In solcher Weise trat man vor fünfzig Jahren in den kleinen Kreisen kleiner deutscher Städte das Neujahr an. Ob es heute noch irgendwo so oder ähnlich geschieht, ich weiß es nicht, wohl aber, daß es in der Stadt, die ich im Auge habe, ganz anders geworden ist. Der lampenbeleuchtete Bretzelmarkt ist längst verschwunden, und die einst dunklen Straßen haben jetzt Gas, welches man damals für eine Art Hexenwerk hielt, wenn einzelne Schwarzkünstler es sehen ließen. Die altersgrauen hölzernen Häuschen mit den warmen Düngerhaufen davor haben langweiligen Arbeiterkasernen Platz gemacht, und der heidnische Mummenschanz des »Achtetags« ist verpönt, als einer gebildeten Residenz nicht würdig. Auf dem Schießen in der Sylvesternacht steht »Stockhausstrafe«, und der letzte Nachtwächter ist längst begraben. Man sucht auf Bällen oder in rauschenden Gesellschaften vom alten in das neue Jahr hinüberzutanmeln; auch das hat vielleicht seine Berechtigung.

Was aber der Vater geweissagt, ist nicht eingetroffen; auch wir Epigonen haben große Zeiten miterlebt, größere vielleicht, als unsere Ahnen alle, denn wir haben mitgekämpft an der Befreiung des Geistes vom Joche der Unwissenheit und der Lüge. Und wenngleich der Sieg noch lange nicht errungen ist, kommen wird er, und einen Tropfen unseres Herzblutes ihm beigetragen zu haben, ist unser Ruhm und Trost.

Der Jahreswechsel soll eine Zeit der Sammlung sein, hat man uns in der Jugend gelehrt; ein Abschnitt, an dem es geziemt, zurückzublicken

Digitized by Google

und aus dem Buche der Vergangenheit die Bilanz zu ziehen für den Bedarf der Zukunft. Wer aber fünfzig Jahre, ein halbes Jahrhundert zurückzudenken vermag, der blickt rückwärts in eine ganz fremde, unmögliche Welt. Was ist in dieser langen Spanne Zeit Alles anders und neu geworden! Ich erinnere mich noch recht gut, Männlein mit Kniehosen, Zöpfen und Haarbeuteln, den Dreispitz unterm Arm, alte wohlhabende Bürgersfrauen mit gestärkten Flügelhauben und geblümten Zitzmänteln in den Straßen spazieren gesehen zu haben. Mein Vater trug in Gala einen blauen Frack mit hochgeupften Oberärmeln und großen Kupferknöpfen, dessen ganz spitze Schöße bis auf den Boden reichten, gelbe, eng anliegende Nankingbeinkleider, grauseidene Strümpfe und Escarpins mit Schnalle; ein feingefältelter Jabot sah aus dem Gilet, gekrauste Manschetten aus den Aermeln hervor, der Hals war mit einem dicken weißen Tuche umwunden, worin sich das Kinn vergrub. Der Chapeau-Claque ersetzte bei festlichen Gelegenheiten einen nach oben sich erweiternden, rauhwolligen Cylinder. Wer heute eine solche Gestalt erblicken würde, der möchte wohl ebenso spöttisch dreinschauen, als die Leute vor fünfzig Jahren, wenn einer unserer Modeherren plötzlich unter sie gefallen wäre. Genügsamer, vielleicht auch abgehärteter war die alte Zeit. Wer hat damals von einem Herbst- oder gar Sommer-Paletot gewußt? Ein Mantel von währschaftem Tuch war der einzige bekannte Schutz gegen Kälte; er hatte in beliebtester Form sieben oder neun Krägen stufenweise übereinander. Feine ältere Herren trugen als Uebergang zu ihm den Surtout, mit einem ganz kleinen Schulterkräglein, gleich dem an den Mänteln der italienischen Pifferari. Erst nach dem Jahre 1833 begann der wohlfeilere Burnus den Mantel zu verdrängen und bildete den Uebergang zu den diversen Paletots. Ein Gott und Ein Rock — war früher der Wahlspruch der meisten Männer. Ich will mir doch die Neuzeit loben.

Auch sonst. Ich sehe meine Mutter vor mir, wie sie thränenden Auges neben der rathlosen Magd am erloschenen Herd in kalter Küche steht. Der Gatte wartet ungeduldig auf seinen Kaffee, allein der abgerundete Stein giebt keinen Funken mehr, der Schwamm will nicht brennen und die Leinwandkohlen in der Feuerschachtel sind feucht geworden. Was machen? Es bleibt nichts übrig, als beim Nachbar eine glimmende Kohle im Topfe holen zu lassen, wenn er sie selber hat. Allein mittlerweile ist es 7 Uhr geworden, und die Kinder müssen in die Schule, der Mann auf's Amt. Wer hält das heute für möglich? Als Doebereiner das Platinfeuerzeug erfunden hatte (1823), glaubte man einen neuen Prometheus erstanden; aber der Apparat war kostspielig, leicht ruinirt, und wenn man ihn am nöthigsten brauchte, versagte er den Dienst. Als dann fünfzehn Jahre später die sogenannten chemischen Feuerzeuge, die chlorsauren Kali-Tunkhölzchen aufkamen, erachtete man die Grenze der Möglichkeit erreicht. Armes Geschlecht von damals — wer dir von den heutigen Reibzündhölzchen erzählt hätte, wäre als ein ebenbürtiger Gevatter des allbekannten Baron von Münchhausen behandelt worden!

Digitized by Google

Auf unserem Tische prangte als Geräth silberblankes Zinn, nur ärmere Leute, welche den hohen Anschaffungspreis nicht erschwingen konnten, begnügten sich mit dem weißen, blau bemalten Steingut. Porzellan hatte nur in den höchsten Kreisen Eingang für den täglichen Gebrauch gefunden. Mit den eisernen Gabeln ließen sich die Zinnteller trefflich graviren, was jedoch nicht zu deren Verbesserung beitrug. Von dem Metall aß man stets einen Antheil Putzpulver der Politur mit, nicht selten zerlief es der unachtsamen Köchin auf der Platte. Von dem Nahrungswerth der Speisen hatte man so wenig Begriff, wie von der Physiologie des Menschen; darüber wäre ein besonderes Capitel zu schreiben. Mein Vater rauchte nicht, mein Großvater einen gelben, holländischen Tabak, Switzens oder ähnlich genannt, aus langen Thonpfeifen oder einem dicken, schwer mit Silber beschlagenen Meerschaumkopf. Die erste Cigarre habe ich im Jahre 1832 gesehen; dieser »Zigaro« war mit einer Federspule ausgerüstet, und ich verdanke ihm einige der übelsten Stunden meines Daseins. Ein paar Jahre später kam mein Vater eines Tages ganz aufgebracht nach Hause und äußerte sich bitterlich über die Verschwendungslust der Zeit: der Hofmarschall, dessen Besitz unter Sequester stehe, rauche nichtsdestoweniger Cigarren zu sechs Kreuzer das Stück; wo das hinaus solle!

Im Jahre 1833 sah und erwarb ich die erste Schreibfeder aus Stahl, ein schon vielgebrauchtes Exemplar, um den antiquarischen Preis von sechs Kreuzern. Aber Vater und Schreiblehrer verdammten das merkwürdige Instrument als eine ganz aussichtslose Spielerei, welche die Hand verderbe und den edlen Gansfiel nimmermehr zu ersetzen vermöge. Aber wo ist dieser heute saumt seinem unerläßlichen Gefolge von Federmesser, Sprenger, Schleifstein, Aerger und verlorenen Gedanken? Die Stahlfeder hat die Welt erobert, und daß man damit mindestens ebensogut schreiben kann, wie mit der Pose, wird mir vielleicht der Herr Setzer bezeugen. Unzähligemale ist es schon berichtet worden, wie man vor fünfzig Jahren reiste. Die gelbe Kutsche der sogenannten Schnellpost oder Diligence brauchte einen vollen Tag, um vier Meilen zurückzulegen. Reiste man weiter, so hielt man es für gerathen, vorher seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Im Jahre 1829 sah ich das erste Dampfschiff — zugleich das einzige — es hieß »Concordia«, auf dem Rhein. Aber wir wagten nicht, das feuersprühende Ungethüm zu besteigen, sondern fuhren mit der Schnell-Yacht stromab von Mainz nach Bingen in vierzehn tödtlich langweiligen Stunden. Das nannte man das Vergnügen einer Rheinreise. Wenn wir unseren Kindern es erzählen, so lächeln sie verlegen ungläubig, sie können es nicht begreifen. Ebensowenig, daß ihre Eltern jung geworden sind in Häusern, die man heute in keiner irgend ansehnlichen Stadt mehr dulden würde, in mephitischer Atmosphäre, in Straßen, deren Gegenüber aus den kleinen bleiverglasten Fenstern sich die Hände reichen konnten. Aber es war so.

Wie wenig wußte man damals von der Geschichte und dem Wesen der Natur! Was man derartiges lehrte, war ein Gemisch von Fabeln und

Digitized by Google

halben Beobachtungen. Dampfmaſchinen-Modelle primitivſter Art wurden von Fahrenden in den Schulen herumgezeigt und erklärt, aber der Theologe, welcher Naturwiſſenſchaften lehrte, ſchüttelte bedenklich den Kopf dazu. Wer den Bauern zumuthete, etwas zu lernen, wurde »lateiniſcher Manſchettenhengſt« geſcholten, und wer ihnen vorgeredet hätte, daß ſie oder ihre Kinder jemals Maſchinen in ihrem einfachen Gewerbe anwenden würden, den hätten ſie für verrückt erklärt. Und ſo war es und iſt es in jedem Stand, in allen geiſtigen und gewerblichen Thätigkeitsrichtungen der menſchlichen Geſellſchaft. Ich habe nur einige wenige handgreiflichere Beiſpiele herausgehoben, um die unüberbrückbare Kluft zwiſchen Einſt und Jetzt zu markiren. Wir ſind darüber hinweggeſchritten, aber hinter uns verſank der Steg. Die Vergeßlichkeit der Menſchen iſt ſo groß, daß ſie ſelbſt das Erinnern an vergangene Zuſtände, auch wenn ſie dieſelben durchgelebt, bald verlieren. Fragt ſie nur und ſie werden immer die Antwort geben, die Chidher, der ewig Junge empfing: »So ging es ewig an dieſem Ort, und wird ſo gehen ewig fort.« Aber es braucht keiner Fahrt mehr von fünfhundert Jahren. Glücklicherweiſe bleibt den Wenigen, welche das Zurückſchauen nicht fürchten, der Spiegel der Geſchichte.

Das Jahr 1825 war das große Jubeljahr der Kirche, von dem der Chroniſt ſchreibt: »Gegen hunderttauſend Pilger fanden ſich in Rom ein. Unter den Schauſtellungen war die bedeutendſte die Heiligſprechung eines ſpaniſchen Franziskaners, der das große Wunder ausgeführt haben ſollte, gebratene Lerchen vom Spieße zu nehmen und ſie lebendig davonfliegen zu laſſen. Im Juli desſelben geſegneten Jahres organiſirt die apoſtoliſche Junta im ſchönen Lande Spanien bewaffnete Banden, welche unter dem Rufe: »Es lebe die heilige Inquiſition!« einen kleinen Kreuzzug nicht ohne beifallswerthen Erfolg in Scene ſetzen, und im September werden in dem reizenden Granada ſieben Spanier wegen Theilnahme am Freimaurerbund einfach hingerichtet. »In einer ſpäteren Zeit wird ſich die Menſchheit über ſolche Geſchehniſſe verwundern,« pflegte mein Vater zu ſagen, wenn er dergleichen Erbauliches aus dem officiellen Zeitungsblatte vortrug. Und er behält in ſeinem Grabe Recht: wir verwundern uns auch und ſprechen achſelzuckend: »Das war vor fünfzig Jahren!«

— —

Eine beſtverleumdete Stadt.

Es giebt Städte, auf welchen ein Odium laſtet, das weder Zeit noch geänderte Verhältniſſe von ihnen entfernen. Zu dieſen gehört auch Darmſtadt, die Hauptſtadt des Großherzogthums Heſſen, Reſidenz des Fürſten in dieſem zwar kleinen, aber ſchönen, günſtig ſituirten Lande. Sie iſt der beſtverleumdeten eine. Ich habe nicht blos Ein Jahr, ich habe viele Jahre in ihr verlebt, denn ich bin ihr Kind. Und wenn ich mich gleich keineswegs ihrer mütterlichen Zärtlichkeit rühmen kann — im Gegentheil! — ſo

Digitized by Google

darf ich ſie gerade deshalb mit um ſo größerer Berechtigung und Unbefangenheit in Schutz nehmen. Denn ich liebe ſie immer und trotz alledem, meine Vaterſtadt, und es thut mir wehe, wenn ihr Uebles nachgeredet wird, das falſch iſt. Ihre Mängel und Schwächen kenne ich ſo gut als Einer und habe damit nie hinterm Berge gehalten. Zwar bin ich ihr ſeit Langem fremd geworden, aber ſie nicht mir. Selten iſt ſeither ein Jahr vergangen, ohne daß ich ſie heimgeſucht und die alte Anhänglichkeit aufgefriſcht hätte; erſt in neuerer Zeit iſt es mir wieder vergönnt geweſen, mich gründlich in ihr umzuſehen. Daher darf ich es wohl wagen, das Meinige zur Widerlegung ihres üblen Leumunds beizutragen.

Man wirft der Stadt Darmſtadt außer allerlei Lächerlichkeiten, die vorzüglich auf dem Dialect ihrer Bewohner baſiren, gewöhnlich vor, ſie ſei ſtill, langweilig, zopfig, altväteriſch, philiſterhaft, und wie die mehr oder minder gewählten Epitheten alle lauten. Der Eine ſpöttelt über den Sand ihrer Umgebung, der Andere über das Gras in ihren Straßen, der Dritte verhöhnt das herrſchende Uniformweſen, der Vierte die äußerliche Schlichtheit ihrer Frauen u. ſ. w. Und Einer ſchwatzt dem Andern nach, ohne Urtheil und ohne Billigkeit; der Fremde kommt befangen an und weil ihm nicht das lärmende Leben einer Weltſtadt entgegentritt, ſo bricht er ſofort in den Stoßſeufzer aus: Ach, wie langweilig! Er könnte aber wohl Kurzweil finden, und ſogar mehr, Erhebung, wenn er nur Zeit und Luſt hätte, ſich einem kundigen Führer anzuvertrauen.

Es iſt war, das Darmſtadt, welches der Fremde ſieht, iſt eine ſtille, nüchterne Stadt, wenn dies ein Fehler iſt. Aber es iſt keineswegs ſtiller als andere kleinere Reſidenzſtädte ſeines Schlages, Karlsruhe zum Beiſpiel. Ein Grund des geringen Straßenverkehres iſt zunächſt die außerordentlich weitläufige Bauart der ſogenannten Neuſtadt, welche ſich immer mehr ausdehnt und jetzt ſchon einen prächtigen Ring um die innerſten Stadttheile zieht. Und in dieſer Hinſicht iſt in der That Darmſtadt diejenige Stadt von ganz Europa, welche ſich am merkwürdigſten vergrößert. Denn dies geſchieht nicht durch das Wachſen der Bevölkerung, welches zwar vorhanden, aber kein anormales iſt, wie in Großſtädten, ſondern durch dasjenige der Häuſerzahl. In dieſem Betracht darf Darmſtadt als Muſter aufgeſtellt werden, wie es in den Zeiten der Wohnungsmiſère nicht häufig gefunden wird, daher die höchſte Anerkennung verdient. Wer es nur irgend kann, hat hier ſein eigenes Haus, das er höchſtens noch mit einer Familie theilt, wenigſtens iſt es ſo in den neuen Stadtvierteln. Dieſe Bauten ſind alle hübſch, ſie zeigen von außen zwar keinen beſonderen Luxus, ſind aber deſto wohnlicher und bequemer im Innern eingerichtet. Die Mehrzahl iſt im Cottage-Styl gehalten, keinem fehlt der Garten, der auch das ſolchergeſtalt in Baumgrün und Blumenpracht eingerahmte Haus von der Straße ſcheidet. Gewöhnlich ſtehen die Häuſer frei nach jeder Richtung hin, nicht in zuſammenhängenden Zeilen; die Miethkaſerne der Großſtädte iſt dort ganz unbekannt.

Digitized by Google

Dies Alles zeugt von behäbigem Wohlſtand, von Geſchmack und von dem Vorhandenſein einer liberalen, das Schöne mit dem Sanitären verbindenden Bau-Ordnung. Es wird daher auch wenige Städte geben, wo die Feuersbrünſte ſo ſelten und ungefährlich ſind, wie hier. Daß dieſe Bauart die Abgeſchloſſenheit bedingt, iſt richtig, aber gewiß iſt ſie beſſer, menſchenwürdiger als ihr Gegenſatz. Viele Einwohner zählen dieſe Häuſer nicht, daher auch der Verkehr auf den Straßen ein geringer. Die letzteren ſind zumeiſt überaus breit und großartig angelegt; ſolcher Straßen, wie die Rheinſtraße, die Neckarſtraße, die neue Heinrichsſtraße ꝛc., können ſich wenige der größten Städte rühmen.

Wer aber in Darmſtadt das Leben der Bevölkerung öffentlich pulſiren ſehen will, der vertiefe ſich nur in die engen, winkligen Gaſſen der Altſtadt mit ihren alterthümlich unſchönen Namen. Hierher verirrt ſich der Fremde freilich niemals, und kann recht gut ein Jahr lang die Stadt bewohnt haben, ohne ſeinen Fuß in dieſes regelloſe Häuſergewirre zu ſetzen. Es iſt dort nichts zu ſuchen; höchſtens läßt ſich einmal ein pietätvoller Reiſender verleiten, Schiller's Abſteigequartier »zur Sonne« in der Schirmgaſſe oder Liebig's unſcheinbares Geburtshaus in der Holzgaſſe aufzuſuchen, vielleicht auch nebenbei den famoſen Hünenſtein in der Mitte der Hinkelgaſſe mit antiquariſchem Intereſſe zu betrachten. Allein dann wird er auch gewahren, daß hier das Leben fluthet wie anderwärts, zumal es häufig noch, nach alter Bürgerſitte, aus dem engen Häuslein auf die nicht minder enge Straße tritt und hier ſeine Geſchäfte abmacht, ungenirt, im freundnachbarlichen Verkehr.

Ein anderer Grund der den Fremden auffallenden Stille in den neuen Stadttheilen iſt die ausgebildete Innerlichkeit des Lebens der höheren Stände. Hier wohnen in der Mehrzahl die Beamten, die Officiere, die vermöglicheren Kaufleute, welche ihr Geſchäft an frequentere Plätze verlegt haben, die Rentiers und Coloniſten. Alle dieſe ſind tagsüber beſchäftigt, und während der Geſchäftszeit hat allerdings der Spottvers recht: »So lang und breit die Rheinſtraß' iſt, es wimmelt d'rauf ein Acceſſiſt!« Erſt mit dem Schluſſe der Arbeitsſtunden kommt Bewegung in die weiten Avenüen. Dann aber auch zeigen ſich die Damen nicht mehr ſo vereinzelt, denn es iſt dort noch Sitte, daß das ſchöne Geſchlecht nicht flanirt und ſeine Spaziergänge nur in Begleitung berechtigter Beſchützer unternimmt.

Wenn aber der Fremde den Zügen folgen wollte, die an einem ſchönen Sommerabend nach allen Richtungen hin aus den Thoren fliegen, ſo würde er finden, daß wohl nirgends in einer Stadt die Geſelligkeit in ſo voller und ſchöner Blüthe ſteht, wie gerade in Darmſtadt. Es iſt nah und fern umgeben von einem Kranze friſcher, hübſch angelegter Vergnügungsorte in jedem Genre, wie man ſie ſelten in einer Zahl finden wird, welche ſogar etwas unverhältnißmäßig groß iſt gegenüber derjenigen der Bevölkerung, aber für deren heiteren Sinn und Empfänglichkeit für geſelliges Vergnügen deutlich ſpricht.

Digitized by Google

Ueberhaupt gehört die Umgegend Darmstadts zu den schönsten, die man nur finden kann. Zwar nicht die nächste; gegen Westen und Norden breitet sich eine sandige Ebene nach dem Rhein und dem Main hin aus, deren Hauptzierde dunkle duftige Kiefernwälder sind, deren Monotonie leicht ermüdet. Dagegen prangt gegen Osten und Süden der üppigste Laubwald auf den Vorhöhen des Odenwaldes und der Bergstraße; er ist auf Meilen hinaus von den saubersten Pfaden durchschnitten, welche zu lauschigen Plätzchen und schönen Aussichten führen; Jagdhäuser, Rindenpavillons, Monumente sind überall passend angebracht, ebenso Ruhesitze und andere Bequemlichkeiten. Man wandelt wie in dem schönsten Park und kann monatelang täglich die Gegend durchstreifen, ohne alle ihre Reize durchgekostet zu haben. Dem Stadtbewohner ist daher der Wald dort seine zweite Heimat; er sucht ihn auf, sobald er kann, und das trägt ebenfalls nicht wenig dazu bei, an schönen Tagen die Stadt selbst entvölkert erscheinen zu lassen. Dazu kommt, daß sie den Knotenpunkt eines viel verzweigten Eisenbahnnetzes bildet; in ganz kurzer Zeit kann man am Neckar, am Main, am Rhein sein; die Bäder in letzterem werden Sommers über täglich von Hunderten besucht. Eigentlich aber befindet sich halb Darmstadt während der schönen Jahreszeit draußen im vollen Grün des Landes; die Bergstraße zwischen Heidelberg und Eberstadt, eines der entzückendsten Gefilde Deutschlands, ist ganz von ihnen besiedelt worden, namentlich in den herrlich gelegenen Orten Seeheim, Jugenheim, Auerbach, Schönberg ꝛc. Neuerdings nimmt auch der durch eine prachtvolle Eisenbahn nähergerückte Odenwald größeren Zuzug in seinen romantischen Waldzauber auf, der schon im »Nibelungen-Lied« gefeiert ist, den Siegfrieds-Brunnen umschließt und die wilde Jagd des Rodensteins heraufbeschwört.

Die familienhafte Innerlichkeit des Darmstädter Lebens entfaltet sich daher erst recht im Winter, in dem es an Assembléen, Kränzchen, Bällen u. s. w. nicht mangelt. Mehr aber noch sind en vogue die geselligen Zusammenkünfte verwandter und befreundeter Familien; sie sind auf Gegenseitigkeit gegründet, bieten daher Abwechslung genug, ohne den festen Boden der Bildung und der Sitte aufzugeben. Weit entfernt von dem steifen Wesen mancher tonangebenden Metropolen, herrscht in ihnen eine Ungezwungenheit und trotzdem ein Tact, welche nur gute Erziehung einzuimpfen vermag. Ich muß mich daher wirklich wundern, den Vorwurf zu hören, daß in den Darmstädter Gesellschaften die Gäste nach den Geschlechtern geschieden seien; ich muß gestehen, daß mir diese Sitte niemals aufgefallen ist, und ich wette darauf, daß meine früheren Landsleute sich höchlich darüber wundern, daß der »Rout« ihre höchste gesellige Vergnügungsform sei. Dagegen kann ich ihnen etwas Exclusivität nicht absprechen. Sie verkehren am liebsten unter sich; ein fremdes Element, das in ihren Kreis tritt, wird längere Zeit mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet werden. Dies steigert sich zur höchsten Potenz, wenn der Gast im Geruche steht, etwa ein »Literat« zu sein; die guten Leute befinden sich eben doch noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit.

Digitized by Google

Und besonders vorsichtig, weil sittsam und wohlerzogen, sind die Darmstädter Mädchen. Gott segne sie! Ihre Anmuth und Schönheit sind weit bekannt. Ja wohl ist Darmstadt die Stadt der Tugend; wir preisen sie darum und wollen das Wort in seinem vollen rechten Sinn gelten lassen, nicht als leichtfertigen Hohn hinnehmen. Die überladene Toilette, die herausfordernde Haltung, das kecke Hervorkehren hohler Emancipations-Schwindeleien sind hier verworfen und verachtet. Vielleicht ist dies kleinstädtisch; sei es, ich meinestheils will es dennoch loben. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß ein Mädchen die zudringliche Artigkeit eines fremden Herrn, wenn es auch am Abend vorher mit ihm getanzt hat, auf der Straße wenig beachtet. Daß sie aber grüßen können, und o, wie süß, das weiß ich, und Andere wissen es mit mir.

Von den Mädchen zum Wein ist ein kurzer Sprung. Darmstadt ist die Urheimat des gemüthlichen »Schoppenthums«. Unmäßigkeit ist durchaus selten; aber Jedermann trinkt seinen Schoppen, in der »Bockshaut«, »im Trauben« (die Traube ist im Dialect ein Masculinum), im »Darmstädter Hof«, »ins Köhlers« (eine andere Dialect-Eigenthümlichkeit ist, daß man allgemein sagt: »Wir gehen in's Gervinus« statt »zu Gervinus«) u. s. w. Ehrenfest und standhaft sitzt allabendlich der eingeborne »Borjer« beim Zwölfer oder Sechzehner, politisirt, wägt Wohl und Wehe der Gemeinde ab, hört und erzählt Hofgeschichten. Immer geht es in diesen Stammcirkeln ordentlich und säuberlich her; der rechte Gast consumirt sein Pensum nur in halben Portionen und »Schöppcher«, sein Brot ist der nationale »Forstmeister«, sein Leibgericht eine Portion Spanjau (letzteres Wort kann bekanntlich jeden beliebigen Vocal in seine erste Silbe einschließen, ohne unverständlich zu werden).

Daß die Stadt Darmstadt keineswegs ein langweiliger Aufenthaltsort ist, sondern anziehende Reize besitzen muß, wird am besten bewiesen durch die unverhältnißmäßig große Zahl von Ausländern, welche sich daselbst vorübergehend oder dauernd 'ansiedeln. Nur Dresden und Bonn können sich in dieser Beziehung mit ihr messen. Engländer und Amerikaner bilden dort von jeher eine starke Gemeinde, was freilich kein besonderer Vorzug ist. Aber selbst aus dem Munde von daselbst 1870 bis 1871 internirten gefangenen französischen Officieren habe ich die Versicherung vernommen, Darmstadt sei eine der gentilsten Städte des Erdenrunds und werth, zu Frankreich zu gehören. Von jeher ist es der Zufluchtsort der Denker und Poeten gewesen, deren es selber genug in die Welt gesendet hat. Wie in früheren Jahren Freiligrath, Duller, Gutzkow, Schücking und viele Andere, so haben später David Strauß, Schleiden und Andere daselbst ein Asyl gefunden. Nicht blos das billige Leben in dieser Stadt ist es, das die Fremden heranzieht, obgleich es wohl ebenfalls verdient, in die Wagschale geworfen zu werden, es ist der eigenthümliche Reiz, der ihr überhaupt anhaftet. Ihre Stille, ihre ganze Aeußerlichkeit und Innerlichkeit ist dergeistigen Vertiefung günstig und gar oft ist ihr dies schon zum Ruhme nachgesagt worden.

Digitized by Google

Anziehungskraft üben auch ihre trefflichen Bildungsanstalten, welche von unten auf bis zur Spitze so reich und wohlorganisirt sind, wie nur irgendwo. Für ihre Resultate sprechen die Namen der Zeitgenossen, die daraus hervorgegangen sind; wir erwähnen nur Gervinus, Liebig, Schulz (der Orientalist), Otto Müller, Georg und Louis Büchner, Carriere, ohne manchen Anderen damit nahe treten zu wollen. Was dort im Stillen geschieht, das habe ich erst jüngst wieder mit Bewunderung zu constatiren Gelegenheit gehabt bei dem Besuche des neu angelegten botanischen Gartens, welcher zu den schönsten und best eingerichteten von allen denen gehört, die ich kenne. Er schließt sich unmittelbar an den schattigen »Herrengarten«, einen Jedermann offenstehenden Park des Fürsten, fast mitten in der Stadt gelegen, in dem die große Landgräfin, welcher Friedrich II. das stolze Epitaph »Femina sexu, ingenio vir« setzte, unter selbstgepflanzten Bäumen begraben liegt. Die Fabel, daß der Großherzog die Kinderwagen controlire, welche hier verkehren, bedarf wohl keiner Widerlegung. Wenn man erfindet, dann ist es sehr leicht, jede Stadt und jeden Staat lächerlich zu machen.

Aber die Uniformen? Und der Bartzwang? Nun ja, es ist freilich lächerlich, wenn man einen vertrockneten Schulmeister in zweierlei Tuch mit dem Degen an der Seite vor seinen Buben aufziehen oder verknöcherte Staats-Hämorrhoidarier sich in Gala der Waffenröcke blähen sieht. Aber die Sache hat auch ihre guten Seiten. Diese grauen Uniformen österreichischen Schnittes — ein Gegensatz zum preußischen des Militärs — brauchen nicht so oft gewechselt zu werden wie der civile Gehrock, und das ist immerhin viel für den kargbesoldeten Beamten, der sich in die Tracht gern und leicht gefunden hat. Wer aber nicht will, braucht die Uniform durchaus nicht zu tragen. Ebenso verhält es sich mit der Vorschrift hinsichtlich der Bärte, sie ist längst verschollen, und der ehemals verpönte Schnurr- und Vollbart wuchert wieder lustig wie vorher. Selbst Karl Vogt, der den »Darmhessen« (er hat den Namen erfunden) gern etwas anhängt, hat seinerzeit der Wahrheit in dieser Hinsicht die Ehre geben müssen. Anderweitig existirt der Bartzwang in noch viel strengeren Formen, so unterm Militär, namentlich bei der Marine, man macht sich aber nicht lustig darüber, wenn man ihn entschieden mißbilligen muß.

Die Stadt Darmstadt hat viele recht hübsche, aber nur wenige hervorragende Gebäude. Am meisten in die Augen fällt die imposante katholische Kirche, eine verunglückte Nachahmung des Pantheon in Rom, eine Caprice des Architekten Moller, der auch das große und schöne Theater gebaut hat. Dies ist leider abgebrannt. Die großartige Fronte mit ihren korinthischen Säulen ist die edelste und stylvollste von allen mir bekannten Theatern. Das alte Hoftheater dicht neben der Ruine ist wieder zum provisorischen Musentempel eingerichtet worden. Es gab eine Zeit, in welcher die Darmstädter Oper eine der ersten Deutschlands war. Neben ihr hatte sich das musikalische Leben glänzend entwickelt; aus der Schule des Abbé Vogler

Digitized by Google

sind C. M. von Weber, Meyerbeer hervorgegangen, und Gottfried Weber führte das Scepter der Musiktheorie und Kritik.

Das Residenzschloß, ungeheuer großartig angelegt, ist niemals fertig geworden. Es ist im Zopfstyle der Renaissance des 17. Jahrhunderts gehalten (1716 wurde der Grundstein gelegt), macht aber im Ganzen keinen üblen Eindruck. Erinnerungen an Schiller und Goethe knüpfen sich an dasselbe, welche Beide gerne gesehene Gäste des landgräflichen Hofes waren. Auch Herder, der sich hier seine Gattin holte, verkehrte viel an demselben. Die Sammlungen, welche das Schloß birgt, sind sehr reichhaltig und sehenswerth. Von ihnen hat schon Goethe gerühmt: »Was fast noch mehr als diese Schätze den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung als einer sich immer fortbildenden anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung, überall schließt sich etwas Neues an, überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat.« — Wenn er heute wiederkäme, so würde er erstaunen über das, was seit seiner Zeit geschehen ist. Nur nebenbei sei bemerkt, daß vom Darmstädter naturgeschichtlichen Museum die Reform und der Aufschwung der Paläontologie — durch Kaup — ausgegangen ist. Die gleichfalls im Schlosse untergebrachte Hofbibliothek, Jedermann zugänglich, ist bekanntlich eine der größten und besten in Deutschland. Auch das Archiv, welchem der jetzige Großherzog besondere Fürsorge zugewendet hat, birgt werthvolle Schätze für den Geschichtsforscher.

Der schönste Platz der Stadt, überhaupt einer der schönsten, die ich gesehen habe, ist der Louisenplatz in ihrem Mittelpunkte. Es mündet darauf die breite Rheinstraße, im Osten abgeschlossen durch den Steinkoloß des Schloßgebäudes, im Westen eine meilenlange, schnurgerade Fernsicht bietend in »die Tanne«, einen stattlichen Wald, welcher höchst angenehme Frühlings-Spaziergänge bietet. Inmitten dieses Platzes erhebt sich auf hoher cannelirter Sandsteinsäule ein Bronze-Monument, das des zehnten Landgrafen dieses Namens, des ersten Großherzogs von Hessen und bei Rhein, Ludwig I. Dieser Großherzog Ludwig I. von Hessen und bei Rhein, der da oben steht, ist — nachdem er 1811 die Leibeigenschaft und den Frohndienst, 1816 den Zehent aufgehoben, 1814 die Gemeinheitstheilungen eingeleitet, 1818 die Bannrechte beseitigt, Glaubens- und Gewissensfreiheit eingeführt, die Schranken der Berufswahl vernichtet, die Steuern und Abgaben gleich vertheilt, die allgemeine Militärpflicht verordnet und noch gar Manches gethan hat, was in guten Geschichtswerken aufgezeichnet zu sein pflegt — der erste deutsche Fürst gewesen, welcher, am 17. December 1820, seinem Volke unter dessen Mitwirkung eine Verfassung gegeben hat!

Digitized by Google

Wie man vor vierzig Jahren Landwirth wurde.

Die Wahl des Berufes ist bei den meisten Menschen in ein Lebensalter verlegt, das ihnen dafür keine anderen Unterlagen bieten kann, als die Beeinflussungen der Umgebung. Den Kindern wird zugemuthet, sich für einen Stand zu entscheiden, von dessen Wesen und Pflichten sie unmöglich Einsicht haben können, ehe sie nur halbwegs in der Lage sind, sich zu prüfen, ob derselbe auch ihren Eigenschaften und Neigungen entspricht. So kann es denn nicht fehlen, daß für Viele die Berufswahl Quelle eines verkümmerten Daseins wird, daß so Mancher seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft nur halb ausfüllt, weil er das Zeug für einen ganz anderen in sich hatte, dies aber zu spät für die Umkehr erkennen lernte. Namentlich galt und gilt dies zum Theile noch, wenn Söhne von Städtern sich der Landwirthschaft widmen zu wollen erklären. Sie haben gewöhnlich nur einen ganz äußerlichen Begriff von ihr; sie schwärmen für den Umgang mit der freien Natur, für den idyllischen Verkehr mit dem unverdorbenen Volke unserer biederen Landleute, sie träumen von den Heerdeglocken, von ehrwürdigen Schäfern und schmucken Sennerinnen. Von dem, was ein Landwirth lernen, wissen und leisten muß, haben sie selten eine Ahnung. Sehr häufig werden sie von dem bewußten Drange geleitet, den Schulbänken und den Büchern sobald als nur möglich Valet zu geben. Das alte Vorurtheil, ein Landwirth brauche weniger zu studiren und zu lernen als andere Menschen, ist selbst in unserer vorgeschrittenen Zeit noch nicht verschwunden.

Ehedem war es ganz allgemein. Wenn ein Vater seinen Sohn für die Oekonomie bestimmte, so hieß es meistens von dem letzteren: »er ist ein Thunichtgut oder ein schwacher Kopf«. Solche aber hielt man immer noch geeignet für das Gewerbe, welches das vielgestaltigste und die Mutter aller menschlichen Thätigkeit ist. Wer sich daher in früheren Zeiten aus anderen Kreisen der Landwirthschaft zuwandte, der galt halb als ein verlorener, aus der guten Gesellschaft tretender Mensch, und selten gedachte man seiner Berufswahl ohne ein Achselzucken. Das Heer und die Oekonomie, das waren vormals die beiden großen Kessel, in die man Alles warf, was nicht im Topfe der hergebrachten Ordnung sich seines Platzes bequemen wollte. Dabei darf aber billigerweise nicht übersehen werden, daß die Art und Weise, wie man vor Zeiten junge Leute in den Beruf der Landwirthschaft einführte und wie man meistentheils diese selber betrieb, dazu beitragen mußte, den Stand in der Meinung der sogenannten gebildeten Classe in der That herabzusetzen.

Vierzig Jahre sind es nunmehr, daß ich der Landwirthschaft angehöre. Ganz plötzlich bin ich durch die Intuition auf sie hingeführt worden. In

Digitized by Google

meinem zwölften Jahre hatte ich mit meinem Vater eine Fußreise nach Schwaben gemacht. Während dieser wurde auch der damals noch jungen, aber schon vielberühmten Anstalt Hohenheim ein voller Tag geschenkt. Was ich dort sah, war mir völlig neu; gerade deshalb vielleicht erfüllte es mich mit bisher ungekanntem Enthusiasmus. Verwundert standen wir vor den weißen Tafeln in den Schlägen und grübelten darüber, was die Aufschrift: »Luzerne-Rotation« zu bedeuten haben möge; der Vater, um sich keine Blöße zu geben, brachte sie mit der Stadt Luzern in Verbindung. Starr vor Staunen, betrachteten wir ein Stück Zucker, welches das Aussehen eines opalfarbigen Glasflusses hatte und, wunderbar, aus Rüben gewonnen war. »Es ist aber nur eine Spielerei!« setzte der freundliche Erklärer hinzu. Die Modellsammlung brachte mich zum Entschluß — ich ahnte damals nicht, daß es mir später beschieden sein sollte, darüber zu schalten und zu walten, da ich unter Goeritz sie zu ordnen bekam. Als ich aus derselben trat, erklärte ich meinem Vater, ich wolle Landwirth werden. Er lächelte und erwiderte nichts darauf. Ich aber blieb unabänderlich fest an diesem Vorsatze haften, und so ward ich denn Landwirth.

Aber wie wird man Landwirth? Diese Frage, damals viel schwieriger zu beantworten als heute, wurde in Betreff meiner durch den Rath von Sachverständigen entschieden. Die Landwirthschaft, sagten diese, muß erlernt werden, wie jedes andere Gewerbe, durch die Lehrlingschaft bei einem Meister. Und wer ist Meister? Jeder Bauer. Es galt nur, einen tüchtigen zu suchen, und der ward gefunden. Ich kam zu einem Gutsbesitzer in die Lehre, welcher, neben einer Mühle, etwa 20 Joch Ackerland, großentheils Sandboden, in seiner Art ganz gut bewirthschaftete.

Unvergeßlich ist mir der Antrittstag. Ich war in sauberem Anzuge gekommen; der Principal betrachtete mich malitiös. Nach einigen allgemeinen Lehren wurde mir die erste Arbeit zugewiesen — ich wurde auf einer Leiter in die Jauchengrube gestellt, wie ich war, und mußte die vollen Eimer hinaufreichen. Wie ich um Mittag aussah und duftete, kann man sich denken. Aber ohne Anstoß reihten wir uns nach dürftiger Abwaschung am Brunnen in den braungetränkten Kleidern um den Mittagstisch, Besitzer, Knechte und Mägde einträchtig in dieselbe Schüssel löffelnd. In diesem Style ging meine ganze erste Lehrzeit vor sich. Von einer Hinweisung auf die Theorie, auf ein Buch, war niemals die Rede. Mit souveräner Verachtung sprach mein Principal und ebenso Jeder seinesgleichen von den »Manschettenbauern«, die da glaubten, man könne etwas für den Betrieb Nützliches aus Büchern lernen. Der Thierarzt ward verspottet und niemals geholt, man ging zum Schäfer oder zum Scharfrichter. Die Lehre war weiter nichts als Abrichtung zu den verschiedenen Handarbeiten. »Erst wenn Du Schwielen an den Händen hast, bist Du ein richtiger Oekonom,« sagte mein Meister und rieth mir, die Hände täglich mit Branntwein zu waschen. Ich glaubte ihm, denn ich wußte es nicht anders, meine Angehörigen wußten es nicht anders, Niemand war, der es anders wußte. Der Lehrling wurde benützt wie in

Digitized by Google

jedem anderen Gewerbe. Ich däuchte mich etwas besonders Großes, als ich einmal mit in den Spessart genommen wurde auf den Schweinehandel und dann die Auszeichnung genoß, die angekaufte Heerde drei Tage lang heimgeleiten zu dürfen. Mein Lehrherr sparte durch meine Verwendung einen Schweinetreiber — und das nannte man Lehre.

Praxis — hieß zu jener Zeit das einzige Losungswort und Landwirthschaft war Bauernthum. Allerdings gab es damals schon erleuchtete Geister, welche die Lehren der rationellen Schule predigten, allein man glaubt es kaum, wie wenig diese Lehren von der Allgemeinheit gekannt, in die Fachkreise gedrungen waren. Was im entferntesten nach Wissenschaft roch, das wurde verhöhnt, lächerlich gemacht, die jungen Leute wurden förmlich davor gewarnt, etwas Anderes zu lernen, als eben das nackte Bauernwesen. Freilich gab es auch noch keine echte Wissenschaft, allein die Auserwählten befanden sich doch schon in deren Fahrwasser.

Die Ansichten von dem, was einem Lernenden auf dem Gebiete der Oekonomie noth thue, führten nebenbei zu einer Härte der Behandlung, zu einer Nichtachtung des physischen und moralischen Menschen, wovon in unserer jetzigen Zeit denn doch die Beispiele immer seltener werden. Das Wort »Humanität« stand nicht im Wörterbuch eines landwirthschaftlichen Principals vor fünfzig Jahren. Dagegen führte er einen anderen Wahlspruch, den er sich nicht scheute, dem jungen Bedienstete bei passender und unpassender Gelegenheit an den Kopf zu werfen, und der lautete: »Hunde und Verwalter gehören auf den Hof.« Allerdings ist einiger Sinn in dieser Tendenz, aber schon die Stellung des Beamten in den zweiten Rang deutete darauf hin, wie sie gewöhnlich interpretirt wurde. Ich will versuchen, dies zu veranschaulichen durch die Schilderung eines Tages aus meiner ersten Verwalterzeit. Ich bemerke hierbei, daß man in Deutschland jeden salarirten Oekonomiegehilfen »Herr Verwalter« zu nennen pflegt. Höhere Stufen sind »Inspector« und »Oberverwalter«, auch »Wirthschaftsbereiter«.

Nach überstandener Lehre und dem Besuch eines landwirthschaftlichen Instituts war ich eine kurze Zeit hindurch Volontär gewesen und hatte dann eine Stelle als Verwalter unter einem Principal mit 130 Gulden Jahresgehalt gefunden. Das Gut war circa 800 Joch groß und lag in einer der rauhesten, abgelegensten Gegenden Deutschlands. Es war grenzenlos heruntergekommen. Mein Chef war nur der Pächter; er war Sohn eines steinreichen Bauern und hatte einen äußerlichen Schliff von Bildung angenommen, hinter dem aber eine totale Hohlheit sich barg; er galt allgemein als guter Oekonom, war jedoch weiter nichts als ein richtiger Dreifelderwirth, was bekanntlich keine große Kunst ist. Dagegen verstand er trefflich das Plusmachen und stand bei dem gräflichen Besitzer des Gutes stets im Vorschuß, ein Verhältniß, das er auszubeuten wußte, so daß auch später das Gut in seine Hände gelangt ist. Zu diesem Praktikus hatte mich ein übler Wind verschlagen. Wie er meine junge Kraft ausnützte, will ich im Nachfolgenden erzählen.

Digitized by Google

Es war im Winter von 1837 auf 38, einem der kältesten des Jahrhunderts. Schlag Ein Uhr in der Nacht mußte ich aufstehen und Knechte wie Mägde wecken, denn um zwei Uhr begann das Dreschen in zwei Scheunen bei Laternenschein bis um fünf Uhr, wo zum Füttern geschritten wurde. War mit Mühe und Noth das faule, schlaftrunkene Volk zusammengebracht, dann mußte der Verwalter dabei stehen und aufpassen; fror ihn allzusehr, so durfte er einen Flegel ergreifen und eine Breite herumdreschen. Lieber kroch er freilich auf die Blase der elenden sogenannten Dampfbrennerei, wo er sich ein Lager von Kartoffelsäcken zubereitet hatte. Aber wehe ihm, wenn das Geklapper der Dreschflegel aufhörte, wovon dann der Principal sogleich erwachte; er merkte es sogar im Schlafe, wenn statt des vorgeschriebenen Sechsertactes nur Drei zuschlugen, während die Uebrigen nach Uebereinkunft im Banse schnarchten. Wie die Arbeit des Dreschens dabei vor sich ging, braucht nicht gesagt zu werden; die Schafe hatten gute Zeiten und wurden fett bei Strohfutter. Natürlich mußte nach beendigter Nachtarbeit der Verwalter beim Füttern und Melken bleiben; erst wenn auch diese Arbeiten geschehen waren, erhielt er seine Morgensuppe — und zwar am Gesindetisch. Ein Zimmer für sich besaß er nicht, er schlief in einem luftigen Raum, der zugleich als Mehlmagazin benützt wurde; sein ganzes Mobiliar bestand in einem Koffer und in einem schweren Federbett, an dessen Kissen gar oft seine Haare angefroren waren. Tags über wurden die laufenden Geschäfte besorgt, die während der strengen Winterzeit großentheils im Holzfahren bestanden; natürlich mußte ich mitwirken an der schweren Hebelade im Walde. Wenn ich dann so recht durchfroren heimgekehrt, mich ein paar Minuten am Ofen der Gesindestube — ein anderes Local stand mir nicht zu Gebote — auswärmen wollte und der Principal dies erspähte, dann stand er plötzlich angenehm schmunzelnd vor mir: »Alles besorgt?« — »Ja wohl, Alles!« — »Es ist Ihnen wohl etwas kalt?« — »Ja, es friert mich.« — »Wissen Sie was,« sagte er darauf sehr gemüthlich, »gehen Sie auf den Hof und spalten Sie eine Partie Stöcke für die Brennerei, das ist eine Motion, bei der Ihnen schon warm werden wird.« — »Zu Befehl, Herr,« entgegnete ich, nahm gehorsam Axt und Keile und begab mich an's Klötzespalten. Denn ich wußte ja: »Hunde und Verwalter gehören auf den Hof!«

Wenn ich aber Abends neben den am Spinnrad nickenden Mägden an einer Ecke des Gesindetisches saß und bei trüber Oelfunzel in einem Buche las, dann begegnete es häufig, daß mich der Herr Principal unter den kräftigsten Anzüglichkeiten über Buchwissen und lateinische Bauern, und dem größten Beifall der munteren Besorgerinnen des Kuh- und Schweinestalles in die Federn jagte. Er kannte und liebte nur ein Buch, das mit 32 Blättern. Unter dem Vorwande, mich in dessen Geheimnisse einzuweihen, nahm er im Vereine mit einem benachbarten Kumpan mir in einem sehr schönen Spiele, Zwicken oder Dreiblatt genannt, mein elendes Bischen Gehalt regelmäßig wieder ab, nachdem ich es kaum erhalten hatte; leider

Digitized by Google

habe ich niemals in meinem Leben auch nur das entfernteste Talent für Kartenspiel besessen. Als ich ihn nach einem sehr schweren Jahre, das auszuhalten ich mir geschworen hatte, verließ, war ich dem braven Manne eine erkleckliche Spielsumme schuldig — sie ist bezahlt.

In dieser Weise ist man vor vierzig Jahren in die Landwirthschaft eingeführt worden. Gewiß war es nicht überall so, das wäre ja schrecklich gewesen, allein meinen Erfahrungen nach bildete doch das, was ich erlebte, eher die Regel als die Ausnahme. Meinen Jugendfreunden vom Fach ist es wenigstens der Mehrzahl nicht besser ergangen als mir. Viele hielten es nicht aus und wurden dem Berufe, den sie sich ganz anders vorgemalt hatten, wieder abtrünnig; Andere aber gewöhnten sich an die Lage, nahmen an, es müsse so sein, suchten zu vergessen, was ihnen etwa noch von früher erworbener Bildung anhaftete, und verbauerten total. Diese galten dann als die Muster.

Heutzutage ist das Alles ganz anders geworden. Nur in den von der Civilisation nicht berührten Ländern können dergleichen Entwicklungsgänge der strebsamen Jugend noch vorkommen, wenigstens will ich dies zu Ehren der Menschheit annehmen. Und die Empirie, die rein manuelle Praxis wird längst nicht mehr als das A und Ω der Ausbildung des Landwirthes betrachtet. Die Wissenschaft, welche seiner Kunst die allein sichere Grundlage verleiht, ist in ihr Recht getreten und erficht von Jahr zu Jahr mehr Siege, erobert ein größeres Gebiet. Zahlreiche Stätten sind ihr gegründet worden, wo der angehende Landwirth sich nicht allein die ewigen Gesetze seines Berufes einprägt, sondern wo er auch im Umgang mit Gebildeten ein Gebildeter bleibt oder wird. Und wenn er dann hinaustritt in's thätige Leben, dann empfängt ihn nicht mehr der Hohn von Vorgesetzten und Fachgenossen über Buchweisheit und chemische Westentaschendüngung, im Gegentheil, man zollt seinen theoretischen Errungenschaften Anerkennung und freut sich ihrer Verwerthung durch die Praxis. Wissenschaft ist die Parole der Zeit, und es schadet nicht, daß sie öfters von Denjenigen am lautesten ausgerufen wird, die im Grunde gerade wenig mit ihr zu schaffen haben.

Dieser allgemeine Ruf nach Wissenschaft führt mich aber auf eine Frage, welche ich mich verpflichtet halte, zur Sprache zu bringen, wenn ich dies auch, bei der Gefahr, verkannt zu werden, nur zagend thue. Ich frage nämlich: Geschieht nicht heutzutage öfters des Guten zu viel in dem heißen Drange nach Wissenschaftlichkeit, verfällt man nicht in das entgegengesetzte Extrem der Ansichten vor vierzig Jahren, indem man blos Wissenschaft und nichts als Wissenschaft verlangt, dagegen die Praxis immer mehr verächtlich ganz in die Ecke zu drücken sucht? Fast will es mir scheinen, als ob dies vielfach der Fall wäre, und dagegen will ich mein Bedenken erheben.

Niemand von meinen Fachgenossen wird dies fälschlich deuten, denn sie wissen, daß ich der Wissenschaft meines Berufes zeitlebens ein treuer Anhänger gewesen bin und es bleiben werde. Allein ich erblicke eine Gefahr

Digitized by Google

für die Fortbildung unseres Standes darin, wenn dessen gewerblicher Theil nicht ebenso gründlich gekannt und weitergebaut wird wie seine theoretische Grundlage. Ich fürchte aber, dies geschieht nicht mehr immer und allenthalben. Mit einem gewissen Hochmuth blickt ein Theil der nachwachsenden Jugend auf Alles, was auf das rein praktische Gebiet unseres Standes Bezug hat. Ich selber habe die Erfahrung gemacht, daß es weit schwieriger ist, einen jungen Mann zum geschickten Säemann mit der Hand, als in der höheren Analysis auszubilden. Der Geist der Zeit drängt nach Specialisirung, sie ist nothwendig und bringt die besten Früchte. Allein es scheint mir doch ein Mangel, wenn ein junger Landwirth mir an der Tafel die Construction des Streichbrettes mathematisch fehlerlos deduciren kann und, wenn ich ihn mit den Pflügern auf's Feld schicke, nicht weiß, an welchem Ende er den Pflug einsetzen lassen soll.

Es giebt heutzutage leider schon Virtuosen in unserem Fach, welche sich auf ein paar Stücklein ausgezeichnet eingeübt haben, aber augenblicklich Fiasco machen, sobald sie die Symphonie eines ganzen Betriebs dirigiren sollen. Das Mikroskop gebrauchen zu können, ist gewiß hochwichtig und interessant, aber dies braucht nicht auszuschließen, daß man auch mit »Entspeckter Bräsig« den Hofjungen zu zeigen versteht, wie man Mist breitet. Die Wissenschaft ist immer nur das Fundament, welches für uns keinen anderen Zweck hat, als das Gebäude, die Praxis, zu stützen und zu tragen; nicht die Lehre bringt den Erwerb, sondern die Anwendung. Daher muß bei der Ausbildung des Landwirthes meiner Ansicht nach stetig der Grundsatz festgehalten werden: »Das Eine thun, aber das Andere nicht lassen!«

Die königliche Ackerbaugesellschaft von England, deren eminente Erfolge bisher anderswo noch nicht erreicht worden sind, führt das Motto: Practice and Science! Das ist das Richtige: Praxis und Wissenschaft! Nur beide im engsten Verein können den Landwirth zu dem machen, was er sein soll, zu einem geachteten, der Menschheit nützlichen Vertreter des besten, des lohnendsten, des angenehmsten, des Menschen und freien Mannes würdigsten Berufes von Allen, die da sind unter der Sonne. Wohlan, lassen Sie auch uns das gleiche Banner entfalten, das Zeichen, unter welchem wir siegen werden. Unter einem glücklicheren und edleren kann der Club der Landwirthe nicht in Leben und Wirksamkeit treten, so lassen Sie uns denn zu seinem Wahlspruch wählen: »Praxis und Wissenschaft!«

Digitized by Google

Der Weihnachtsbaum.

Sie rückt heran, die fröhliche, selige Weihnachtszeit, die durch eine seltsame Verquickung uralt heidnisch-germanischer Gebräuche mit frommen Erinnerungen des Christenthums zu der feierlichsten des ganzen Jahres geworden ist. Vom Herbstmonat an zählen Kinder die Tage bis zu dem heiligen Feste, welches der weiteste Zwischenraum von jedem andern trennt, und auch die Erwachsenen freuen sich auf sie, wenn sie ihnen gleich manchmal schwere Liebespflichten auferlegt. Wer aber in später Erinnerung der Weihnacht gedenkt, den umduftet sicherlich Wachsgeruch und das kräftige Arom der Tanne, das uns Deutschen die Nadelwaldungen so werth macht, vielleicht zum Theil aus dem Grunde, weil unsere liebsten Jugend-Reminiscenzen sich an die unvergeßliche Mischung jener Essenzen knüpfen.

Der Weihnachtsbaum, der »Meyen des Winters«, ist echt germanischer Herkunft; er stammt aus dem hohen Norden und hat sich erst allmählich, völlig in historischer Zeit, dem heiligen Dienste anbequemt, der ihm in schöner Deutung übertragen worden ist; er ist Sieger geblieben über die künstliche Palme, welche dereinst die allerwärts aufgebaute Krippe beschattete. Sein Eroberungszug über die Welt hat sich in riesigen Dimensionen vollzogen und jährlich fügt er neue Gebiete den schon gewonnenen hinzu.

Ursprünglich sind es stets die Deutschen, welche die »Kindleins-Tanne« bis zu den Antipoden verpflanzen; am Christabend brennen ihre Lichter in Californien und im australischen Adelaide ebenso hell wie in Thüringen oder in Wien; nur das rechte Nadelholz ist nicht immer zur Hand und muß durch Surrogate ersetzt werden. Es ist eine der besten Schilderungen Fritz Gerstäcker's gewesen, wie er, jeder Zeitrechnung bar, eines Abends in der Urwaldwildniß von heller Leuchte angelockt, die Thür eines Blockhauses im fernen Westen aufstößt und sich vor einem ärmlichen Christbaum findet, den ein selig vergnügtes Kinderhäuflein umtanzt. Wer wird es ihm nicht glauben, daß ihm, dem heimatlosen Wegemüden, bei diesem unerwarteten Anblicke schwere Tropfen in die Augen getreten sind? Aber auch, daß er sich sofort heimisch, unter guten, unter gesitteten Menschen fühlte; denn die Weihnachtstanne ist Bürgin und Trägerin der Gesittung, wie wenig andere Festabzeichen; ihre Wanderung durch die Länder des Erdballs ist auch diejenige der Civilisation. Wo sie geschmückt, mit Kerzen besteckt, als sehnlich erwartete Ueberraschung aufgepflanzt wird, da herrscht Familienleben, Segen der Häuslichkeit, inniges Verhältniß zwischen den Heimgenossen.

Böse Menschen haben keine — Christbäume, kann man, den ehrlichen Seume parodirend, mit Fug und Recht sagen. Nicht blos Kinderfreude und Festtagsjubel knüpft sich an den »schönsten Baum, den letzten aus dem Garten Eden«, es rauscht auch aus seinen Zweigen alte Sage von des Volkes Zusammengehörigkeit, er ist ein Apostel des Deutschthums und hat

Digitized by Google

zu dessen Erhaltung in der Diaspora gewiß nicht wenig beigetragen. Und er erfüllt sein Bekehrungsamt treulichst. In Großbritannien verdrängt er von Jahr zu Jahr mehr die gallische Mistel — vielleicht zum Bedauern des halberwachsenen jungen Volkes, dem der Mistletoe in der Weihnacht Küssefreiheit gestattete; in Paris und anderwärts in Frankreich ist er in der höheren Gesellschaft Mode geworden, wird aber am Sylvesterabend angezündet; in Egypten hat Schreiber dieses einen wundervollen, aus Tamarisken und Buchs componirten Christbaum selber schmücken helfen; in der Wiener Weltausstellung sah er einen chinesischen Bilderbogen, auf dem eine veritable Weihnachtstanne mit vielen brennenden Kerzen abconterfeit war. Der schöne Gebrauch der Winterbegrünung vom heidnischen Sonnenwendfeste mag sogar zu einer Näherung oder dereinstigen Ausgleichung der Confessionen das Seinige thun. Wenigstens ist er in den gebildeten jüdischen Familien schon ziemlich allgemein eingeführt und deren Kinder freuen sich und reden so unbefangen über den »Christbaum«, als ob ihre Ahnen dermaleinst der weisen Frigga anstatt dem goldenen Kalbe geopfert und dafür durch Winfrid-Bonifacius die Strafe des Untertauchens erlitten hätten.

Der Weihnachtsbaum ist daher wohl ein der Betrachtung werther Gegenstand, und so soll denn auch freimüthig Klage darüber geführt und Rüge ertheilt werden, daß, je mehr er sich in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet, eine Ausschmückung und Ueberladung desselben platzgreift, welche dem Gipfel der Geschmacklosigkeit zusteuert. Dagegen muß Protest erhoben werden.

Der schöne frische Baum, welcher, auch nicht im Sinne eines bedeutungsvollen Symbols, doch die Hauptsache ist und bleibt, soll nicht degradirt werden zum Haubenstock für die unnatürlichsten Dinge; seine saftiggrünen Zweige sollen nicht verschwinden unter Flittern und Firlefanz; er soll mit den strahlenden Lichtern, die aus seinen Armen wachsen, einen wohlthuenden, erhebenden Eindruck machen, nicht den lächerlichen einer bunten Harlekinsjacke. Es werden aber bei dem Aufputz der Christbäume Geschmackssünden begangen, welche durchaus keine Absolution verdienen. Besonders in Wien macht sich dabei eine grelle Buntpapierverschwendung bemerkbar, welche das Ungeheuerlichste im Verzierungsfache ist, was man sich nur vorstellen kann. Es läßt sich ja recht gut denken, daß man solches Material zu manch' artigem Gebilde, sogar mittelst harmonischer Farbengruppirung zu kleinen Kunstwerken verwenden mag; allein dazu gehören andere Hände, als diejenigen, welche die Wiener Christbäume Am Hof, auf der Freiung, dem Naschmarkte u. s. w. zu verschönern suchen. Schreiend buntes Colorit und banalste Formen einer ungeübten Scheere bilden hier ein Ensemble, welches geradezu einen komischen Eindruck hervorbringt. Gedämpft wird dieser allerdings durch reichlich zwischenangebrachtes Rauschgold; aber dieses metallische Erzeugniß paßt wenig an den fröhlichen Baum. Wer ländliche Todtenhöfe besucht hat, wird sich der damit verzierten Kronen aus Kunstblumen erinnern, welche jungen Mädchen, vornehmlich Bräuten, auf den Sarg gelegt und

Digitized by Google

dann an das Kreuz oder in die Vorhalle der Kapelle gehängt werden; ihr melancholisch-knatteriges Rauschen im Abendwinde wird ihm vor's Gedächtniß treten, wenn der Aufstrom der durch die zahlreichen Kerzen erhitzten Luft das gleiche Geräusch, verstärkt durch das Rascheln der Papiere, hervorbringt, welche letztere, nebenbei gesagt, auch ziemlich feuergefährlich sind.

Und dann etwas Anderes: der gebildete Kunstsinn hält es für eine Verirrung, wenn ihm eine Darstellung geboten wird, die zu dem verwendeten Material oder dem Gebrauche des damit verzierten Gegenstandes außer aller Beziehung steht; so zum Beispiel einen Ritter in Stramin auf einem Sofakissen oder eine Städte-Ansicht auf einem Dessert-Teller. Er wird daher auch viele Anhängsel, mit welchen man allenthalben den Weihnachtsbaum ausstaffirt, als unpassend oder geschmacklos verwerfen müssen. Löwen und Hunde, wenn auch des Conditors, hängen nicht an Bäumen, und das Gleiche ist der Fall mit andern armseligen Erfindungen des Zuckerbäckerhandwerks — von einer Kunst darf hier nicht die Rede sein — das sich überhaupt in Sachen des Geschmacks etwas gar zu lange behaglich im Kreisel zu drehen pflegt; nur der Cartonnage-Künstler kommt zuweilen seiner Erfindungsarmuth zu Hilfe.

Und gerade zur stylgerechten, effectreichen Ausschmückung der Christbäume wäre ein weites Feld eröffnet, das man nur zu betreten braucht, um nach allen Richtungen hin Aussichten zu gewinnen. Es braucht auf und an ihnen nur angebracht werden, was natürlich, nicht widersinnig ist, und der Effect wird gewiß ein besserer sein, als bei einem bunten Allerlei von Unmöglichkeiten und Phantasietand. Jener prächtige Weihnachtsbaum, den wir dermaleinst in Kairo schmücken halfen, trug außer seinen Kerzchen nur vergoldete Nüsse und — nicht vergoldete — Maischansker (Borsdorfer Aepfel), welche sich mit ihren rothen Bäckchen ganz herrlich machten; nebenbei gesagt, war das eine ziemlich kostspielige Zierde, denn die Früchte waren aus ihrem Heimatlande Sachsen bezogen.

In einer anderen Familie der gleichen Stadt wuchsen auf dem Lichterbaume — einer aus Triest gekommenen buschigen Schwarzföhre — nur Mandarinen und Orangen, mit kleinen Spiralschrauben aus feinem Drahte festgemacht, dazwischen silberne und goldene Tannzapfen. So einfach dies erscheint, so schön war es. Es fehlte nicht an Zuckerwerk für die Kinder, dieses war aber in netten Binsenkörbchen um den strahlenden Mittelpunkt gruppirt.

Soll vorzugsweise das frische Grün des Baumes zur Geltung kommen, dann kann er in mannigfaltigster Weise ausgestattet werden, ohne Zwang und Verhöhnung der Aesthetik. Als Fruchtbaum gestaltet er sich am natürlichsten, statt des wirklichen Obstes können auch Nachbildungen des Conditors verwendet werden, welche den Effect steigern, wenn sie der Jahreszeit fern stehen. Wir haben in einer bekannten Chocoladen-Handlung zu Wien sehr hübsch imitirte Sortimente dieser Art gesehen, leider entsprach hinsichtlich der Genießbarkeit der Kern keineswegs der glänzenden Schale.

Digitized by Google

Wer an der Decoration Gefallen findet — für manche Familienhäupter ist der Aufputz des Weihnachtsbaumes die Quintessenz des ganzes Festes — hat dann noch einen weiten Spielraum vor sich: er kann Schnecken am Stamm emporkriechen lassen, Maikäfer auf die Aeste setzen, Schmetterlinge auf Drähten schwanken lassen, Vögel und deren Nester anbringen u. s. w. Wird da rechtes Maß gehalten, so kann etwas ganz Herziges mit geringen Kosten hergestellt werden. Allein es gehört das kritisch-künstlerische Auge dazu, das nicht Jedermann besitzt, und nicht minder auch ein Herz, das sich schon im voraus zu erwärmen vermag im Gedanken an der Anderen Beifall und Freude.

Soll in der festlichen Stube der Gegensatz des Erdenwinters zu dem von oben gekommenen Lichte in echt christlichem Sinne zur Anschauung gebracht werden, so kann dies nicht schöner geschehen als durch die Darstellung der Tanne oder Fichte — letztere war den Germanen Sinnbild der Unvergänglichkeit — im nordischen Kleide der Jahreszeit. Ihre Zweige sind mit Schnee incrustirt, durchsichtige Eiszapfen hängen in Tropfgebilden von den Nadeln herunter, in den aufgestreuten Krystallen bricht sich der Strahlenglanz der weißen Kerzen tausendfach. Wir haben einen auf diese Weise ausgeschmückten Baum gesehen und den wahrhaft prachtvollen Anblick nicht vergessen. Ein niedliches Eichhorn bildete die einzige Staffage des Kunstwerkes; über seiner Krone schwebte ein geflügelter Engel und verkündete: »Ehre sei Gott in der Höhe! Freude den Sterblichen!« — — — Es braucht kaum gesagt zu werden, daß nichts leichter ist als die Herstellung eines derartigen Aufputzes, jeder geschickte Conditor kann Material und Anleitung dazu liefern; man braucht ihn aber nicht einmal dazu.

Es wäre uns lieb, wenn mit diesen Bemerkungen einigermaßen der Nachweis erbracht wäre, daß der Weihnachtsbaum mit mäßigem guten Willen und Geschmack vor der Verunzierung zu retten sein werde, der er vielerorten anheimgefallen scheint. Er soll eine wirkliche Augenweide sein, nicht blos der bebänderte Zubringer von Naschwerk und Spielerei. Diese sind entschieden Nebensache, Beigabe und können nur zum Schmucke dienen, wenn sie zum Ganzen passen und bescheidenen ästhetischen Ansprüchen nicht in's Gesicht schlagen. Immer wolle man daran denken: der grüne Baum und seine Lichter sind in ihrer tiefen Symbolik das Wesen, der Kern der Feier; was darum und daran hängt, muß mit ihnen stimmen, im Einklange stehen, wo nicht, beseitigt, dorthin verwiesen werden, wo es dem Ziele nicht schadet.

Sage man nicht: »Aber das sind ja Kleinigkeiten, nicht werth, daß ernsthafte Leute darüber ein Wort verlieren.« Dem ist gewiß nicht so. Es giebt keinen mächtigeren, nachhaltigeren Eindruck als denjenigen, welchen das Kind vor dem Weihnachtsbaume empfängt; er haftet durch's ganze Leben. Und darum soll er auch eines — und nicht das letzte — der tausend Mittel der Erziehung sein, welche sich überlegenden, feinfühlenden Leitern der Jugend in so vielen Erscheinungen der Natur und des Lebens darbieten.

Digitized by Google

Zur Empfindung des Ebenmaßes der Form, zur Erkenntniß des Wesens der Schönheit die Jugend anzuleiten, ist aber ebenso wichtig und nothwendig, wie die Erziehung zur Wahrheit und Tugend; schön und gut sind correlate Begriffe. Daher muß jeder Anlaß benützt werden, um den jungen Seelen jene Anschauungen oder Grundbedingungen einzuimpfen, welche die sicherste Basis einer wirklichen Bildung bedeuten.

In diesem Sinne halten wir uns entschuldigt, wenn wir einer scheinbar unbedeutenden Sache diese Zeilen gewidmet haben; vielleicht findet unser bescheidenes Fürwort doch hie und da eine gute Statt, und es ersteht wieder in edler, durch geläuterten Geschmack thatsächlich geschmückter Form aus Verfall und Verwahrlosung der unvergeßliche Wunderhort unserer jugendlichen Träume, der liebe Weihnachtsbaum.

Parlamentarische Studien.

Unter diesem Titel erschien eine kleine Blumenlese von geflügelten Worten, welche den Verhandlungen der zweiten Kammer der Abgeordneten im Königreiche Sachsen entstammen.

Ehe wir damit beginnen, ist es vielleicht gerathen, einen raschen Blick auf das Wesen der sächsischen Repräsentanten-Kammern zu werfen. Es sind deren nämlich zwei: Oberhaus oder erste Kammer, und Unterhaus oder zweite Kammer. Jene besteht aus vom König ernannten bleibenden Mitgliedern, aus den Vertretern des Clerus, der Universität, der Hauptstädte und des Großgrund- oder Rittergutsbesitzes. In die zweite Kammer wählen die Städte und ihre Bezirke, die Rittergutsbesitzer und die Bauern. Es findet hier also trotz einiger neuerlicher Modificationen immer noch eine vollständige Ständevertretung statt, welche wenig harmonirt mit der allgemeinen Stufe der Cultur, derenthalben bekanntlich das Land Sachsen berühmt ist. Namentlich haben in Folge der eigenthümlichen Wahl-Operationen, welche dort gang gäbe sind, von jeher die bäuerlichen Volksvertreter unerschöpflichen Stoff zum Lachen intra muros et extra gegeben. Jedermann kennt die Geschichte von dem braven Ortsrichter, der alltäglich zwei Stunden weit, das Fußwerk in der Hand, nach Dresden wanderte, um seinen Sitz in der Kammer einzunehmen. Als er nun eines Morgens bei sehr schlechtem Wetter etwas verspätet anlangte, erblickte er mit höchster Verwunderung eine Reihe von Ueberschuhen in der leeren Garderobe. Hollah! dachte der kluge Staatsbeistand, jetzt wird gewiß etwas ganz Geheimes verhandelt, so daß sie nicht einmal hart aufzutreten wagen, und rasch streifte er wiederum die feuchten Schuhe von den Füßen und schlich in Strümpfen, auf den Fußspitzen, in den Versammlungsraum. Paukenschläge und Gelächter! Nicht minder hübsch ist eine Anekdote — unter vielen cursirenden! — von dem Degen-Müller. Dieser würdige Volksvertreter fand eines schönen Tages auf seinem Pult die An-

Digitized by Google

sage einer Cour bei Hofe, mit dem üblichen Zusatze: »in Gala, mit Degen«. Er zerkratzte sich lange den Kopf; endlich erhob er sich und richtete folgende Interpellation an den Präsidenten: »Herr Präsident! Ich finde hier, wir sollen bei Hof mit einem Degen erscheinen; das ist immerhin eine harte Ausgabe für Unsereinen; nun besitze ich zu Hause einen schönen Dragoner-Säbel; thut's der vielleicht auch?« Man kann sich den Eindruck denken; von der Stunde an hieß der Mann der »Degen-Müller«. Manches Spaßhafte ließe sich in dieser Richtung noch erzählen, so von dem — unterdrückten — Antrag eines bäuerlichen Abgeordneten, die sächsischen Truppen in Holstein mit Schwimmhosen zu versehen, als er vernahm, Alsen sei eine meerumflossene Insel; von den »Kammer-Ochsen«, welche einzelne Landesvertreter prahlend vorführten, als einzigen realen Gewinn (aus den Diäten!) der Landtagsverhandlungen u. A. m.

Fern sei es übrigens von uns, aus diesen harmlosen Scherzen ein Argument ableiten zu wollen gegen den bekannten hohen Bildungsgrad des wackeren Sachsenvolkes im Allgemeinen; wohl aber läßt sich ein solches daraus folgern gegen die Schädlichkeit, die offenbare Widersinnigkeit der Ständevertretung. Wie bei dieser, bei dem steten kleinlichen Kampfe der Sonderinteressen, der Kirchthurmpolitik, die Geister aufeinanderplatzen, wie es Anzüglichkeiten, Persönliches, Verletzendes regnet bei derartigem schroffen Gegenüberstehen, und zwar selbst innerhalb der — allerdings dort sehr verschwommenen — Parteien, das beweisen die mehrfachen Zusammenstellungen ebenso deutlich, wie sie auch ein treues Bild geben von dem Parlamentarismus der Kleinstaaten.

So also sprechen die Redner der sächsischen zweiten Kammer unter einander und vor dem Volke der Tribünen: Präsident Haberkorn: Wenn jede Seite des Hauses nur für sich das Privilegium der freien Rede in Anspruch nehmen, wenn jede Seite den Einen zügeln, sich selbst aber nicht zügeln lassen will, dann setzen Sie als Präsidenten hin, wen Sie wollen, ich danke für das Amt. Ich für meine Person weiß nur ein einziges Mittel, um den Präsidenten auf seinem Sitze zu erhalten, das ist, daß Jeder sich selbst aller beleidigenden und sonst unanständigen und unangenehmen Ausdrücke enthält und den Präsidenten gar nicht in die Lage versetzt, von dem äußersten Mittel des Ordnungsrufes Gebrauch machen zu müssen. Diese Erklärung bin ich meiner Stellung schuldig, und nun thun Sie auch in Bezug auf meine Person, was Sie wollen.

Vice-Präsident Oehmichen: Herr Präsident, ich verstehe meine eigenen Worte nicht; ich muß um Ruhe bitten!

Abgeordneter Günther: Ich will mich nur gegen die Bemerkungen des Abgeordneten Krause wenden, daß es sich bei der Einquartierung lediglich um eine kleine Unbequemlichkeit handle, die Niemand schwer treffen könne. Ich möchte aber glauben, wenn man einmal den besonders militärfreundlichen Advocaten und Literaten vier Wochen lang ein Dutzend Mann Einquartierung in die Stube legen wollte, wie man sie uns auf die Güter legt,

Digitized by Google

daß die Militär-Begeisterung dieser Herren etwas gemäßigt werden würde. Jetzt ruht freilich auf dem Tintenfasse des Abgeordneten Krause keine Einquartierung.

Abgeordneter Krause: Es kennzeichnet den Standpunkt, den der Abgeordnete Günther in der sittlichen Welt einnimmt, und seine Stellung überhaupt zu dem menschlichen Anstand, daß er mich jetzt angegriffen hat, wo mir das Wort abgeschnitten ist, nach Schluß der Debatte. Ich kann zu solchen überaus niedrigen, unbegründeten Gerüchten, beleidigenden und gemeinen Angriffen nur sagen, daß ich sie zu widerlegen unter meiner Würde halte. Herr Präsident, der Witz von dem Tintenfaß war dazu angethan, um jedem Menschen, der Gefühl hat, das Blut in die Wangen zu treiben, und Sie, Herr Präsident, haben mich nicht geschützt, Sie haben mich nicht in Schutz nehmen wollen, gut, dann will ich schweigen.

Abgeordneter Leistner: Es sind heute von einem Mitgliede dieses Hauses (Günther) große Falstaff'sche Hiebe geführt worden. Bei der langen Rede, die wir von ihm gehört haben, fiel mir ein Vers von Goethe ein:

„Es will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten!
Doch seines Bellens lauter Schall,
Beweist nur, daß wir reiten."

Abgeordneter Günther: Ich unterscheide mich von dem Abgeordneten Dr. Leistner sehr wesentlich dadurch, daß ihm bei meiner Rede etwas eingefallen ist, was mir bei seiner Rede durchaus nicht begegnet ist. Ich schätze mich aber deshalb besonders glücklich, denn ich würde sonst am Ende auch, wie der Abgeordnete Dr. Leistner, auf den Hund gekommen sein.

Abgeordneter Schreck: Herr Abgeordneter Dr. Heine hat in der Voraussetzung, daß es meine Absicht gewesen sei, den Mammon schützen zu wollen, einer geharnischten Entgegnung mich gewidmet in einer längeren Rede, welcher ich nicht durchgehends zu folgen verstand (Heiterkeit). Es ist mir dabei das Wort des Dichters eingefallen: »Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er viel Worte hört, es müsse sich dabei doch etwas denken lassen.« Ich bin nämlich der Meinung, daß, wenn Goethe die Rede des Abgeordneten Dr. Heine vorher gehört hätte, dieser Satz von ihm nicht geschrieben worden wäre.

Abgeordneter Riedel: Es scheint mir fast, als ob wir schon im voraus dazu bestimmt wären, das elfte Gebot: »Du sollst nicht mucken!« zu befolgen. (Große Heiterkeit.)

Abgeordneter Fahnauer: Die Deputation hat meinen Antrag entweder verloren oder er ist vielleicht durch ein Compliment seitens des Ministeriums beseitigt worden.

Abgeordneter Sachse: Ich weiß wohl, es giebt so auf der Universität den kleinen Mann, der sich gern ein bischen herausmacht, der aber die Folgen dessen, wenn er sich ein bischen herausgemacht hat, nicht gern tragen will, der eine etwas kitzliche Haut hat, dem der Fechtboden schon weh thut,

Digitized by Google

am allerwehesten aber, wenn er so etwas wie ein Cartell annehmen soll. (Bewegung. Zurufe: Pfui! Pfui!) Aber soweit ist es bisher noch nicht gekommen, daß man gesagt hat, deswegen müsse der Fechtboden abgeschafft werden.

Abgeordneter Fahnauer: Als das Gesetz (über Autonomie der Gemeinden) herauskam, da ließ z. B. in Königswartha der Gerichtsamtmann die Gemeindevorstände zu sich kommen, ließ ihnen das Gesetz vorlesen und fragte: Ihr habt es nun gehört, sollen wir oder wollt ihr es künftig machen? Da sagten die Gemeindevorstände: Gnädiger Herr Amtmann, das mögen Sie thun!

Abgeordneter Dr. Heine: Dieser Vorsaal oder Wartesaal (des Gerichtsamtes in Leipzig) ist ein dunkler Raum, wo fast zu jeder Tageszeit Licht gebrannt werden muß, der kein Fenster hat, das ihm Luft geben könnte. In diesem Raume sitzen der Botenmeister und andere derartige Beamte, außerdem aber alles das Gesindel, was oft im traurigsten Zustand aufgegriffen worden ist (Heiterkeit), und dann befinden sich auch diejenigen darin, welche in diesem Gerichte zu verkehren haben, Herren und Damen aller Art (Heiterkeit), die sich jedenfalls sehr bedenken müssen, auf irgend eine der schlechten Bänke sich niederzulassen. (Gelächter.) Dieser Raum ist außerdem von einem Geruche erfüllt, der unerträglich ist. (Andauernde Heiterkeit.) Ich erinnere nur an Einen Fall. Ich sagte einst, daß, wenn der Mann, welcher sich nämlich den ganzen Tag in diesem Locale aufhalten mußte, nicht an der Cholera stirbt, so stirbt Niemand daran (andauernde Heiterkeit), und es dauerte nicht lange, so war der betreffende Mann an der Cholera gestorben.

Abgeordneter Dr. Wigard: Es ist ein schauerliches Bild von einer Gerichts-Localität entworfen worden, die ich nicht kenne und über deren Richtigkeit ich mir ein Urtheil deshalb nicht erlaube, obwohl ich die Bemerkung nicht ganz unterdrücken kann, daß es dem geehrten Herrn Dr. Heine in seiner außerordentlich reichen und außerordentlich lebhaften Phantasie, die er uns ja so oft schon zu erkennen gegeben hat (große Heiterkeit), indem es ihm auch bei anderen Gelegenheiten möglich gewesen ist, im Fluge uns über alle möglichen Gegenstände und Verhältnisse, über Anthropologie, Physiologie, ja über alle nur erdenklichen Gebiete des Wissens hinweg auf einmal zu einem sehr einfachen, trockenen und sehr materiellen Gegenstande auf praktisches Gebiet überzuführen, vielleicht widerfahren ist, ein etwas zu dunkles und zu schwarzes Bild zu malen.

Abgeordneter Heinrich: So lange alle Schulen, die Postbeamten, das Militär, der Kaufmannsstand, ja ich möchte sagen, die ganze menschliche Gesellschaft, wenigstens wir Deutsche (Heiterkeit) gewöhnt sind, zu Mittag Mittag zu halten, so lange wird ein einziger Ausnahmezustand in dem Staate (ununterbrochene Gerichtszeit) wohl schwer sein. Was diese Einrichtung in anderen Ländern betrifft, z. B. in England u. s. w., so sind da ganz andere Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft; es sind das eigentlich

Digitized by Google

keine Menschen, wie wir Deutsche (große Heiterkeit), denn die essen Abends zu Mittag und machen die Nacht zum Tage.

Abgeordneter Günther: Es kehren auch die Klagen wieder, daß es den in der Nähe der Halsbrückner (Arsenik-) Hütten wohnenden Grundstücksbesitzern nicht gelänge, Männer für ihre Töchter und Frauen für ihre Söhne zu finden. (Heiterkeit.)

Abgeordneter Ludwig: Der Lehrer Jentzsch aus Crostewitz richtet sich mit dem Gesuche an die hohe Ständeversammlung, »sie wolle vermitteln, daß den katholischen Lehrern Sachsens das Recht ertheilt werde, auch solchen Protestanten, die von dem Rechte der freien Forschung Gebrauch gemacht haben, Gutes zu wünschen, Höflichkeiten zu erweisen und Beweise von Achtung zu geben.«

Abgeordneter Fahnauer (für specielle Vertretung der Landwirthschaft im Ministerium): Erst neulich hat mir ein Hochgestellter gesagt, ob ich denn so dumm sein würde und würde mir ein Rittergut kaufen, um es von Juristen administriren zu lassen. Weiter ist zu sagen, daß früher einmal ein hochgestellter Eisenbahn-Beamter gefragt hat, warum denn eigentlich die Landwirthschaft bei der Milch die dreitägige Lieferzeit nicht wolle? (Große Heiterkeit.)

Abgeordneter Ludwig (über Placat-Freiheit): Ich behaupte, Herr von Einsiedel wird nicht wieder Reichstags-Abgeordneter werden können, wenn er nicht Placate an Bäume und Hecken anschlagen lassen darf, wie wir es natürlich ebenfalls gethan haben.

Abgeordneter von Einsiedel: Wenn überhaupt meine Person wirklich wieder in Frage kommen sollte und ein Placat für mich aushinge, würde es für mich eine wahre Freude sein, wenn der Abgeordnete Ludwig, gleichviel ob mit, ob ohne obrigkeitliche Erlaubniß, daneben hinge!

Abgeordneter Fahnauer: Das Militär kauft keine Pferde in Sachsen, die sächsischen Pferde werden erst dann gut für das Militär, wenn Mobilmachungen eintreten. Dann sind sie allerdings gut, aber sonst sind sie nicht gut.

Abgeordneter Näser: Wir haben eine Universität, deren Jünger mit Gerechtsamen ausgestattet sind, daß sie oft ungestraft, wenigstens in Erwartung einer viel milderen Ahndung, Lärm und sonstigen Unfug treiben können. (Heiterkeit.) Es ist nicht zu leugnen, durch die Freiheit, welche die Akademiker genießen, wird ungeheuer viel nächtlicher Scandal verübt. Sie können das alle Tage erfahren.

Abgeordneter Dr. Leistner: Als ich in dem königlich sächsischen Staatsbudget diese Position mir näher besah, da glaubte ich, ich hätte nicht das königlich sächsische Staatsbudget in Händen, sondern irgend ein vergilbtes, verstaubtes Actenstück des Bürgermeisters und Senats von Krähwinkel oder Schöppenstedt. (Oho! rechts.) In der That werden in dieser Position an uns Forderungen gestellt, die mich in solch' einem Glauben bestärken. Ich führe zunächst an, daß für die Städte Bautzen, Zittau, Kamenz und Löbau

Digitized by Google

für ein sogenanntes Schützenrecht 65 Thaler verlangt werden. Es ist ferner verlangt für verschiedene Schützengilden im Lande eine Summe von 1401 Thalern als Freibiertrinkgeld; es wird ferner verlangt für die Dresdener Bogen- und Scheibenschützen-Gesellschaften für eine jede ein Faß Wein = 280 Thaler. Die Herren trinken auf Landesunkosten, wie es scheint, keinen sauren Wein! Endlich verlangt man für eine höchst komische Person 46 Thaler, für einen gewissen Scheibenschützen-König in Dresden. (Heiterkeit.)

Abgeordneter Krause: Wenn es sich um die Erhaltung des Glanzes des Staates und der Krone handelt, so wird man damit nicht die Chausseewärter und Straßenbau-Ingenieure beauftragen (Heiterkeit), sondern dieses Geschäft wird schon anderwärts vollständig besorgt.

Referent Heinrich: Hat die Kammer in den unteren Branchen derselben Verwaltungs-Kategorie Bewilligungen ausgesprochen, so möchte ich an das Sprichwort erinnern, daß, wenn man einmal über den Vordertheil eines gewissen Gegenstandes hinwegkommt, man mit einer gewissen Leichtigkeit auch über den hinteren hinwegkommt. (Große und andauernde Heiterkeit.)

Abgeordneter Uhlemann: Thun wir gar nichts, so erinnere ich Sie daran, daß wir nicht einmal das erreichen, was der geehrte Abgeordnete Schreck mehrmals schon in unserer Kammer bei ähnlichen Gelegenheiten angeführt hat, nämlich die Bewahrheitung des Sprichwortes, daß der Berg eine Maus gebiert.

Abgeordneter Schreck: Ich bin nunmehr überzeugt; ich verzichte auf's Wort. (Große Heiterkeit.)

Abgeordneter Walter: Was aus dieser ganzen Debatte werden soll, sehen Sie schon aus diesem Vorpostengefecht. Wir sind noch gar nicht eigentlich in die richtige Debatte eingetreten, und nun geht es schon los. (Heiterkeit.) Treten wir aber in die sogenannte Vorberathung ein, so werden wir einen Kampf bekommen, der nicht allein endlos wird, sondern der, wenn man nicht mit nöthiger Ruhe verfährt, wahrscheinlich etwas unangenehm werden wird. (Wiederholte Heiterkeit.)

Abgeordneter Ludwig: Wir leben nicht mehr in Zeiten des Königs René, wir leben nicht mehr als »Schäfervolk«, obschon ein Abgeordneter neulich die Aeußerung gethan hat, es gebe gewisse »Schafe« und »Schäfer« im Lande; allein darüber gehe ich hinweg; es ist doch wohl auch nicht gerade nothwendig, daß ein Volk, um vernünftig zu sein und recht zu handeln, gerade ein »Schäfervolk« sein müßte. (Heiterkeit.)

Abgeordneter Dr. Wigard: Wenn aber, meine Herren, und ich gebe Ihnen das zu bedenken, wenn der Weg fort und fort festgehalten wird, den jetzt die Regierungen eingeschlagen haben, so mag ich mit dem Abgeordneten Oehmichen allerdings nicht darüber streiten, ob er Recht hat, wenn er sagt, daß überhaupt Niemand die Republik haben wolle (allgemeine Heiterkeit); aber das stelle ich Ihnen in Aussicht, daß, wenn der Weg festgehalten wird, welcher zum Ruine des gesammten deutschen Wohlstandes bis jetzt eingeschlagen worden ist, dann meine Stimme die der Kassandra sein

Digitized by Google

und der Zeitpunkt eintreten wird, wo auch Die, welche die Republik nicht wollen (große Heiterkeit), aus Verzweiflung endlich nach derselben greifen werden. (Große Heiterkeit.)

Jetzt, wo auch uns wiederum parlamentarische Kämpfe von hoher Bedeutung bevorstehen, ist es vielleicht gut, in den vorgehaltenen Spiegel zu blicken, und wir meinen, wir können das thun, ohne zu erröthen. Wenigstens glauben wir, daß es sehr schwerhalten würde, aus den Verhandlungen unseres Reichsrathes und selbst unserer Landtage eine solche Blumenlese herauszufinden, wie sie die Heißsporne der sächsischen Kammer so freigebig ausstreuen. Und über welche Kleinigkeiten, welche Lappalien erbost und zankt man sich in der letzteren!

Aus den Erinnerungen eines großdeutschen Volksvertreters.

1. Ein Hofball.

In endlosem Défilé rückt die Wagenreihe, einer um den andern, vor am hell erleuchteten Portale des in enger Gasse stylos nüchtern und unschön hingestellten Schlosses. Bärenmützige Gardereiter mit Hellebarden, weißbestrumpfte Lakaien mit Windlichtern bilden hier Spalier; ein Officiant in Escarpins mit Degen öffnet den Schlag und deutet mit herablassender Bewegung seines Zweispitz-Claques an, daß der weitere Pfad offen stehe. Auf dem Flur vor der marmornen Ehrentreppe drängt sich ein Häuflein von Abgeordneten an einander. Sie haben vielleicht noch niemals die inneren Räume eines Königspalastes betreten und befinden sich bei den ersten Schritten auf dem schlüpfrigen Boden in jener dreisten Verlegenheit, welche jeden Schicksalsgenossen als Mitleidenden, wenn nicht als Hilfe begrüßt; mehrere lange Schlingel von Trabanten sehen, schadenfroh auf den Stockzähnen lächelnd, der Enthüllung der Repräsentanten des Volkes zu — ach, Einige unter diesen haben sich auch der Galoschen zu entledigen, denn die Diäten sind knapp; endlich erbarmt sich ein constitutionell angehauchter Lichtkämmerer der Rathlosen und eröffnet ein Gelaß zur Aufnahme der Ueberzieher und anderer Emballagen. Denn selbstverständlich giebt es in diesen exclusiven Hallen keine Garderobe, wie etwa auf Bürgerbällen und Thierschaukränzchen; den echten Hoffähigen nehmen galonnirte Diener im Vestibule die Hüllen ab, um sie in den Equipagen zu bergen; mit spöttischem Seitenblick auf die vor aller hohen Welt Augen vollzogenen Toilette-Veränderungen Derjenigen, welchen der Sage nach das Fest zunächst gelten soll, rauschen die Damen, stolziren die Krieger und Staatswürdenträger vorüber; bescheiden, schon etwas kleiner geworden, folgen die endlich entschälten Budget-Bewilliger.

Digitized by Google

Im Vorsaal bildet das in der Tiefe errichtete conditorische Buffet die einzige Decoration, aber es fällt kaum ein Blick darauf; aus mächtiger, weit geöffneter Flügelpforte strömt ein Lichtmeer, rauscht das Gewoge einer Menschenfluth und spannt die Erwartung der des Parquets Ungewohnten bis zum Herzklopfen. Tausende von Wachskerzen auf riesigen Krystall-Lustern und Girandolen erhellen den hohen Saal in zauberischer Weise, hier ist das vulgäre Gas, bürgerliches Stearin streng verbannt. Zwischen prächtigen Spiegeln schauen aus Gemälden erster Meister Figuren der vorzeitlichen Geschichte des Herrscherhauses ernst und sinnig herab in eine ihnen heterogene Welt. Und doch giebt sich diese so bunt und glitzernd, wie dies kaum zur Zeit der üppigsten Kleiderpracht zu sehen gewesen wäre, nur trägt die Versammlung für das unbefangene Auge mehr den Charakter eines Maskenfestes als eines Prunkballes am Königshofe; denn es ist noch die Zeit der Moire antique in allen Farben-Nuancen, der Turbane und Federn als Kopfputz anstatt der Wülste und Chignons, der ständischen Uniformen, welche nur die Rittergutsbesitzer zu tragen berechtigt sind, und jener chromatischen Mannigfaltigkeit im Aeußeren deutscher Krieger, die mittlerweile längst der einheitlichen Monotonie gewichen ist. Zwei Dritttheile der germanischen Heere scheinen jedenfalls durch Repräsentanten ihres Officierscorps vertreten. Allein auch an ausländischen Helden fehlt es nicht: Spanier, Briten, Franzosen, Russen stellen selbstbewußt ihr doppeltes Tuch zur Schau. Am heitersten machen sich aber die Phantasie-Uniformen, mit denen transatlantisch-republikanische Höflinge der sonst mangelhaft gewesenen Pracht des Königsfestes zu Hilfe kommen. Die wunderbarste Erfindungsgabe und der kaleidoskopischeste Farbensinn offenbart sich in diesen Kunstwerken, welche indeß doch insofern übereinstimmen, als die Mehrheit eine verwegen glückliche Combination des Hofkleides Louis' XIV. mit der ungarischen Husarentracht darbietet.

Natürlich wird diesen Leistungen hors de concours mancherlei nachgezischelt, aber es ist gewiß nur der Neid, der da erzählte, unter der Löwenhaut steckten ehrsame Grocers, Ironmongers und Soapboilers, welche durch Quälerei und Chicane aller Art ihren diplomatischen Vertreter gezwungen hätten, sie unter irgend einem Titel bei Hofe zu präsentiren. Manche haben wohl auch ein seltsames Ehrenzeichen, etwa den Crachat von Araukarien, auf die Brust geheftet. Daran thaten sie jedoch wohl, um nicht allzu einsam zu bleiben. Denn es flimmert nur so von Orden und gewässerten Bändern — »welch' reicher Himmel, Stern bei Stern, wer nennt ihre Namen?« Dazu würde freilich ein gewiegter Kenner der Distinctionologie gehören. Die armen Abgeordneten in ihren düsteren schwarzen Fräcken, von welchen nur ganz wenige einen kleinen landüblichen Vogel im Knopfloch zeigen, viele aber durch Schnitt und Stoff verriethen, daß sie das Erzeugniß etwas abgelegener Kleiderkünstler seien oder schon Generationen Festdienste geleistet hatten, fühlen sich von Minute zu Minute immer kleiner; sie weichen ängstlich jeder Carambolage aus, drücken sich in die Fensternischen und glauben Jedermann im Wege zu sein; sie sind es

Digitized by Google

vielleicht auch. Nur die Keckſten wagen es, alle die Herrlichkeit ringsum ungeſcheut zu betrachten und vielleicht auch zu kritiſiren. Aber nur leiſe — um Gotteswillen!

Die bequaſteten Schulzenſtäbe der Ceremonienmeiſter ſtoßen hörbar auf das Parquet, alle Welt ſammelt und rangirt ſich: der Allerhöchſte Hof erſcheint. Voraus der König und die Königin, dann der Kronprinz und ſein Bruder mit ihren Gemahlinnen, endlich die jüngſte Königstochter neben irgend einem grauen Sproß der dreiunddreißig Fürſtenhäuſer. Sie ſchreiten durch eine Gaſſe von wagerechten Oberkörpern, und es muß ihnen ungemein komiſch vorkommen, daß ſie, herabblickend, nur Glatzen und Toupets, blendende Nacken und geſtickte Krägen wahrnehmen, aber ihre Mienen verziehen ſich nicht; nur die Prinzeſſin hält ein paarmal den Fächer vor den Mund; ſie iſt noch ſo jung! An der Ehrenſeite des Saales bildet ſich eine glänzende Gruppe, eine kurze Converſation mit den höchſten Chargen, dann ertönt eine eigenthümliche Fanfare. Sechs Tuba-Bläſer eröffnen, alter Tradition gemäß, die Ballmuſik; ihre langen Inſtrumente ſind von Silber, mit roth-ſammtenen, goldbefranſten Lambrequins; ſie ragen weit über die Köpfe hinweg in den Saal, denn das Orcheſter der Hofcapelle iſt des beſchränkten Raumes halber in eine Ecke gequetſcht, wo die Muſiker wie auf einer Leiter übereinander placirt ſind. Die Polonaiſe beginnt; ſie iſt nur ein feierlicher Rundgang der höchſten Herrſchaften, voran das Königspaar; ein ſchlanker, hübſcher Officier, dem der erſte Flaum auf den Lippen keimt, hat das Glück, Partner der holdſeligen Princeß zu ſein, und Mancher beneidet ihn mehr darum, als um den Duodezthron, der ihm einſtens anheimfallen wird. Nur hin und zurück ſchreitet der Aufzug, dann nimmt die Königin Platz auf dem mit der Krone geſchmückten Fauteuil und befiehlt zwei Ambaſſadricen neben ſich; die Eine davon, ſchön und jung, ſcheint von dieſer Huld nicht ſehr erbaut zu ſein; ſie würde es wohl vorziehen, aus der Nähe bewundert zu werden, anſtatt aus der Ferne. Der König begiebt ſich in die Aſſemblée-Zimmer zum Spieltiſch. Ein ſchwarzer Frack, allerdings mit einem Sternchen daran, früher eines Miniſters, jetzt eines Volksvertreters, wird der Gnade gewürdigt, als vierter Mann in's innerſte Heiligthum dringen zu dürfen, welches zwei grün-goldene, jedoch nur einköpfige Cerberuſſe hüten. In den Vorgemächern machen beſchlüſſelte Kammerherren die Honneurs und arrangiren die Spielpartien der Geſandten mit Generalen, der Präſidenten mit den Geheimräthen. Einige Vertreter des Großgrundbeſitzes im Parlamente wahren hier kühnlich ihr Recht der Ebenbürtigkeit.

Der Ball beginnt; zwar iſt der ihm gegönnte Raum eng beſchränkt, aber die Lieutenante und Fähnriche würden auf noch viel kleinerem ſich anmuthig verwegen zu ſchwenken wiſſen. In der erſten Polka erſcheint plötzlich eine dunkle Geſtalt mitten in dem ſchimmernden Rundreigen; ein tollkühner Abgeordneter aus einer kleinen Fabrikſtadt hat ſich zur Unzeit daran erinnert, daß er vor noch nicht allzu vielen Jahren Ball-Entrepreneur und Cotillon-Anſtifter geweſen ſei; eine fremdländiſch ausſchauende, mittel-

Digitized by Google

alterige Dame in hellblauer Brocat-Robe hat seine Bewunderung auf sich gezogen, sie ist seinem Werben gefolgt und hat sich mit ihm in den Strudel gestürzt. Aber sie ist um einen Kopf länger als er und tanzt die Polka weit ausgreifend — was der Wiener »schieberisch« nennt — während er »hippelt« — hüpfelt, wie der Sachse sich ausdrückt. Daneben genirt ihn und Andere der zum Klapphut zusammengebügelte alte Filz, den er zugleich mit der Hand seiner Tänzerin in die linke Hüfte stemmt; plötzlich wird er ihm durch ein vorüberwirbelndes Paar abgestreift und geräth den Tanzenden unter die Füße; mehrere stolpern, selbst die Prinzessin kommt in Gefahr — da bricht plötzlich die Musik mitten im Tacte ab. Alles schaut auf, dem Unglücklichen dreht seine Erkorene, noch kerzengerader als zuvor, den Rücken, und er retirirt auf die Gruppe seiner finster dareinstarrenden Collegen. Diese aber wird nunmehr der Zielpunkt aller Augen, als ein ungeheuer höflicher Lakai den verhängnißvollen Chapeau-Claque bringt und mit devotem Bückling überreicht. Lebendes Bild!

Die gleich chinesischen Schatten an die Wände gedrückten Volksvertreter rächen sich — natürlich nur ganz heimlich — für Affront und Vernachlässigung durch die Faust im Sacke, will sagen durch Médisance. Seht dort, ist das nicht Don Quixote, wie ihn Schröder gezeichnet? Und hier der Herr von Bredow aus der Altmark, glücklicherweise mit seinen Unaussprechlichen! Da kommt Don Ranudo de Colibrados — das ist der Chevalier Riccant mit Frau Martha — diese Drei da würden mit Erfolg den Macbeth eröffnen — und wie dergleichen billig witzige Bosheiten weiter lauten mögen. Schärfere Worte werden in die Ohren geflüstert, als der leitende Staatsminister mit einer interessanten Engländerin zur Quadrille antritt. Er ist ein geistreicher Lebemann, der sich auf Noten versteht, sich und Anderen über Vieles einen Vers zu machen weiß. Seine Galanterie ist sprichwörtlich, er ist Gentleman vom Scheitel bis zur Zehe, zum Grandseigneur fehlt ihm nur Eines. Er hat sich als Diplomat einen Namen gemacht, allerdings nicht völlig reinen Klanges. Der kleine Staat, in welchem er gegenwärtig des Königs erster Rathgeber ist, bietet ihm viel zu wenig Spielraum; längst hat er über dessen Grenzen hinausgegriffen. Dereinst wird er auf größerer Arena erscheinen und das Divide et impera nach seiner Weise praktisch zu übersetzen wissen, was aber weder ihm, noch — den Ländern zum Segen gereichen wird. Einstweilen sucht ihm ein Häuflein der Schwarzbefrackten — dort schmiegt es sich wie eine dunkle Wolke zusammen — das Leben möglichst zu verbittern, glücklicherweise nur durch Reden, und dess' läßt er sich nicht viel anfechten, denn daran ist er längst gewöhnt.

Allmählich wird der Raum für die Tanzenden immer größer, obgleich die Zahl der Paare wächst; aber auch die aufregende Frische des Bildes kommt nach und nach dem Zuschauer abhanden. Schon flattern gelöste Locken, den Maschen entschlüpfte Bänder, der stolze Faltenwurf der Roben verschwimmt, Volants und Spitzenbesätze ringeln sich wie Schlangen hinter dem Wirbel drein; selbst die Schminke schmilzt in der erstickenden Atmosphäre.

Digitized by Google

Ein halb unterdrückter Schrei wird gehört, einer Dame ist ein heißer Wachstropfen auf die Schulter gefallen. Wie ein rother Nebel breitet sich's im Saale, die Kerzen flimmern mit trübem Hofe durch den kohlengesäuerten Dunst. Nur die da tanzen, scheinen sich wohl zu befinden; die nicht activen Ballgäste haben sich meistentheils verzogen, Einer nach dem Andern. Die Schwarzfräcke merken natürlich zuletzt, daß sie fast einzig noch Wand-Decoration bilden; endlich geht auch ihnen das Licht der Erkenntniß auf. Es strahlt vom Buffet im Vorsaale, welches von stürmenden Haufen belagert wird.

Wie recht und billig, sind die Lieutenante und die Fähnriche auch hier die Tapfersten, sie nehmen Alles im Elan und geben keinen Pardon: Kaffee, Thee, Kuchen, Gebäck, Confitüren in der einen Redoute, Limonade, Orangeade, Gefrorenes, Sodawasser in der andern, aus dem linken Ravelin Eispunsch, Rothwein, Weißwein und im versteckten Winkel des Außenwerkes auf der Rechten, o Wunder, köstliches Nürnberger Bier — Alles fällt der Vertilgung anheim oder auch der Gefangenschaft. Denn das »Einstecken« ist Usus bei Hoffesten, und die nicht hoffähigen weiblichen Familienglieder daheim prägten es dem bevorzugten Vater, Sohne oder Zukünftigen auf die Seele. Wenn er sich nach vollbrachten kühnen Griffen aus der Sturmcolonne zurückzieht, pflegen seine Rockschöße weit abzustehen, er meidet dann ängstlich das Gedränge wie das Niedersitzen. Die Abgeordneten plänkeln bescheiden im Hintertreffen; wenn ein Servirbrett sich unter sie verirrt, dann befindet sich selten noch ein voller Becher darauf, und wenn sie endlich so glücklich sind, bis zum erstürmten Bollwerke vorzudringen, finden sie nur noch Trümmer; der Eispunsch ist alle geworden, das Bier fließt matt auf der Neige.

Nach dieser Episode füllt sich der mittlerweile gelüftete Tanzsaal wieder. Durch die eroberten Stimulantien ist Manchen der Muth gewachsen; ehrwürdige Staatshämorrhoidarier schwingen das eingeschlafen gewesene Tanzbein, und zahlreicher erscheinen die schwarzen Fräcke unter den Uniformen. Aber nur diejenigen der Rechten, der Regierungspartei, die Linke grollt wie immer und hält sich würdevoll abseits; das Centrum sucht sich durchzuwinden und wird, wie gewöhnlich, von beiden Seiten auf die Füße getreten. Bekanntschaften werden zu erneuern gesucht, aber der Herr Geheimrath, der im Budget-Ausschusse die Zuthunlichkeit selber, sogar mit den Reportern frère et cochon ist — heut' Abend erscheint er zugeknöpft bis unter's Kinn, steif, als hätte er einen eisernen Ladestock verschluckt, und wenn ihm ein Oppositions-Mitglied begegnet, betrachtet er seine lackirten Hühneraugen-Futterale. Aller Liebe Mühe ist umsonst — nur wann und wo man uns braucht, gelten wir etwas, hier, auf dem Parquet des Hofes, sind wir von der Gesellschaft nur geduldet, weil es nicht anders geht, ein nothwendiges Uebel. Und doch heißt dieser Ball ausdrücklich der »Kammerball«, welcher den Volksvertretern zu Ehren gegeben wird.

Um Mitternacht tritt die große Pause ein, nachdem die höchsten Herrschaften sich längst zurückgezogen haben. Die Auswanderung wiederholt sich

Digitized by Google

und wird zur Fluth, das Gedränge zum Lootsen, eingekeilt muß der Einzelne dem allgemeinen Ziele zutreiben. Diesmal geht es aufwärts; Stufe um Stufe wird die breite Treppe genommen; oben auf dem schmalen Corridor entsteht eine Gegenstauung durch die Ströme der Kommenden und mit erworbenem Besitze in stille Nischen Flüchtenden; die unvergessene Dame in hellblauem Brocat befindet sich unter den Letzteren und sucht, einen Hühnerschenkel in der Linken, ihren silbernen Teller zu retten, der in gefälliger Mosaik belastet ist mit italienischem Salat, Zunge, Galantine, Truthahn, Austern und Biscuits. Sie giebt Einiges davon an andere Roben ab — vorüber! Endlich wird etwas Luft; würdig umfängt uns der geräumige Speisesaal, dessen Wände mit prächtigen alten Gobelins verhängt sind. Eine gewaltige Tafel en fer de cheval ist wahrhaft königlich ausgestattet mit der berühmten Vaisselle des Fürstenhauses und den wunderbarsten Kunstwerken seiner noch berühmteren Porzellane; in der Mitte erhebt sich ein culinarisches Prachtgebäude seltenster Art, dessen Centrum eine junge gebratene Trappe im Federkleide bildet; umgeben von Fasanen, Rebhühnern, Schnepfen, Enten, Tauben, garnirt von riesigen Austern-Pyramiden, die das Gestade eines Alpisees bilden, in welchem ungeheure Lachse und Zander schwimmen, dazwischen tausenderlei andere, nicht minder reizende Gegenstände, sämmtlich so künstlerisch dressirt, in so geschmackvollem Arrangement zusammengestellt, daß während eines Augenblickes leises Bedauern die begehrliche Hand zögern macht.

Aber kein Erbarmen — diesmal sind die Phantasie-Uniformen der Fremden an der Spitze der Stürmer, die Einheimischen schieben nach. Das Schauspiel vom Thee-Buffet präsentirt sich hier unter dem Hydro-Oxygen-Mikroskop. Die Tapferkeit der Lieutenante und der Fähnriche ist wiederum bewunderungswürdig; kein Ansehen der Etikette gilt: Bordeaux, Rheinwein, Madeira, Port, Champagner, Culmbacher Bier — Alles einerlei, her, hinab, ein frisches Glas — und so ad infinitum, wenn auch nicht mit Grazie. Austern werden mit Apfelsinen zusammen gespeist, Fisch mit candirten Früchten, Rehbraten mit Sandtorte, Charlotte-russe mit Cornichons und Mohrenkrapfen mit Senf. Das Zuschauen ist wahrlich der Mühe werth, dergleichen sieht man nicht alle Tage, aber einem gewöhnlich organisirten Magen kann nicht einmal dieses mit einer gewissen Garantie zugemuthet werden.

Ein eigenthümlicher Zufall will, daß ein Ende der Hufeisentafel von jedem Zudrange frei geblieben ist; hier sammeln sich natürlich die hungerigen Herren Abgeordneten und werden mit Sandwiches nebst zartem Kälberbraten in Profusion bewirthet. Auch Champagner giebt es, reichlich, verschwenderisch sogar; die ehrenwerthen Vertreter der Landgemeinden nehmen mit gewinnender Ueberredung den Lakaien die Flaschen aus der Hand, um sich selber zu bedienen, ein Wasserglas in der Rechten. Aber die nimmer zufriedene Opposition mäkelt auch hier; sie findet den Stoff zu süß, zu wenig pikant, an das Häuslein erinnernd, wo Schiller den »Don Carlos« dichtete,

Digitized by Google

mit Einem Worte zu vaterländisch, und murrt darob. Da tritt der Collega-Ex-Minister, der bei des Königs Whist den Strohmann ersetzen durfte, schmunzelnd heran und weidet sich ein wenig an dem Aerger seiner Bankgenossen. Aber er ist ein gutmüthiger alter Herr; darum klopft er einem seiner parlamentarischen Gegner auf die Achsel und sagt: »Sie sind hier an der falschen Quelle; folgen Sie mir.« Den Saal in der Diagonale schneidend, geleitet der alterfahrene Kenner des Parquets nach einer halbcachirten Bucht; ein gebietender Wink — der traditionelle Respect hält noch vor — und ein Dindon farcé aux truffes de Lyon erscheint mit Beiwerk gleichzeitig ergießt sich aber der veritable Cremant rosé von Aix in die Pocale. Nicht lange, so steht die gesammte Linke an der echten Quelle und trinkt des Königs Wohl im königlichen Wein.

Andere merken, was hier fließt, und drängen hinzu; die Credenzenden gerathen in sichtliche Verlegenheit. Angstruf und homerisches Gelächter machen dem Bankett ein jähes Ende. Der zugeknöpfte Geheimrath hat versucht, ebenfalls einen Kelch zu erhaschen, ist aber durch eine Welle der Bewegung zurückgeschoben worden; schwach auf den Beinen, knickt er zusammen und setzt sich nieder, gerade in eines der beiden kolossalen silbernen Kühlbecken, welche den Stolz des grünen Gewölbes bilden; glücklicherweise befindet sich im Momente darin nur eine Sammlung von Hüten der Abgeordneten. Während er durch diesen Incidenzfall verursachten heiteren Verwirrung verschwinden die Schänken sammt dem Sect vor dem Schauplatz. Es war an der Zeit!

Wenige der nunmehr doppelt Geladenen kehren in den Ballsaal zurück, woselbst vielleicht noch eine Stunde lang wirklich getanzt wird. Die Mehrzahl ist satt oder darüber und wendet sich der nüchternen Häuslichkeit zu. Unten im Vestibule ist jetzt ein halb Dutzend Lakaien dienstfertig bereit zum Mantel-Umgeben — denn der Thaler gilt auch hier dreißig Groschen. Daheim wirft man sich auf das spartanische — für den kleinsten Mann immer zu kurze — Lager, wie es die Hauptstadt consequent nicht anders leistet, und träumt vielleicht von einem glitzernden Firmamente, aus dem sich ein einzig leuchtendes Sternenpaar hervorhebt — erwacht aber sicherlich, wenn auch etwas spät, am Morgen mit einem — Perser nennen's — »Bidamag buden«.

2. Maiden-Speech.

Zwei Momente sind es, die dem angehenden Parlamentarier das heftigste Herzklopfen verursachen: die Angelobung und das erstmalige Auftreten als Redner. Es ist eine eigene Sache um die Versammlung einer Volksvertretung; wer in sie eintritt, um mitzuthun, den weht ein neuer Geist an, und er wird sich einer gewissen Beklommenheit kaum erwehren, mag er auch vordem in Vereinen das Wort geführt, oder als Improvisator bei Zweckessen Triumphe gefeiert haben. Schon das Debüt gestaltet sich nichts weniger als ermuthigend. Das erste Erscheinen in dem mehr oder minder

Digitized by Google

würdigen Raume, in welchem die Geschicke constitutionell geleiteter Völker entschieden werden — sollen, ist ein veritables Spießruthenlaufen, um so empfindlicher und gefährlicher, je geringer die Zahl der Reichsrathsmitglieder ist. »Kleine Cirkel, große Medisance,« ist ein altes Wahrwort. Alle Augen richten sich forschend auf den neuen Collegen, der die seinigen niederschlägt und mit kurzen Schritten, seine Erregung möglichst bekämpfend, sich der erhöhten Tribüne nähert, auf welcher der Minos dieses Staatsmittelpunktes thront. Mit geschäftlicher Gleichgiltigkeit liest der Präsident die Angelobungsformel ab, der Neophyt spricht mechanisch die bekräftigenden Schlußworte nach oder leistet das Handgelöbniß, je nach dem besonderen parlamentarischen Brauche. Gewöhnlich zittert dabei seine Stimme ein Weniges und ist unhörbarer denn sonst; manchmal aber läßt ihn auch das gewaltsame Aufraffen zur Ueberwindung der Befangenheit lauter werden als gebührlich; dann lächelt das Parterre der Senatoren. Mit feuchter Stirn und trockenem Gaumen sucht nunmehr der Recipirte seinen Platz.

In jenen kleinen Parlamenten, welche bezeichnend »Kammern« genannt zu werden pflegen, giebt es oder gab es wenigstens vor Zeiten keine räumliche Trennung der Parteien; die einzelnen Plätze wurden verlost, und so saßen häufig Roth und Schwarz, Aristokrat und Bauer einträchtig neben einander, schnupften in der einen Minute freundnachbarlich aus der nämlichen Dose und sagten sich in der anderen die schönsten erlaubten Grobheiten. In diesen hatte man es aber zu damaliger Zeit noch nicht sehr weit gebracht; jener dem Yankee-Parlamentarismus entlehnte Ton der gegenseitigen Becomplimentirung, dem man heutzutage nicht selten begegnet, war noch nicht eingerissen, am wenigsten bei den Vertretern der höflichen Nation, von welchen hier die Rede ist. Nichtsdestoweniger messen sich die Nachbarn anfangs ziemlich mißtrauisch mit den Augen, bis nach und nach kleine Zuvorkommenheiten die rauhe Borke der vorgefaßten Meinung etwas zu glätten beginnen. Für die Verhandlungen hat der Neuling am ersten Tage seiner Würde wenig Sinn; überallhin richtet er seine Blicke und überall begegnet er den auf sich gerichteten. Er ist sehr froh, wenn die Sitzung zu Ende ist. Befindet man sich über sein politisches Glaubensbekenntniß im Unklaren, so ist es möglich, daß er auf den Couloirs jenem sanften Andrängen und Ausholen anheimfällt, welches der Bruder Studio gröblich mit »Keilerei« bezeichnet; es ist aber heutzutage selten, daß man nicht im voraus genau wisse, wohin der neue Mann gehöre. Das war aber von jeher richtig und Regel: wer im parlamentarischen Leben wirken und etwas gelten will, der muß Partei ergreifen. Die sogenannten »Wilden« haben noch niemals etwas Gutes gestiftet; man könnte sie auch ebensogut »die Halben« nennen, sie sind ja doch nicht Fleisch, nicht Fisch.

Setzt der reichsräthliche Neuling einen Ehrgeiz darein, fühlt er das Zeug in sich, etwas mehr zu sein als bloße Abstimmungs-Maschine, dann ist ihm der Rath zu geben, daß er sich so bald als möglich in die Debatte stürze und sich, wohl oder übel, des Alps entlaste, welcher schwer und immer

Digitized by Google

schwerer auf ihm drückt, bis er die erste Rede gethan. Diese aber ist noch viel aufregender als das erste Erscheinen im Hause. Jedermann bildet sich natürlich ein, daß Europa auf ihn schaue und horche, sobald er sich vom curulischen Stuhle erhebt, um die Minister zu apostrophiren oder die gerechten Wünsche eines hinter ihm stehenden Volkes endlich zur Geltung zu bringen, die ja nicht versagt werden kann, wenn er, der neue Demosthenes, sie vertritt und fordert. Daher soll das Debüt ein glänzendes sein, die Jungfernrede Aufsehen machen. Nebenbei fürchtet man sich auch ein wenig vor der boshaften Neugier der Collegen; ihren beliebten Sticheleien darf nicht die mindeste Blöße gegeben werden. Darum wartet der noch ungeschulte Volksvertreter, die, wie er meint, günstige Gelegenheit ab; er bereitet sich immer vor und verschiebt doch von Sitzung zu Sitzung den entschlossenen Einsprung. Das aber ist der größte Fehler.

Je länger die Erwartung, um so schärfer die Spannung, desto schneidender die Kritik. Ist dann endlich einmal das schwere Werk vom Stapel gelaufen und erhebt es sich zufällig nicht hoch über das Niveau des Gewöhnlichen — ein Fall, der bekanntlich außerordentlich selten vorzukommen pflegt — dann zucken Genossen und Publikum die Achseln mit dem Citat vom kreißenden Berge des Aesop oder murren in derber Muttersprache von einem »Schmarrn« oder dergleichen. Besonders darf mit dem maiden-speech nicht zögern, wer schon einigen Ruf als Mann der Oeffentlichkeit in die parlamentarische Arena mitbringt. Aber selbst einem solchen passirt es, daß der erste Aufruf des Präsidenten ihn mit einem kaltheißen Schauer überrieselt. Zwar erhebt er sich lächelnd und will seine Befangenheit durch ungezwungenes Spielen mit dem Bleistift oder einem Papierröllchen cachiren, allein das Beben der Finger und der Stimme sagen dem Beobachter genugsam, wie es im Innern dieses Kecken ausschaut.

Eine unheimliche Stille hat sich über den Saal gebreitet; wer auf seinem Platze nicht gut genug zu hören glaubt, drängt sich in die dichte Nähe des Redners, jedes Ohr hängt an Aeneas' Munde, und wenn er aufschaut, glaubt er feindliche oder höhnische Klingen auf sich gezückt — da kann auch dem Tapfersten flau werden und der Besonnenste den Faden verlieren. Ist die Tortur des Beginns einmal überstanden, hernach geht's schon leichter; bekanntlich wird auch das Parlamentsreden zur Gewohnheit und artet nicht selten aus zu dem nicht unbedenklichen Uebel der »fließenden Beredtsamkeit«, welche, wenn sie chronisch wird, den »fortlaufenden Beifall« zur Folge hat.

Nichts ist für nervös angelegte Charaktere gefährlicher als eine verhaltene Rede. Die stete Bereitschaft »zum Worte« und das stete Zurückweichen, wenn etwa ein Anderer den Gedanken schon ausgesprochen, den man selber gehabt hat, oder wenn man anzügliche Reden oder schlechte Witze der Gegner scheut, zerrüttet den Organismus; es sind Exempla vorhanden, daß ein vorweggenommenes Schlußcitat — denn ohne dergleichen Schlager oder Drucker geht es heutzutage nicht — dem Beraubten einen Krampf-

Digitized by Google

anfall zuwege gebracht hat. Und da sprechen immer noch Viele wenig respectvoll von der Thätigkeit und dem Diätenconsum des geplagten Volksvertreters! Freilich, in den Protokollen und Zeitungsberichten steht nichts zu lesen von den Paternosterwerken der Aufregung, welche ihm die kochenden Blutwellen unaufhörlich in's Gehirn pumpen, nichts von den innerlichen Kämpfen, die den Mann durchtoben — wenn er eben ein Mann ist, wie er auf die Repräsentantenbank gehört. Mancher ist daran schon zugrunde gegangen, ohne daß die Menge davon gewußt, oder sich darum gekümmert hat. Ein erschütterndes Beispiel aus dem Leben möge zur Illustration des Vorhergesagten dienen.

Unter dem Häuflein, welches »Sr. Majestät allergetreueste Opposition« zu bilden sich die Freiheit genommen hatte, befand sich der Vertreter eines Industriebezirkes, welcher unstreitig das beliebteste aller Kammermitglieder, einerlei welcher Fraction, war. Jung, reich, Mitbesitzer eines berühmten Fabrik-Etablissements — ein auffallend schöner Mann, weichen Gemüthes, aber hellen Verstandes, ersetzten diese Eigenschaften, sowie weltmännische Tournure bei ihm die vielleicht mangelnde tiefere Bildung. Er besaß Ehrgeiz, denn er hatte sich von ganz unscheinbaren Anfängen binnen kurzer Frist zur Höhe des Besitzes und Ansehens aufgeschwungen, zugleich in höchst romantischer Weise eine vielumworbene Erbin zur Gattin gewonnen. Von Beruf Kaufmann, hatte er im Jahre der Erregung die Elle beiseite geworfen und war in das Bureau des deutschen Parlaments eingetreten, in welcher Stellung er mit allen hervorragenden Größen damaliger Zeit, vom Reichsverweser und dem brauengewaltigen Präsidenten an bis herab zum Reichs-Canarienvogel und Reichs-Baby, in mehrfache Beziehung gekommen war. Dieser treffliche, während des Umganges redegewandte und im Club der Linken hoch angesehene Mann vermochte es nicht über sich zu gewinnen, im Plenum der Kammer das Wort zu ergreifen. In den Ausschüssen, in den Fractions-Versammlungen sprach er unbefangen und völlig fließend; im Hause schwieg er beharrlich, trotz wiederholter Anregungen und Vorsätze. Und doch fühlte er nicht nur das Bedürfniß, zu reden und seinen Wählern ein anderes Lebenszeichen von sich zu geben, als das »Ja« und »Nein« bei den Abstimmungen, sondern trug auch in sich das Bewußtsein, daß er nicht blos reden, sondern auch Verständiges, zur Sache seiner Berufsrichtung Maßgebendes reden könne. Nichtsdestoweniger ward ihm die Aufgabe immer schwerer, je weiter er ihre Lösung verschob. Monate waren vergangen, der Mann litt sichtbar unter dem quälenden Gefühle, daß er den Erwartungen seiner Wähler und Freunde nicht in dem Maße entspräche, wie sie es von ihm erwartet hatten. Das Zureden der Letzteren bewirkte nur Entmuthigung, die Spöttereien der befreundeten Wähler in der Heimat erregten verstockten Eigensinn. Endlich gelang es einem näheren Bekannten in einem glücklichen Augenblick, dem Unentschlossenen das Ehrenwort abzunehmen, daß er bei der nächsten Veranlassung seine Zurückhaltung aufgeben wolle. Dagegen gab es keine Renitenz mehr.

Digitized by Google

Es herrschte wirklich eine Art von feierlicher Stimmung im ganzen Hause, als wenige Tage darauf, gelegentlich der Berathung einer Regierungsvorlage, welche der Entwicklung des Genossenschaftswesens alle mögliche Stolpersteine in den Weg wälzte, aus dem Munde des Präsidenten plötzlich der Name des schweigsamen Freundes erscholl. Dieser erhob sich unter allgemeiner lautloser Erwartung. Er zitterte nicht, allein seine Stimme klang ganz seltsam hohl und fremd, sein Gesicht war erschreckend roth. Dies verlor sich aber nach den ersten Sätzen einer wohlgefügten, logisch klaren Rede, deren Pathos mit der Dauer völlig kunstgerecht anschwoll und die nach beinahe stundenlanger Dauer so schlagend energisch schloß, daß ein Beifallssturm, wie selten, von allen Bänken aus losbrach. Mitglieder jeder Partei umringten den Debütanten, wünschten ihm Glück zu seinem maiden-speech und schüttelten ihm die Hände — er selber fand zur Entgegnung nur halbe Worte, aber die tiefe Röthe war ihm wieder in's Gesicht gestiegen. Er hatte der Partei einen unerwarteten Sieg erfochten; seine Gesinnungsgenossen begrüßten frohlockend den lieben Freund und geleiteten ihn stolz befriedigt aus der Hundstags-Temperatur des Saales in's Freie.

Am Abende desselbigen Tages vereinigte ein intimes Bankett die sämmtlichen Mitglieder der Opposition auf der Villa ihres Mitgliedes zur Feier des endlich so erfolgreich gebrochenen Bannes und seiner Jungfernrede. Ein wundervoller Sommertag ging zur Rüste; die weitgeöffneten Fensterpforten des Speisesaales gestatteten einen reizenden Ausblick: über blumenverzierte, mit Gehölz umrahmte Rasenabhänge hinab auf den breiten gelben Strom, der mit lustigen Segelbooten und qualmenden Dampfern überflogen war, jenseits auf die schmucke, deutsch-athenische Stadt und darüber hinaus auf dunkle Wälder und blaue Berge. Nicht minder erfreulich war aber die Sicht der wohlbestellten Tafel mit ihren eisgekühlten Batterien, unter welchen insbesondere diejenigen der echten Moselproducte aus den berühmten Kellern des Coblenzer Casinos die Kampflust herausforderten, die jedoch ihnen gegenüber zu kurz kam.

Die heiterste Stimmung herrschte in dem Kreise der gesinnungsverwandten, eng befreundeten Männer, und sie wurde nicht vermindert durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Herrin des Hauses. Wie von oppositionellen Volksvertretern nicht anders zu erwarten, waren Alle mit Toasten geladen zum Zerspringen; und es gab fürwahr ein nicht schlecht prasselndes Feuerwerk. Der Wohlredner des Clubs, natürlich ein Rechtsanwalt, schlug sich mit der Behauptung durch's Leben, jeder Mensch, der etwas bedeuten und wirken wolle, müsse seinen »Thymian« haben, worunter er einen etwas schwer definirbaren Einklang von Eigenschaften des Geistes und Herzens verstanden wissen wollte; selbstverständlich wurde in seinem blitzwerfenden Trinkspruche der Thymian unseres wirthlichen Freundes und seines gelungenen maiden-speech in allen Variationen der Poesie und des Humors gepriesen.

Der Gefeierte verhielt sich auffallend still; er trank nur Sodawasser, nichtsdestoweniger überlief von Zeit zu Zeit ein Purpurschatten, wie

Digitized by Google

schon während seiner Parlamentsrede, das Antlitz. Seine Schweigsamkeit wurde endlich ansteckend — es ging, wie man zu sagen pflegt, ein Engel durch den Saal. Erst als ihm die Hausfrau zugeflüstert, erhob er sich, aber sichtlich müde, schwerfällig, der Mann schien plötzlich gealtert. Er sprach mit demselben hohlen Tone, der schon am Vormittage den Freunden aufgefallen war, aber vollkommen ruhig und klar, bis er das Thema seiner heutigen Jungfernrede berührte; mit Einemmale verwirrten sich ihm sonderbar die Worte, die Augen traten ihm aus den Höhlen und mit einem tiefen Aufächzen sank er zurück. Ein Schlaganfall hatte den jungen, schönen, kräftigen Mann niedergeworfen. Die Verwirrung, die Verzweiflung der Zeugen des Unheils zu schildern, möge der Feder erlassen werden.

Leider hat sich der Betroffene von der fürchterlichen Folge seines maiden-speech niemals wieder erholt. Unter der sorgfältigsten Pflege fristete er sein Leben noch einige Jahre hindurch, aber mit immer mehr umnachteten Sinnen. In den Paroxismen seines Leidens glaubte er sich stets im Parlamente und hielt dann lange Reden mit einer Geläufigkeit und Kraft des Organs, welche wahrhaft erstaunen machten; allerdings fehlte der Zusammenhang. Später, als sein Zustand sich dem Kindischsein näherte, raffte er Papiere aller Art zusammen und behauptete, er müsse sich auf seinen maiden-speech vorbereiten. Armer Freund! Er ist in Baden-Baden gestorben, und die letzten Worte, welche über seine Lippen kamen, lauteten: »Meine Herren —«.

3. An des Königs Tafel.

Lithographirte Einladungskarten hatten wieder einmal, wie üblich bis zur Abspeisungs-Erledigung der gesammten Reihe, eine Gruppe von Abgeordneten zum Diner in das königliche Schloß befohlen. Punkt vier Uhr standen wir, etwa ein Dutzend an der Zahl, im Vorgemach der Appartements, woselbst ein Officiant unter dem Schutze blinkender Hellebardiere mit der Namensliste in der Hand die Identität der Geladenen feststellte, damit nicht etwa ein Saul unter die Propheten gerathe. Dann erst öffneten sich uns gezeichneten die Assemblée-Zimmer, in welche mittlerweile Andere genug ohne vorherige Vidirung eingetreten waren, nicht ohne uns im Vorübergehen Blicke des — nun wohl — Mitleids zuzuwerfen. In den hohen gedämpften Räumen war schon die Mehrzahl der übrigen Gäste versammelt: einige Hofdamen, leider über die Jugendthorheiten lange hinaus, aber wahrscheinlich doch sofort wieder zu der einen oder andern bereit; eine Anzahl von Cavalieren in Hof-Uniformen und diverse höhere Militärs. Zwei Ceremonienmeister musterten merksam die Aufstellung der Gesellschaft; am Eingange zu den königlichen Gemächern war der Oberhofmarschall postirt. Plötzlich stieß derselbe seinen goldknaufigen Stab sehr hörbar auf das Parquet und wie durch einen Zauberschlag flogen die Pforten auf, erschienen unter den sammtenen Portièren die Herrschaften. König und Königin, ein

Digitized by Google

ehrwürdiges Paar, vorauf; ihnen folgte neben einem fremden Fürstensohne die jüngste Prinzessin, eine liebliche, eben erknospete Moosrose unter Tulpen und Päonien. Eine kurze Rundumverbeugung begrüßte die Geladenen; der Prinz bot der Königin den Arm, der König trat neben seine Tochter, für deren Begleitung sonst kein Ebenbürtiger vorhanden war, ihnen nach, im Durcheinander ohne jede Beachtung des Rangunterschiedes, folgten die Gäste. Einer unserer Collegen, Vertreter eines bäuerlichen Wahlkreises, hatte sich in stolzer Zuversicht erkühnt, mit der gewinnendsten Anmuth, deren er fähig war, einer mittelalterigen Gräfin seinen Arm zu bieten, war aber durch einen unbeschreibbaren-Blick dermaßen zurückgeschmettert worden, daß er das Schlucken bekommen hatte, welches ihm unterwegs durch heimliche Rippenstöße zu vertreiben getrachtet wurde; sonst fiel auf der kurzen Promenade bis zum Speisesalon nichts Erhebliches vor.

Dieser bildete ein nicht sehr geräumiges Quadrat, dessen Wände mit prächtigen alten Gobelins verhängt waren, die zu den werthvollsten Kunstschätzen ihrer Art zählen. Eine sehr breite Tafel, hufeisenförmig aufgestellt, bot einen pittoresk einladenden Anblick. Ihr Arrangement war in der That königlich: reich und geschmackvoll, was sich bekanntlich nicht immer vereinigt. Die Gardinen waren geschlossen, auf silbernen Candelabern und Rococo-Lustern brannten Wachskerzen, das undefinirbare Parfüm höchster Vornehmheit durchduftete den Raum. Ohne Ceremonie wurden die Plätze genommen, nachdem die Herrschaften sich niedergelassen hatten. Das Menu des Tages ist leider meinem Gedächtnisse entschwunden, ich weiß auch nicht mehr, wie viele Gänge es zählte, nur so viel, daß die einzelnen Gerichte meistens gut waren — mit Ausnahme des etwas zähen Sirloin of beef, den ich nicht vergessen kann — daß ich aber bei Kaufleuten in Hamburg und Leipzig doch noch besser gespeist habe. Die Reihenfolge der Weine hatte ich mir dagegen notirt; jedem Couvert gesellte sich je eine Caraffe mit weißem und rothem Landwein, außerdem servirten die Lakaien bei den einzelnen Gängen: Sherry, Johannisberger, Chambertin, Champagner, Portweiu, Malaga und Tinto di Rota. Ganz wunderbar waren die Porzellan-Aufsätze, welche, zum Theil mit kostbaren frischen Blumen gefüllt, die Tafel schmückten — Kunstwerke, wie sie von dieser artistischen Ausführung, diesem Materiale solchem Werthe kein anderes Fürstenhaus besitzt. Auch die einzelnen Stücke des gemalten Tafelservices entsprachen durchwegs den Anforderungen der Kunst und des Geschmackes. Wahre Bijoux von seltenem Werthe waren die goldenen oder silbernen Nutz- und Ziergeräthe, die, aus der Hand der berühmtesten Meister des Cinquecento hervorgegangen, hier in einer Sammlung vereinigt waren, die selbst dem Laien imponirte, während sie dem gewiegten Kunstkenner jeden Bissen im Munde hätte stocken lassen müssen. Und zu alledem das geräuschlos behende Walten der dienstbaren Geister! Man rühmt die Gewandtheit der rheinischen Kellner und die Grandezza der servirenden »Gentlemen« im »Café Anglais«, aber was ist deren erborgte Würde mit saucenbraunen Baumwoll-Handschuhspitzen gegenüber der leisen,

Digitized by Google

zarten, stets ein gewisses Gefühl der Demuth bei dem plebejischen Gaste hervorrufenden, herablassenden Bedienungsweise königlicher Marqueure!

An des Königs Tafel, wie an anderen, speist und trinkt man nicht blos, man unterhält sich auch, das will sagen: man spricht mit seinen Nachbarn. Nun sind die Hofmarschälle, Kammerherren, Adjutanten in der That charmante Leute, perfect in allen Formen und Nuancen des geselligen Verkehrs. Auch nehmen sie jeden Faden auf, verstehen über Alles zu sprechen — aber nur in ihrer Weise. Lenkt man das Gespräch auf eine bedeutende Erscheinung der neuesten Literatur, so sind sie derselben durchaus nicht fremd, aber in der geschicktesten Weise wissen sie von ihr abzulenken, etwa auf das Gebiet des Sports, auf dem sie natürlich den armen Volkstribun um ungezählte Längen im Canter schlagen; erwähnt man ein Drama, so sind ihnen die persönlichen Verhältnisse und die Toiletten der Darstellerinnen bis in die geheimsten Falten genau bekannt; kommt die Rede auf Reisen, so fragen sie nach Schönheit und Zugänglichkeit der Frauen, nach der Verpflegung und deren Kosten in fremden Ländern. Das Alles, mit vollendeter Urbanität verbrämt, mit der sichersten Volubilität vorgebracht giebt wohl eine lebhafte Conversation, aber dahinter steckt verd— wenig, Allein die Stunde verplaudert sich dennoch, und lernen kann man auch, von Nichtwissenden. Man hört überdies meist nur mit halbem Ohr, die Beobachtung nimmt alle Sinne gefangen. Was man antwortet, ist ebenso gleichgiltig wie die Frage; allen Stimmregistern sind Sordinen aufgeschraubt; als der unverbesserliche bäuerliche Abgeordnete einmal laut auflacht, entsteht sofort eine Todtenstille und strafende Blicke richten sich sofort auf seinen Nachbar, den jugendlichen Kammerherrn, von welchem sofort einstimmig angenommen wird, daß er durch eines seiner berüchtigten Bonmots das schwerfällige Gangwerk aufgezogen habe.

Das Glück hatte mir besonders wohlgewollt. Mir gegenüber saß ein stattlicher, exotisch ausschauender Mann in fremdländischer Uniform, dessen Gesichtszüge und gesammte Haltung ihm etwas besonders Exclusives gaben. Ich fragte meinen linken Anrainer, den zweiten Hofmarschall, nach dem Nationale des interessanten Kopfes: es war der spanische Militär-Bevollmächtigte, der altem Herkommen zu Gefallen, bei dem Hofe accreditirt war, Baron de Vial. Nun wußte ich zur Hälfte schon Bescheid und eine ziemlich lebhafte Hin- und Herrede vervollständigte mein unvollkommenes Wissen. Der Spanier, ein Mann, der in Deutschland seine Erziehung und Bildung genossen hatte, war nach einem abenteuerlichen Leben der seltensten Art unter die deutschen Schriftsteller gegangen. Unter dem Namen »Franz von Thurm« hatte er den fünfbändigen Memoiren-Roman »Dios no quiso« (Gott hat es nicht gewollt) geschrieben, in welchem er die Schicksale seines Jugendfreundes Federico della Torre — der kein Anderer ist, als er selber — während des ersten Carlistenkrieges in den Dreißiger Jahren erzählt. Das ist ein ganz merkwürdiges Buch, des Lesens werth. Von künstlerischer Conception hat der Verfasser nicht die blasse Ahnung einer

Digitized by Google

entfernten Idee, er berichtet, wie ihm die Tinte in die Feder läuft, und erfindet seine romantische Fabel offenbar von Capitel zu Capitel. Er ist von den Christinos zu den Carlisten und endlich von diesen wieder zu jenen übergegangen, aber das macht gar nichts, das ist nur spanisch, weiter nicht der Rede werth. Allein die Schilderung der Sitten und des Charakters seiner Landsleute ist so frisch und treu, die eingestreuten Episoden so aus dem Leben gegriffen, daß man Land und Leute der iberischen Halbinsel in keiner andern Weise durch so genußreiche Lectüre kennen lernen kann. Die Naivetät der romantischen Nationen kommt manchmal äußerst ungenirt zum Vorschein, besonders ist dies der Fall bei einer doch etwas gar zu fastigen Geschichte, die im Escurial spielt und seinerzeit peinliches Aufsehen gemacht, auch dem Verfasser ein Duell zugezogen hat. Hinwieder enthält der Roman die schätzbarsten Mittheilungen über den Carlistenkrieg und die dabei betheiligten Persönlichkeiten, darunter zum Beispiel die Fürsten Fritz Schwarzenberg und Lichnowsky. Ganz köstliche charakteristische Situationen werden beschrieben, so zum Beispiel die starre Verwunderung, mit der die Generalstabs-Officiere des Don Carlos zum erstenmale den Gebrauch einer Zahnbürste erblicken! Den Verfasser freute es, Jemandem begegnet zu sein, der sich für sein Werk wahrhaft interessire; ich plauderte mit ihm, als ob wir Beide zu Hause wären; der so geschlossenen Bekanntschaft hatte ich später noch Manches zu danken.

Die Tafel näherte sich ihrem Ende, die Confituren machten die Runde. Es ist Gebrauch, daß der Gast davon so viel einsteckt, als er für schicklich hält oder vermag; die Herren Vertreter aus ländlichen Kreisen prakticiren natürlich nach dem letzteren Modus, und die Kammerherren gönnen sich das Vergnügen des Auftrages an die Lakaien, Packpapier herbeizuschaffen. Die Stühle werden gerückt — der König erhebt sich, nachdem das Mahl etwa anderthalb Stunden gedauert. Die kniehosigen Footmen drücken den Civilisten die vor Tisch weggesetzten Cylinder in die Hand, und nach ehrfürchtiger Verbeugung folgt das bunte Cortége den vorauswandelnden Herrschaften in die Assemblée-Gemächer.

Hier findet Cercle statt. Die Geladenen reihen sich längs der Wände in zwei geschiedene Gruppen, deren eine nur durch die dunklen Gestalten der Abgeordneten gebildet ist. Zunächst wird Kaffee servirt und sodann la goutte — es ist veritable grüne Chartreuse. Dann erst beginnt die Vorstellung der Gäste. Zuerst bei der Königin. Trotz ihrer schweren Robe und ihrer großen Brillanten macht sie mit dem mild wohlwollenden Ausdrucke ihrer Züge, wie durch ihre ganze Haltung die Impression eines einfachen Hausmütterchens, und diese wird nicht verringert durch die Fragen nach Familie oder Wirthschaft, die sie gnädig Einzelnen von uns stellt. Die hohe Frau hat viel Leid in ihrem Leben tragen müssen, verschuldet hat sie dessen sicherlich keines. Darauf wurden wir der Prinzessin vorgeführt. Ein gewinnend lieblicheres Jungfrauenbild hat es niemals gegeben, als diese holdselige Königstochter, deren Bild ebenso unauslöschlich in meinem Gedächtnisse

Digitized by Google

haftet, wie der sanfte Ton der wenigen Worte, welche sie gütig an mich richtete. Nicht gar lange nach dieser Zeit vermählte sie sich an einen Prinzen aus verwandtem Hause, aber kaum ein kurzes Jahr genoß dieser sein Glück. Der unbarmherzige Schnitter schont nicht der süßesten Blume, und die Guten sterben jung. Man hat seinerzeit viel erzählt von der Verzweiflung ihres Gatten, der nur mit Mühe abgehalten worden sein soll, ihr zu folgen, und sich dann in einem Karthäuser-Kloster vergraben wollte; ich habe dies Alles sehr glaubhaft gefunden.

Zuletzt machte der König die Runde von Mann zu Mann. Er war ein alter, feingebauter Herr mit durchgeistigtem Antlitz, der gelehrteste Monarch seiner Zeit, berufener Kenner des Rechtes und der Sprachen, in jüngeren Jahren war er auch Dichter gewesen und hatte namentlich als Verdeutscher fremder Meisterwerke Bedeutendes geleistet. Von seinem Volke wurde er viel zu wenig gekannt, daher nicht nach Verdienst gewürdigt; es nahm unbeugsames Rechtsgefühl für Härte und strenges Festhalten am ausgesprochenen Worte für nachtragenden Haß. Leider war auch der Fürst nicht immer glücklich in der Wahl seiner Rathgeber. Seine Persönlichkeit war eine durchaus einnehmende; wer ihm jemals näher getreten, erinnerte sich gewiß gerne der Begegnung. Immer habe ich das geschulte Gedächtniß-Vermögen der Großen der Erde bewundert, deren Lebensaufgabe, nichts zu vergessen, ihnen freilich manchmal zum Unheil geräth. Als mir die Ehre der Ansprache wurde, erinnerte sich der Monarch sofort eines Besuches, welchen er vor Jahren meiner damaligen Besitzung geschenkt, und fragte nach den kleinen Mädchen, die ihm Blumen geboten. Er wußte noch genau die Strophe aus der Dante-Uebersetzung des Philalethes zu citiren, welche bei dieser Gelegenheit über der Eingangsthür des Fabrik-Etablissements angebracht worden war. »Ich habe Sie damals auch gesehen, recht in der Nähe, Majestät,« mischte sich plötzlich mein bäuerlicher Nachbar ganz unverfroren in das Zwiegespräch, »das hätte ich aber nicht gedacht, daß ich noch einmal bei Sie zu Gaste käme!« Der König erstickte das Lachen durch ein Lächeln, die umstehenden Collegen wurden roth und blaß vor Aerger über den »Degen-Müller«, welchen Spitznamen der ungehobelte Landmann nach einer andern drolligen Affaire allgemein führte.

Glücklicher-, zugleich auch bedauerlicherweise verpflanzt sich die Verlegenheit in diesem Augenblicke aus einer Gruppe in die andere. Ein stattlicher Reiteroberst hatte sich zu fest auf seinen Pallasch gelehnt, dieser rutschte plötzlich auf dem spiegelglatten Parquet aus und sein Inhaber maß unter Donnergepolter, so lang er war, den höfischen Boden. Anfangs dachte Jedermann bestürzt an einen apoplektischen Anfall, aber die Anstrengungen des mit ansehnlichem Embonpoint gesegneten, knapp geschürzten Herrn, in seinen steifen Kanonenstiefeln sich rasch emporzuhissen, belehren sofort eines Besseren, waren aber so komisch, daß es selbst den Ceremonienmeistern Mühe kostete, ein lautes Gelächter zu unterdrücken. Die Prinzessin mußte ihr Spitzenbattist-Taschentuch vor's Gesicht bringen. Als der Oberst mit

Digitized by Google

vielleicht absichtlich verzögerter Hilfe — denn bei Hofe ist Schadenfreude jederzeit die bevorzugte Regung — endlich wieder auf seine etwas unsicheren Beine gebracht worden war — der arme Mann befand sich sichtlich im Zustande zerknirschtester Beschämung — setzte der König den kaum unterbrochenen Rundgang fort; es durfte auffallen, daß er seine oppositionellen Gäste auszeichnete, sich länger bei ihnen aufhielt, als bei den Mitgliedern der Rechten, und er wußte recht wohl, warum. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Hofdiners mit ihrem Zubehör einen merkwürdigen Einfluß äußern; sie bewirken eine Art Chylorrhoe, welche die davon Befallenen eine Zeit lang verhindert, so laut gegen Regierungs-Mißbräuche zu donnern wie vorher und — später.

Endlich ist der Cercle zu allseitiger Befriedigung beendet, jedenfalls zur höchsten des Königs. Mit freundlichen Abschieds-Begrüßungen ziehen sich die Herrschaften zurück; so wie die Prinzessin verschwindet, wird es trüb und nüchtern im Saale. Während die Abgeordneten sich über die breite Ehrentreppe entfernen, deliberiren sie mit tiefer Gründlichkeit, ob jetzt ein Seidel »Bayrisch« bei Lussert angezeigt erscheine, und die Majorität entscheidet sich auch für diese nützliche Maßnahme; aber Opposition muß sein, und so wandert die Minorität vorher in's Residenz-Theater, wo sie gerade »Minna von Barnhelm« geben, mit Emil Devrient, der Bayer-Bürck, Dawison und ähnlichen Gauklern. Sobald der brave Wachtmeister mit seiner Franziska einig geworden ist, werden sich auch die Volksvertreter wieder zusammenfinden, denn Festigkeit im Standhalten ist eine werthvolle Eigenschaft der Rechten und des Centrums, während die Linke bekanntlich mit gewohnter Aufopferung selbst der Nachtruhe entsagt, wenn es gilt, die vaterländische Production durch maßvollen Consum kräftig zu fördern.

Ein Jubel-Commers.

Auf den grünen Fluthen des Rheins rauscht ein geschmücktes Dampfboot dahin, stromabwärts. Eine riesige grün-roth-goldene Fahne weht von seinem Top, und andere dreifarbig bunte Wimpel sagenhafter Völkerschaften — Rhenanen, Frankonen, Sueven, Vandalen, Guestphalen, Hanseaten, Tiguriner — umgeben in weitem schillernden Kranze die gebietende Flagge. Unter ihrem Schatten drängt sich in stetig wechselndem Gewühl eine erregte Menge auf dem Verdeck. Sie besteht blos aus Männern, aber in allen Abstufungen des Alters: der Graubart des Sechzigers begegnet dem keimenden Flaum auf den Lippen des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings, denn Umarmungen, Händedrücke, Ausrufe des Staunens und Entzückens wiederholen sich allenthalben, in jedem Augenblicke unter ihnen. Sammt und sonders aber tragen sie ein Abzeichen der drei Farben: Grün, Roth, Gold;

Digitized by Google

das Burschenband von der Rechten zur Linken über der Brust, den »Bierzipfel« an der Uhr, die knappe Cerevismütze mit funkelnder Stickerei in der Stirne oder die geränderte Kappe auf dem Scheitel.

Diese letztere Kopfbekleidung tritt in den abweichendsten Formen auf, als wolle sie eine Illustration zur Geschichte der Trachten seit einem halben Jahrhundert bilden; kopfschüttelnd betrachten jüngere Leute die sonderbaren, von zahlreichen Stichen durchbohrten »Deckel« einer vergangenen Zeit. Einzelne Junghherren prahlen im vollen Galawichs grüner, mit Gold verschnürter, roth passepoilirter Ulankas, sie schwenken riesige, mit Emblemen verzierte Trinkhörner, während Andere, welche nur in zwei Farben prangen, dienstfertig den »alten Herren« die schwerbequasteten antiken Pfeifen in Brand setzen oder die schäumenden Pocale darreichen, welche von galonnirten Dienern »frisch vom Faß« umhergeboten werden.

Im Stern des Schiffes läßt eine reichbesetzte Musikkapelle fröhliche Weisen erklingen, und eine Böllerbatterie begrüßt mit dröhnenden Salven die Städtchen, Dörfer und Villen, die sich in malerischer Reihe am Strome lagern. An seinen Ufern läuft das Volk zusammen, der Winzer läßt die Hane fallen, der Ackersmann den Pflug stehen, das Mädchen den Schöpfeimer, aus den Thoren eilt die Bevölkerung in dunklem Gewimmel, alle Fenster öffnen, alle Balkone füllen sich, zu Tausenden winken und grüßen weiße Tücher, denen es an Gegengrüßen nicht fehlt, auf jedem Munde der Zuschauer aber schwebt die Frage: »Was geht vor? Was bedeutet dies festlich beflaggte Fahrzeug mit seiner merkwürdigen Bemannung, der Musik und den Kanonenschlägen?« Worauf ein Kundiger die Antwort ertheilt: »Das Gießener Studentencorps »Teutonia« fährt zu solennem Commerse nach Bingen aus Anlaß der Feier seines vierzigjährigen Bestandes.«

Vierzig Jahre ist eine lange Zeit — allein sie haben in denen, welche sie übrig gelassen, im Licht und in der Trübniß des Daseins die schöne, immer frische Erinnerung nicht zu tilgen vermocht an das fröhliche Burschenleben, welches die Kluft zwischen Jüngling und Mann so herrlich überbrückt. Damals war die kleine Universität Gießen durch Liebig's Genie und das Zusammenwirken ausgezeichneter Docenten zu einem Weltrufe gelangt, der ihr Jünger aus allen Nationen zuführte. Wie oft haben auf der Kneipe, wenn das gesungene Commando ertönte: »Es geht ein Rundgesang an unserm Tisch herum, herum« — Corpsbrüder und Conkneipanten Volkslieder erklingen lassen aus jedem Winkel des Erdballs, deren Rundreim nachzusingen oft die ergötzlichsten Schwierigkeiten verursachte; da saß der Schweizer neben dem Mexicaner, der Schwede beim Brasilianer, der Spanier trällerte seine Villanesca, der Franzose näselte die Marseillaise und der schmucke Algarbier Inigo declamirte halb singend die Strophe aus dem Cid, die den Ruhm seiner Ahnen pries.

Zwischen Professoren und Studenten herrschte ein angenehmer Verkehr, besonders aber war es eine Zahl von ausgezeichneten Privatdocenten, die den Umgang mit den Musensöhnen cultivirte: der Philosoph Carriere, der

Digitized by Google

Theologe Baur, der Botaniker Hofmann, der Literarhistoriker Zimmermann. Das Corps »Teutonia«, welches sich mit der für die damaligen Verhältnisse ungewöhnlich großen Zahl von zwanzig Burschen, ungerechnet die Renoncen und Affiliirten (Conkneipanten), aufgethan hatte, war so glücklich, schon in den ersten Jahren seines Bestehens sich zu hohem Ansehen und zu einem hervorragenden Range unter seinesgleichen aufzuschwingen. Unter seinen Mitgliedern und Genossen zählte es zu jener Zeit eine Reihe von Namen, auf welche heute stolz zu sein es gerechte Ursache hat: so Max von Forckenbeck, den bekannten Politiker, jetzt Ober-Bürgermeister in Berlin; den Physiologen Hermann Welcker, Professor in Halle; den Ornithologen und Dichter Adolf Müller, Oberförster in Krosdorf, Hessen; den Chemiker August Strecker, gestorben als Professor in Würzburg; den gleichfalls hingeschiedenen Juristen und Poeten Ludwig Knapp, als Privatdocent in Heidelberg neben V. Scheffel einst das hervorragendste Mitglied des berühmten Bundes »im Engern«; den Pädagogen Friedrich Croßmann, Director der Ritter-Akademie in Reval; den Dichter und Byron-Uebersetzer Alexander Neidhardt, Forstmeister im Hessischen; die Chemiker Muspratt und Dollfus; den weitberufenen »Forstcandidaten der Theologie« Konstantin Reitz, einen Afrika-Pionnier, der als österreichischer Vice-Consul in Chartum seinem Amanuensis Henglin die Wege zu späterem Ruhme gebahnt hat; den Minister-Präsidenten von Stark in Darmstadt u. v. A. m.

Nach allen Richtungen der Windrose hat die »Teutonia« ihre Söhne versendet, sie sitzen in Teheran und in San Francisco, in Melbourne und in Bahia; das den Festgästen ausgetheilte Verzeichniß der Corpsmitglieder von 1839 bis 1880 weist in dieser Beziehung eine überraschende Diaspora nach, welche zu denken giebt. Aber es zeigt auch, wie Viele dahingerafft worden sind in bester Manneskraft, und wehmüthigen Blicks heftet sich das Auge an liebe Namen, deren Träger noch einmal im Leben wiederzusehen des Suchenden geheime Hoffnung war, die nunmehr das unerbittliche »gestorben« auf ewig erstickt.

Hinweg mit den trüben Gedanken — es bleiben todt die Todten und den Lebendigen lacht der Tag! Gar mancher der wackeren Genossen von ehedem wandelt noch im rosigen Lichte — freilich kostet es Besinnung, in den verwitterten, gefurchten Zügen und dem bereiften oder beschneiten Haupte den flotten, lockigen Jüngling wieder zu erkennen, der so oft neben uns saß im Colleg und auf der Kneipe, dessen verwegene Klinge auf der Mensur die uns zugedachten Tiefquarten abfing, der mit uns Ständchen brachte im Mondschein zur Verzweiflung der abgehetzten »Pudel« (Pedellen) und uns im Carcer mit herzstärkendem Proviant versah, welcher im ingenieusen Stiefelaufzug nach dem durstweckenden Dachkämmerlein befördert wurde.

Jetzt sind die Männer in Amt und Würden, Großväter zum Theile; aber bei dem Wiedersehen der Jugendfreunde springt die Rinde des Philisteriums und des Bürcalismus von ihren Herzen, die so rasch zu schlagen beginnen, als es ein lustiges Studentenherz nur zu thun vermag. »Weißt

Digitized by Google

Du noch?« »Denkst Du jener famosen Suite?« »Kennst Du diesen Riß hier, den ich Deinem schlechten Secundiren verdanke?« »Bist Du immer noch ein Nachtwandler?« »Machst Du, gnad' uns Gott, noch Gedichte?« So geht die beschwingte Wechselrede hinüber, herüber. Dazwischen erklingt, alten Ohren ein Labsal, der Klang des Comments mit seinen wunderbaren Wortgebilden, an welchen schon Goethe seine helle Freude gehabt hat; besonders imponirte ihm die Aussprache und die Bedeutung des französischen »Vertjus«, während ihm das gleichwerthige »Jussieu« unbekannt geblieben zu sein scheint.

Wie im Fluge eilten die Stunden dahin; der frische Bergwind kühlt die erhitzten Stirnen, die Freunde haben sich gefunden und ausgesprochen, nunmehr werden neue Bekanntschaften gemacht, und immer enger schließen sich im brüderlichen Verkehr die Söhne des Corps um ihre gemeinsame Fahne.

Die alten Herren lassen sich von den »Activen« die Farben deuten, welche neben dem Grün-Roth-Gold aufgesteckt sind; es sind diejenigen der Corps anderer Universitäten, mit denen die »Teutonia« in Cartell steht. Mit fast mißbilligender Bewunderung betrachten sie gleichzeitig die zahllosen Narben in den jugendlichen Gesichtern der Erklärer. »Ihr müßt nicht mit den Backen pariren!« mahnen sie; aber lachend erwidern die prächtigen Bursche: »Unsere Gegner sind noch viel besser gezeichnet.« »Das ist mein Leibfuchs!« präsentirt ein hoch aufgeschossener Neffe seinem grauen Onkel ein zierliches Bürschlein, dessen Wange von den Schlägen noch nicht tätowirt ist. — »Es steigt Dir ein halber, altes Haus« — »Ich komme Dir nach« — »Schmollis« — »Fiducit« — so schallt es durcheinander. Alle sind jung, Alle sind Studios, kein Unterschied mehr des Alters und Standes, das Corps ist complet, initium fidelitatis! Da dröhnt es auch vom Ufer her, die Schiffsgeschütze antworten — das Ziel der Fahrt ist erreicht.

Vorangeeilte Genossen und Freunde, umringt vom zujauchzenden Populus, nehmen die Gelandeten herzlich in Empfang, und in langem Zuge durchwandern die Hunderte, Musik und Fahnen voraus, die alte Rheinstadt Bingen, deren gesammte Bevölkerung natürlich auf den Beinen und an den Fenstern ist. Ein geräumiger Saal ist zur Veranstaltung des Festes mit Fichtengrün, Wappen und Fahnen einfach, aber geschmackvoll ausgeschmückt; die schon einige Tage in Thätigkeit gewesenen »Decorateure« des Corps haben ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan. Eine längere Zwischenpause gestattet den Einzelnen, sich auf die Feier und ihre muthmaßlichen Consequenzen genügend vorzubereiten.

Schmetternde Fanfaren verkündigen endlich den Beginn des Jubel-Commerses, eines gediegenen Symposions bei Gläserklang und Sangesschall. Alle Plätze der riesigen Hufeisentafel sind besetzt, alle Blicke leuchten, das freudige Gemurmel der Befriedigung oder der Erwartung rauscht ebenso laut, als die Töne der Kapelle; Pfropfen springen schluchzend aus den Flaschenhälsen, in den klirrenden Pocalen blinkt das Gold von Markobrunn im hellen Taglicht einer verschwenderischen Beleuchtung; anreizend mischt sich der Duft des Waldes und der Blumen mit demjenigen substantiellerer

Digitized by Google

Genüsse, welche in Profusion aufgetragen werden. Die berufene »allgemeine Heiterkeit«, welche des Burschen Lebensregel ist, schwebt mit rosigen Fittigen über der tafelnden Gemeinde.

Der Präses, ein alt- und vielverdientes Ehrenmitglied des Corps, als dessen »Zweiter« und »Erster« er seinerzeit dasselbe durch schwierige Verhältnisse gesteuert hat, läßt dreimal den Schläger, das Zeichen seiner Würde, wuchtig auf den Tisch fallen, und in vollem Chorus ertönt das ewig schöne: »Stimmt an mit hellem, hohem Klang, stimmt an das Lied der Lieder, des Vaterlandes Hochgesang, das Waldthal hall' es wieder!« Bei der Schlußstrophe »Und jeder echte deutsche Mann soll Freund und Bruder heißen!« erhebt sich männiglich und schüttelt warm den Nachbarn die Hände. Dann bringt in ernsten, gewählten Worten der Vorsitzende das Wohl des Landesherrn aus.

Der ihm zur Rechten placirte Senior der anwesenden Corpsburschen — zufällig ist es ein Wiener — gedenkt der Jugend und der heimgegangenen Brüder, die Rührung übermannt ihn, und kaum ist er im Stande, der »Teutonia« ein »Vivat, floreat, crescat in aeternitatem« entgegenzurufen, in das Alt und Jung mit lang nachhallendem Jubel einstimmen. Als sich dessen Wogen gelegt, steigt das alte, schwärmerische Burschenlied: »Wo zur frohen Feierstunde lächelnd uns die Freude winkt.« Und so geht es fort, immer feuriger wechseln Wort und Gesang, immer gehobener wird die Stimmung.

Häufig ist das studentische Corpswesen arg herabgesetzt und verurtheilt worden, nicht ganz mit Recht, wie Alle bis an ihr Ende behaupten werden, die es gekostet und kennen gelernt haben. Namentlich wurde von gewissen Seiten und von jeher immer die Burschenschaft auf Kosten der Verbindungen herausgestrichen, aber wer mit unbefangenem, vorurtheilslosem Blicke das Für und Wider der beiden einst vielbedeutenden Institutionen gegen einander abwog, der mußte bekennen, daß das Wagenzünglein immer ziemlich in der Mitte blieb. Und auf dem Burgkeller in Jena, geschweige denn im Herzogthum Ulf's von Lichtenhain und im lieben Derendingen, wo dereinst die Tübinger Stiftler so begeistert tagten, ging es um kein Haar anders und besser zu, als im faulen Pelz zu Heidelberg, wo die Saxo-Borussen saßen, oder in der Teutonenkneipe des Adlers in Gießen.

Daß aber das Corpsleben eine gute Vorschule für höhere Lebensberufe gewesen ist, das hat die Erfahrung sattsam dargethan — man zähle nur und wäge die hervorragenden Männer des Jahrhunderts, welche aus den Studenten-Verbindungen erwachsen sind. Die eigenthümliche Stellung der Corps zu einander, ihre Rivalität, ihr Streben nach Geltung und Repräsentation bringt es mit sich, daß sie den Ludus bilden für Politik und Diplomatie, wie dies seinerzeit schon Ludwig (Luz) Knapp in einem ebenso scharfsinnigen als ergötzlich zu lesenden Essay auseinandergesetzt hat. Wenn daher die Corpsstudenten häufig »Aristokraten« gescholten werden, so können sie sich dies wohl gefallen lassen, denn das zu sein in der alten

Digitized by Google

vollen Bedeutung des Wortes, das ist eben ihr Streben. Gewöhnlich wird ihnen auch verargt, daß sie das Duell cultiviren und zuweilen die Paukerei zur akademischen Aufgabe zu machen scheinen. Nun, gar zu arg ist es damit nicht; es ist mehr Spiel als Ernst in den studentischen Waffengängen, und bekanntlich kommt dabei nur höchst selten etwas Bedenkliches heraus. Jedenfalls stählt der Fechtboden und die Mensur den Arm wie den Geist; der Zaghafte gewinnt Selbstvertrauen, der Knabe wird zum Manne, wenn er die ungefährliche Bluttaufe erhalten hat und unter den Nadeln stolz sein »Non dolet« ausspricht. Wo Hunderte von heißblütigen Jünglingen eng gedrängt neben einander tagtäglich verkehren, da wird und kann es nicht an Reibungen fehlen; gewiß aber ist es besser und würdiger, den Schläger zu führen, als den Prügel. Um jedoch in seiner Handhabung eine gewisse Geschicklichkeit, um wirklichen Muth und Selbstvertrauen zu erlangen und zu erproben, darf nicht blos hinter der Maske gefochten, sondern muß auch einem Bischen thatsächlicher Gefahr keck in's Antlitz geschaut werden.

Nichts liegt diesen Zeilen ferner, als dem Zweikampfe das Wort zu reden; theoretisch wird ihn jeder Vernünftige verurtheilen, aber in der Praxis wird er dennoch niemals aus der Welt verschwinden, so lange diese steht. Die Regierungen wissen recht gut, was sie thun, wenn sie bei den Paukereien der Studenten ein Auge zudrücken, nur hie und da, um dem Buchstaben zu genügen, einmal »abfassen« und dann eine leichte Strafe dictiren. So war es wenigstens vor Zeiten; vielleicht hat heutzutage mehrfach eine andere Uebung platzgegriffen. Daß unter einer stürmischen, unbesonnenen Jugend, selbst beim besten Kerne, Ausschreitungen genug vorkommen — wer wollte es leugnen? Aber sie dürfen nicht einzeln und geflissentlich herausgegriffen, verdammt werden; wer nicht in der Jugend seinen wilden Hafer säet, der thut es im Alter, sagt der Brite, und er hat Recht. Wie herzlich thöricht sie auch dem gereiften Manne erscheinen mögen, er lacht doch innerlich über die Studentenstreiche, die er einstens verübt, in welchen der ganze Schwall der überströmenden Jugendkraft aufsprudelte, der späterhin doch sich zum glatten Nützlichkeitsborne ebnete. Wer darum jemals einer lebenskräftigen Studenten-Verbindung angehört hat, der wird ihr immer begeistert das Wort reden und ihre Farben in Ehren halten bis in's Greisenthum.

Die Stunden verfliegen wie Minuten — die zwölfte schlägt und es beginnt der »Landesvater«. Die Entstehung und Geschichte dieser seltsamen Ceremonie ist in tiefes Dunkel gehüllt, aber an der Feierlichkeit, mit welcher sie heute noch vollzogen wird, haben die Zeiten nicht zu rütteln vermocht. Zwölf Präsides im vollen Wichs, die Corpsschärpen umgethan, die funkelnden Schläger in den mit weißen Stulpen bezogenen Händen nehmen paarweise — jedesmal ein »alter Herr« neben einem activen Corpsburschen — die Enden der langen Tafeln ein. Ernste, erwartungsvolle Stille — da klappen zwölf Klingen mit schmetterndem Schlag unisono auf die Tische, und die Musik intonirt das »Lied der Lieder«: »Alles schweige, Jeder neige ernsten

Digitized by Google

Tönen nur sein Ohr!« Es ist eine einfache, aber eindrucksvolle und schöne Melodie, welche die — freilich minder der Kritik gewachsenen, aber durch uralten Gebrauch geheiligten — Strophen des »Weihegesangs« begleitet, und sie rauscht vollgewichtig aus hundert Kehlen durch den Saal. Wie mit einem elektrischen Strome durchzuckt sie die Gemüther und gießt frisches Leben in die etwa schon matt gewordenen — denn »abgefallen« vor dem Landesvater ist wahrlich kein Einziger. Eine Fluth von Erinnerungen ruft sie wach in den Graubärten, welche noch einmal, vielleicht zum letztenmale jung geworden sind und in freudiger Wehmuth einander zunicken, das Glas zum Munde führend — jeder weiß, wem der stumme Trinkspruch gilt. Brausend rollen die Verse dahin — die Präsides beginnen mit dem sechsten ihren Rundgang, sie reichen einem jeden Corpsbruder den Schläger, die Becher werden auf des Vaterlandes Wohl geleert, die Schläger der Gegenüberstehenden in Fechterweise gekreuzt und darauf mit gewandtem Schwunge die Kappen durch die spitze Klinge geschlagen. Dann folgt der feierliche Schwur mit auf den Schläger gelegten Fingern: »Halten will ich stets auf Ehre, stets ein braver Bursche sein.«

Nach beendetem Durchgang der Reihen wechseln die Präsides die mit durchbohrten Kopfbedeckungen bis oben beschwerten Klingen und reichen jene den Besitzern wiederum zu, welche sie aufsetzen, worauf ihnen der auf's Haupt gestreckte Schläger zum Symbol des »Alle für Einen, Einer für Alle«, der erneuten feierlichen Verbrüderung wird. Und damit »Ex est commercium« — der blanke Weihedegen ruht von der Burschenfeier und der Jubel-Commers ist zu Ende. Der Landesvater hat geraume Zeit in Anspruch genommen, trotz der weisen Theilung des Präsidiums, aber es ist nicht Erschlaffung, was die in der kühlen Mondnacht längs dem glitzernden Spiegel des Rheinstromes zu ihren Kemenaten Kehrenden einsilbig oder schweigsam macht. Viele unter ihnen vermögen des Gedankens nicht Herr zu werden, daß sie heute ihrer schönen Jugend einen letzten Abschiedsgruß zugewinkt haben und daß schon in wenigen Stunden von alledem, was ihnen das Herz wieder einmal weit aufgeschlossen hat, nichts mehr übrig sein wird, als zu den alten — eine frische Erinnerung.

Ein Nachspiel bringt freilich der nächste Vormittag: das solenne Frühstück. Aber bei diesem herrscht eine andere Stimmung, nicht mehr die festlich gehobene wie beim Commers. Schon die Lieder, welche gesungen werden, deuten an, daß nunmehr der Lust die Zügel schießen gelassen werden, und wahrlich, sie rast in unaufhaltsamem Laufe dahin. Umsonst warnt das Simrock'sche: »An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rathe Dir gut« — ihm widerspricht mit ungetheiltem Erfolge die prächtige Weise vom »Helden so seltener Art, so stark und so zart!« Und dieser Held ist der Ritter von Asmannshausen, der im Purpurgewande und Goldhelm in die Schranken geritten ist, und wenn ein mannlich Stechen anhebt, so ist nicht Er es, der da fällt. Neben ihm ist der Jocus mit der Schellenkappe eingezogen, Sputzen und Schnurren alten und neuen

Digitized by Google

Datums durchschwirren den Raum, immer höher rauschen die Wogen der allgemeinen Begeisterung, welche nach Kräften zu verwirklichen strebt, was das letzte Lied singt: »Auf, Brüder, laßt uns lustig leben! Vivallerala! Auch daß das ganze Haus mag beben! Vivallerala!« — Und es bebt sehr, das Haus. Darum commandirt endlich der Präses zum Aufbruch, über den Rhein, nach Rüdesheim — dort Fortsetzung und so weiter. Der Abschied ist nicht so leicht von einem Jubel-Commers.

Der Frankfurter Putsch.

Erinnerung an den 3. April 1833.

Viele Jahre sind es her, daß ein seltsam tollkühnes Ereigniß Aufsehen, Erschrecken und Entsetzen in der halben Welt, vor Allem aber in Deutschland erregte. Entsetzen insbesondere bei Familienvätern und zärtlichen Müttern, welche Söhne auf der Universität hatten; der ehrliche Spießbürger war erschrocken, wie Jeder, dem, ohne daß er im entferntesten daran denkt, ein Schuß vor dem Fenster abgefeuert wird; Aufregung verursachte die Begebenheit allenthalben in den verschiedensten Kreisen, daher auch in verschiedener Weise. Nicht wenige, darunter die höheren und höchsten, natürlich auch die meisten behördlichen, betrachteten sie mit jener geheimen Wonne, die der schlaue Fallensteller empfindet, wenn er von sicherem Versteck aus beobachtet, wie der Fuchs endlich die Schleifspur aufnimmt, welche ihn dem Fangeisen überantwortet. Dieses Ereigniß aber war der sogenannte »Frankfurter Putsch«, das Attentat auf die geheiligte Macht der deutschen Bundesversammlung seligen Andenkens in der großen Eschenheimer-Gasse der freien deutschen Reichsstadt Frankfurt am Main, gleichfalls seligen Gedenkens.

Heutzutage denkt Niemand mehr an diese tragikomische Geschichte. Selbst in historischen Werken wird ganz kurz mit bemitleidendem Achselzucken darüber hinweggegangen; unsere Zeit vermag sich nicht mehr darein zu finden, daß man damals solch' ungeheures Aufhebens davon gemacht und geglaubt hat, die Welt sei durch sie in ihren Angeln erschüttert worden. Wer aber bis dahin zurückdenken kann, der wird sich wohl noch erinnern, welche Verzweiflung, welcher Jammer dadurch über Tausende von Familien gebracht worden ist. Sind doch allein in Folge dieses kindischen Putsches mehr als achtzehnhundert Personen, meist junge Männer der gebildeten Classen eingekerkert, deren ganze Zukunft vernichtet, deren Familienglück zerstört worden. Jeder Vater blickte angstvoll auf seine Knaben; er pries sich glücklich, wenn sie noch nicht im Studentenalter waren; er zitterte für sie, auch wenn sie noch den oberen Gymnasialclassen angehörten, denn selbst bis auf die »Pennale« hatte sich die »Verführung der Demagogen« erstreckt. Täglich vernahm man neue Unglückskunden: da von einer Arretirung, hier von einer Flucht, dort von einem Selbstmord. Hochgestellte Staatsdiener, bewährte

Digitized by Google

Bureaukraten fielen in Ungnade, weil ihr Sohn unter die »Fürstenmörder« gegangen war, und einfältige Bürger geriethen in langwierige Untersuchung, wenn sie sich zu behaupten erdreisteten, die ganze Sache sei gar nicht so arg, sei eine Kinderei, eine Verirrung warmblütiger junger Leute von gutem Kern und echtem deutschen Schlage.

Mir, der ich in der Nähe des Schauplatzes lebte, ist das Gedächtniß des fast vergessenen Frankfurter Attentats darum so lebendig geblieben, weil mir außerordentlich viel davon erzählt worden ist. Ein paar Jahre nach demselben befand ich mich auf dem Lande in ziemlich untergeordneter Stellung. Bei einem benachbarten Gutsbesitzer waren drei Schwestern zu Besuch, liebenswürdige, hochgebildete Mädchen, Töchter eines wohlhabenden Kaufmannes auf der Fahrgasse zu Frankfurt am Main. Es traf sich, daß ich häufig mit ihnen zusammenkam, sie verweilten wochenlang sogar als Gäste bei der Schwester meines gestrengen Herrn Principals. Die älteste unter ihnen, Susanna, nach der dortigen Mundart »Sannche« geheißen, hatte keine werthvollere Erinnerung in ihrem jungen Dasein, als diejenige an den Putsch. Was Wunder, sie hatte eine Rolle in dem Tumulte gespielt, zum erstenmale vielleicht in ihrem Leben war sie herausgetreten aus dem engen Kreise scheuen Jungfrauenthums, hatte gehandelt als ein Mann und doch wieder als ein sanftes, weibliches Weib. Daher erzählte sie das Abenteuer, wo sie konnte und durfte.

Bald hatte sie mir, dem Jüngeren, abgemerkt, daß ich ein dankbarer Zuhörer sei, und so machte sie mich denn fest, wo es immer nur schicklich anging. Saßen wir im Grünen unter dem alten Apfelbaum — kernten wir in der mächtigen Küchenhalle vor dem rothglitzernden Kupferkessel Zwetschken aus, oder schälten wir Birnen zur feierlichen Bereitung der süßen »Latwerge« — fuhren wir im Omnibus des strohbelegten Erntewagens über die Grenze zur weitberühmten »klugen Frau«, welche die Karte schlug und einen »Erdspiegel« besaß, auf die »amöne Burg« — immer durfte ich sicher sein, ein Capitel über die Nothwendigkeit der Demagogie mit darangeknüpfter Nutzanwendung auf die freie Reichsstadt von meiner gütigen Freundin als Privatissimum vorgetragen zu erhalten. So ist es denn gekommen, daß schon frühzeitig das Frankfurter Attentat mir sehr geläufig wurde; späterhin traf es sich, daß ich in der Schweiz mit manchen seiner Helden oder Förderer — lauter seelengute Menschen, die man sich als Tyrannenschlächter durchaus nicht vorstellen konnte — bekannt wurde und viel verkehrte; daher ist mir auch immer ein absonderliches Interesse an diesem Nachtstück der Geschichte geblieben. Was ich hier davon mittheile, kann nur ein ganz flüchtiger Abriß sein. Bevor ich die Erzählung meiner Muse aus der Fahrgasse bringe, mögen erst einige Bemerkungen über die Zeitverhältnisse, welche solche Thaten gebaren, der Mittheilung werth sein.

Längst hing mancherlei Drohendes in der Luft. Seit der Gründung des Tugendbundes im Jahre 1816 war ein ganz eigener Geist in die deutsche Jugend gefahren, und besonders in die studirende; sie hielt sich

Digitized by Google

berufen, die Regeneration der Menschheit und die Wiedergeburt des Vaterlandes in die Hand zu nehmen, die sie für stark und rein genug dazu hielt. Lauter ganz junge, kaum den Knabenschuhen entwachsene Leute waren es, welche die damaligen Geheimbünde hegten; trafen sich hie und da ältere Personen darunter, so konnte man in vielen Fällen diese zu ganz anderen Zwecken als denen der Einheit und Freiheit des Volkes beigetreten betrachten. Die Karlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 und die Thätigkeit der Central-Untersuchungs-Commission in Mainz erstickten das Uebel — wenn es denn eines war — keineswegs, sie machten nur vorsichtiger; der Reiz des Verbotenen, die Gefahr der Heimlichkeit sind für junge phantastische Gemüther unwiderstehlich. Die Studenten suchten nunmehr, was sie früher immer verschmäht, Anknüpfungen unter anderen Berufsclassen, namentlich unter dem Militär und den Handwerksgesellen. Auch die Letzteren hatten eine über ganz Europa und weiter verbreitete geheime Verbindung, »zu Käs und Brot« geheißen nach dem eigenthümlichen Ritus bei der Aufnahme und gegenseitigen Hilfeleistung der Mitglieder; obgleich derselben viele Tausende angehörten, ist darüber niemals viel in das Publikum gelangt; es wäre davon Interessantes genug zu erzählen. Merkwürdigerweise entstand dieser Handwerkerbund gerade am Sitze der »schwarzen Commission«, und während diese tagte, in Mainz; seine Wissenden wurden von den Burschenschaftern, oder vielmehr von dem »Bunde der Jungen«, einer Emanation der Burschenschaft, gewonnen. Unter den Soldaten hatte der Artillerie-Lieutenant Dr. Schulz in Hessen zuerst Aufwiegeleien versucht; wie dieser kleine, verwegene Mann später auf die Festung Babenhausen ge- und wie er von derselben entkommen ist, das gäbe gleichfalls Stoff zu einer ganz ergötzlichen Schilderung. Auch in Schwaben glaubte man das Militär und noch überdies den König selber der Volkssache gewogen. Es bohrte und bohrte leise da und dort, vorsichtig in tiefer Dunkelheit; trotzdem ist es sicher, daß seine Ohren den Fortschritt der Minengänge genau verfolgten. Wenn diese in dem Sturmjahre 1830 nur hie und da mit mehr Geräusch als Wirkung auflogen, so lag das im Wesen der Sache und in der totalen Planlosigkeit der sie Betreibenden begründet. In diesem Jahre aber, im November, vollzog sich die schon lange vorbereitete Spaltung der Burschenschaft in Germanen und Arminen. Ihr ganz allein sind aber die tollkühnen Studentenstreiche zuzuschreiben gewesen, welche in den nächstfolgenden Zeiten die guten deutschen Spießbürger erschreckt, das Ausland beinahe amüsirt haben.

Die Constitution der Burschenschaft »Germania« lautete nämlich folgendermaßen: »Wir sind eine burschenschaftliche Verbindung, welche sich zum Zwecke gesetzt hat die Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und auf Volkseinheit und Volksfreiheit begründeten Zustandes im deutschen Vaterlande mittelst sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung ihrer Mitglieder.« Die Arminen dagegen bekannten sich zu nachstehender Regel: »Die Burschenschaft ist ein Verein ehrenhafter studirender Jünglinge, die eine wissenschaftliche Durchbildung des Geistes und sittliche Kräftigung

Digitized by Google

des Körpers zu erstreben, um als Staatsbürger mitzuwirken zur Herbeiführung« ꝛc. (Schluß wie bei den Germanen.) Daß dieser Gegensatz, der die Germanen zur That selbst, nicht blos zur Vorbereitung auf dieselbe für den künftigen Staatsbürgerberuf verpflichtete, zugleich ein Stachel war, der sie drängte, die erste beste Gelegenheit zur Bethätigung ihres Grundsatzes zu ergreifen, das giebt den einzigen richtigen Schlüssel für die im Anfange der Dreißiger-Jahre rasch auf einander losbrechenden Studenten-Krawalle. Deren erster erfolgte im Januar 1831 zu Göttingen unter dem »verrückten« (sein Spitzname) Privatdocenten Rauschenplat. Im Herbste desselben Jahres brachten die Polenflüchtlinge ein fremdes, bösartiges Element unter die deutschen Idealisten. Dr. Wirth's »Deutsche Tribüne«, damals das radicalste und gelesenste, aber auch gehaßteste Zeitungsblatt, plaidirte für die Wiederherstellung Polens durch Wiederaufrichtung eines freien Deutschland, sowie für die Reorganisation Europas, aber nicht auf dem Wege des Aufruhrs und thatkräftiger Gewalt, sondern durch Ausbildung der öffentlichen Meinung. »Ohne vollständige Durchführung des constitutionellen Princips und ohne politische Einheit kein Heil für Deutschland.« Das war die zahme Sprache jener Blätter, welche vernehmt, deren Redacteure fast vogelfrei erklärt waren. Heute wird ein solcher Satz den hitzigsten Staatsanwalt sehr kühl lassen. Im Mai 1832 kam das berüchtigte Hambacher Fest, bei dem vierzigtausend Menschen die Schandthat begingen, die Farben »Schwarz, Roth, Gold« als deutsche Fahne zu erklären; dann kam das furchtbare Mainlust-Diner der »ungehenkten Hochverräther« im Juni 1832, bei dem ein Graf — Bentzel-Sternau — sich so weit vergaß, der »Freiheit« einen Trinkspruch zu bringen; es kam im Juli der berühmte Bundestagsbeschluß gegen gefährliche Farben, Bänder und Fahnen; im December kam der Burschentag zu Stuttgart, der zum erstenmale das Wort »Revolution« aussprach, und endlich kam ganz folgerichtig am 3. April 1833 das Frankfurter Attentat. Hinter diesem kam leider noch Vieles.

Und da bin ich denn wieder angelangt bei meiner Freundin »Saunche« und lasse sie, wie immer, mit Feuer erzählen. »Schon seit einigen Tagen hatte es geheißen, es wird losgehen — aber was und wo, davon hatten wir keine Ahnung. Eine Art Gewitterschwüle lag auf der Stadt und der Gesellschaft, trotzdem es an jenem Tage nichts weniger als sommerlich war. Wir saßen um die Lampe in dem Hinterzimmer-Parterre, wohin kein Geräusch der Straße dringt — es mochte neun Uhr Abends sein — da riß plötzlich Bärbel, die Hausmagd, die Thür auf: »'s geht los, sie sterne die Haup'wach!« und verschwunden war sie wieder. Ich weiß es selber nicht recht, wie ich mich plötzlich mit meinen beiden Schwestern auf der Straße, mitten in einem Menschenstrome befand, der sich hastig nach der »Zeil« und diese hinauf wälzte. Von Angst oder Theilnahme wurden wir wenig gewahr, die Leute schienen nur neugierig, sich auf ein Schauspiel zu freuen; sie lachten und rissen Witze, zuweilen erklangen auch bei Carambolagen die beliebten Sachsenhäuser Artigkeiten, etwa wie: »O heste die Maanbrick

Digitized by Google

iowerzwerch im Maache, du Stickstenweoos«, oder: »Was stumpe Se dann jo, Sie Siwwesorteflegel?« und noch kräftigere Ausbrüche der urwüchsigen Volkspoesie. Wir drei Mädchen fürchteten uns aber gar nicht, wir glühten vor Enthusiasmus, wir wollten mit Revolution machen. In der Mitte der Zeil (der Hauptstraße Frankfurts und in dem dortigen »Borjer«-Stolze die schönste der Welt) hörten wir plötzlich einen Schuß fallen, zu gleicher Zeit ertönte die Feuerglocke vom »Parrthorm« und eine andere aus der Ferne; es kam eine wogende Bewegung in die Menschenmassen auf der Straße — wir wurden dicht an die Häuser gedrängt; Trommelschlag und tactmäßiges Auftreten verkündeten das Herannahen von Militär. Wir waren kaum noch hundert Schritte von der Hauptwache entfernt, da blitzte es plötzlich vor uns, eine Gewehrsalve erdröhnte, furchtbares Geschrei gellte auf, das Glas zerbrochener Fensterscheiben rieselte wie klirrender Regen auf das Pflaster, Commandoworte, Hilferufe von verschiedenen Seiten, nach allen Richtungen flüchteten wehklagende Menschen — plötzlich sahen wir drei nunmehr doch etwas ängstlich gewordene Kinder uns fast allein. »Fort, fort um Gotteswillen!« schrie ich und riß meine Schwestern in eine Nebengasse (der Name ist mir, dem Nacherzähler, entfallen), da knallte es noch einmal, und ich fühlte einen empfindlichen Schmerz am rechten Oberarm. Aber ich hatte nicht Zeit, daran zu denken; in demselben Augenblicke lief ein junger, schwarz-roth-goldener Mann, barhaupt, auf uns zu! »Retten Sie mich, meine Damen,« rief er, »ich bin fremd, kenne hier weder Weg, noch Steg — wie komme ich zum Friedberger Thor?«

»Das ist weit,« entgegnete ich ihm erregt, »Sie erreichen es schwerlich — aber wir wollen versuchen, Sie zu retten. Hier,« und damit warf ich ihm meinen Mantel um, zog ihm den Capuchon über den Kopf und packte ihn in die Mitte zwischen meine beiden Schwestern, welche ihm zitternd die Arme boten. Ich selber hatte glücklicherweise noch ein großes Tuch umgeschlagen, das zog ich mir über den Kopf und folgte nunmehr als »Mädche« (Magd) den Dreien. Aber zu einer Unterhaltung waren die nicht zu bringen — Hedwig und Anna beteten weinend, und der junge Herr in ihrer Mitte schien auch etwas an Schüttelfrost zu leiden — dreimal schritten Patrouillen an uns vorüber — aber Niemand schenkte uns schwachen Geschöpfen Beachtung. Durch allerlei Seitenpfade dirigirte ich meine Vorgänger bis in die Fahrgasse — aber wohin nunmehr? »Nichts bleibt übrig als unser Haus,« resolvirte ich nach kurzem Besinnen. »Machen Sie sich hübsch klein, Herr Revolutzer, und nun vorwärts!« Das Gewühl auf der Straße war der Verheimlichung eher günstig als nicht; wir erreichten ungefährdet das väterliche Heim. Dieses hat aber keinen anderen Eingang als den Verkaufsladen — er war offen, der alte Ladendiener Christian hütete das Haus ganz allein — die Eltern waren in Angst um uns fortgeeilt zu Bekannten, bei denen sie uns wähnten. Das Alles erfuhr ich, vorausgeeilt, in einer kurzen Minute; da warf ich mich dem guten alten Manne wie aufgelöst um den Hals — »ach, Christian, was haben wir erlebt« — und zog ihn

Digitized by Google

dabei mein Tuch über den Kopf; ehe er sich losgewickelt, waren die Drei vorbeigeschlüpft in die Hinterstube, ohne von irgend Jemandem bemerkt worden zu sein. Von dort aus brachten wir den Geretteten in mein Kämmerchen der Mansarde — hier ist er fünf volle Wochen versteckt geblieben, denn er wurde am dritten Tage krank. Da war denn keine Heimlichkeit mehr möglich, und die Mutter wurde eingeweiht. Himmel, wie sie erschrak und zankte — die Stunde vergesse ich niemals! Aber sie ward rasch versöhnt. Und so habe ich bei dem Frankfurter Attentate mitgewirkt und mitgelitten. Denn jener Schmerz am Arm war ein leichter Streifschuß gewesen, der mich getroffen; den Mantel aber mit der Kugelfurche bewahre ich auf und will darin begraben werden.« — »Und der Gerettete?« fragte ich bei dem erstmaligen Anhören der Geschichte. »Nun,« entgegnete Saunche und schien etwas verlegen, »vor Ihnen brauche ich nicht hinterm Berge zu halten, Sie kennen ihn ja recht gut; er ist der Bräutigam meiner Schwester Hedwig.« — »Der schöne Apotheker?« rief ich überrascht. »Sieh', sieh', nun wird mir Manches klar. Ja, die Neunundneunziger haben Glück.« Allein zugleich wußte ich nunmehr auch, warum Susanne fest entschlossen war, eine alte Jungfer zu werden. Als solche ist sie früh gestorben. Die Geschichte aber, die sie mir so oft zum Besten gegeben, hat sie zwölf Jahre später auch einem Poeten erzählt, der eine recht hübsche Novelle daraus geschmiedet, das Ereigniß jedoch in das Jahr 1849 verlegt hat. Es war Moriz Hartmann.

Nur noch wenige Worte über das Wesentliche des unsinnigen Putsches selber und seine Folgen. Niemals ist ein Unternehmen unbesonnener angelegt, kindischer auszuführen versucht worden. Vorbereitungen waren dazu fast gar keine getroffen, als daß da und dort ein paar Dutzend Patronen angefertigt waren. Man hoffte, das Volk zu entflammen, das Bürgermilitär zu gewinnen, und zählte auf gleichzeitigen Ausbruch an anderen Orten, so namentlich in Marburg, Gießen, Bußbach, Mannheim und Stuttgart. In letzterer Stadt wollte der Verschworene, Lieutenant Koseritz, die ganze Garnison gewonnen haben; es zeigte sich, daß ein paar Unterofficiere ihm zu Gehör geredet hatten, so lange er sie freihielt. Aber den heißblütigen Germanen und den revolutionssüchtigen Polen fiel es nicht ein, vorher Alles sicher zu machen, einen Plan zu entwerfen. »Los um jeden Preis,« war ihr Losungswort, ihr nächster Zweck Sprengung der Bundesversammlung und Eroberung der Bundescasse. Daß auch Rothschild von Seiten der fremden Elemente ein freundschaftlicher Besuch mit der Bitte um ein Anlehen zugedacht gewesen war, steht außer Zweifel. Es waren etliche dreißig deutsche Studenten — unter ihnen auch der nachderhand berühmt gewordene Mecklenburger Fritz Reuter — welche, geschmückt mit den Farben der Burschenschaft, bewaffnet mit Jagdflinten, Pistolen und Schlägern, unter Führung des »Verrückten«, des in derlei Geschäften schon versirten Göttinger Privatdocenten Dr. Rauschenplat, die Hauptwache stürmten, den dortigen »Borjerkabbedeen« mit seiner Mannschaft überrumpelten und sich der Waffen bemächtigten, unter welchen

Digitized by Google

ein paar Kanonen ohne Munition ihnen große Freude machten. Gleichzeitig hatten etwa zwanzig Polen unter Major (?) Lubansky und Dr. Gärth, der als Wegweiser diente, mit ähnlichem Erfolge die Constablerwache überfallen. Allein kaum eine halbe Stunde dauerte der Triumph der Kurzsichtigen. Den feurigen Harangueu der Aufständischen gegenüber verhielt das Volk sich völlig apathisch; es konnte durchaus nicht begreifen, was die jungen Leute eigentlich wollten; das Bürgerschützencorps blieb ebenfalls gänzlich passiv, höchstens daß einzelne seiner Mitglieder nach dem Polizeiamt und der Kaserne liefen, um Anzeige zu machen. Auch der erwartete Zuzug von Wetterauer Bauern blieb aus, man sagte, sie hätten die Thore der Stadt gesperrt gefunden und wären daraufhin gemüthlich heimgekehrt. So hatten denn die Frankfurter Stadtsoldaten, vulgo Krippenreiter, leichtes Spiel. Zwar schossen die Insurgenten bei deren Anrücken tollkühn ihre Lüttticher Flinten auf sie ab und sind auch ein paar Mann gefallen — man sagt, die Mehrzahl nur vor Schreck — aber gleich nach der ersten Salve ergriffen sie klüglich selber das Hasenpanier. Es ist bemerkenswerth, daß von den Revolutzern kein einziger gefangen ward, nur einige Beiläufer wurden gehascht. Die Gutmüthigkeit der Frankfurter Bürger half den Meisten durch, überdies war die Grenze nahe, und ein guter Fußgänger konnte binnen wenigen Stunden vieler Herren Länder passiren.

Der hohe deutsche Bundestag war oder that sehr erbittert über den plötzlichen — aber längst, wenigstens im Allgemeinen, vorausgesehenen Angriff auf seine Hoheit und Autorität. Mit dieser Knabenthat war die Handhabe gefunden zum strafferen und strafsten Anzuge der Regierungszügel. Am 20. Juni 1833 trat eine neue politische Central-Untersuchungs-Commission in Frankfurt zusammen unter dem k. k. Commissär und Präsidenten der Bundes-Central-Behörde, Baron Wagemann. Was sie geleistet, ist nachzulesen in dem auch heute noch in vielfacher Beziehung interessanten »amtlichen«, also Parteiberichte: »Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complote der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen. Frankfurt am Main in der Bundes-Präsidial-Druckerei, 1839«. Die vom 13. Januar bis 11. Juni 1834 zu Wien tagenden Conferenzen deutscher Minister hatten keinen anderen Zweck, als das Feuer der Rache zu schüren und das constitutionelle Element bis zur Nichtigkeit herabzudrücken. Es ist vielfach nur allzu wohl gelungen.

Fünfzehn Jahre nach dem Putsche saßen in der Frankfurter Paulskirche als Vertreter des Deutschen Reiches gar Manche, die seinerzeit nahe davon berührt worden waren, welche der unbesonnenen That feuriger Jünglinge die entsetzlichsten Qualen jahrelanger Inquisition, Kerkerhaft, Schädigung an Leib und Gut zu danken hatten. Und dann wiederum achtzehn Jahre — da wurde dieselbe Hauptwache wiederum besetzt von Söhnen und Enkeln Jener, welche sie am April-Abend 1833 auf eine halbe Stunde erobert hatten — und wenige Jahre weiter, und was die jungen Männer von damals in heißem Drange des Jugendmuthes erstreben wollten, das

Digitized by Google

war dem Volke als reife, aber mit theurem Blute erkaufte Frucht in den Schoß gefallen, Deutschlands Größe und Einheit. Und wenn man die Zustände von 1875 mit denen von 1833 vergleicht, so mag man in Gottesnamen hinzufügen: Auch Deutschlands Freiheit!

Sonntag im Bureau.

Am zweiten Ostertag war schlimme Zeit im Bureau. Die Herren Concipisten hatten sich selbviert zum Feiertag ein Seitel Wein à 15 Kreuzer holen lassen und gönnten sich dazu den zweifelhaften Genuß von vier heißen Würstchen unbekannter Provenienz — da stob der Hofrath in das nur dem Actenduste sonst zugängliche Gemach. Sprachlos blieb er stehen und betrachtete die schmausende Gruppe der sauberen jungen Männer. Endlich aber brach er los: »Also Orgien werden sogar gefeiert, hier, in meinem Bureau, welches täglich von höchst anständigen jungen Damen besucht wird, das eine Tugendschule zu heißen verdient? Solches ist zu arg, meine Herren, das dulde ich nicht mehr und werde, wie ich Ihnen hiermit peremtorisch erkläre, mich mit Umgehung des allzu toleranten Sections-Chefs direct an den Herrn Präsidial-Secretär wenden, damit dieser bei Gelegenheit geschickt Sr. Excellenz insinuirt, welche Gelage deren Beamte feiern. Uebrigens häuft dieses lucullische Gebaren nur Ihre unentschuldbare Schuld. Denn was mich — wie es scheint, im rechten Momente — hierherführt, ist die Vernachlässigung des Dienstes überhaupt. Wer sollte es für möglich halten?

Gestern, als am ersten Ostertage, komme ich aus einer Sitzung — Sie wissen, daß ich Vice-Präsident des Vereines zur Beschäftigung von verwahrlosten Jungfrauen bin — um Ein Uhr Nachmittags in das Bureau, wohin ich, wie gewöhnlich, eine hilfsbedürftige Clientin bestellt hatte; ich erledige mit der mir eigenen Geschwindigkeit einen dringlichen Act und will zu einem zweiten schreiten, da merke ich, daß mir ein Prius fehlt. Ich will mich danach umthun — allein, wer nicht an seinem Platze war, das waren Sie, meine Herren Concipisten — kein Einziger mehr anwesend, ja sogar kein Amtsdiener! Alles fort, hinaus, vergänglichen Freuden nachstrebend — und nur ich, einsam, ohne Hilfe arbeitend im Joche der Pflicht, im ganzen Hause die einzige fühlende Brust! Dergleichen Zustände können aber nicht länger geduldet werden; darunter leidet der Dienst und dieser geht Allem voran. Der echte und gerechte Staatsdiener kennt keinen Sonn- und Feiertag, merken Sie sich das ein- für allemal. Von heute an werde ich strengstens darauf sehen, daß am Sonntag gearbeitet werde wie am Werktage, das heißt von Ihnen, mir selber behalte ich die Entscheidung von Fall zu Fall vor. Also wahren Sie sich von heut' an vor mir, ich verstehe mit jungen Männern keinen Spaß!«

Digitized by Google

So donnerte der Hofrath Bucephalus — er führt diesen hübschen Nom de guerre wegen seiner Pferdekenntniß und weil er immer noch ein strammer Reiter ist — und betrübt sahen seine Untergebenen einander an; der Wein war ihnen zu Essig geworden und die Würstlein kratzten sie im Halse. Zwar trösteten sie sich mit dem alten Wahrwort, daß keine Suppe so heiß gegessen als gekocht werde; dennoch aber eröffnete sich ihnen die düstere Aussicht auf eine Reihe von verdorbenen Sonntagen, und gerade »zur Maienzeit, zur lustigen Liebezeit, wann Vögel singen hell, Tirlirelei!« wo man so gern wenigstens den Nachmittag frei haben möchte, um von allem Actenstaub entladen, den Leib und Geist in frischer Luft zu baden. Daher kam denn ein Paar jener jungen Kettenträger zu mir mit der Bitte, doch einmal ein Wort in die Oeffentlichkeit zu werfen über den »Sonntag im Bureau« überhaupt.

Fürwahr, es ist das eine seltsame Uebung, daß in Oesterreich den Beamten zugemuthet wird, am Sonntage ebensogut im Amte zu erscheinen als an jedem anderen Tage. Ich bin kein Frömmler, allein ich halte eine Sonntagsfeier für so nothwendig, als die Religion selber. Der selige Prälat Adam Schreck in Klosterneuburg, ein durchaus vorurtheilsfreier Mann, mit dem ich mich einmal über dieses Thema unterhielt, sagte mit tiefem Ernste: »Die Heilighaltung des Sonntags ist eines der wenigen Gebote, welche Gott selber gegeben hat; wer sich darüber hinwegsetzt, dem ist auch Anderes nicht heilig.«

Dem möge sein, wie es wolle, jedenfalls ist es eine unerklärliche Inconsequenz, wenn dieselbe Behörde, die dem Gewerbetreibenden, dem Geschäftsmanne die sonntägige Arbeit um den lieben Erwerb verbietet, sie ihren Beamten gebietet. Das befördert weder die Achtung vor den Gesetzen, noch ist es ein gutes Beispiel für die unteren Schichten des Volkes, wie die Männer der körperlichen Thätigkeit so gerne genannt werden. Man thut alles Mögliche, diese in der Furcht Gottes und seiner Gebote zu halten; kann aber die thatsächliche Mißachtung derselben von oben herab dazu beitragen? Man wendet ein: »Die Arbeit im Bureau geht geräuschlos vor sich, stört Niemanden« — das ist richtig, allein viele andere Geschäfte sind völlig in der gleichen Lage und dürfen dennoch am Sonntage nicht geöffnet sein.

Der Ruhetag in der Woche ist eine der weisesten Einrichtungen, die der kluge Moses seinem Volke vom Gipfel des Berges Sinai herabgebracht hat. »Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligst,« hatte der Herr aus der Wolke gesprochen; »sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch der Fremdling, der in deinen Thoren ist.«

Selbst wer mit der darauffolgenden Motivirung der Schrift nicht einverstanden wäre, wird es sein können mit der durchaus rationellen Ver-

Digitized by Google

theilung von Arbeit und Ruhe; in diesem Gesetze hat Moses bewiesen, daß er ein großer Physiologe gewesen ist, der den menschlichen Körper und seine Bedürfnisse auf das genaueste studirt hat. Vergeblich sucht man seine Satzung nur auf die manuelle oder rein körperliche Anstrengung zu beziehen, weil es zu jener Zeit eine andere im Volke kaum gab; heutzutage wissen wir recht gut, daß die geistige Thätigkeit weit mehr anstrengt, als die leibliche, und daß selbst die mechanische Arbeit des bloßen Schreibens auf die Dauer hin viel ermüdender und verderblicher ist, als Steinklopfen auf der Straße, als Dreschen in der Scheune.

In der dumpfen, niemals ventilirten, im Winter überheizten und mit schädlichen Gasen geschwängerten Luft der Bureaux vegetirt jener Menschenschlag, welcher unter dem bezeichnenden Beinamen »Staats-Hämorrhoidarier« zu einem Typus der Gesellschaft in der Gegenwart geworden ist. Man spottet gerne über diese Unglücklichen, allein man sollte sie bemitleiden. Ein elenderes Dasein, als das ihrige im Zenith, kann es kaum geben. Sie haben das Athemholen verlernt und bringen andere nothwendige Functionen des Menschenkörpers nur noch auf künstlichem Wege zu Stande. Ihr Blutadersystem befindet sich in heilloser Unordnung — kein Wunder, wenn die mens sana bei ihnen gesucht werden muß.

Der zum Bewußtsein seines Zustandes gelangte Staats-Hämorrhoidarius macht sich freilich Bewegung, aber diese ist krampfhaft, stets bedroht von der knapp zugemessenen Zeit, sie bringt daher nur Aufregung, keine Erholung. Wie wohl würde ihm nach jeden sechs Tagen ein völlig freier Tag ohne dräuende Glocke der Bureaustunde thun, wie könnte er an einem solchen seine Lunge ausdehnen und seine Muskeln üben, dann aber der »güldenen Ader« spotten! Ein solcher Frei-Tag, richtig angewendet, würde seinen Effect auf die folgenden sechs Tage des Bureauzwanges glücklich übertragen. Dann aber hätten wir auch gesündere Männer am Pult und grünen Tisch — zugleich nicht mehr jene Urlaubsbettelei, die in Oesterreich zu einer chronischen Krankheit geworden ist, welche man anderwärts gar nicht kennt.

Hier ist es Usus, daß jeder Beamte, vom letzten bis zum ersten, alljährlich um Urlaub einkommt und ihn auch erhält, einerlei, ob er ihn braucht oder nicht; wer etwa gerade eine Hochzeitsreise zu machen in der Lage ist, bekommt vielleicht sogar noch eine »Remuneration« mit auf den Weg. Letztere, die Remuneration, wie der gewohnheitsmäßige Urlaub sind aber rein österreichische Institutionen, in anderen Staaten gar nicht gekannt. Es sollte einmal in Preußen ein Beamter jährlich einen Urlaub verlangen — aber das fällt dort gar keinem ein — nur wer krank ist, darf ihn beanspruchen und wird während der Dauer seiner Absenz auf halben Sold gesetzt, wie recht und billig. Dafür existirt aber auch dort — wie in allen übrigen Staaten Europas — nicht der sonntägliche Bürealzwang, und das ist gleichfalls recht und billig.

Von Großbritannien gar nicht zu reden — die Sonntagsfeier der Briten streift schon mehr hinüber in das Gebiet des höheren Blödsinns —

Digitized by Google

allein so viel wir wissen, wird dieses Land mit seinen ungeheuren Colonien doch auch einigermaßen erträglich verwaltet, seine Finanzen sollen in der letzteren Zeit sich nicht so ganz verwerflich gestaltet haben — wenn man aber dort in sechs Wochentagen genug regieren kann, um nicht den Sonntag auch noch in Anspruch nehmen zu müssen, warum nicht anderwärts ebenfalls?

Der subalterne Staatsbeamte, bekanntlich ohnedies ein Paria der Gesellschaft, leidet natürlich unter dem Sonntagszwang am meisten. Er beneidet den Handwerker, welcher einen Tag in der Woche zu seiner freien Verfügung hat, er schaudert vor der Verwegenheit des Gewerbsgehilfen, der, ohne Furcht vor dem Meister, dem Sonntag noch einen blauen Montag zugiebt, sobald es ihm beliebt. Jener darf an solche Extravaganzen niemals denken, sie kommen ihm auch nicht in den Sinn.

Aber wehmüthig wird's ihm zuweilen zu Muthe, wenn er den Handwerker mit Weib und Kindern hinausziehen sieht in's Grüne, während er selber auf solch' schönes Familienglück verzichten muß. Der Höhergestellte hat es freilich besser, er nimmt sich die Freiheiten, welche ihm eigentlich versagt sind, und läßt Gott einen guten Mann sein.

Auch der Hofrath Bucephalus mißt nur Andere mit dem Maßstab der disciplinellen Satzungen. Im Sommer ist er am fleißigsten, allein er nimmt sich die spärliche Arbeit mit auf's Land und läßt sich nur herbei, wöchentlich ein- bis zweimal im Bureau zu erscheinen, um sich guten Rath zu holen. Im Winter hat er immer »Sitzung«. Sobald der Geist ihn treibt, nimmt er ein paar gefaltete Papierbogen unter den Arm und sagt mit äußerstem Aplomb: »Ich habe Sitzung. Adieu!« Und Roß und Reiter sieht man am selben Tage nicht wieder.

An Sonn- und Feiertagen erscheint er — wie oben illustrirt — allerdings zuweilen im Bureau, allein nur um seine Concipisten zu ärgern, oder weil er eine Bestellung hat, deren Wichtigkeit dem Getriebe der Welt aus dem Wege geht. Aber dafür ist er auch Hofrath und kein Schreiber mehr. Si duo faciunt idem, non est idem — dieser Satz ist viel weniger giltig für's römische Recht als für die Beamtenwelt, wie sie — ist!

Niemand komme mit dem Einwurfe, die Sonntagsarbeit der Staatsbeamten sei eine Nothwendigkeit. Wenn sie es in Preußen und England, in Sachsen und Rußland nicht ist, so wird sie es auch in Oesterreich nicht sein. Man muß die Sache nur am rechten Ende angreifen. Vor Allem liegt doch, man sage, was man wolle, die Sonntagsträgheit auch dem pflichtgetreuesten Beamten immer einigermaßen in den Knochen; er kommt sicher an diesem Tage noch später als gewöhnlich in's Bureau und verläßt es unbedingt früher, sobald er kann; länger als bis ein oder zwei Uhr Nachmittags hält es keiner aus. Diese paar Stunden aber, welche noch in vielen Fällen verschwatzt oder, wie wir gesehen, zu haarsträubenden Orgien verwendet werden, würden sehr leicht einzubringen sein, wenn die Herren Beamten nur Tag für Tag die Amtszeiten einzuhalten geruhen wollten. Allein man zeige mir das Bureau, wo dies geschieht! Von den Concepts-

Digitized by Google

beamten erscheinen viele Vormittags um elf, auch halb zwölf Uhr, und womöglich geht es wieder um zwei Uhr heidi!

Daß um drei Uhr sogar nirgends mehr ein Amtsdiener anzutreffen, das ist schon zum historischen Rechte geworden. In der guten alten Zeit war die Amtszeit der höheren Bediensteten auf täglich sechs Stunden normirt, und zwar gewöhnlich von acht bis zwölf Uhr Vormittags und von zwei bis vier Uhr Nachmittags. In der Gegenwart ist sie um eine Stunde verkürzt worden und erstreckt sich, ohne Unterbrechung, gemeiniglich von zehn Uhr Vor- bis drei Uhr Nachmittags. Es ist das nicht allzu viel und könnte recht gut die verloren gegangene Stunde wieder zugefügt werden.

Wer sich in einem Bureau jemals umgesehen hat, wird ohnedies den Wahn abgestreift haben, als werde daselbst immer nur gearbeitet. Es giebt im einförmigen Mechanismus jeder Abtheilung der Staatsmaschine Abwechslungen und Störungen genug, um einige Würze in den schmacklosen Actenbrei zu bringen, manchmal sogar recht starke. Davon könnten Geschichten erzählt werden.

Wenn aber unter den jungen Leuten, deren Blut noch nicht ganz zu Tinte geworden ist, hie und da einmal ein etwas bedenklicher Schwank, etwa eine »Bestellung auf den Kohlmarkt« oder Anderes ausgeheckt worden, so darf man immer annehmen, daß dies an einem Sonntage geschehen sei. Denn der Sonntagstrieb steckt in Jedermann, und die Natur empört sich dagegen, wenn er mit der Gabel ausgetrieben werden soll.

Selbstverständlich wäre leicht Veranlassung zu treffen, daß in jenen Kanzleien, die vielleicht doch ein Amtsgeschäft am Sonntag vorzunehmen haben, immer ein entsprechender Beamter den Vormittag anwesend wäre; natürlich würde diese Obliegenheit alterniren. Uebrigens könnten, so viel wir wissen, nur in dem Ministerium des Aeußern so dringende Einläufe erfolgen, daß sie augenblicklich erledigt werden müssen; in allen übrigen ist der Gang der Geschäfte erfahrungsgemäß kein so eiliger, daß zu ihrer Abwicklung auch die Tage des Herrn zugezogen zu werden brauchen. Der Versuch wäre nicht schwer zu machen. Der geplagte Actenmensch würde sich nach einer Erholungspause mit um so viel frischerem Muthe des Montags an die Arbeit begeben, daß allein schon hierdurch der angebliche Zeitverlust mehr als ausgeglichen würde. »Was man des Sonntags spinnt, geräth nicht,« sagt ein altes deutsches Sprichwort, und ein anderes: »Sonntagsgewinn sind Federn.«

Also gebe der Staat seinen Beamten den Sonntag frei, wie ihn die Kaufleute, die Industriellen, die Gewerbetreibenden, die Advocaten ihren Gehilfen längst freigegeben haben, ohne Schaden für ihre Erwerbsthätigkeit. Will man eine Compensation verlangen, so beschränke man die Urlaubsertheilung auf das unbedingt nothwendige Maß und gebe nicht mit vollen Händen für jede etwas aus dem gewöhnlichen Rahmen heraustretende Leistung eine »Remuneration«; letztere erfolgt sogar auch ohne die erstere, nur weil es einmal so hergebracht ist, so daß Viele auf den Empfang

Digitized by Google

rechnen, wie auf fixe Besoldung. Man verpflichte ferner die Beamten zum rechtzeitigen Erscheinen und zum Einhalten der Amtszeiten — den in manchen Staaten eingeführten Präsenzlisten wollen wir dabei keineswegs das Wort reden — und man wird gewahren, daß ohne Sonntag genau dasselbe geschieht und kein einziges Rädchen der großen Regierungs-Maschine auch nur momentan in's Stocken geräth. Dem Hofrathe Bucephalus bleibt es ja nach wie vor, gleich jedem anderen eifrigen Arbeiter im Weinberge des Herrn, unbenommen, auch am Sonntage sein Bureau und dessen Divan nach Kräften zu benützen, sei es auch nur, um etwa später die Geheimnisse seines Ressorts für irgend eine Volkszeitung entsprechend zu verwerthen.

— — — —

Ein Wiener Salon.

Die zehnte Stunde hat geschlagen, die Theater senden ihre Gäste hinaus in die herbe sternenklare Nacht, es ist, als trügen die Dahinwandelnden noch die Atmosphäre der Lampen und Logen als Mantel. Im Atrium und in den Foyers des Opernhauses erlöschen die Gasflammen, an der linken Flanke des pompösen Gebäudes dagegen erglänzt eine lange Fensterflucht im hellsten Scheine. Und wie vordem an der säulenumfriedeten Rampe, drängen sich hier vor der fast niederen, byzantinischen Pforte die Wagen und zwischen ihnen die »Gänger« in Surtouts und Capuchons. Schon auf der etwas beengten granitenen Wendeltreppe platzen, wenn auch noch nicht die Geister, so doch die Körper öfters aufeinander und in der Garderobe versetzt der feine Duft der Frauentoiletten, das Froufrou der Roben und das Fallen der Winterhüllen den Empfänglichen in das erste ahnungsvolle Stadium des späterhin unausbleiblich hervorbrechenden Enthusiasmus. Mit dem Strome schwimmt er den Corridor entlang bis zur breiten Eingangsthüre, dann braucht es einige Geduld, bis hoch herab, wie von des Olympos Höhen, ein cäsarisches Haupt sich niederbeugt und dem einschlüpfenden Sterblichen gütige Empfangsworte zuraunt. — Wir befinden uns in dem Salon Dingelstedt und sind hier ein unbedeutendes Atom von »Ganz Wien«, das sich nur an solcher geweihten Stätte vollzählig zusammenschaart.

Eine lange Reihe stattlicher Zimmer von beinahe unheimlicher Höhe bildet die Amtswohnung des Intendantur-Gewaltigen der kaiserlichen Schauspiele. Von Lustern und Girandolen fließt ein weißes Licht durch die Räume, die es taghell beleuchtet; es ist da nichts zu verbergen. Zwar von besonderer Pracht, von jener Schaustellung irdischer Güter, welcher manch' anderer Salon als Blendwerk bedarf, ist hier wenig zu gewahren, Alles ist gediegen und bequem, ohne vordringlichen Luxus. Einzelne Gemächer sehen vielleicht etwas spartanisch aus. Das unvermerkt spähende Auge entdeckt genug Zeugen des Kunstsinnes und Geschmackes, darunter

Digitized by Google

wahre Schätze. Am längsten haftet es an dem Medaillon eines jugendlichen Frauenkopfes. Jahre versinken bei seinem Anblick, eine bezaubernde Erscheinung tritt wieder auf die Bühne, um mit berückendem Gesang, mit lieblichst lebendiger Anmuth alle Herzen zu berücken und zu fesseln. Es ist Jenny Lutzer.

Als sie dereinst ihren Triumphzug über die europäische Bretterwelt hielt, waren wir junge Studenten, reich an Begeisterung, aber arm an Beutel. Und dennoch wußten wir es möglich zu machen, durch jene Unerschöpflichkeit der Erfindungen, die ja den deutschen Musensohn im Drange des »Pechs« auszeichnet, der großen Sängerin mehrere Stationen weit nachzuziehen, um sie immer wieder von Neuem anzubeten. Um drei Uhr Nachmittags bildeten wir schon, eine gefürchtete Rotte, Queue und Wall vor dem Cassaneingange der Theater, um einen braven Platz im Parterre zu erstürmen, dessen Terroristen wir wurden. Wir trugen eigens präparirte — angefeuchtete Glacéhandschuhe in den Taschen, damit unser Applaus herausgehört werde unter dem andern, welcher freilich unanim war. Und dann das Harren, bis die Diva die Kutsche bestieg, und die Versuche des Pferdeabspannens und endlich die Ständchen, welchen leider die Scharwache gewöhnlich ein allzufrühes Ende bereitete!

Und nun sitzt Frau Jenny-Lutzer-Dingelstedt, eine doppelkinnige Matrone, in schwerem Brocat auf ihrem Throne als Herrin des Hauses und Regentin des ersten Salons der Haupt- und Residenzstadt. Zur Seite steht ihr eine heranblühende schlanke Tochter; ein noch unendlich schlankerer Jüngling, der des Vaters Gestalt mit den Gesichtszügen der Mutter in die vollendetste Harmonie zu bringen gewußt hat, giebt einen zweiten Maßstab für die Flüchtigkeit der Kalenderjahre und die Längendimensionen, welche häusliches Glück zu erreichen vermag. Frau von Dingelstedt ist noch so regen Geistes, so trefflicher Laune wie ehedem; daß sie eine vollendete Weltdame sei, lehren Blick und Hinhorchen; sie hat sich aber außerdem die geistige Frische, die rasche Eindruck-Aufnahme, die Anempfindung ihrer schönen Jugend bewahrt, und das läßt die Jahre vergessen, die zwischen dieser und heute liegen. Sie ist eine Königin in ihrem Salon; daß ihre körperliche Erscheinung ein wenig an die spanische Isabella erinnert, thut weder ihrer Würde, noch ihrer Liebenswürdigkeit und Unterhaltungsgabe Eintrag.

Ein anderes Bild: in der That, es ist des Anschauens werth. Eine Kreidezeichnung von Wilhelm von Kaulbach, stellt es in Lebensgröße Dingelstedt dar in der besten, schönsten Manneskraft. Es ist genial gezeichnet und genial aufgefaßt; es wimmelt von Antithesen in diesen Zügen, Trotz und Melancholie, Stolz und Weichheit, Herbigkeit und Wohlwollen sprechen daraus, das Ganze ist ein seltenes Kunstwerk. Es hat überdies seine Geschichte; in dem prächtigen Buche »Münchener Bilderbogen« hat sie der Verfasser erzählt, der Auftritt zwischen König Max von Bayern, welcher dem von ihm ob nichtiger Dinge entlassenen Intendanten vor diesem Bilde ganz unverhofft in des Meisters Atelier gegenübersteht, ist von packend drastischer Wirkung Und erst des satirischen Malers rachsüchtig-boshafter Commentar

Digitized by Google

dieser Begegnung! Man muß es lesen. Wenige Männer unserer Zeit können sich solch' reichen, immer in aufsteigender Linie sich bewegenden Lebens rühmen, wie der Director des Burgtheaters — früher der Hofoper — Franz Freiherr von Dingelstedt. Ein self made man im besten Sinne hat er eine Höhe erreicht, auf welcher Wenige neben ihm Platz finden. In seinen Adern fließt das Blut des echtesten aller deutschen Stämme, dessen Habitus auch sein Aeußeres nicht verläugnet; auffallend erinnert seine hohe Gestalt an die langwüchsigen Landsleute von der Schwalm, die ihre Gaunachbarn um ein Hauptmaß überragen. Der Poet in ihm hat den Schulmeister abgelöst, aber ihn doch wieder auf den Katheder zurückgeleitet, denjenigen der Bühne, welche ja die Bildnerin des Volkes genannt wird und sein soll. Ihr steht er nunmehr seit dreißig Jahren vor, wie kein Anderer seiner Zeitgenossen, die gute Weimarische Zeit allein bietet eine annähernde Parallele zu seinem Regimente.

In Wien hat er sich eine unerschütterlich feste Stellung gegründet. Hier ist er aber auch an seinem Platze. Denn der ehemalige Strafgymnasiallehrer in Fulda, der in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsene Cassius, ist nicht blos, wie ihm ein anderer Dichter — poeta vates! — prophezeit, Hofrath, sondern auch ein Hofmann und Mann von Welt geworden, der sich auf dem Parquet so sicher bewegt, wie einstens vor den Subsellien wissensdurstiger Jugend der hessischen Bischofsstadt. Die Honneurs seines Salons macht er mit unnachahmlicher Zuvorkommenheit, für Jede und Jeden hat er das rechte Wort, findet er den anklingenden Ton; wenn er seine Gäste bewillkommnet hat, dann fühlen sie sich zu Hause. Es gehört mehr als geschulte Vielseitigkeit, es gehört wirkliche, große Bildung dazu, einer solchen delicaten Aufgabe zu genügen, ohne nach irgend einer Seite hin des Leisesten anzustoßen. Ehedem gab es eine besondere Salonwissenschaft, deren Regeln und Feinheiten ungemein schwer zu ergründen waren; nur wenige Bevorzugte sind daher in ihrem Vollbesitze gewesen und haben dadurch ihre Namen in den Annalen der Culturgeschichte eingeschrieben.

In der Neuzeit ist der echte Salon fast zur Mythe geworden, selbst seiner Urheimat Paris ist seine Tradition verloren gegangen und was sich heutzutage noch den Namen beilegt, ist nur ein entfärbter Abklatsch. Wien befindet sich gegenwärtig in demselben Falle; wenige Jahre zurück besaß es noch einige hochbedeutende Vereinigungspunkte für geistige Geselligkeit und einen derselben haben wir in diesem Augenblicke betreten.

Leider beruht die Existenz solcher Schöngeistmessen mehrentheils auf zwei oder vier Augen, und die Zeiten wechseln, wir mit ihnen. Dem Hausherrn, dessen Gastfreundschaft wir theilhaft sind, scheinen sie weniger anzuhaben, als anderen gewöhnlichen Menschen; immer schreitet er noch einher hochhäuptig über Alle, und weder sein Herz, noch sein Styl hat sich verschlechtert. Und das muß man ihm zum Lobe nachsagen: ein Anderer ist Dingelstedt niemals geworden und gewesen, als der er von Anfang war, in allen Phasen seines wechselreichen Lebens ist er sich selber treu geblieben, Niemand kann ihm

Digitized by Google

vorwerfen, daß er je seine Ueberzeugungen geopfert habe; wer will es tadeln, daß er dieselben nicht immer an die große Glocke gehängt oder daß er sie geschickt mit seiner äußeren Lebensstellung in Einklang zu bringen gesucht hat? Nein, er ist ein intacter Mann. Körperlich freilich nicht mehr ganz, wie er selber behauptet, denn sonst wüßte es keine Seele: »alle großen Männer leiden am Herzen«, pflegt er zu sagen — und er hat mit diesem Dictum vielleicht nicht ganz Unrecht.

Vorläufig bewegt er sich in inmitten der zuströmenden Menge mit tactvoller Gewandtheit. Diese aber ist nöthig, denn allmählich mehrt sich das Gedränge in einer Weise, welche einen Aal in Verlegenheit zu bringen im Stande ist. Einmal steht der Fuß auf einer Sammetschleppe, das andere Mal auf einem lackverhüllten Hühnerauge, oft hört jede Strömung auf, festgepreßt in fürchterlicher Enge muß der Einzelne sich in das Schicksal ergeben, welches ihm die Locken eines üppigen Chignons zum Kusse bietet, während ihn die Spitzen eines Magyarenschnurrbartes im Nacken kitzeln, in die rechte Seite bohrt sich ihm ein nicht mehr völlig runder Ellbogen, in die linke schmiegt sich ein formverlorener Cylinder; lernbegierige Physiker können in solcher Lage das umgekehrte Wunder der Guerike'schen Halbkugeln beobachten. Zwar entschädigt mancher tiefe Blick zwischen Gaze und Spitzen, aber all' das vermehrt nur die Gluth und den berechtigten Wunsch nach einiger Freiheit.

Nach und nach lösen sich die Verschlingungen, die Masse sondert sich in Gruppen, Circulation wird möglich, Ausblick und Einblick bleiben nicht länger auf Büsten beschränkt. Die Crème der Gesellschaft wandelt an uns vorüber, aus einer halb verhangenen Fensternische, welche endlich sicheren Port geboten hat, läßt sich gemüthlich ausschauen, leider nicht medisiren, denn dazu gehören mindestens zwei, und eines davon muß eine geistvolle Dame sein. Vertreten ist unter den Gästen was irgend Rang und Namen hat in dem Wiener high life. Einige oberste Hofcharge verkehren zur Verwunderung zwanglos mit Oppositionsmännern von Ruf, die eine merkwürdige Geschicklichkeit in feinsten höfischen Manieren und Attitüden entwickeln; an Ministern, gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen ist kein Mangel, im Gegentheil, und wer an ihrer Popularität zu zweifeln vermöchte, der könnte hier des Besseren belehrt werden.

Dem Maler bieten sich Vorwürfe in allen Richtungen: dort die prächtige Gruppe zum Beispiel, eine der berühmtesten Soubretten, auf welche ein jovial dicker Fürst und ein in allerlei schönen Künsten dilettirender Diplomatengraf so dringlich einreden — giebt es ein sprechenderes Modell für das Weib des Jojakim mit den zween Aeltesten, so da üben alle Bosheit zu Babylon?

Der Beamtenstand ist im Salon nur in wenigen, desto mehr von einander abstehenden Varietäten der Spezies vertreten; das Miliär nur durch etwa ein halbes Dutzend schmucker Krieger, ungerechnet einen weiß bebürsteten, schon etwas struppirten General, welcher hier Eroberungen nachholt. Dagegen

Digitized by Google

hat sich die Schriftstellerzunft versammelt gleich den Goldfischen im Bassin, denen eine freundliche Hand Semmelbröckchen wirft. Alle sind sie da, mit Ausnahme der ganz Großen und der ganz Kleinen, der Widersacher und der Gekränkten, die Neider haben sich natürlich pflichtschuldigst eingefunden.

Physiognomische Studien ergeben unter dieser Größen-Assemblée eine höchst lohnende Ausbeute. Dort der Senior — in dem unfertigen, verbissenen Antlitz mit dem sonderbaren Zwickelbärtchen würde der Unbekannte nicht den Verfasser espritreicher Komödien, in dem quecksilbern beweglichen Raisonneur nicht den Siebziger vermuthen. Aber die epigrammatische Schärfe sticht ihm aus dem Gesichte. Er unterhält sich eben mit einem mittelgestalteten, brünetten Zunftgenossen, der aus dem deutschen Norden nach Wien gekommen ist, um eine kleine Lorbeerenpflanzung anzulegen, und zugleich Myrthen zu schneiden; beides ist ihm trefflich gelungen; ein gütiges Geschick hat es verhindert, daß er sich verheiratet hat mit sich selber. Andächtig schmunzelnd, mit verschlungenen Daumen steht dabei ein fetter kleiner Dichter, einen verschämt kleinen Orden im Knopfloch; er hat eine frappante Aehnlichkeit mit der von Phiz verewigten Figur des Joe in den Pickwickiern, selbstverständlich sans comparaison mentale, denn die dermaleinstige Fliege des Leipziger Museums hat sich längst auf den Parnaß geschwungen, wenn nicht auf den Gipfel, so doch auf einen hübschen Nebenhügel.

Ein großer stattlicher Mann mit zierlich geordnetem Haupthaar, der den früheren Soldaten in der neuen Uniform des Romanciers nicht zu verleugnen vermag — er ist ein Zugereister vom schwäbischen Meere — bespricht sich eifrig mit einem noch jungen Kritiker, dem hektische Röthe auf den Wangen brennt; dieser hat sich dem Heroencultus ausschließlich gewidmet und stirbt dahin im fieberisch geförderten Ausbau eines Nachruhmtempels für den ihm vorausgegangenen Freund und Poeten.

Zur Seite stehen zwei im Gespräche mit einander, ein Gewordener und ein Werdender; gleichen Stammes und Zieles haben sie den Karren des Thespis zu erstürmen unternommen, dem Einen ist es gelungen, der Andere ist jedesmal, so oft er eine Zinne zum Aufschwung erfaßt hatte, wieder zurückgeschleudert worden — und dennoch wird er länger im Lichte wandeln als sein glückbegünstigtes, bändleinliebendes Vorbild, das in Kürze dahin schwinden wird — unersetzlich.

Naturgemäß reihen sich dicht an diese beiden die Repräsentanten der haute finance, die in einem Wiener geistreichen Cirkel nicht fehlen dürfen; »Geld ist Geist« lautet ja die Devise der Zeit. Es ist eine respectable Zahl von Nullen, die da hintereinander gestellt werden können, um die Capacitäten dieser Herren zum Ausdruck zu bringen. Einsam wandelt unter ihnen herum ein untergegangener Stern, welcher ehemals dem Großherzogthum — oder war's nur ein Fürstenthum? — Parma leuchtete. Ihn trägt, wie billig, ein verkannter, unverstandener Epigone, dessen Harfe an den Weiden hängt. Wenn er sie wieder herabnehmen wird, werden ihm die Saiten garstig in die Finger schneiden.

Digitized by Google

Wie billig, hat die Welt der darstellenden Künstler das stärkste Contingent der Salongäste gestellt, sie leisten eben Heeresfolge. Und sie üben hier die gleiche Anziehungskraft, wie auf den Brettern, vielleicht eine noch größere, denn das Parquet gestattet die Bewunderung aus nächster Nähe, Sie erhält hier und da durch diesen Umstand freilich einen kleinen Dämpfer, denn jedes Bild will aus der zweckmäßigen Entfernung betrachtet sein, um vollen Effect zu machen, allein das schreckt die Enthusiasten nicht zurück. Sie umdrängen das Sofa, das sich der großen Heroine zu Makart'scher Pose leiht, sie haschen nach dem salbigen Oel, welches dem ersten Helden von den Lippen träufelt, sie wundern sich, daß der eminente Komiker ein so bärbeißiges Gesicht macht, und sie haschen nach den glockenhellen Lachperlen, welche die Naive in die Lüfte streut. Mit Andacht lauscht das Parterre der Laien den gewählten Floskeln, die da hin und wieder fliegen, und freut sich königlich über die häufige Wiederkehr von dramatischen Citaten, welche Jedermann geläufig sind. Die Prima Ballerina wiegt ihr mit nickenden Diamantähren gekröntes Haupt graziös vor einer gehäuften Sammlung europäischer Orden en miniature und die Primadonna assoluta heuchelt neckische Schlankheit gegenüber dem weisen Meister Charakterspieler. Ein angehender Falstaff erzählt einer eulenäugigen Liebhaberin von dem Segen gleichmäßig gehopften Getränks, und der Balletmeister setzt der komischen Alten den Unterschied zwischen den Marktpreisen vor und innerhalb der Octroilinie auseinander; der Polterer berichtet von Faustkämpfen oder wunderbaren Jagdabenteuern, die Soubrette seufzt nach einem Schloß im Gebirge, die Anstandsdame erbittet sich von der Heldenmutter das Recept zu ihrem unvergleichlichen »Rahmstrudel«. Alle vermeiden geflissentlich, vom Geschäft zu reden, und doch stehen sie Alle mitten darin, denn der echte Mime mimt auch im Alltagsleben, geschweige denn im Salon. Mittlerweile ist das Geplänkel der Amateurs und Kunstgenießlinge wärmer geworden, die Zungen bewegen sich rascher und geschmeidiger, die Worte, welche über sie gleiten, werden immer leichter, beflügelter, eindeutiger. Da erhebt sich die Gräfin von ihrem Tabouret und ihrer Schleppe folgt ein gehorsamer Schwarm von Bewunderungs-Vasallen.

Im großen Saale concentrirt sich das Gros der Geladenen, es fehlt aber nicht an solchen, die sich etwas Nothwendiges zu sagen haben, und das am besten zu bewerkstelligen meinen, während die allgemeine Aufmerksamkeit sich den Vorträgen zuwendet. Wie sich geziemt, sind diese hier of the first rate. Ein scenarischer Philosoph declamirt Grimm'sche Grammatik und ein Opern-Troubadour schmelzt Mozart'sches Gold. Die tiefsinnige Ballade »Er hat mir den Michel verschrieben« gewinnt geheimnißvollen Zauber auf den Lippen der schönen Naiven, welche mit allen Feinheiten ihres Faches den Beweis durchzuführen sucht, daß sie niemals einen Spiegel zu Rathe ziehe, wofür sie natürlich von den Männern — besonders von denen in gesetzten Jahren — vergöttert und von den Frauen über die Achsel angesehen wird.

Digitized by Google

So oft eine Pause nach den künstlerischen Vorträgen eintritt, erblickt man mit einiger Beängstigung verdächtige Bewegungen verschiedener Schwarzbefrackten, wirren Gelocks, mit glühenden Augen stürzen sie vor, heftig fahren sie mit der Hand in die Brusttasche — keine Furcht, sie sind weder Mörosse, noch Nihilisten, und sie wollen auch keine Dolche zücken, sondern Manuscripte, denn brave, solide Dichter sind es, aufopferungsfähig, sofort bereit zur Bestgabe einer Trilogie oder eines Epos gleich der Tunisias, sobald sie nur aufgefordert werden wollen — aber sie werden leider nicht aufgefordert, die Enttäuschten, »denn dergleichen,« bemerkt der Hausherr mit verbindlichem Lächeln, »besorg' ich ja eben so gut selber; wie sollt' ich da die Herren bemühen!«

Das Zeichen zum Beifall, der in diesen aristokratisch angehauchten Hallen nur markirt wird, giebt nach den Productionen die Gebieterin des Salons von einem grün überlaubten Divan aus, auf welchem neben ihr hingegossen eine berühmte Frau posirt aus jener entschwundenen Zeit, da man noch Goethe tanzte. Die einstige Diva singt nicht mehr vor Fremden, nur im engsten häuslichen Kreise läßt sie hier und da noch eine Passage hören oder summt zum Piano die neuartigen Weisen der Zukunftsmusik.

Während der Conversation haben die Diener Thee, Gefrorenes, Limonade und Backwerk servirt, nach den eingenommenen Kunstgenüssen schließt der Rout mit einem Gouter. Mitternacht ist schon vorüber und viele Gäste sind sans congé verschwunden, aber eine immer noch erkleckliche Zahl gruppirt sich nach Verabredung oder Zufall um kleine, zweckmäßig vertheilte Tische zu kaltem Imbiß und einem Schlucke Wein. Die Kinder des Hauses überwachen aufmerksamen Blickes die leeren Teller und Gläser, dirigiren dorthin Hummern und Rehrücken, dahin Gänseleberpasteten und Fasan und sind emsig bestrebt, den goldenen Gumpoldskirchner nicht warm, den purpurnen Vöslauer nicht kalt werden zu lassen. Wer vielleicht ein bischen abgespannt gewesen ist, dem beginnen die Lebensgeister wieder zu erwachen; die klugen Wirthe und deren Vertraute haben ihr Bestes aufgespart für diese Sitzung im Engeren; ein paar kräftige Lachsalven vom Gueridon der Minister eröffnen das Feuerwerk, Witzfunken, Espritschwärmer schießen hinüber, herüber, zuweilen beherrscht ein einzelnes Licht zeitweilig die kleine Gemeinde, gleich darauf prasseln Giranden und es läuft ein Wohlseinsschauer durch die Gesellschaft. Wovon gesprochen wird? Von Jedem und Allem, von Hohem und Niederem; die Speculation des Unbewußten wird in die Flucht geschlagen durch den neuesten Wiener Kalauer, in die kritischen Erörterungen über die Darstellbarkeit des zweiten Theiles von »Faust« mischen sich unvermerkt die reizendsten Bosheiten über irgend einen gerade am socialen Horizont einherfahrenden Wandelstern.

Es giebt viel zu hören und zu lernen — und es kostet fast Ueberwindung, sich loszureißen aus der sinnbefangenden Atmosphäre, hinaus in die kalte Häuserwüste. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Allein, was ſchreib ich denn? Ich habe immer in der Gegenwart geredet, und doch liegt Jahre weit dahinten, unwiederbringlich verloren, was mir aus der Erinnerung in die Feder gefloſſen iſt. Gar Manche, die ich in jenem bevorzugten Kreiſe lebensmuthig ſcherzen gehört habe, ſind längſt hinabgeſtiegen zum Schattenlande, unter ihnen auch die unvergeßliche Frau, um den er ſich reihte, welche ſein Kitt und ſeine Herrin war. Der geiſtvollſte, gebildetſte Mann vermag die Geſellſchaft wohl zu beleben, feſſeln und halten kann er ſie nicht, das iſt die Aufgabe und Kunſt des Weibes. Wenige haben ſie beſſer verſtanden, als die Geſchiedene. Die Thüre iſt zugefallen und der Schlüſſel iſt verſenkt auf immer zum Salon Dingelſtedt.

Digitized by Google

II.

Literarische Reminiscenzen.

Digitized by Google

Die Rolle der Reminiscenz.

(Eine literarische Betrachtung.)

Ist gutes Gedächtniß ein Segen oder ein Fluch? Diese Frage, welche fast frevelhaft erscheint, ist nichtsdestoweniger schon sehr oft aufgeworfen worden, hat ihre volle Berechtigung und läßt sich gar nicht so leichthin lösen, wie man glaubt. Die Meisten werden natürlich darauf erwidern: Ein Glück, und zwar ein großes! Allein es ist der Untersuchung werth, ob diese Antwort richtig ist. Ein gutes Gedächtniß ist an und für sich eine schöne Sache; aber giebt es denn im Leben nicht mehr zu vergessen als zu behalten? Der Trank des Lethe ist von jeher weit gesuchter gewesen, als alle Kunst (und Spielerei!) der Mnemotechnik. Will man aber auch darauf keinen besonderen Werth legen, so lehrt die Erfahrung, daß bei Kindern das gute Gedächtniß eher ein Hemmniß denn ein Förderungsmittel der Erziehung ist. Sie verlassen sich darauf und lernen nur flüchtig, im letzten Augenblick; es ersetzt ihnen das Denken, die eigene Kopfarbeit, und so findet man häufig zur unlieben Ueberraschung, daß das Wunderkind, welchem »Alles nur so ansliegt«, weit zurückbleibt hinter dem langsamer, aber auch solider arbeitenden Hartkopf, des sogenannten »Büfflers«.

In den seltensten Fällen wird etwas Bedeutendes aus den rasch lernenden Kindern, so wenig die Gedächtnißkünstler katexochen — zu welchen auch die Zahlen-Gymnastiker à la Dase gehören — sich jemals durch schaffende Leistungen bemerkbar gemacht haben. Im Gegentheil, ein glänzendes Gedächtniß und ein schaffender Geist haben gar nichts mit einander gemein. Daher hat man auch häufig — vielleicht nicht ganz mit Recht — den oft besprochenen Unterschied zwischen Talent und Genie dadurch richtigzustellen gesucht, daß man sagte: Das Talent schafft nicht, es combinirt nur; es gießt die in seinem Gedächtniß haftenden Eindrücke und Gestalten in neue Formen, deren Kern nicht ihm gehört: das Genie dagegen erzeugt Urgebilde ohne nachweisbare Ahnen.

Diese Definition hat Vieles für sich, besonders die Erfahrung. Alle großen Meister in Poesie und Kunst schöpfen aus dem geheimnißvollen Born der Intuition, nicht aus der breiten Lagune angesammelten Wissens; sie sind keine Gedächtnißhelden und sprechen dies mehrfach selber aus. So George Sand, jedenfalls eines der hervorragendsten Genies aller Zeiten, welche in ihrer Selbstbiographie ausdrücklich erzählt, daß Gedächtniß ihr

Digitized by Google

gänzlich mangle. Damit ist aber nicht gesagt, daß das Genie nicht seine Stoffe nehme, wo und wie es sie findet, wie z. B. Shakespeare oder Lessing; aber es nimmt in solchem Falle nur gewissermaßen, um osteologisch zu reden, ein Bein, um daraus und darum eine neue Gestalt von Fleisch und Leben zu formen.

Anders das Talent. Unbewußt bildet, wenn in ihm der Schaffungsdrang erwacht, sich in seiner Seele aus hundert darin bewahrten Bruchstücken und Farben ein neues Gemälde, dessen frischer Glanz häufig selbst den Kenner überrascht, bis er bei schärferem Hinblick die Mosaik erkennt. Der Künstler selbst, wenn er ein echtes Talent ist, ahnt nichts von der Zusammenstücklung seiner Leistung, er hält sie aus Einem Guß, seinem Haupt entsprungen fertig und gewappnet, wie Pallas Athene dem des Zeus. Und hierin scheint ein Widerspruch zu liegen; wenn denn das gute Gedächtniß dem Talente dient, so dürfte es auch den Bildner bei dem Formen seiner Stoffe nicht im Stiche lassen, sondern ihm stets sagen: »Halt, dieses Stückchen Thon entnahmst du vom Phidias, jenes vom Praxiteles, und blos das Zusammenkneten ist dein eigen!« Allein das Können und Schaffen des Talentes stützt sich eigentlich auch weniger auf das Gedächtniß, als vielmehr auf die Reminiscenz, welche beide zwar nahe verwandt, aber keineswegs gleichbedeutend sind; ersteres ist das Bestimmte, Haftende, letztere ist das verschwommene Erinnern.

Wie groß die Rolle der Reminiscenz in Kunst und Literatur ist, weiß Jeder, der Gallerien besucht und z. B. überall Correggio's Maria Magdalena wieder gefunden hat, von Battoni an bis zu derjenigen des Belvedere. In der Musik läuten alle Epigonen am Strange die Glocken der großen Meister, und die Theorie der Zukunftsmusik ist weiter nichts als das Streben nach Wirkung ohne An- und Entlehnung. In der Literatur, der schönen sowohl wie der unschönen oder realen, verhält es sich ebenso, und es bedarf für den Kundigen kaum der paar Beispiele, die ich der Erläuterung halber vorzuführen gedenke, indem ich durch das Gedächtniß die Reminiscenz besiege.

Das ist aber gerade der härteste Fluch, der auf ihm lastet; wem es zu eigen, dem stört es den besten Genuß. Man hat sich in eine anregende Lectüre versenkt; plötzlich ruft aus einem Hirnwinkel der Dämon: Hollah, das hast du schon einmal gelesen, aber wo? Und jetzt beginnt das Gedächtniß des Lesers einen erbitterten Kampf mit der Reminiscenz des Autors, und der Genuß der Lectüre ist dahin. Ein gar trauriges Los ist daher das jener Omnivoren, welche Alles lesen und, höchst naturwidrig, auch behalten. Wahrlich, das gute Gedächtniß ist kein Glück.

Diese Gedanken überkamen mich beim Lesen des Romanes »Deutsche Pionniere« von Friedrich Spielhagen. Eine Verquickung von »Hermann und Dorothea« mit Cooper und Gabriel Ferry! mußte ich sagen, als ich zu Ende war. Und Niemand, der diese Vier kennt, wird bestreiten, daß hier die Reminiscenz und nicht ureigener Schöpfungstrieb gewaltet habe.

Digitized by Google

Die Einführung der Katharine als Magd in sein Haus durch Lambert, mit Verheimlichung der Eltern, folgt ganz den Goethe'schen Motiven. Die Katastrophe, die Belagerung des Blockhauses durch Franzosen und Indianer, schließt sich genau an den Cooper'schen Roman: »Die Beweinte von Wish-ton-Wish«, selbst der ungewöhnliche Brunnen im Innern des Gebäudes fehlt nicht. Die hervortretendsten Charaktere sind aber nach der »Heroine von Texas« in den »Neuen transatlantischen Bildern« von Gabriel Ferry (Vicomte de Bellemare) gezeichnet.

Ein flüchtiger Vergleich wird ergeben, daß die tapfere Squatterin »Polly Dust« des Franzosen und die »Base Ursel« des Deutschen ganz eine und dieselbe Person sind, bis auf die Art, wie Beide das Pferd besteigen, die Büchse tragen und handhaben. Auch der halbverrückte Mann in den »Pionnieren« findet in dem »Jerker« bei Ferry sein Ebenbild. Nichtsdestoweniger wird es Niemandem in den Sinn kommen, zu behaupten, Spielhagen habe Stoff und Personen geflissentlich entlehnt; sie haben in einer Wolke seines Gedächtnisses geschlummert, sind als Reminiscenzen erwacht und in neuer Combination, in neuem Rahmen in's Leben getreten, ohne daß der treffliche Verfasser, dem ich gerne eine erste Stelle unter den lebenden Romanschriftstellern der Deutschen zuerkenne, sich dessen bewußt war, daß er nicht schaffe, sondern reproducire. Bekanntlich ist es ihm früher schon ebenso gegangen mit dem anziehenden Romane: »Hammer und Amboß«, dessen wesentliche Fabel eine Uebersetzung des »David Copperfield« von Dickens in das Deutsch-Romantische ist, allerdings mit Episoden und Schilderungen, deren Darstellungskraft eine unvergleichliche genannt zu werden verdient.

Nachdem dies Jedermann gewußt, der die beiden Romane gelesen, hat es auch Julian Schmidt in den »Westermann'schen Monatsheften« öffentlich ausgesprochen. Spielhagen hat darauf in einem geistreichen Essay: »Finder oder Erfinder? Eine Plauderei aus der Schule«, geantwortet, worin er die Nothwendigkeit eines »Modells« für den Dichter betont, dessen Arbeit eine stets ineinandergreifende Doppelthätigkeit des Schöpfens und Wiedergebens ist. »Es scheint Alles gegeben,« sagt er, »und wenn man genauer zusieht, ist nichts gegeben; denn nichts kann so verwendet werden, wie es gegeben ist, und es so zu verwenden, wie es verwendet werden muß, das kann doch schließlich einzig und allein der Dichter.«

Einem anderen hervorragenden Schriftsteller unserer Zeit, Gustav Freytag, ist es schon wiederholt nachgewiesen worden, daß seine dichterischen Erzeugnisse zum großen Theile nur geschickte Geburten der Combination sind. Die Anklänge von Lady Milford in der »Valentine«, die verbrauchten Motive des fingirten Diebstahls oder eines Duells zwischen Frau und Mann ꝛc. sind öfters von der Kritik gerügt worden. Freytag versteht bekanntlich keine neuere fremde Sprache; wenn er seinen Graf Waldemar das Liedchen: »Une robe légère« trällern läßt, so hat er dies aus Holtei's dramatischen Schriften entlehnt, der das vorzeitliche Ding mehreremale

Digitized by Google

gebraucht hat. Viel bedenklicher sind aber andere Anleihen. In dem berühmten Roman »Soll und Haben« ist die Geschichte von der Uebertragung einer amerikanischen Besitzung Fink's an Wolfart fast wortgetreu nachgebildet der Schnurre von der »Epheu-Insel« im Leben Barnum's, des Großmeisters alles Humbugs. Wer ferner die Katastrophe der gestörten Hochzeit Itzig's mit der gleichen von Andrea Cavalcanti im »Comte de Monte-Christo«, von A. Dumas, in Parallele stellt, der wird nicht anders sagen können, als daß beide einander bis zum Verwechseln ähnlich sind. In der »Verlorenen Handschrift« erzählt die Freytag'sche Frau Professorin dem Prinzen, daß sie ihn schon früher als Kind gesehen, gerade so, wie die Auerbach'sche »Frau Professorin« es ihrem Prinzen erzählt. So ließe sich noch eine Menge von Stellen in diesen Romanen nachweisen, welche auf Vorgänger deuten. Sind sie darum schlecht oder zu tadeln? Schwerlich; ihr Verfasser hat sicherlich nicht abgeschrieben, aber er hat für Eigenthum gehalten, was die Reminiscenz ihm unterschob.

Aehnlich geht es auch dem Fräulein Marlitt, dessen Altjungfern-Romane angeblich der Reclame nicht bedürfen, aber doch einer recht überschwenglichen theilhaft werden; ihre »Gold-Else«, das Entzücken der weiblichen Bildungs-Halbwelt, ist eine thüringische Nachahmung der »Jane Eyre« von der Currer Bell, verbrämt mit mondscheinumwobenen Schloßruinen und rauschendem Waldzauber. Wer die Novelle: »Geoffroy und Garcinde«, von Paul Heyse, gelesen hat und Gottfried Keller's Musternovelle: »Romeo und Julie auf dem Dorfe« kennt, der wird nicht zweifelhaft darüber sein, daß erstere ein Troubadour-Destillat der letzteren ist. Die Entstehung kann ich mir auch ganz gut denken; Heyse hat in den »Deutschen Novellenschatz«, den er in Gemeinschaft mit Hermann Kurz herausgiebt, die Dorfgeschichte der »Leute von Seldwyl« eingeführt, und deren wunderbarer Reiz hat ihn umfangen, gefesselt und bedrückt, bis er des Eindruckes durch eine romantische Nachproduction ledig ward. Die Zuthat ist Erfindung, aber der Grundgedanke, das Wesen der Handlung ein Fund. Hierher paßt recht das Vorwort Keller's: »Tief wurzelt im Menschenherzen jede der schönen Fabeln, auf welche ein großes Dichterwerk gegründet ist. Die Zahl solcher Fabeln ist mäßig, gleich der Zahl der Metalle, aber sie ereignen sich immer wieder auf's neue mit veränderten Umständen und in der wunderlichsten Verkleidung.«

Nicht blos in der deutschen, auch in der Literatur anderer Völker lassen sich zahlreiche Beispiele aufführen von der großen Rolle der Reminiscenz. Alexander Dumas war es, der in dieser Beziehung das stolze Wort gelassen ausgesprochen hat: »L'homme de génie ne vole pas, il conquiert!« Und ein größerer Eroberer in solchem Sinne hat wohl niemals existirt, als der fruchtbarste aller Romanciers. Der berüchtigte Granier aus Cassagnac, ein Gascogner pur sang, war, ehe er Senator des dritten Napoleon wurde, ein gewiegter Kritiker, der insbesondere dem älteren Dumas unbarmherzig zu Leibe ging. »Wenn Herr Dumas ein Theaterstück oder einen Roman

Digitized by Google

verfertigen will,« sagte Granier, »so entwirft er zunächst aus einem oder mehreren fremden oder einheimischen Werken sich ein Schema, dem er vielleicht noch einige von Freunden gesprächsweise entlehnte Zuthaten giebt. Alles Fleisch und die ganze Bekleidung des so auferbauten Gerüstes entnimmt er aber der Polterkammer seines fabelhaften Gedächtnisses, das er eigens zu dem Zwecke geschult zu haben scheint, ihm den nöthigen Stoff zur Ausfüllung der Lücken zu liefern. Diese geschieht manchmal in bewundernswürdiger, oft aber auch in ganz seltsamer Weise. Da knetet er eine Figur zusammen aus Fiesko und Verrina von Schiller; dort nimmt er einen Charakter bis auf's Haar getreu aus Walter Scott; Wahrheit und Dichtung von Goethe, amalgamirt mit den Memoiren der Königin Christine von Schweden, liefern ihm ein completes Drama; zu seinen Romanen tragen Ugo Foscolo, Casanova, Samuel Warren, Chateaubriand und viele Andere bei, abgesehen von denjenigen, welche er notorisch nicht selber verfaßt, sondern zu denen er nur seinen Namen auf den Titel gesetzt hat.«

Aber wenn es Dumas auch manchmal fast zu arg getrieben hat, Talent darf und kann man ihm doch keineswegs absprechen. »Die Vielproduction ist auch ein Talent!« hat seinerzeit ein vielberufener Kritiker der Zukunftsmusik gesagt, als er von Donizetti sprach. Spaßhaft ist es, in der neueren französischen Literatur manchmal zu gewahren, wie die Reminiscenz in den Generationen forterbt. Kürzlich kam mir ein Pariser Sensations-Roman: »La clique dorée« (am besten zu übersetzen durch »Die Schwefelbande«) von Emile Gaboriau in die Hand, den ich flüchtig durchlas. Und da mußte ich wirklich lachen über die getreue Copie der Hauptfigur, der Amerikanerin Sarah, nach der Mylady in den »Monsquetaires« von Alexander Dumas oder vielmehr Auguste Maquet. Und doch hat sicherlich der Verfasser nicht copiren gewollt, vielleicht nicht einmal geahnt, daß er es that, denn gar weit zurück von unseren Tagen liegt jene unmögliche Romangestalt.

Shakespeare war es, wenn ich nicht irre, der das Gedächtniß einen Probirstein der Geistesgesundheit nannte. Ist demnach das verschwommene, das unklare Gedächtniß, die Reminiscenz, ein Attribut geistiger Schwäche? Sicherlich nicht — sie stellt sich nur zu dem ersteren wie das allgemeine Bewußtsein zu dem Bewußtsein des Absoluten. Erinnerung und Phantasie sind in philosophischem Sinne Zwillingsgeschwister, »sicherste Führer aus dem Reiche des Lebens in das Schattenreich des Geistes. In der Erinnerung ist das Sinnenwesen Gedankenwesen, das leiblich Abwesende Gegenwärtiges; das Bild des Gegenstandes ersetzt oder vertritt den Gegenstand selbst. Durch das Mittel der Erinnerung kann ich, von Ort zu Ort wandernd, die Anschauung der Scholle, auf der ich geboren, zur Anschauung des Universums erweitern und mich aus der Rolle eines beschränkten Spießbürgers zur Würde eines kosmopolitischen und eben damit geistvollen Wesens emporschwingen; denn erst wo der Mensch sich über die Schranke seines Localzustandes zur Anschauung der Welt erhebt, erhebt er sich auch zu Geist.«

Digitized by Google

Diesen Worten Ludwig Feuerbach's füge ich noch zum Schluß, ad captandam benevolentiam, ein Sprüchlein zu aus der erwähnten, reizenden Novelle von Paul Heyse: »Sagen, wie die Dinge sind — Ist unweise, doch keine Sünd'.«

Straucheln auf fremden Gebieten.

Schon öfters ist es bemerkt worden, daß die deutschen Schriftsteller eine wahrhaft kränkliche Neigung haben, dasjenige zu schildern, was sie nur ganz aus der Ferne oder gar nicht kennen. Weil es Meister Schiller so gut im »Tell« gerathen ist, weil die idealische Beschreibung der Borromäischen Inseln von Jean Paul so viele schwärmerische Bewunderer gefunden hat, so glaubt ein jeder Epigone die Berechtigung zu haben, seine Phantasie und Feder in gleicher Weise spazieren zu führen, vergißt aber dabei gänzlich der alten Pandecten-Regel: Si duo faciunt idem, non est idem, d. i.: Wenn Zweie thuen Einerlei, so ist es doch ein Zweierlei — oder des noch drastischeren: Quod licet Jovi, non licet bovi! Bedauerlich ist es, wenn auch tüchtige, anerkannte Schriftsteller auf derlei Abwege und unbekannte Gebiete gerathen. Ein solches Gebiet sind den Meisten die Naturwissenschaften und deren Anwendungen auf das praktische Leben, vorab die Industrie und ganz besonders die Landwirthschaft. Letztere, überhaupt bis in allerjüngste Zeit ein sehr übel behandeltes Stiefkind der Bildung, muß sich von Dichtern, Erzählern und darstellenden Künstlern fast so viel gefallen lassen, wie von den Staatskünstlern, die doch wahrlich genug daran herumgeknetet haben, um das plastische Material in beliebte Form zu bringen.

So dürfte man einen Preis aussetzen für eine gute, naturgetreue Nachbildung des Pfluges oder eines anderen Ackergeräthes auf einem Kunstwerke; nicht einmal die Herren Zeichner der »Fliegenden Blätter« haben sich jemals die Mühe genommen, ein derartiges Instrument genauer anzusehen und einen Augenblick darüber nachzudenken, zu was und wie es wohl gebraucht wird; Belege dafür sind leicht zu liefern. In den gleichen Fehler verfallen neben den Münchener Bilderbogen auch zahlreiche, sonst werthvolle Oelbilder — z. B. von Zimmermann — und, noch schlimmer, auch solche illustrirte Werke, die gerade als Anschauungs-Lehrmittel für die Jugend bestimmt sind, wie der Lauckhard'sche »Orbis pictus«.

Die Gedankenlosigkeit in dieser Hinsicht ist zu groß, daß sie nicht einer Rüge bedürfte. Leider geht ihr zur Seite die Unkenntniß, die mangelhafte Vorbildung vieler Schriftsteller, vorzugsweise in naturwissenschaftlichen Dingen, nicht selten verbunden mit der Einbildung: »Was ich schreibe, ist gut, ihr müsset nur daran glauben.« Schleiden, welcher leider auch ein wenig unter diese Kategorie gehört und dies oft empfinden mußte, hat in

Digitized by Google

dunkler Ahnung davon seinen »Studien« gewissermaßen zur Entschuldigung eine Allegorie als Einleitung vorhergeschickt. Dieselbe schildert, wie vier Künstler aus Rom in die Campagna ziehen, um Studien zu machen; aber der gehäufte Stoff verführt sie: der Historiker skizzirt ein Genrebild, der Landschafter zeichnet Madonnen, der Porträtmaler Landschaften u. s. w.

Allein sind das rechte Studien? Was wird dabei herauskommen? Vielleicht die Unwahrheit, die Verzerrung, im besten Falle die Halbheit — niemals aber das richtige Tüchtige. Und so wird, was Entschuldigung sein sollte, gerade zur Verurtheilung. Wenn uns bei älteren Autoren das Straucheln auf fremden Gebieten ergötzt, weil wir die mangelnde Vorbedingung ihrer Zeit zugute halten müssen, so verletzt es vielfach bei den neueren. Gerade bei ihnen kommt es aber so auffallend häufig vor, daß erst in jüngster Zeit ein Publicist von anerkanntem Rufe (in den Westermann'schen Monatsheften) auf diesen ärgerlichen Fehler wieder warnend aufmerksam gemacht hat. Daß auch die Besten von demselben nicht ganz frei sind, dies gedenken wir durch nachstehende kleine Blumenlese zu beweisen, welche vielleicht Manchem zur Lehre, dem Publikum aber zur Erbauung gereichen wird.

Wenn ein vielschreibender Dilettant, wie Klenke, in seinem zweibändigen Werke: »Die Verfälschung der Nahrungsmittel« — eine leichtfertige Uebersetzung von Arthur Hill Hassal's »Adulteration of Food« — das englische Wort Mangle Wurtz frischweg übersetzt mit »Wurzel des Mangle-Baumes« (Rhizophora mangle) und die gerösteten Wurzeln dieses südamerikanischen Baumes mit Wiedergabe von mikroskopischen Durchschnitten als Kaffe-Surrogat behandelt, so ist das einfache Unwissenheit; er weiß nämlich nicht, daß Manglewurtz auf Deutsch Runkelrübe oder Mangold (Beta cicla) heißt.

Spaßhaft und an französische Reisebeschreibungen erinnernd, ist die naturhistorische Notiz Tschudi's in der ersten Auflage des »Thierlebens der Alpenwelt«, daß eine Race-Eigenthümlichkeit der Merinoschafe gekürzte Schwänze seien; bekanntlich besorgt der Schäfer die Operation an den Mutterlämmern. Die fruchtbeladenen Dattelpalmen, die Henrik Hertz in »König René's Tochter« dem Thale von Vaucluse schenkt, dürfen auf Rechnung der poetischen Licenz geschrieben werden. Dagegen verwundert es billig, wenn ein großer Weltreisender wie Fritz Gerstäcker bei dem Anblicke einer verkümmerten Hortensia — Hydrangea hortensis — in Ost-Asien von den Heimatsgefühlen der deutschen Blume im fernen Lande schwärmt, ohne zu ahnen, daß er sie gerade da erblickt, wo sie wirklich zu Hause ist. (Reisen V, 1854.) Noch drastischer aber präsentirt sich seine gottvolle Naivetät in einer neuesten Bluette: »Irrfahrten«, worin er getrost zwischen Gießen und Frankfurt die »Station Hanau« anbringt — Beweis, daß Erdumsegler noch keineswegs Geographen sind.

In einem Romane: »Die Alpenrose von Ischl«, von A. Silberstein, wünscht ein hirschgerechter Jäger dem anderen: »Auf Waidmanns Glück!«

Digitized by Google

und »hebt mit einem lebhaften Blicke den Hut.« Was sagen Jagdfreunde zu dem verpönten Gruße? Dann »stößt der wachhabende Gemsbock seinen leisen, heiseren Pfiff aus, der eine ganze Gemsheerde in's Fliehen bringt.« Der Gemsbock steht bekanntlich niemals Wache, sondern stets eine »alte Gais«, und »Gemsheerden« hat kein Jäger gesehen. Oder: »Der Jäger Egon sah einzelne Gemsen ferne, er »maß«, daß sein Rohr noch nicht reichte, und stieg und kletterte.« Endlich: »Ein großer Geier flog in den Lüften, und ein Kreischen hörte sie von seiner rauhen und krächzenden Kehle.« Abgesehen von dem Deutsch, kreischt der Geier nicht, sondern pfeift, und zwar weder rauh, noch krächzend; der Autor hat also den Vogel so wenig kennen gelernt, wie jemals eine Jagd. Wir lassen es bei diesen Proben aus dem angezogenen Opus bewenden; sie wären leicht zu verdreifachen.

Der gefeierte Erzähler Hermann Schmid läßt in »Friedel und Oswald«, Roman aus der Tiroler Geschichte zur Zeit des Constanzer Concils, die Margareth von Schwangau ihren Gatten Oswald von Wolkenstein, den Minnesänger, fragen: »Wie nanntest du die Blume, von der du mir neulich erzähltest, die du im Morgenlande gesehen, die nur einmal blüht? — Die Agave. — Das ist mein Sinnbild«, u. s. w. Die Agave ist aber eine mexicanische Pflanze, welche im Jahre 1561 aus Amerika nach Italien kam, 1625 zum erstenmale in der alten Welt, und zwar in Florenz, zur Blüthe gelangte, von männiglich angestaunt. — Jakob Corvinus (W. Raabe) läßt in »Drei Federn« einen wissenschaftlichen Arzt einem neuen Eingeweidewurm den Namen »Coprosaurus« geben. Ein Lurch als Entozoon oder umgekehrt! — In seinem »Wildpfarrer«, Capitel IV, will dagegen Otto Müller einen »spanischen Hammel« zur Zucht verwendet wissen, was seine Schwierigkeiten haben dürfte.

Der Naturalist Hackländer, welcher eine reichlichere Ausbeute bieten würde, wenn seine Schriften uns zugänglich wären, bringt in einer der mißrathensten derselben, im »Neuen Don Quixote«, II., Capitel 23, den Alliterations-Passus: »Nehmen wir z. B. an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza,« weil er glaubt, daß »Mirza«, der persische Doctortitel, ein weiblicher Name wäre. Selbst der gewissenhafte Gutzkow ist nicht frei von manchem Lapsus; er läßt im »Zauberer von Rom« den Sherry-Cobbler durch »Maccaronistengel« trinken; verlegt Baden-Baden nach Wien; läßt bei einem Diner von vier Personen »Auerhähne« auftragen und Liebig den Erfinder des Einmachens der Gemüse in Blechbüchsen sein. Armer Appert!

Der »Ekkehard« von Scheffel wird immer als ein Muster treuen Quellenstudiums im Gebiete des Romans gepriesen sein. Aber daß im 10. Jahrhundert die Reichenauer Mönche schon drei Dutzend Truthähne gekauft haben sollten, erscheint uns um so unglaublicher, als damals noch nicht einmal die erste Entdeckung Amerikas durch die isländischen Normannen geschehen war. Interessant für die Geschichte der Gährungs-Chemie ist auch

Digitized by Google

die Mittheilung desselben Romans, daß nicht allein die Hunnen schon Branntwein tranken, sondern daß auch der selige Burgcaplan Vincentius manches solche Essenzlein — »ein stark Wasser„ gebrannt aus Kirschen und Steinobst« — bereitet hatte. Wie sehr doch irren die Forscher, welche zuerst die Kunst der Spiritus-Erzeugung den Arabern zugeschrieben hatten, bis sich mit Sicherheit herausstellte, daß Arnald de Villeneuve, gestorben im Jahre 1313, der eigentliche Erfinder des Branntweins oder Aqua vitae gewesen sei. Ein kleiner Doppel-Anachronismus ist auch die Erscheinung von Ratten in der Klause des Wildkirchli. Dort oben in der Nähe des ewigen Schnees hat es niemals Ratten gegeben, und im 10. Jahrhundert um so weniger, als diese lästigen Thiere bekanntlich erst seit dreihundert Jahren aus dem Morgenlande in Europa eingewandert sind.

Gustav Freytag, der sich in seinen Dramen und Romanen, leicht nachweisbar, gerne mit fremden Federn schmückt, da die Gabe wirklicher Dichtung ihm ganz abgeht, hat viel leiden müssen über den »Schinken mit Burgunder-Sauce«, der Antons Leibgericht in »Soll und Haben« ist. Für Jeden, der schon einmal ein Jagdgewehr in Händen gehabt, ist die tragische Entwicklungsscene in der »Verlorenen Handschrift«, der Knoten- und Gipfelpunkt des ganzen Romans, geradezu lächerlich; man versuche doch, wie der Fürst es thun will, einem Gegenüberstehenden den Lauf der auf den Boden gesetzten Waffe auf die Brust zu halten und mit dem Fuße abzudrücken; das Experiment wird Heiterkeit bewirken. Daß nebenbei der zu ermordende Professor sich echt — professorendeutsch benimmt, indem er nicht wagt zuzugreifen und das drohende Gewehr zur Seite zu schlagen, erhöht nur den total burlesken Eindruck. Bekanntlich sind Freytag's bessere Leistungen nicht auf dem Gebiete der Poesie, sondern auf dem der Culturgeschichte zu suchen. In den »Bildern aus der deutschen Vergangenheit« strauchelt er aber öfter, als dem Historiker erlaubt ist. Er muß den Tacitus, den er so oft im Munde führt, niemals selber gelesen haben, sonst könnte er uns nicht vorreden, daß der deutsche Ackerbau von den Römern unter Anderem auch die Gerste erhalten habe. Dieses Getreide wurde von den Ureinwohnern Mittel-Europas gebaut, ehe es Römer gab, wie die Pfahlbaureste klärlich beweisen; haben doch jüngst erst die von Martius bei Priesen in Böhmen aufgedeckten Steingräber aus frühester Bronzezeit mit Gerstenstroh durchwirkte Ziegel geliefert. In der Mitte des 18. Jahrhunderts suchte der deutsche Grundherr leider noch nicht »die Wolle seiner Heerden durch Electoralschafe zu verfeinern«, denn es gab die letzteren nicht; deren erster Stamm wurde 1765 nach Sachsen gebracht, vor 1778 nichts davon in's Ausland verkauft, der Name »Electoral« datirt von viel später. In den 1680er-Jahren läßt Freytag »das erste landwirthschaftliche Werk eines deutschen Edelmannes« erscheinen, v. Hohberg's »Adeliges Landleben«; für ihn hat demnach der wackere Konrad von Heresbach mehr als hundert Jahre früher nicht gelebt, den wir Anderen gern als unseren ersten landwirthschaftlichen Schriftsteller verehren, und dazu war er gleichfalls ein »Edel-

Digitized by Google

mann«, sogar »Geheimer Rath«. Unmittelbar nach dem großen Kriege, also um 1650, zogen italienische Abenteurer in Strömen durch Deutschland; »neben dem Bär aus Böhmen,« erzählt der Sammler, »trotteten die Kameele von Pisa.« Ob damals Böhmen noch viele Bären zu liefern im Stande war, ist unbekannt, aber möglich, da bekanntlich der letzte Czechen-Petz noch zu unserer Zeit im Haferfeld bei Krumau verendete; aber sicher ist, daß die Kameel-Stuterei zu San Rossore bei Pisa erst im Jahre 1737 in's Leben trat.

Selbst ein Schriftsteller, der auf dem Lande und in der Natur zu Hause ist, wie Wenige, der, wo nicht Begründer, so doch Neu-Beleber der Dorfgeschichte, der liebenswürdige Berthold Auerbach, läßt sich, wenn er auf die Technik des Landbaues oder verwandte Gegenstände zu sprechen kommt, Fehler nachweisen, die der Sicherheit seines Auftretens noch weniger verziehen werden dürfen, als Anderen. Im »Tonele« sehen die Mädchen, was noch kein Jagdfreund gesehen hat, »den Jäger von Mühringen in ein Repsfeld springen« und einen darin geschossenen Reiher (!) aufheben. Ein Reiher im Reps! Ob im Schwarzwald der Dinkel und der Roggen identisch sind (Ivo, der Hairle), möchte sehr zu bezweifeln sein, da in ganz Schwaben unter Dinkel nur Triticum spelta, nicht aber Secale cereale verstanden wird. Den langen Säespruch, der im »Lauterbacher« mitgetheilt wird, bei jeder Handvoll auszuwerfender Saat herzusagen, wäre ein Kunststück, das der beste Säemann schwerlich fertig bringt. Daß die echte Schwyzer Race des Rindviehs aus Appenzell herstammt, wie im »Lehnhold« zu lesen, dürfte manchem Thierkundigen neu sein. In derselben Erzählung bearbeitet Alban ein Rodland mit dem dreischarigen Feldpflug, gewiß zur höchsten Verwunderung jedes Landwirthes, der da weiß, daß ein solches Instrument nur zum Behacken der Reihenfrüchte construirt und brauchbar ist. Auch »russischen Weizen« zu pflanzen, ist in Deutschland wohl noch selten Jemandem eingefallen. Wenn im »Edelweiß« (?) die alte Magd in den Garten geht, um Bohnen zu schneiden, so lächelt darüber jedenfalls eine gartenfreundliche Hausfrau; wenn aber die Feile eines Uhrmachers so lange Dienste leistet, daß der Handgriff eine Vertiefung durch die Auflage des Daumens bekommt, macht das sicherlich jeden Metall-Arbeiter lüstern nach der Adresse des Feilenhauers, der sie geliefert. Im Roman: »Auf der Höhe« spricht Irma's Tagebuch die neuen naturgeschichtlichen Axiome gelassen aus: »Ein anderes Thier tödten, kann das Thier auch, ein anderes zu seinem Nutzen leben lassen — nicht!« — »Es giebt keine neuen Thiere mehr, die sich zähmen lassen.«

In Bezug auf Ersteres ist dem Verfasser, außer dem Studium des Bienenstaates, dasjenige eines Buches von Professor E. Häckel in Jena: »Die Arbeitstheilung in Natur und Menschenleben«, Berlin 1869, zu empfehlen. Es sei nur beispielsweise auf die Sclavenstaaten der Ameisen verwiesen, bei uns z. B. von Formica rufa und Formica rufescens. Hinsichtlich des zweiten Tagebuch-Gedankens muß der Nachdruck auf das Wort

Digitized by Google

»neue« gelegt werden; neue Thiere zur Zähmung giebt es allerdings nicht mehr, obgleich wir nicht wissen, wie viel jährlich entstehen mögen im Kampfe um das Dasein. Aber daß in unserer jüngsten Zeit viele glückliche Versuche mit Erwerbung neuer Hausthiere gemacht worden sind — vom Dschiggetai an bis zum Hokkohuhn — das wird die Société d'Acclimatation in Paris gerne bestätigen.

Der Vergleich der Cordonbäume, »die Stamm und Zweige schief legen müssen, wie ein Basaltlager«, ist schief; nicht jeder Basalt ist schräg geschichtet und dann immer nur nach Einer Richtung. Jener Vergleich steht im »Landhaus am Rhein«. In diesem Roman läßt auch Auerbach den Roland berichten, »nicht der Kaffee, sondern der Zucker käme aus Amerika«. Nun sind allerdings weder Kaffee, noch Zucker in Amerika einheimisch, aber doch ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß die rheinischen Winzer — wenn sie überhaupt nicht »deutschen Kaffee« bevorzugen — Brésil oder Domingo consumiren, nicht aber Java oder gar Mokka. Eine unantastbare Autorität, Professor Agassiz, berichtet (in »A Journey in Brazil by Professor and Mrs. Agassiz«. Boston and London 1869): »Dank ihrer Ausdauer und den günstigen Bodenbedingungen, haben die Brasilianer eine Art Monopol für Kaffee erlangt. Mehr als die Hälfte des Kaffees, der in der Welt consumirt wird, wächst in Brasilien.« Dagegen kommt nach Deutschland längst fast gar kein Zucker mehr aus Amerika, da das einheimische Fabrikat der Runkelrübe den Bedarf hinlänglich deckt.

Mit dieser kleinen Auswahl beschließen wir unsere Blumenlese von Strauchelschritten auf fremden Gebieten von Seite anerkannter Schriftsteller. Sie soll keine Verkleinerung bezwecken, sondern nur eine Warnungstafel aufstellen, damit uns nicht immer und immer wieder vorgeworfen wird: »Was kann daraus Vernünftiges werden für unsere erzählende Literatur in Deutschland, wenn uns ein Jeder von dem erzählt, was er nicht gelernt und gesehen hat? Der Plebejer erzählt uns aus der vornehmen Welt, der Aristokrat tischt uns Dorfgeschichten auf, der Pfarrer spinnt Mordgeschichten und Bernsteinhexen und der Criminalrichter lyrisch-idyllische Epen! Die Wahrheit fehlt.«

Im Nobiskrug.

(Eine Neujahrs-Erinnerung.)

Es war am Sylvesterabend des Jahres 1847, in der guten Stadt Leipzig. Ein schneidiger Wind jagte durch die vom Gaslicht trüb erhellten Straßen und blies den darin Wandernden scharfe Schneespitzen in's Gesicht, so daß sie die Mäntel vor dasselbe zogen — damals trug man noch den ehrlichen Erbmantel von währschaftem Tuch, und nur extravagante Naturen hatten ihn durch den neumodischen Burnus ersetzt, nicht zur Billigung der

Digitized by Google

Mütter, welche nach soliden Familiengründern ausspähten. Zu den mit dem Winterwehen Kämpfenden gehörte auch ich; eben hatte ich die breite Fläche des Marktplatzes siegreich bewältigt und wollte in die düstere Hainstraße einbiegen, als sich plötzlich eine Hand auf meinen Arm legte.

»Entschuldigen Sie, mein Herr, sagte eine frische Stimme von eigenthümlicher Klangfarbe, »wenn ich es wage, Sie aufzuhalten, aber Noth kennt kein Gebot. Seit einer Stunde wandle ich in dieser Gasse auf und ab, frage Jedermann, aber Niemand weiß mir Bescheid zu geben; Einige haben mich sogar grob abgefertigt, Andere mögen der Himmel weiß was hinter meiner Anrede vermuthet haben; Sie sollen der Letzte sein, den ich frage. Mein Herr, wissen Sie vielleicht etwas von einem Local, welches »der Nobiskrug« heißen und irgendwo in der Nähe sich befinden soll?«

So wenig mir um's Lachen war, ich konnte mich dessen nicht enthalten. »Folgen Sie mir,« entgegnete ich.

»Wie, wäre es möglich,« rief der Fremde und preßte mir die Hand, »daß der Zufall mich mit einem Mitgliede jener vielberufenen Tafelrunde zusammengeführt hätte?«

»Einem ihrer Stifter,« gab ich stolz zur Antwort.

Seelenvergnügt, am Ziele zu sein, stellte sich der junge Mann nunmehr vor: es war Robert Giesecke aus Breslau, der sich damals gerade mit ein paar Romanen verheißungsvoll in die Literatur eingeführt hatte. Ein rosiger Junge, wie Milch und Blut, reich an Gütern der Erde und des Wissens, erfüllt mit hochfliegenden Ideen — so trat er an jenem Abende vor uns; nicht viele Monate und der böse Strom der Zeit hatte ihn in seinen Strudel gerissen; freilich warf er ihn an's Ufer, aber mit umnachtetem Geiste; lange Jahre war er dem Leben entfremdet und als er in dasselbe zurücktrat, nicht mehr Er.

In einem jener dunklen Höfe, worin zur Zeit der Leipziger Messe die »Fieranten« mit Vorliebe ihre Güter aufstapeln — irre ich nicht, so trug er den Namen »zum Joachimsthal« — führte eine steile, matt erleuchtete Treppe in ein unterirdisches Gelaß. Dieses gab sich freundlich: ein mächtiger Keller war zu einer Restauration eingerichtet worden; seine säulengetragenen Wölbungen bildeten längs der Seitenwände geräumige Nischen, in welchen eine Gesellschaft von den anderen ziemlich getrennt, daher unter sich war, mithin nicht immer leise zu sprechen und die Worte auf die Goldwage zu legen brauchte, wie sonst wohl nothwendig. Ein Canapé aus rothem Plüsch, der begehrteste Platz, nahm den Hintergrund ein; hochlehnige Stühle garnirten die braune Eichentafel davor. Den Plafond des Gewölbes darüber zierten beziehungsreiche Malereien, deren Mittelpunkt ein aus Fichtenzweigen hervorwachsender germanisch-antiker Schänkkrug bildete mit der Aufschrift: »Nobis«.

Allabendlich versammelte sich in diesen tiefen Räumen eine Gesellschaft, deren Mitglieder durch Beruf und Gesinnung einander näher gebracht worden waren. Anfänglich waren es deren nur Wenige, sämmtlich deutsche

Digitized by Google

Schriftsteller, aber aus den entlegensten Fernen des großen Vaterlandes hier zusammengeflossen; Gäste, die hie und da den bescheidenen Symposien beiwohnten, glaubten sich dabei gut unterhalten zu haben und kamen wieder; so krystallisirte sich allmählich um den kleinen Kern eine ganz stattliche Conglomeration; es galt für eine Gunst, in dem freien Vereine zugelassen zu werden; an die Männer von der Feder reihten sich Musiker, Maler, Architekten; nichtsdestoweniger herrschte strengste Exclusivität; wer nicht zu dem »Stamme« in jeder Hinsicht paßte, der wurde ausgeschieden, und zwar in einer Weise, daß er gewiß nicht das Wiederkommen versuchte. Freunde von auswärts oder anständige Collegen, welche kamen, um das Handwerk zu begrüßen, hatten die Kunde von diesen ungezwungenen Zusammenkünften, bei welchen die Hegel'sche Philosophie den Vorsitz führte und die ernsten Fragen der Zeit lebhafteste Erörterung fanden, weit hinausgetragen unter die Fach- und Gesinnungsgenossen; so kam es, daß Wenige von diesen Leipzig berührten, ohne danach zu trachten, einen Abend mit den »Vatermördern« zu verbringen. Denn leider führte der junge Club diesen gräßlichen Namen in der ersten Zeit seines Bestandes; er schrieb sich her vom Contraste der Trinkgefäße, deren kleinste Sorte dort »Kind« genannt wird. Es waren übrigens auch noch andere, minder günstige Auslegungen im Schwange.

Zu jenen Zeiten wendete man literarischen Ereignissen — in Ermanglung anderer — weit größere Aufmerksamkeit zu als heutzutage. Als ein solches galt uns der zwischen Daumer und Nork entbrannte heftige Streit über den Molochsdienst der alten Hebräer. In diesen wurden als Belege auch einbezogen die Nobiskrüge der deutschen Vorzeit, jene unheimlichen Oedschänken, welche ein Dunst von Blut und selbst von Anthropophagismus umgab, deren Bedeutung auch gleichbedeutend mit »Hölle« war. (Das Wort hat mit dem lateinischen »Ego« nichts zu thun, sondern stammt von »Abyssus«, Abgrund.) Der Name gefiel uns so gut, daß er alsbald dem früheren substituirt wurde; die tiefe Kellerschänke des Herrn Werthmann hieß fortan »zum Nobiskrug« und hat diese Firma behalten, so lange sie existirte.

Die »Grenzboten«, damals das vornehmste aller Oppositions-Journale, hatten mit dem, was sich um ihr specielles Personal gruppirte, das erste Contingent für den Nobiskrug gestellt; Julian Schmidt, später Gustav Freytag, dann Jakob Kaufmann, Eduard Wessel, Julius Seybt, die Philologen Karl Nipperdey und Constantin Rösler standen unter ihrem Banner; aber der Gründer und Leiter des Blattes, Kuranda, erschien nur selten; er zog es vor, seine Abende im Kreise schöner Frauen zu verbringen, denen er die Laute rühmlich schlug und sie in den Geheimnissen des Alpenjodlers unterrichtete. Dagegen gehörten die Redacteure des »Kasperle im Frack«, einer der merkwürdigsten Zeitschriften, die jemals das Licht der Welt erblickt haben, die Oesterreicher Friedmann, Heinrich und Schindler zu den Stiftern und Stammgästen, nicht minder Dr. F. Schröder aus Zeulenroda, der das Jus an den Nagel gehängt hatte, um einer der elegantesten und witzigsten

Digitized by Google

Caricaturenzeichner seiner Zeit zu werden. Arnold Ruge und Theodor Althaus erschienen im Anfang regelmäßig. Ersterer überwarf sich bald mit den »Grenzboten«, Letzterer beklagte sich darüber, daß den Nobiskrüglern zu wenig heilig sei. Fritz Gerstäcker, Otto Wigand, H. Pröhle gaben häufig längere Gastrollen; dann die österreichischen Auswanderer Alfred Meißner, Max Schlesinger, Friedrich von Szarvady, Adolph Neustadt, Dr. Pollak, Goldmark, Dr. Löhner (Ludwig von Morajn) und Andere mehr. Zeitig schlossen sich an die Musiker Riccius, Leonhardt, Wasilewsky, Meinhardus, Reimers, Dr. Brunner, welche wöchentlich einmal eine Trio-Vorstellung gaben; Robert Schumann und Rietz kamen öfters zu Gast; ferner sind zu nennen: der Journalist von Bardeleben, Maler Merkel, Architekt Ungewitter, Arzt Dr. Günther — aber ich erinnere mich beiweitem nicht mehr an alle Genossen des schönen Kreises. Nur einiger Hospitanten, von welchen Manche wiederholt kamen, sei noch gedacht: Meir Goldsmith, der sinnige dänische Novellist, damals Redacteur des »Corsaren« in Kopenhagen; der Literatur-Historiker Kreyssig, Robert von Keudell, der uns die prächtigsten Volkslieder sang und seine Octavenhände bewundern ließ; Julian Löwe, der Neffe der Talvj, der sich in den ehrenrührigsten Anklagen gegen seine schriftstellernde Tante zu ergehen pflegte und gerade damals sein famoses Pamphlet »Das Testament meines Großvaters« schrieb; Hobrecht aus Danzig, Friedländer aus Königsberg, die Schauspieler Emil und Eduard Devrient, der alte Genast aus Weimar u. s. w. Am lebhaftesten steht mir noch vor dem Gedächtnisse Ludwig Feuerbach, der ein paar Abende hinter einander auf dem Ehrenplatze saß, wortkarg, an Bart und Lodenjoppe einem Hinterwäldler ähnlich.

Man sieht, es trafen Leute zusammen im »Nobiskrug«, derenthalben man gerne in noch entlegenere Tiefen hinabgestiegen wäre.

Heute, am Sylvesterabende des langweiligen Jahres 1847, war die Versammlung des Clubs eine besonders zahlreiche; außer dem Breslauer Gaste, den ich einführte, waren deren noch mehrere anwesend. Aber es schwebte ein Hauch von Mißmuth und Unbefriedigung über ihr, welcher sich nicht bannen lassen wollte. Manches war zusammengetroffen, was diese Verstimmung begründen mochte. Ein Paar aus unserem Kreise war vor die löbliche Stadtpolizei gefordert und streng nach seinen Subsistenzmitteln inquirirt worden; eine zweite Gruppe kaute Wuth an den Nägeln, weil an dem schönen Sylvestermorgen eine hochweise königlich sächsische Censur die »Illustrirte Chronik«, welche am nächsten Tage ihre erste Nummer in die staunende Welt senden sollte, grausam verboten, unterdrückt hatte, und das aus keinem andern Grunde, als weil der »lange Kurt«, welcher die Matter of facts bei dem noch ungeborenen Sprößling der Firma J. J. Weber zu besorgen übernommen, einige harmlose politische Witze zwischen die kurzen Berichte über Mißgeburten, Mordgeschichten und moralischen Aeußerungen über den Sclavenhandel einzuschmuggeln versucht hatte. Beiläufig gesagt, ist das Verbot des genannten, schön angelegten Wochenblattes, das mit prächtigen

Digitized by Google

Porträts des Reformators auf dem Stuhle der Päpste, Pius IX.. und des populären Erzherzogs Stefan, des jungen Palatinus von Ungarn, debutiren wollte, aus dem Grunde historisch, weil es das letzte war, welches vor Aufhebung der Censur in Deutschland zum Vollzuge kam.

Censor in Leipzig war damals Hofrath Marbach, auch ein Schriftsteller. Es würde ihn sonderbar angemuthet haben, wenn er aus einem Versteck hätte anhören können, was Liebliches über seinen Charakter und sein Talent, sowie über das Institut, dem er diente, ausgesprochen und ausgespuckt wurde, denn Jeder, der damals fünfzig Zeilen für die Oeffentlichkeit geschrieben hatte, wußte ebenso viele Censur-Anekdoten zu erzählen. Persönlich hätte sich der Ideenmörder nicht in unseren Kreis wagen dürfen, denn der lange Kurt, der Hüne aus »Warmiens geweihten Fluren«, ballte fortwährend höchst demonstrativ die grimmigen Fäuste. Es half nichts, daß die zur Disposition gestellten »Kasperle«-Redacteure ihren am gleichen Tage erschienenen Schwanengesang, das literarische Taschenbuch »X Y Z«, zum Besten gaben; der darin verabreichte Humor war zu feucht, um zu zünden. Selbst Schindler's Loreley-Ode an den Sänger Hermann Rollett brachte nur da und dort ein schwaches Zucken der Mundwinkel zuwege. Kein schlechter Witz — gute gelangen nicht — wollte verfangen; ein düsteres Brüten war über die Runde gekommen, allgemach schritt der Engel des Schweigens durch ihre Reihen.

Da zog Einer — ich weiß nicht mehr wer — eine Broschüre aus der Tasche. »Merkt auf, ihr Freunde,« rief er, »hier halt' ich das Evangelium der neuen, der besseren Zeit. Der große Zauberer ist erstanden, der mit einem Winke seines Stabes alle Schlagbäume und Fallgruben auf dem Wege zur deutschen Einheit und Freiheit hinwegescamotirt — höret das Hohe Lied der Verheißung.« Und er begann vorzulesen aus der noch schwer zugänglichen Denkschrift des Generals von Radowitz an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. In diesem merkwürdigen Exposé ist bekanntlich der Plan und Gang genau vorgezeichnet, welchen die preußische oder, wenn man will, die deutsche Politik seitdem eingeschlagen und festgehalten hat; sie hat alle darin vorgezeichneten Etappen durchschritten — das vorgezeichnete Endziel aber bis heute noch nicht erreicht.

Die Zuhörerschaft wurde von sehr gemischten Gefühlen bewegt; hastiger ward zu den Gläsern gegriffen, höher begannen die Wangen zu brennen; einzelne Ausrufe des Beifalls oder der Mißbilligung wurden laut. Als die Rede auf Oesterreich kam, als die hier zum erstenmale gebrauchte, seitdem in den Schatz geflügelter Worte des deutschen Volkes nördlich der Main-Linie übergegangene Phrase von der Culturmission des österreichischen Kaiserstaates im Osten zur Sprache kam — da brach der Sturm los. Die Geister waren entfesselt und rieben sich hart aneinander. Aber es war nur ein theoretisches Gefecht. Niemand glaubte ernstlich an die Zukunft; der Prophet, der uns damals verkündigt hätte, wir stünden im selben Augenblicke auf der Schwelle einer neuen Zeit und der Klang der Mitternachts-

Digitized by Google

glocke läute sie ein — wir hätten ihn bedauert oder ausgelacht, vielleicht gesteinigt, wenn auch nur mit Späßen.

Der Nobiswirth machte dem Wortgerause ein Ende. Feierlich trat er heran, eine phrygische Mütze auf dem schlauen Schädel und eine rothdamastene Kaffee-Serviette als »Mäntelchen von starrer Seide« umgethan, in der Hand den tyrannischesten aller Scepter — den ungeheuren Punschlöffel. Und hinter ihm der neckische, leider etwas schmutzige Zug der dienstbaren Nobisgeister, welche die riesige Bowle schleppten, die der Nobisgebieter laut bindenden Contractes den ihm gewonnenen Seelen mit dem Schlage der Mitternacht beim Jahreswechsel zu stellen hatte. Es mußte eine aufrichtige, unverfälschte Kriegsbowle sein, ohne viel indifferente Flüssigkeit und ohne Grund — sie war es. Der Nobisherrscher hat immer sein Wort ehrlich gehalten, ist aber gar häufig um den bedungenen armseligen Gewinn geprellt worden, was dann Märchen und Sage gebührend verherrlicht haben.

Wie mildes Oel den Schwall der Wogen sänftiget, so brachte das monumentale Gefäß auf der Tafelmitte sofort eine liebevoll versöhnliche Stimmung unter die zankenden Gegner; nur hie und da warf eine Spritzwelle noch ein: »Oesterreich« oder »Preußen« empor, allmählich rauschte und klang es immer einmüthiger zusammen: »Deutschland, Deutschland über Alles« — das Deutschland, dem schon der von der Vogelweide gesungen hat: »Von der Elbe bis zum Rhein und hinab bis an das Ungarland mögen wohl die Besten sein, die mir wurden weit und breit bekannt.« Wie hat doch jüngst der Erzherzog getoastet? Kein Preußen, kein Oesterreich, ein einiges Deutschland. Stoßt an, Freunde! Auf bessere Zeiten — auf den Durchbruch der Idee — hoch das freie Wort, Pereat die Censur — Preßfreiheit — gleiches Recht für Alle — nieder mit den Gedankenmördern —« so prasselte und platzte es durcheinander. »Meine Herren,« sagte auf einmal der Nobiswirth hinter der Hand hervor, »seien Sie ein bischen vorsichtig, dort schräg in der Ecke sitzen einige Gäste, die ich nicht kenne.« — Da ward es plötzlich wieder stille, Jedermann sog kräftig am Glase und raisonnirte inwendig fort. Denn diese Kunst verstand man damals meisterlich und übte sie auch — unbehelligt.

Die bedienenden Nobisgeister, welche den Gästen mittlerweile mit Flittern aufgeputzte thönerne Cigarrenpfeifchen als Neujahrsgeschenk in der Anhoffung hundertprocentigen Profits credenzt hatten, rissen plötzlich die Thüren des Kellersalons weit auf. Vom Nikolaithurme herab brummte die große Glocke, vom Rathhaus-Balkon bliesen die Stadtzinkenisten den Choral: »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« und dazwischen krachten die Schwärmer und Donnerschläge, welche man verehrten Personen als Serenade in der Neujahrsnacht darzubringen pflegte.

Das Jahr 1848 war angebrochen. In unserem Kreise gab es ein paar Umarmungen, mehrere kräftige Händedrücke — dem langen Kurt Balafré wich Jedermann weislich aus — und sehr viele Toaste; nota bene, die

Digitized by Google

verdächtigen Gäste hatten sich entfernt, um sich den üblichen Straßenrandal ein wenig anzusehen. Die Hospitanten führten nunmehr das Wort, dankten für genossene Gastfreundschaft und ließen den »Nobiskrug« leben und so weiter. Zuletzt erhob sich noch ein langer Mann, bartlosen Gesichts, mit scharfen Zügen, gekniffenem Munde und etwas gedrückter Stirne, aber ehrlich und gemüthlich blitzenden Augen. »Ich bin ein Oesterreicher,« begann er, und der Jubel erstickte sofort seine Weiterrede. Erst allmählich gelang es ihm, vom häufigen Beifall unterbrochen, seinen Speech zu Ende zu bringen; sein Toast galt der Freiheit und Brüderlichkeit der Nationen, der unabänderlichen Zusammengehörigkeit aller Stämme deutscher Zunge. »Zanken und streiten dürfen wir uns,« rief er, »aber wer 'was d'reinredet, den schlagen wir vereint nieder; es muß sein, wie hier im »Nobiskrug«: innen täglich Kampf und Reibung, nach außen eine stählerne Mauer. Laßt uns zusammenhalten, Freunde, wir fühlen uns, wir werden etwas erreichen. Und wer da kann, der leiste das Versprechen: »Heut' über ein Jahr wollen wir uns wiederum zusammenfinden. Die Gläser hoch: auf Wiedersehen am Sylvester 1848!« Mit frenetischer Begeisterung wurden die Pocale zusammengestoßen — heftiges Klirren, der Sprecher hielt nur noch den Fuß seines Glases in der Hand. Er warf einen eigenthümlichen Blick darauf.

Der Sprecher hieß Wenzel Messenhauser und war österreichischer Oberlieutenant. Er hatte die kleine Schwäche, sich draußen seines böhmischen Vornamens ein bischen zu schämen, und nannte sich daher unter uns »Wilhelm«; so steht auch sein Name verzeichnet auf der Novelle »Polengräber von Wenzeslav March,« die er verfaßt und mir geschenkt hat; damals war er nach Leipzig gekommen, um sie einem kritischen Kreise vorzulesen, in welchem sie allerdings nicht ungetheilten Beifall, aber trotzdem einen Verleger gefunden hatte. Er war ein liebenswürdiger, harmloser Mensch, der sich in wenigen Tagen viele Freunde gewonnen hatte. Als er sich erhob, um mit uns heimwärts zu pilgern, ahnte er so wenig als ein Anderer, daß er die Schwelle seines Todesjahres überschreite. Und welches Todes! In der langen Reihe aber Derer, die ihm hier folgten, wie Mancher ging mit dem neuen Jahre in's Elend, in die Verbannung, in ein verfehltes Leben. Wenige von ihnen fanden sich am Sylvesterabend 1848 zusammen im »Nobiskrug«; dieser existirte immer noch, aber seine Mitglieder hatten Partei ergriffen und von der deutschen Zusammengehörigkeit war nicht mehr viel die Rede; ich hasse dergleichen Sentimentalitäten,« pflegte der Wortführer zu sagen. Er ist Einer der Ersten im Lande geworden.

Während wir draußen in der frostigen Neujahrsnacht standen, klangen frische Stimmen zu uns herauf; zur frischen Bowle sangen die ungenügsamen Jungen:

„Und weil die Zeit nur vorwärts will,
So schreiten vorwärts wir;
Die Zeit gebeut, nie steh'n wir still,
Wir schreiten fort mit ihr.

Digitized by Google

Ein neues Jahr, ein neues Glück!
Wir ziehen keck hinein;
Denn vorwärts, vorwärts, nie zurück!
Soll unſ're Loſung ſein."

Der Nachtwächter aber, der im Pelz mit Horn und Springſtange vor uns aus dem Schnee auftauchte, ſang hinab: »Bewahrt das Feuer und das Licht, damit dem Lande kein Schaden geſchicht! Glückſelig Neujahr!«

Der däniſche Corſar.

Wer von den Leſern aus dieſer Ueberſchrift die Hoffnung ſchöpft, ein romantiſches Seegemälde oder ein Byron'ſches Nachtſtück vorgeführt zu erhalten, der iſt im Irrthum befangen. Nichts liegt dieſen Zeilen ferner. Sie wollen nur eine Erinnerung auffriſchen und dadurch mit einem Manne bekannt machen, der es verdient, gekannt zu ſein, wie Wenige ſeiner Zeit. Seine faſt vergeſſene Geſtalt iſt mir wieder vor das Auge getreten durch zwei unſcheinbare Bändchen, welche vor mir liegen; ihr Titel lautet: »Kleine Erzählungen von M. Goldſchmidt«. Und es iſt weniger deren Inhalt geweſen, der mich anzog und feſſelte, obgleich er hochpoetiſch und anziehend genug iſt, als vielmehr der Name des Verfaſſers. Dieſer führt mich mit Einemmal viele Jahre weit zurück in vormärzliche Zeiten, in welchen wir noch jung waren und verſchiedene Fragen frei hatten an das Schickſal, das hinwiederum ſo frei geweſen iſt, uns öfters eine ſehr unerwartete oder auch gar keine Antwort darauf zu geben.

Im Herbſte des Jahres 1847 machte ich einen Ausflug nach Schweden, auf der Rückreiſe hielt ich mich in Berlin auf; als ich eines Abends das Opernhaus beſuchte, war zu meiner freudigen Ueberraſchung Freund Goldſchmidt, der Gründer und Redacteur des »Corſar«, des berühmten ſatyriſchen Blattes, welches, einzig in ſeiner Art eine ganz unglaubliche Verbreitung und bedeutenden Einfluß in Dänemark erlangt hatte, mein Nachbar im Parquet, und zwar gab man, wie beſtellt, das Ballet: »Der Corſar«. Wir wurden im Sommer 1847 im »Nobiskruge« bekannt, wo derſelbe die freundlichſte Aufnahme gefunden. Nun folgten vierzehn Tage ſchöne, unvergeßliche Zeit. Wir waren junge Männer, geſund und lebensfroh, hellen Auges und freien Geiſtes.

Sie ſteht noch deutlich vor mir, die zierliche und doch gedrungene Geſtalt des Freundes, mit den großen, warmen Augen, der von dunkelbraunen, leiſe gelocktem Haare umrahmten Denkerſtirn und dem wohlgeformten Munde, der ſo mild reden und doch ſo ſarkaſtiſch verwunden konnte. Kraft und Elaſticität offenbarten ſich in jeder Bewegung, die äußere Erſcheinung war durchaus einnehmend und elegant in der beſten Bedeutung.

Digitized by Google

Wir genossen, was in der großen Stadt zu genießen war. Mit einigen jungen Kaufleuten, gescheiten Menschen, hospitirten wir im Casino der Schuhmacherstraße, im Colosseum, in der Friedrichstädter Halle; wir saßen die Theater ab und waren in der bekannten Devrient-Ecke bei Lutter und Wegener zugelassen; der »Doctor« auf unseren Karten verschaffte uns von Ideler einen Freipaß zu dem Allerheiligsten der berühmten Charité, in der ein junger Hilfsarzt uns als vermeintlichen Collegen »merkwürdige Fälle« vorführte, welche uns fast die Eingeweide umwendeten.

Dann wieder waren wir von einem alten »Vatermörder außer Dienst« — er war damals Uebersetzer nordischer Dramen und ist später wirklich unter die Dichter gegangen — zum Frühstück geladen, welches darin bestand, daß er uns an einigen wohlriechenden — angeblich persischen — Essenzen riechen ließ, worauf wir dann wild wurden und den armen Teufel gewaltsam mitschleppten in ein Local in der Jägerstraße — ich erinnere mich, daß das Kneipzimmer eine reiche Gallerie alter Oelgemälde aufwies — und ihn zwangen, Rum zu trinken, was ihn dann zur Verfertigung eines Trochäenkabels begeisterte, aus dem mir die Verse noch erinnerlich sind: »Und sie tranken — rühmlich rothen Rum aus riesigen Römern — bis das Weiß der Augen schwarz geworden — glühend Lava durch die Adern rollte — (doch das schadet nicht dem Heldenjüngling!)« —

Wir wohnten zusammen im »Hôtel de Brandebourg« auf dem Gendarmenplatze. Eines frühen Morgens stürmte ich hinüber in des Freundes Zimmer, in nicht gerade gewähltem Negligé, der aber lag noch im Bette, und vor diesem saß auf dem Stuhle, gleich dem Arzte, ein stracker würdiger alter Herr; er war ganz schwarz gekleidet, behandschuht, trug eine hohe weiße Halsbinde und sah überaus feierlich drein. Es war aber auch niemand Anderer, als der höflichste Mann der ganzen Welt, Herr Geheimer Legationsrath Varnhagen von Ense, der die früheste Morgenstunde gerade für geeignet befunden hatte, uns seinen Gegenbesuch zu machen; wir hatten in seiner Abwesenheit unsere Karten bei ihm abgegeben. Eine volle Stunde saß der alte Herr bei uns und that, als wolle er sich des Genauesten über die gesellschaftlichen und literarischen Zustände Dänemarks unterrichten; sobald aber Goldschmidt sich anschickte, ihm zu entgegnen, schnitt er ihm sofort den Faden ab und gab sich selber Antwort. Es hörte sich ihm jedoch vortrefflich zu, die Rede floß ihm wie Oel vom Munde, und hie und da ließ er auch wohl einen Witz los. »S'il crache, il est perdu!« dachte ich, begierig auf eine Pause, um mich nach seinen liebenswürdigen Nichten zu erkundigen, welche ich kannte — allein es war in der That nicht möglich, ein Wort anzubringen.

Wir waren, nachdem er verbindlich geschieden, ganz consternirt über diese flüssige Beredtsamkeit, nichtsdestoweniger aber stolz darauf, den »Heros der deutschen Prosa« bei uns gesehen zu haben. Wen wir sonst noch von Berliner Größen aufsuchten oder trafen, weiß ich nicht mehr. Die Tage verschwanden uns gar zu schnell. Wir trennten uns endlich mit schwerem

Digitized by Google

Herzen. Einmal noch haben wir uns später wiedergesehen — allein dann war etwas zwischen uns getreten, der leidige Krieg um die Herzogthümer. Goldschmidt war ein Däne mit Leib und Seel', ich schwärmte für das »deutsche« Schleswig-Holstein. Hoffentlich lächeln wir Beide heute über unsere nationale Eifersucht von damals.

Allein das Alles wollte ich eigentlich gar nicht erzählen, wenig werden sich die Leser um subjective Erlebnisse kümmern. Ich wollte vielmehr aufmerksam machen auf Schätze der bei uns leider mehr als billig vernachlässigten scandinavischen Literatur in einem ihrer vornehmsten Träger in der Gegenwart. Und das ist unstreitig M. Goldschmidt. Als Politiker und Kritiker hat er seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, zum bedeutenden Dichter sich emporgeschwungen, der seinem Volke viel Schönes geschenkt hat und hoffentlich noch schenken wird.

Mejr Goldschmidt ist im Jahre 1819 auf dem Lande in der Nähe von Kopenhagen geboren, israelitischen Blutes, aber unter und mit Dänen erzogen, daher auch fest wurzelnd in seinem Vaterlande, in dem der Unterschied der Confessionen von jeher keinen in der Gesellschaft zur Folge gehabt hat. Er erhielt eine gute Erziehung und bezog schon im Jahre 1836 die Universität der Hauptstadt, um Philosophie, Geschichte und Literatur zu studiren. Verschiedene Umstände, welche an und für sich interessant, aber doch zu mikroskopischer Natur sind, um hier mitgetheilt zu werden, bewogen den jungen Mann im Jahre 1840 zu der Herausgabe eines satyrisch-politischen Wochenblattes: »Der Corsar«, dessen erste Nummer im October gedachten Jahres erschien. Als eine kühne Neuheit — man versetze sich in die vormärzlichen Zeiten zurück — erregte das Blatt von vornherein außerordentliches Aufsehen. Es war jene Periode ungeduldigen Dranges nach Freiheit, der in den Adern der Jugend pulsirte und einen Ausweg in kräftigen Worten, der Thaten harrend, suchte; Europa glich einer großen Mine, an der von verschiedenen Seiten her die Lunten schon in Brand gesetzt waren; sie glimmten und glimmten, athemlos, in fieberhafter Spannung erwartete man jeden Augenblick die entsetzliche Explosion, ergötzte sich aber nichtsdestoweniger einstweilen weidlich an dem wackeren Funkensprühen der Zünder, welche ja fast alle unschädlich verpufften oder im eigenen Qualm erstickten.

Der »Corsar«, welchen Goldschmidt sechs Jahre lang, unaufhörlich von Polizei und Preßprocessen bis auf's äußerste verfolgt, beinahe ganz allein schrieb, war ohne Zweifel diejenige Zeitschrift, welche vor 1848 dem Regime der Willkür, dem anti-constitutionellen Zopf, den bureaukratischen Erbärmlichkeiten eines veralteten Systems am heftigsten, energischesten, rücksichtslosesten zu Leibe ging. Heutzutage ist es fast unmöglich, sich einen Begriff davon zu machen, welches Interesse das damalige Publikum an einer solchen Erscheinung nahm, die Furcht und Wuth der gesammten officiellen Welt zu begreifen. Schon die Nummer 3 vom 20. November 1840 wurde confiscirt und criminalrechtlich verfolgt; dann aber erfolgten bis

Digitized by Google

Nummer 83 nicht weniger als elf Confiscationen, der zahllosen halbofficiellen Preßprocesse, die sich daran knüpften, nicht zu gedenken. Natürlich stiegen dadurch sowohl das Ansehen als die Verbreitung des Blattes in geometrischer Progression; es gab schon im zweiten Jahre seines Erscheinens kein gelesseneres in den drei scandinavischen Reichen. Da es sich die Aufgabe gestellt hatte, sowohl auf dem Gebiete des Staatswesens und der Politik, als auf denjenigen der Wissenschaften, der Künste, des Verkehrs regeneratorisch zu wirken, so fand es Eingang bei allen Ständen, und bei denen am meisten, welchen es ungeschminkt die Wahrheit sagte.

Der außerordentliche Erfolg des »Corsar« erklärte sich zum Theile aus der Neuheit und der Verve des Unternehmens, zum größeren aber beruhte er auf der Wesenheit seines Herausgebers: ein blutjunger, feuriger Mann, politisch und poetisch angeregt, der für sein Blatt litt und athmete, daher auch Alle mit in seine Bahnen riß, die sich Empfänglichkeit für die höchsten Interessen der Menschheit bewahrt hatten — ein solcher ist selten und, trifft er das richtige, unwiderstehlich. Mit seiner Verbreitung legte der »Corsar« auch das bescheidene Gewand ab, in dem er anfangs aufgetreten war; er zog die Illustration herbei und schmückte sie mit satyrischen Holzschnitten. Und in dieser Form ist er der Vater und das Muster aller der zahlreichen politischen Witzblätter geworden, welche nach ihm, vom Jahre 1848 an, aus dem Boden schossen wie die Pilze, um meistenstheils ebenso rasch zu vergehen wie diese; der »Kladderadatsch« z. B. ist entschieden durch ihn veranlaßt worden, wie David Kalisch seinerzeit wiederholt versichert hat. Und somit verdient der dänische »Corsar« eine bevorzugte Stellung in der Geschichte der periodischen Literatur. Im Jahre 1846 legte Goldschmidt, müde geworden von der aufreibenden Anstrengung, die Redaction nieder. Leider artete alsdann das Witzblatt aus und ward verschlungen von jenen Schmutzblättern, welche Scandal für Witz halten, an denen Dänemark leider so reich geworden ist, wie — manches andere Land.

Im October 1846 ging Goldschmidt nach Deutschland, um dessen Wissenschaft, Poesie und Volk zu studiren, knüpfte mit den hervorragendsten Männern Beziehungen an — auch in Wien leben ihm werthe Freunde in Theophil v. Hansen, Dr. Leopold Kompert u. A. — und wendete sich darauf nach Italien, woselbst er sich längere Zeit aufhielt. Im Jahre 1848 nach Kopenhagen zurückgekehrt, gründete er daselbst die Wochenschrift »Nord und Süd«, politisch, poetisch, kritisch, welche wiederum eine außerordentliche Verbreitung fand und die er gleichfalls zwölf Jahre hindurch fast ganz allein schrieb. Aber nach einer 1859 überstandenen schweren Erkrankung zerbrach sich seine journalistische Kraft, und er betrat von nun an ausschließlich das Feld der Poesie, das er seitdem nicht wieder verlassen. Auf ihm erntete er aber ebenso viele Erfolge, als auf dem der Publicistik. Vor Allem haben sich deren seine dramatischen Werke zu rühmen, welche, obgleich ganz eigenartig und dem gewöhnlichen Herkommen fremd, doch alle mit großem Beifalle aufgeführt worden sind und werden.

Digitized by Google

Es ſind deren vornehmlich drei, welche hier ganz in der Kürze analyſirt werden mögen. Das erſte, ein Luſtſpiel in vier Acten, hat den unüberſetzbaren Titel: »En S'Rawank«. So nennt man im Däniſchen eine gewiſſe Art von Fehlern oder Mängeln; wenn zum Beiſpiel ein Pferd hinkt, ſo hat es »en S'Rawank«. Es giebt aber moraliſche S'Rawanke, und ſolche hat der Autor in ergötzlicher Weiſe charakteriſirt. Dann folgte eine Komödie in zwei Acten: »In der anderen Welt«. Eine höchſt originelle Idee wird darin anſchaulich ausgeſponnen. Ein hochgeſtellter Beamter, der ein ſchwacher Mann iſt, ſich ſelber aber für einen Charakter hält, wird durch ſein Schwäche in eine ſolche Reihe von Verlegenheiten gebracht, daß er endlich nahezu verrückt geworden iſt und ſich für todt hält. In dem beſſeren Leben aber, in dem er nunmehr zu ſein wähnt, hat er nichts mehr zu fürchten als den lieben Herrgott; deshalb ſpricht er jetzt frank und frei die Wahrheit und wird ein Charakter — ſo ungefähr iſt es; wer kann mit wenigen Worten ein dramatiſches Werk nacherzählen? Endlich »Der Rabbi und der Ritter«, ein romantiſches Drama. Ein von Reitern mitgenommener Judenknabe ſchwingt ſich als Chriſt zum Ritter empor; er liebt eine Dame, der er ſich vermählen will, als ſein in einer Judenhetze gefangener Vater vor ihn geführt wird, über den er Gericht ſprechen ſoll. Der Rabbi erkennt den Sohn und verflucht ihn, da dieſer ſich weigert, zur Religion ſeiner Väter zurückzukehren. Die Wirkungen dieſes Fluches durchzuführen und ſie endlich harmoniſch aufzulöſen, iſt Tendenz des Dramas. Alle dieſe Stücke ſtehen noch heute auf dem Repertoire der däniſchen Bühne.

Und ſo bin ich denn wieder an meinem Ausgangspunkte, den »kleinen Erzählungen« von M. Goldſchmidt, angelangt. In ihrer Mutterſprache haben ſie viel Glück gemacht und bisher drei Auflagen erlebt — die deutſchen Novelliſten dürfen ihre däniſchen Collegen wahrlich um deren Publikum beneiden. Die mir vorliegende Ausgabe iſt in Bremen 1874 — ohne Erlaubniß des Autors — erſchienen, überſetzt, und zwar ſehr gut, von Wilhelm Reinhardt. Es iſt ein Blüthenſtrauß ſeltener Art, der uns hier geboten wird, ſo duftig wie beſcheiden, ſo zierlich wie tief bedeutungsvoll. Eine manchmal überraſchend glückliche Erfindung paart ſich in dieſen Gaben dem hinreißendſten Humor; man leſe nur »Die fliegende Poſt«; in einer anderen Erzählung: »Das Echo«, rauſcht das nordiſche Meer durch die Zeilen und der ſalzige Seewind ſprüht den Dünenſand über die Blätter; ſie giebt meiſterhafte Schilderungen der Küſtenlandſchaft in der Nähe des Skager Raks und ihrer Staffagen. Dann wieder verſucht der ſeelenkundige Verfaſſer in einem düſteren Nachtſtück: »Die Rache«, eine merkwürdige Charakteriſtik, oder er ſucht uns in ſinnig empfundenen Märchen den poetiſchen Zauber ſeines Heimatlandes lebendig zu machen. Die vorzüglichſten Schilderungen aber entnimmt er dem Leben ſeines Volkes; die Geſchichte »Maßer« (das iſt der zehnte Zeil des Erwerbes, den die Juden nach dem Geſetze den Armen geben ſollen) iſt eine Perle der Literatur und wird als ſolche in allen Zeiten und Geſchlechtern anerkannt werden. Sie iſt deshalb auch auf-

Digitized by Google

genommen in den von Paul Heyse herausgegebenen »Novellenschatz des Auslandes«, dessen elfter Band sie bringt in einer Uebersetzung von L. v. Liliencron, der wir indeß wirklich keinen Vorzug vor der Reinhardt'schen einräumen können.

Gegenwärtig hat der »Corsar« im sicheren Hafen Anker geworfen und sein kühnes Fahrzeug abgetakelt. Aber mit Befriedigung und Interesse blickt er zurück auf die Sturmzeiten, auf die Brandungen und Klippen, durch die er es dereinst so verwegen und bewußt geführt, die Flagge an den Mast genagelt. Die Muße der letzten Jahre hat er fast ausschließlich dazu benützt, seine Biographie zu schreiben. Nicht mit Absicht der Veröffentlichung, aber hoffentlich doch auch nicht, um sie der Welt zu verbergen, die ein Interesse daran hat, zu erfahren, wie derselbe Mann, der den heißblütig wilden »Corsar« redigirte, auch die Dramen, Romane und Novellen hat schreiben können, die wir von ihm besitzen.

Zwei Poeten.

Als ich zum erstenmale Alphonse Daudet's berühmten, vielbesprochenen Roman »Fromont jeune et Risler aîné« aufschlug, frappirte mich das Blatt nach dem Titel derart, daß ich der Lectüre ganz vergaß. Es trug die Widmungszeilen: »Aux deux poètes, Jules et Léonide Allard« — und diese beiden Namen riefen eine Reihe schöner Tage, einen Kreis glänzender Gestalten, unter allen hervorragend zwei, so lebhaft in mein Gedächtniß zurück, daß ich mich nur schwer die Möglichkeit zurechtzulegen vermochte, es seien Decennien seit jener Epoche hingegangen und aus jugendfrischen Himmelsstürmern ehrwürdig weise Großeltern geworden. Leider aber behält die Wirklichkeit immer Recht, und man muß ihr noch dankbar genug sein, wenn sie verstattet, liebe Erinnerungen in der einstigen Farbenschöne vor das geistige Auge zu führen.

Es war ein Hochzeitsfest, und zwar in Paris. Am Vormittage hatte die kirchliche Trauung in der Madeleine stattgefunden, aber nur in einer Seitenkapelle, da die junge Ehe eine sogenannte gemischte war; der Abend vereinigte eine zahlreiche Gesellschaft an der Festtafel in einem renommirten Hôtel des Faubourg Saint-Germain. Die feierliche Stimmung, welch, bei derlei Anlässen wie Gewitterschwüle über den Gästen zu brüten pflegte wollte auch hier weder dem milden Moulin à vent, noch dem feurigen Montrachet weichen, bis sich die Wolke entlud mit dem Geknatter der Champagner-Batterien und den rollenden Detonationen der Toaste. Dann kam jenes unsagbar angenehme Gewoge der Wechselreden, mit hellem Aufblitzen lieblicher Lachtöne, Fächerklapsen, Gläsertinken, das nach des großen

Digitized by Google

Gastrosophen Urtheil die schönste Musik der Welt und vielleicht sogar dem Wettgesange der Sphären einstweilen vorzuziehen ist — bis plötzlich ein junger Mann aufsprang. Da war es ganz still — alle Augen hafteten, jedes Ohr hing an Aeneas' Munde. Es war eine frappante, gewinnende Erscheinung, die Gestalt nicht hoch, aber fest und symmetrisch gebaut: um die hohe Stirne ringelten sich blauschwarze Locken und aus den dunklen Augen sprühte Begeisterung. Er improvisirte. Anfangs leise und langsam, aber mehr und mehr hob sich der sonore Glockenton der Stimme, immer wohllautender, schwungvoller flossen die tadellosesten Verse von seinem Munde. Denn ein Gedicht war es, das er sprach, und zwar ein glänzendes. In der Verbindung eines Deutschen mit einer Französin, in der Einigung zweier Confessionen fand er den Anknüpfungspunkt für die Auferstehung einer neuen Welt der Brüderlichkeit und der Toleranz, verschönt durch die Liebe, gehoben durch die Kunst — wir hörten athemlos den ergreifenden Weissagungen zu. Und als er mit wahrhaft leuchtendem Tone rief:

»C'est l'Eternel qui veut, dans un beau jour,
Rayer les noms de France et Germanie,
Pour les confondre en un seul mot: Amour!« —

da brach ein unbeschreiblicher Enthusiasmus aus, Händedrücke wurden gewechselt, Umarmungen — der Beginn der Verbrüderung der Nationen schien heraufzuziehen wie ein Regenbogen, denn: Poeta vates — der Dichter ist ein Prophet. Und daran wollen wir auch nicht zweifeln, trotzdem leider jener schöne Gedanke in einem Meere von Zorn und Blut untergegangen ist. Aber Gedanken sind unsterblich; der Tag wird kommen, wo auch dieser wieder aufsteigen wird, strahlend wie der Stern des Heils — wenn auch unsere Generation vielleicht vergeblich darauf harren mag. Der Dichter sieht vorahnend weiter, als der nicht von Apollo geküßte Staubgeborene — unsere Enkel werden ihm Recht sprechen. Ich bemerke aber ganz ausdrücklich, daß die angeführten Verse vor dem 2. December 1851 gesprochen worden sind. — Mit einer gefälligen Wendung lenkte der Improvisator sein Gedicht von dem großen Gebiete der Völkereinheit auf das enger umschriebene der Familie; dort begeisterte, hier rührte er. Und als er schloß:

D'un vin français plein de pourpre et de feu,
Loyal enfant de la blonde Allemagne,
Je bois à toi, je bois à ta compagne,
A l'amour pur, éternel comme Dieu!

da war in der That eine Weihe über die Versammelten gekommen, wie sie sich selten bei dergleichen Gelegenheiten, namentlich nach Hochzeitspoesien, einzustellen pflegt. Jedermann fühlte, daß hier der Genius sich offenbart habe, und den respectiren instinctiv selbst Diejenigen, welche ihm vielleicht nicht zu folgen vermögen.

Nach dem Kaffee, dessen petit verre, gut fränkischem Brauche nach, mit edelstem Cognac beschickt ward, der am Geburtstage der Braut vom

Digitized by Google

vorsichtigen Vater in des Kellers tiefsten Gründen geborgen worden war, gab es einen glänzenden und, was mehr ist, fröhlichen Ball. Es waren viele liebenswürdige, schöne und interessante Persönlichkeiten zu dem Feste gekommen; ich erinnere mich leider beiweitem nicht mehr aller Namen; im Gedächtniß geblieben sind mir Emile Deschanel, damals flotter Studio des Quartier Latin und angehender, später ein gesuchter Schriftsteller, welcher geistreich zu erzählen gewußt hat, was man den Frauen Schlimmes und Gutes nachsagen kann, gegenwärtig Deputirter der Kammer, noch mehr seine reizende Schwester Zélie und deren nicht minder reizende Freundin Mademoiselle Armandine Bertrand, die Enkelin des bekannten altnapoleonischen Generals; dann eine Madame Simon, Typus der belle Parisienne; Freund Friedrich Szarvady (von dem ich aber nicht mehr bestimmt weiß, ob er zum Balle dageblieben ist), Dr. H. Beyer und noch viele Andere.

Da mir, als dem Bruder des Bräutigams, gewisse Höflichkeits-Verpflichtungen oblagen, so dauerte es lange, bis ich dahin gelangen konnte, wohin ich strebte. Ich hatte mir die totale Ungnade einer schönen Frau zugezogen, weil ich bei oder nach der Tafel dem Gebote des Refrains eines vom jovialen Schwiegerpapa proponirten Rundgesanges: »Embrassez, embrassez votre voisine!« nicht pünktlich nachgekommen war, sondern als schüchterner Deutscher nur die Hand geküßt hatte, wo mir etwas Besseres zu Gebote gestanden wäre. Daher wagte ich auch nicht zu tanzen, obgleich alle Welt sich auf einen veritablen »Valtz« spitzte, unter dem man sich wahrscheinlich eine Art teutonischen Bärenballets dachte. Hin und her lavirend, wie das auf Bällen gelernt werden muß, befand ich mich endlich am Ziele. Es hatte mich gedrängt, dem Dichter zu danken, dessen poetische Beredtsamkeit mich so mächtig ergriffen hatte. Und da saß er mit seiner jungen Frau in einer Laube von dunklen Schlingpflanzen, welche als Veranda den Saal mit dem Garten verband. Es war eine wundermilde Sommernacht und es träufelte Poesie in Lüften und Düften. Sie ist mir unvergeßlich.

Der Dichter hieß Mr. Jules Allard und war ein Sohn des Landes der Troubadours und der klingenden Sprache von Oc. Seine Persönlichkeit habe ich schon beschrieben, viel schwerer finde ich Worte, um auch diejenige seiner Gattin, Mme. Léonide Allard, zu beschreiben. Klein von Wuchs, aber so fein und zierlich, so lebendig sprühend, so klug und liebreich, so begeistert und begeisternd, wie ich kaum jemals wieder ein weibliches Wesen gefunden habe, glich sie mit ihren großen, wunderbar tiefen Augen, ihrem edlen Profile der arlesischen Römerinnen und dem prächtigen nächtigen Haarschmuck einer incarnirten Fee; der außerordentliche Eindruck, den sie hervorrief, wurde nicht wenig gesteigert durch ihren phantastisch-originellen Putz: sie trug als Ueberwurf einen jener kostbaren Federmäntel, welche die Insulaner der Südsee aus dem besten Schmuck ihrer schillernden Vogelwelt schaffen, ein ebenso fremdartiges als duftiges Kunstwerk, das vielleicht bei Anderen aufgefallen wäre, aber dieser holdselig eleganten Frau wunderbar zu Gesicht und Art stand. So oft ich sie ansah — die Götter haben's

Digitized by Google

gezählt — mußte ich an das Goethe'sche Märchen denken von der kleinen Prinzessin — es sah aus, als seien die Federn zusammengefaltete Flügel und als könne dieses liebliche Wesen jeden Augenblick sich in den Aether schwingen. Wir unterhielten uns sehr gut — ich wenigstens that es; und dann hatte ich das Glück, einmal oder zweimal mit Mme. Léonide zu tanzen, während Mr. Allard auf meine Bitte mir mit Bleistift das Gedicht niederschrieb, das er vorgetragen, und wir waren ungemein fröhlich. Ach freilich waren wir auch jung.

Später traf ich noch mehreremale mit dem interessanten Ehepaare zusammen. Ein romantischer Schimmer ruhte auf ihrem Bündniß. Mr. Jules Allard war von frühester Jugend an ganz auf sich selbst angewiesen gewesen. Ohne andere Aussichten, als diejenigen auf seine eigene Kraft, hatte er die Liebe eines jungen Mädchens gewonnen, das, gleich ihm, der Poesie huldigte und in ihren Zaubergärten der Realität des Lebens vergaß. Die größten Schwierigkeiten stemmten sich dem Bündnisse der gleichgestimmten Seelen entgegen; der Vater Léonide's, ein hochgestellter, immens reicher Mann, versagte hartnäckig seine Einwilligung. Er ließ sich auch nicht rühren, nachdem die Liebenden unter den schwersten Kämpfen ihre eheliche Verbindung durchgesetzt hatten, er blieb ihnen fremd bis an's Ende. Seine Tochter erhielt nicht einen Sou Mitgift; es war ein hartes Ringen um's Dasein, das des jungen Paares in den ersten Jahren seiner trotzdem überaus glücklichen Ehe. Mr. Jules Allard war als Employé in einer Fabrik beschäftigt, zu deren Theilhaber er sich allmählich aufschwang; in rastloser Thätigkeit ebnete er sich die Wege für die Zukunft, und es gelang ihm. »Omnia corde« war sein Wahlspruch, wie derjenige seiner Genossin. Diese, im höchsten Wohlleben auferzogen, von ganz ungewöhnlicher Bildung, ward zur vorzüglichen Hausfrau, und wer Gelegenheit gehabt hat, das Innere französischer Häuslichkeit durch eigene Anschauung genau kennen zu lernen, der wird der Behauptung beistimmen: wenn eine Französin Hausfrau ist, dann ist sie auch die beste der Welt. Tags Arbeit, Abends Gäste — bei diesem glücklichen Paare war es die Dichtkunst, die sich zu Gaste bat nach den Sorgen um die Existenz, die ihm das mühevolle Leben glättete und verschönerte. Beide Gatten, gleich poetisch begabt, begannen, sich allmählich einen Namen zu machen. Die Akademie der Jeux floraux zu Tonlouse erkannte ihren höchsten Preis, die »Violette réservée«, dem wunderschönen Gedichte der Mme. Léonide Allard zu: »L'amour conjugal«, welches später die Aufschrift: »La dixième année« erhalten hat und das ich seinerzeit dem deutschen Publikum in einer Uebertragung zugängig zu machen gesucht habe, welche leider nicht entfernt den Schwung und die Wärme des Originals zu erreichen vermocht hat. In vielen geachteten Journalen veröffentlichte Jules Allard seine Gedichte — die beiden Gatten gewannen eine angesehene Stellung in der literarischen Welt von Paris.

Diese erhöhte und befestigte sich, als im Jahre 1857 ihre gesammelten Poesien unter dem Titel: »Les marges de la vie« bei Michel Levy in

Digitized by Google

einem stattlichen Bande erschienen. War es schon eine interessante Seltenheit, Mann und Frau nebeneinander und in gleicher Höhe auf dem Parnaß zu erblicken, so mußte der Gedankenreichthum wie die formelle Schönheit ihrer Lyrik auf das tiefste anmuthen. Ich weiß es nicht, ob diese poetischen Marginalien eines thätigen Lebens größere Anerkennung, weitere Verbreitung gefunden haben; daß sie es verdienten, scheint mir sicher. Denn da ist nichts von dem Dilettantismus des angequälten Talents, hier ist wirkliche Kunst; in diesen Liedern, Stanzen und Alexandrinern pulsirt Begeisterung für die höchsten idealen Güter der Menschheit und bricht sich Bahn mit mächtigem Klang. Es ist möglich, daß ich bezüglich meines Urtheils wegen persönlicher Beziehung zu den Autoren der Voreingenommenheit beschuldigt werden könnte; aber ich habe kritische Bundesgenossen, deren Urtheil schwerer in die Wage fällt, als das meinige, und an ihrer Spitze steht kein Anderer als Lamartine selber. Wie er und andere Heroen der Literatur zu den beiden Poeten gestanden, das ist in ihren Gesängen zu lesen. Auf diese ein größeres Publikum aufmerksam zu machen, ist die eigentliche Aufgabe meiner Skizze; wer die »Marges de la vie« kennen lernt, der wird sich darüber freuen und mir zugestehen, daß ich eher zu wenig als zu viel Gutes davon gesagt habe. Eine Recension habe ich jedoch nicht liefern wollen.

Was die Jugend sich wünscht, das bringt das Alter in Fülle — dieser von Goethe nicht erfundene, aber geschätzte Spruch bewährt sich insbesondere bei Künstlernaturen. Auch dem Allard'schen Paare ist es vergönnt worden, in opulenter Lebenslage und ungetrübtem Familienglücke heiter zurückzublicken auf die schwierigen Anfänge gemeinsamen Wandels. Von seinen beiden Kindern, einem Sohne und einer Tochter, Beide in jeder Beziehung die Freude ihrer Eltern, ist es besonders die Letztere, der ich noch einige Zeilen widmen will, da sie mich auf den Eingang meiner Mittheilung zurückführt. Ihre Mutter hat von ihr dereinst gesungen:

»Ma fille est la brune hirondelle
A l'oeil vif, au vol emporté« —

und ein gutes Theil des Talentes ihrer Eltern ist auf sie übergegangen. Sie ist das Ebenbild derselben, Beiden gleichend, an Körper wie an Geist, reizend, spirituell, heute eine der gefeiertsten Damen der Pariser Gesellschaft. Denn sie ist die Frau von Alphonse Daudet, dem berühmten Romanschriftsteller, welcher das Leben und die Sitten seiner Landsleute in so drastischem Realismus und doch mit allem Zauber der Poesie zu schildern weiß, wie kaum ein Anderer. Seine Romane, außer dem oben erwähnten vor allen »Jack« und »Le Nabab,« haben in zahlreichen Auflagen die Tour durch die ganze civilisirte Welt gemacht; es wird kaum ein Romancier der Gegenwart so viel gelesen werden, als er. Es ist nur schade, daß im Auslande seine früheren Werke, z. B. »Contes du lundi«, »Le petit Chose« u. a. m., weniger gekannt sind, als die genannten Pariser Sittenbilder, die bei aller ergreifenden Wahrheit doch eine solche pessimistische Färbung tragen, daß das Grauen öfter den Genuß beeinträchtigt. Dieser glückliche Autor hat

Digitized by Google

das seltene Glück gehabt, eine Frau und mit ihr Schwiegereltern zu finden, die ihm ebenbürtig sind, und es wird dadurch nicht verringert worden sein, daß die bedeutenden Güter des Großvaters seiner Gattin, mit Umgehung der Eltern, auf die Enkel übergegangen sind. Das Haus der Gesammt-Familie bildet einen der begehrenswerthesten Anziehungspunkte der Weltstadt; wer in seinen Salons Zutritt gefunden hat, darf sich rühmen, der geistigen Elite der Gesellschaft begegnet zu sein. Wie A. Daudet die Eltern seiner Frau — welche selber charmante Gedichte und Novellen veröffentlicht hat — liebt und ehrt, das spricht die oben bezogene Widmung seines großen Romans aus: »Témoignage de mon affection et de mon respect filial.«

Mögen die beiden Poeten sich noch recht lange ihrer Kinder und ihres Glückes freuen, der Welt aber auch eine Sammlung ihrer späteren Dichtungen nicht vorenthalten. Diese wird überall willkommen sein, wo dem Schönen und Edlen Herzen schlagen. Wenn wir auch Deutsch reden, unsere Sympathie ist der liebenswürdigen Nation jenseits des Rheins niemals verloren gewesen. Um so aufrichtiger haben wir von jeher die große Frage endlich gelöst zu sehen erhofft, der Jules Allard die schönen Worte leiht:

»Quand donc viendra l'union fraternelle.
Qui doit lier l'aurore à l'occident,
Sublime hymen, que l'avenir attend,
Pour saluer la paix universelle?«

Ein Abend mit Alphonse Daudet.

An einem wundervollen Juni-Abende fuhr ich die Boulevards entlang in der Richtung des Wasserschlosses. Sie strotzten von Leben, quollen über von Bewegung; der Zuzug der Weltausstellungsgäste hatte ihnen etwas Festliches aufgeprägt, mit besonderer Kunst und Pracht waren die Fallen maskirt, welche im gewöhnlichen Gespräche Ladenauslagen genannt werden; die Menge strömte vergnügt nach den Theatern oder saß beschaulich vor den Cafés — aber das war ein Alltägliches, für welches ich heute wenig Sinn hatte. Wiederholt schaute ich auf die Uhr, um ja pünktlich zu sein; ich fuhr zu einem Diner. Auf der Place des Château d'Eau bogen wir rechts ab in die Rue Béranger; »das ist der Schauplatz der Katastrophe,« sagte mein Wagenlenker und deutete mit der Peitsche nach den abgesperrten Trümmern eines zusammengebrochenen Hauses; wenige Wochen vorher hatte ein entsetzliches Verhängniß hier zahlreiche Menschenopfer gefordert. Eine Explosion von Sprengstoffen sollte es herbeigeführt haben, wie die Zeitungen meldeten; an Ort und Stelle wußte man es aber besser: das alte Gebäude war längst bedenklich hinfällig gewesen, und gegen den leichtsinnigen Besitzer richteten sich Entschädigungsklagen und Untersuchungen. Ich befand mich nunmehr im Arrondissement Temple oder im Marais, dem Quartier der

Digitized by Google

Arbeit, der Gewerbthätigkeit und des Handels. Mein Ziel war die Straße Saint Gilles. Alte Erinnerungen, wehmüthige, tauchten in mir auf, als ich dahinfuhr durch den feierabendlich stillen Stadttheil; nahezu dreißig Jahre waren es her, daß ich in seiner Rue des Francs-Bourgeois mein Standquartier aufgeschlagen hatte und täglich an der Seite eines zum Pariser gewordenen, längst geschiedenen Bruders, bald im Frack, bald in der Blouse hinauszog auf Entdeckungsreisen in der niemals völlig durchforschten Weltstadt. Damals hatte ich den Mann und seine Familie kennen gelernt, der mir heute eine persönliche Bekanntschaft verschaffen wollte, nach der ich mich gesehnt hatte.

Ein stattlich vornehmes Haus war es, vor dem der Wagen hielt; es würde den Eindruck eines Hôtels der Aristokratie gemacht haben, wenn nicht dem Straßentracte der Stempel einer ausgebreiteten Geschäftsthätigkeit aufgedrückt gewesen wäre. Ueber den geräumigen Hof schritt ich nach dem rückseitigen Pavillon, dessen breite Treppe hinauf in den ersten Stock. Hier war ich an Ort und Stelle, bei Mr. Jules Allard. Von ihm und seiner Gattin, den beiden Poeten, habe ich schon anderweit erzählt; er ist ein angesehener, begüterter Fabrikant und Kaufherr, was vielleicht nach manchem Urtheil schwerer wiegt, als daß er zugleich auch ein begnadeter Dichter ist. Er trat mir entgegen, liebevoll und mild, wie ich ihn vor Jahren gekannt, eine feine, fast zarte Gestalt; die schwarzen Locken waren grau geworden, ein leidender Zug ging durch sein Antlitz, aber die dunklen Augen blitzten wie ehedem, und melodisch, wie jemals, flossen ihm die Worte von den feingeschnittenen Lippen.

Frau Léonide Allard dagegen war stark geworden, aus der zierlichen Fee mit dem Fittichgewande eine volle, gesunde Erscheinung, der man die Großmutter unmöglich ansehen konnte, lebhaft, geistsprühend, bestimmt, ganz wie in entlegenen Jugendzeiten. Sie stiegen herauf, als wir uns stumm mit den Blicken maßen und mit einem Händedruck die Kluft vieler Jahre überbrückten. Dann gab es zu fragen und zu erzählen. Der Salon zeigte keinen Reichthum, aber angenehme Wohlhäbigkeit und soliden Geschmack; an den Wänden einige gute Oelgemälde mit algerischen Landschaften — ein von einer Palme überschattetes Marabout-Grab hat besonderen Eindruck auf mich gemacht — ein prächtiges Piano, auserwählte Goldschnitt-Literatur, und auf der Spiegelconsole die Violette réservée, das Veilchen aus blauem Email mit silbernen Blättern, das der jungen Frau dereinst bei den Blumenspielen von Toulouse als erster Preis für Dichtkunst zuerkannt worden war.

»Mein Schwiegersohn, Mr. Alphonse Daudet,« sagte Herr Allard. Der berühmte Romancier stand vor mir. Ich werde den überraschenden Eindruck niemals vergessen, den seine Persönlichkeit auf mich gemacht hat. So sieht ein Poet, fast möchte ich sagen, ein Schwärmer aus. Ein schwarzes Lockengeringel umhüllt ihm in genialer Wirrniß Haupt und Stirne und vermischt sich mit einem vollen, zweigetheilten Christusbarte; seine tiefen Augen flimmern und leuchten mit schwimmendem Glanze, sie sind unstet

Digitized by Google

Blickes, das linke trägt ein Glas vorgeklemmt; die fein gebogene Nase, der matt-brünette Teinte geben dem Gesicht einen entschieden südlichen, sogar orientalischen Charakter. Die Gestalt ist mittelgroß, ebenmäßig, die Haltung nachlässig-elegant, Hände und Füße sind schön geformt, die Bewegung edel. Männer werden beim ersten Anblick dieser Erscheinung sagen: »Das ist ein vollendeter Gentleman« — wenn sie ihn sprechen gehört haben mit dem eigenthümlich wohlklingenden Timbre des Provençalen, hinzufügen: »Mehr noch, er ist ein Mann von Geist und Charakter.« Was Frauen über Herrn Daudet urtheilen würden, wage ich nur zu vermuthen; meiner unmaßgeblichen Meinung nach weiter nichts, als: »Er ist gefährlich.«

Ein Hauch von Unverbrauchtheit, von Frische, ist über die ganze Gestalt verbreitet; die Meisten werden den achtunddreißigjährigen Mann um zehn Jahre jünger schätzen. So alt ist aber schon sein Sohn Léon, den er an der Hand hält, ein hübscher, aufgeweckter Knabe, Schüler des Lyceums, welcher, nebenbei gesagt, schon in bemerkenswerthem Grade der deutschen Sprache mächtig ist und sich nicht wenig darauf zugute thut, daß er gewisse Feuilletons eines großen Wiener Blattes seinem Vater in ganz annehmbarer Weise übersetzen kann. Leider ist Madame Daudet am Erscheinen verhindert gewesen; sie hat erst ganz kurz zuvor ihrem Gatten den zweiten Sohn geschenkt. Dagegen ist ihr Bruder, Léon Allard, der einzige Sohn des Hauses, mit seiner blonden Frau da, und sie ist die Schwester Daudet's. Diese Kreuzmariage hat ein Familienleben begründet, wie man es schöner und inniger nicht finden kann. Wem es vergönnt gewesen ist, einen tieferen Blick hineinzuwerfen, der wird stets, wenn er sich das Bild in's Gedächtniß ruft, eine Art Heimweh empfinden.

An dem Familientische wurde mir der Ehrenplatz zwischen Madame Léonide und Mr. Daudet. Auf das Menu habe ich nicht sehr geachtet, doch weiß ich, daß wir exquisit gespeist und sehr feine Weine getrunken haben. Poeten sind meistens Gourmands und Schwelger, Mr. Allard aber ist ein Kenner, der seinen Brillat-Savarin auswendig weiß. Er trauchirt — äußerst kunstvoll — bei Tafel und legt vor. Ueberhaupt ist er in oeconomicis der leitende Geist des Hauses; seine Gattin klagt sich selber an, daß sie träge sei und die häuslichen Sorgen sie ennuyirten; ich glaube es aber nicht recht. Denn sonst würde sie nicht die Häuslichkeit und Geschicklichkeit ihrer Tochter preisen. »Diese Cornichons, jene eingemachten Kirschen, hier die kleinen Kuchen,« sagte sie, »hat Madame Daudet ausdrücklich für Sie herübergeschickt. Sie müssen davon kosten. Ah, sie ist bonne ménagère!« Und in der That, das ist sie — die Leiterin eines musterhaften Hauswesens, welche ihre Kinder erzieht und der Küche vorsteht, ebenso gut, als sie Novellen schreibt, Bilder malt, Musik macht und Kritiken liefert. Beiläufig gesagt, nahmen an dem intimen Diner, von dem ich berichte, lauter Leute theil, die sich im Schriftstellerthum versucht hatten, bis auf den jungen Léon Daudet, von dem man aber jetzt schon prophezeien kann, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fallen werde.

Digitized by Google

»Erzählen Sie mir etwas von den Morlaken,« apostrophirte mich auf einmal mein Nachbar. Ich sah ihn ganz verdutzt an. »Nun ja, sind es nicht Ihre Landsleute?« fuhr er fort; »ich interessire mich gegenwärtig für dies anziehende Volk lebhafter, als für irgend ein anderes, denn ich brauche es. In dem Roman, mit dem ich mich zur Zeit beschäftige, lasse ich nämlich einen heimlichen Kronprätendenten auftreten, und da mir kein europäisches Volk bekannt ist, von dem man weniger weiß, als von jenen liebenswürdigen Anwohnern der Adria, so habe ich mir erlaubt, ihn aus ihrer Mitte entstammen zu lassen mit dem unbezweifelten Anrecht auf ein quarnerisches Königthum. Hoffentlich wird man deshalb in Oesterreich meinem Romane, der in unserer Zeit spielt, keine sträflichen, auf Gebietsverringerung abzielenden Tendenzen unterschieben.«

Nachdem ich das Wenige berichtet, was ich über die Morlaken der Berge und der Küste wußte, lenkte sich die Rede auf die deutsche Sprache. Daudet bedauerte lebhaft, ihrer nicht mächtig zu sein; er hatte Unterricht darin während seiner Jugend genossen und mit glänzendem Gedächtnisse so viel davon behalten, daß er ein Bruchstück aus dem »Taucher« von Schiller vollkommen richtig zu declamiren vermochte, ohne den Begriff der einzelnen Worte zu kennen. In der launigsten Weise erzählte er von seinen Reisen in Deutschland. Die erste, eine Fußtour mit Delvaux, dem früh gestorbenen Autor geschätzter Feuilletonschriften, führte durch den Schwarzwald und war insofern mit Hindernissen verknüpft, als die beiden Studenten nur eben so viel Kenntniß des Deutschen als Reisegeld besaßen. Daudet radebrechte einige wenige aus einem Gesprächbuch eingelernte Sätze, welche jedoch die Bauernwirthe durchaus nicht verstehen wollten; Delvaux dagegen behauptete, er könne sehr gut Deutsch, aber er könne es nur singen! Und als die Noth am höchsten gestiegen war, sang er wirklich nach der längst im Quartier Latin eingebürgerten Melodie: »Was kommt dort von der Höh'?« dem Gasthalter zu: »Wir wollen Bier und Käs« oder: »Wir brauchen Zimmer-Schlaf« u. s. w., was dann stets heiter verstanden und wohlgefällig aufgenommen wurde. Ungemein drollig klang die Nachahmung dieser lyrischen Werbungen um des Leibes Nothdurft aus Daudet's Munde, der in unser lustiges Gelächter lustig einstimmte.

»Der vollendetste Sprachenkenner, dem ich je begegnet,« fuhr er fort, »ist Iwan Turgenjew. Erst gestern hat er uns Goethe's »Prometheus« vom Blatte weg aus dem Deutschen in das Französische übersetzt, und das letztere handhabt er mit einer Meisterschaft wie unsere besten Schriftsteller. Kurz vorher verschaffte er uns in gleicher Weise den Genuß, des unerreichten Meisters »Satyros oder der vergötterte Waldteufel« kennen zu lernen, und hat damit unsere Begeisterung auf die Spitze getrieben. Wir sind dem Geiste und dem Sprachentalente des berühmten Russen großen Dank schuldig, er hilft unserem Verständnisse gewaltig nach und führt uns völlig in die Weltliteratur ein.« Unter dem »Wir« sind aber zu verstehen außer Iwan Turgenjew, Alphonse Daudet, Gustave Flaubert und Emile Zola. Diese vier

Digitized by Google

Männer, welche zu den hervorragendsten Autoren unserer Zeit zählen, sind durch ein enges Freundschaftsbündniß verkettet, in täglichem Verkehre mit einander und, es ist wahr, etwas abgeschlossen, sogar manchmal schroff gegen Annäherungsversuche. Zola ist ein Landsmann im engeren Sinne und Jugendfreund Daudet's, einen Monat älter als dieser. Er ist bekanntlich der französische Realist und Nihilist par excellence; Niemand hat sein Volk bis in dessen unterste Schichten so sorgsam studirt und kennt es so genau als er.

Es lag ganz nahe, daß das Gespräch sich auf Idealismus und Realismus lenkte. »Die deutschen Dichter und Romanschreiber sehen und malen Alles blau,« bemerkte Frau Léonide. Ihr Gatte citirte die blaue Blume des Novalis und den Phantasus von Tieck; Jedermann am Tische kannte Gustav Freytag's »Doit et Avoir«, Spielhagen — diesen Daudet persönlich — Paul Heyse. Monsieur Allard erwähnte seiner Beziehungen zu Heinrich Heine. »Schweige von ihm,« rief ihm seine Gattin zu, »er gehört nicht in anständige Gesellschaft.« Darob erhub sich einige höfliche Opposition, aber die gescheite Frau wußte den Standpunkt edler Weiblichkeit trefflich zu vertheidigen. Das Geplänkel zog sich hinüber auf die Gebiete des Nihilismus, dann des Spiritismus und des Materialismus. Des letzteren von seiner Schwiegermutter angeklagt, verstand es Daudet, sich auf die geistreichste Weise unnahbar zu machen, ohne nur mit leisestem Worte zu verletzen. Es war ein unsagbarer Genuß, diesem Esprit-Feuerwerk zu lauschen. Der Champagner löschte es endlich.

Er führte uns eigenerweise wieder zurück in die Lande, welche ihn nicht erzeugen, wenn sie gleich manchmal glauben, sie vermöchten es. Unter härtester Verurtheilung Tissot's und seiner erbärmlichen Bücher — in welche Jedermann aufrichtig einstimmte — erzählte Daudet höchst Interessantes von einem zweiten Aufenthalte in Deutschland im verhängnißvollen Jahre 1866. Er befand sich in München, der einzige Franzose in der ganzen Stadt. Nach der Schlacht bei Würzburg war seine persönliche Sicherheit gefährdet; Pöbel-Zusammenrottungen fanden vor seiner Wohnung statt; er war als Spion denuncirt worden. Wohlwollende Bekannte halfen ihm rasch aus der Patsche.

Von Oesterreich sprechen alle Franzosen mit Wärme, mit Liebe, und ach, wie wenig kennen sie davon! Glücklicherweise haben Wiener Bier und Wiener Brot eine sehr schätzbare Hochachtung des Landes, das solche Producte erzeugt, und des Volkes, welches ihrer sich täglich erfreut, zuwege gebracht. Für ersteres schwärmt Madame Allard, das Wiener Gebäck aber hält Daudet für unentbehrlich zum Ertragen dieses vielfach beschwerten Daseins, und er scheut selber nicht Weg und Zeitverlust, um den Bedarf an »Semmèles de Vienne« an authentischer Stätte einzuheimsen und als Beitrag zur Wirthschaft heimzuschleppen. Natürlich habe ich mich einigermaßen wegwerfend über das Pariser Nachfabrikat geäußert und die gesammte Gesellschaft dringend eingeladen, Wiener Brot und Bier einmal an seinem Geburtsorte zu

Digitized by Google

versuchen. Nach der Ansicht der Franzosen ist jeder Oesterreicher zugleich ein Musikant, welcher mindestens mit einer Violine, womöglichst mit einem Pianoforte zur Welt gekommen ist. Die Tsiganis, die Zigeuner, welche zuerst nur in der Csarda der Ausstellung spielten, allmählich sich aber gleich einem Bandwurm entwickelten, immer neue »Banden« als Glieder abstoßend, so daß zuletzt Paris von in der Wolle braungefärbten und noch mehr von unechten Bohémiens wimmelte, wie zu Quasimodo's Zeiten — fanden einen Beifall, dessen sie sich selbst in ihrer europäischen Heimat nicht mehr erfreuen. Daudet sprach ganz begeistert von ihrem Tönezerren und Quinkeliren: das schaffe ihm Nervenaufregung, und wenn dann ein Glas Tokayer dazu käme, dann fühle er sich zum Schaffen angespornt, wie sonst selten. Von den Wiener Theatern wußte er Gutes, mit Enthusiasmus sprach er den Namen der Wolter aus und behauptete, »Fromont et Risler« sei selbst in Paris nicht so trefflich gegeben worden, als in der Kaiserstadt an der Donau. Dagegen hielt er es für einen Nachtheil, daß in der letzteren das Interesse an einem Stücke zu rasch erlahme; in Folge dessen werde es nicht oft genug aufgeführt und vom Repertoire zurückgezogen, ehe die Darsteller genügend Zeit gehabt hätten, die Charaktere ihrer Rollen ordentlich herauszuarbeiten. Er beklagte sich, daß die Uebersetzer seiner Dramen in's Deutsche ihre Sache schlecht gemacht und ihm dadurch viel geschadet hätten; namentlich sei aus diesem Grunde die »Arlésienne« nicht zur Geltung gelangt. Das Theater führte über zu den Zeitungen; Daudet sagte viel Schönes über die »Neue Freie Presse« und erzählte, welches Vergnügen es ihm gemacht habe, deren Vertreter während der Weltausstellung zu Paris, »einen sehr liebenswürdigen und unterrichteten Mann«, kennen gelernt zu haben.

Wir sprachen noch über Jules Verne — dessen neueste schablonenhafte Erzeugnisse einstimmig verurtheilt wurden — über Robinson Crusoe und dem Robinson Suisse, den Daudet die Bibel seiner Jugend nannte, die er auch der meinigen war; über das wunderbare Ausstellungsstück — »Himmel und Meer« — des Russen Dan und die Poesie der Einsamkeit; über Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Musset und vielleicht noch über manches Andere. Veritabler Mokka und uralter Cognac machten die Runde im Salon, Cigarren sind im Allard'schen Hause verpönt. »Ich würde mich sofort scheiden lassen, wenn Mr. Jules jemals versuchen wollte, zu rauchen,« sagt Mme. Léonide und lächelt ihrem lächelndem Gemale zu. »Nur im Garten unseres Landsitzes, der allsommerlich die gesammte Familie vereinigt, darf der Glimmstengel in Brand gesetzt werden. Dies Hausgesetz bildet auch die einzige Disharmonie zwischen mir und meinem Schwiegersohne. Nicht wahr, Alphons?«

Es schlug zwei Uhr vom Thurme der Kirche Saint Denis, als Mr. Alphonse Daudet sich eine Regalia media unter der Hausthür anzündete. Der weiche Athem der Sommernacht umspielte unsere Stirnen — wir brauchten, immer wieder in neuer Discussion stehen bleibend, eine halbe Stunde für die wenigen Schritte bis zum Hause des Romanciers in der

Digitized by Google

Rue du Béarn nächst der Place Royale. Somit wohnt er in einer Straße, deren Name ihn an die provençalische Heimat erinnert. Ich aber wendete mich nach dem Boulevard Beaumarchais und genoß überdenkend noch einmal den schönen Abend mit Alphonse Daudet.

Frau Storm und ihr Album.

Es war auf dem glänzenden Balle, den der Vicekönig von Egypten am 19. November 1869 den zur Eröffnung des Suez-Canals aus allen Weltgegenden herbeigeströmten Gästen zu Ismailia gab. In den mit phantastischer Pracht ausgeschmückten Sälen drängte und wogte die bunteste Menge. Alle Trachten, alle Uniformen waren vertreten, Ordenssterne und Diamanten blitzten um die Wette mit den funkelnden Lustern und Girandolen; aus wunderbaren Pflanzengruppen quollen alle Düfte des Orients; nur selten überrauschten die Töne der Musik das vielstimmige Surren der Unterhaltung. An den Tanz ward wenig gedacht, die Zahl der Gäste stand außer Verhältniß zu dem gebotenen Raum, zumal Jedermann in die Nähe der Sterne zu gelangen strebte, deren Licht erster Größe dem seltenen Feste seine höchste Weihe verlieh. Da galt es denn oft, geduldig auszuharren auf der Sammtschleppe einer Lady, mit der Aussicht auf einen riesigen Chignon, von der Rückseite warm gehalten durch den Burnus eines Araberscheiks, am freien Gebrauche der Arme gehemmt rechts durch einen spanischen Schiffscapitän, links durch einen preußischen Legationsrath in Cürassier-Uniform — bis mit Einem Ruck die Massen sich lösten und es wieder vergönnt war, einige Luft zu schnappen. Ein solcher Moment der Erlösung entstand auch plötzlich in einem der Seitensäle, als die gesammte Schaar der Insassen nach einem Punkte hindrängte. Dort wurde laut gesprochen — auf einmal erhob sich aber hoch über die Köpfe aller Anwesenden die dunkle Gestalt einer Dame. Sie mußte auf einen Tisch gestiegen sein; sie gesticulirte heftig und sprach — was, war nicht zu verstehen; in einer Hand aber hielt sie ein kleines Buch, das ihr von anderen Händen nach einiger Zeit abgenommen wurde. Die Erscheinung machte nicht nur einen befremdenden, sondern geradezu komischen Eindruck; eine hagere Figur, unschön und gebräunt, in dunkelbraunem Diakonissen-Gewande, das Haar schlicht, mit einer ganz einfachen Haube ohne jede Verzierung bedeckt — wie kam diese sonderbare puritanische Gestalt in die Märchenwelt aus Tausend und Eine Nacht, und was wollte sie?

Niemand wußte es. Erst später erfuhr ich durch einen jungen Freund die Ursache des spaßhaften Auftrittes. Die Dame war eine Holländerin, welche den Orient bereiste, und war besessen von der — heutzutage glücklicherweise veralteten — Album-Manie. Sie kannte, so hieß es, kein anderes

Digitized by Google

Ziel, als die Sammlung von Autographen für ihr Album. Dies in ungewöhnlich reichem Maße zu erreichen, dazu schien ihr der Ball in Ismailia ganz die geeignete Arena. Und auf einmal erblickte sie, wenige Schritte von sich entfernt, den Mann, auf welchen sie es heute Abend vor allen anderen abgesehen — den Grafen Beust in tiefem Gespräche mit der schönen und liebenswürdigen Frau Z. aus Kairo. Sie strebt ihm entgegen mit aller Verve des Enthusiasmus, aber unerbittlich trennt eine Wand von ruhigeren, dafür beharrlichen Bewunderern sie von dem Ersehnten. Da resolvirt sie sich kurz, erklimmt den Tisch, apostrophirt den Grafen — und dieser, anfänglich erstaunt, lacht zuletzt, nimmt das Album zugleich mit dem es stets begleitenden portativen Schreibzeug und trägt seinen Namen ein. Mit leuchtendem Dankesblick knixt die überglückliche Besitzerin von ihrer Höhe herab und taucht sodann triumphirend unter in das Gewühl der applaudirenden Zuschauer.

Mit dieser selben Dame habe ich dann beinahe fünf Wochen lang in täglichem Verkehr gelebt. Ich erkannte sie auf der Stelle wieder, als sie mir entgegentrat an Bord der »Behera«, des Nildampfers, der uns nach den Katarakten tragen sollte; sie trug dasselbe braune Kleid, die nämliche Haube wie auf dem Ball, nur über die letztere einen braunen Strohhut mit braunen Bändern gestülpt. Anfänglich hielt ich mich geflissentlich so fern von ihr, als es nur der schmale Raum, auf den wir angewiesen waren, gestattete. Allein der Unstern, der über der guten Frau zu schweben schien, seitdem sie Egypten betreten, brachte mich ihr näher; als wir bei Minieh gelandet waren, that sie einen Fehltritt auf der Laufplanke vom Schiff zum Ufer und stürzte in den Strom. Zwar ward sie augenblicklich wieder herausgezogen, allein völlig durchnäßt. Sie besaß aber nur die einzige Kleidung, welche sie trug, denn ihr Koffer war ihr schon in Port Said abhanden gekommen, und sie hatte sich, in Erwartung, ihn wieder zu erhalten, auf das dürftigste neu equipirt. Einige kleine Gefälligkeiten, die ich ihr in dieser sonderbaren Lage zu leisten für Menschenpflicht hielt, gewannen mir ihr Vertrauen.

Schon bei der ersten längeren Unterhaltung fand sich, daß ihr Name und ihre Thätigkeit mir nicht fremd waren; hatte mir doch schon der alte Suringar in Nederländisch-Mettray begeistert von ihr erzählt, außerdem hatte ich Einiges von ihr und über sie gelesen. Ich hatte vor mir eine jener merkwürdigen Frauen, welche unter einer seltsamen, oft fast abstoßenden Rinde einen hohen Geist und ein muthiges Herz bewahren, jederzeit bereit zum Kampfe für das Wohl und Recht der Schwachen, unermüdlich in ihren Bestrebungen, wenn es gilt, dem für gut Erkannten einen festen Punkt zu erringen. Sie hatte es sich vornehmlich zur Aufgabe gemacht, der Bildung des Weibes eine neue Bahn zu brechen, nicht in dem Sinne der englischen und amerikanischen Emancipations-Extravaganzen, sondern in dem der gesunden Vernunft, des geläuterten Fortschritts. Daneben wendete sie ihre werkthätige Aufmerksamkeit der Lage der Unglücklichen in den Gefängnissen,

Digitized by Google

der Krankenpflege und der Kindererziehung zu. Auf allen diesen Gebieten hat sie zahlreiche Flugschriften und Zeitungsartikel — meist in holländischer, aber auch in französischer und englischer Sprache veröffentlicht, denn sie spricht und schreibt diese Sprachen, ebenso die deutsche, mit völlig gleicher Fertigkeit.

In den zahlreichen eingehenden Unterhaltungen mit ihr, zu welchen die ruhige Fahrt auf dem Heiligen Strome stets Gelegenheit bot, lernte ich diese Frau überaus schätzen und vergaß bald über ihren selbstbewußten Gedankenreichthum, ihre tiefe Innerlichkeit die barocke, manchmal hart an das Lächerliche streifende Außenseite. Auf meine Bitte schrieb sie ihre Autobiographie in französischer Sprache nieder und schenkte mir dieselbe. Einen Auszug derselben gebe ich nachstehend als Spiegel eines ungewöhnlichen, wohl angewendeten Lebens, selten in unserer flüchtigen, oberflächlichen Zeitperiode.

Frau Wilhelmine Storm, geborne van der Chijs, aus einer angesehenen holländischen Familie in Delfft, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Von Jugend auf hatte sie einen großen Hang zum Reisen, keineswegs der Zerstreuung halber, sondern um Natur und Menschen überall möglichst an den Quellen zu studiren. Im Jahre 1845 verheiratete sie sich mit dem berühmten Kanzelredner Storm, Hauptprediger an der protestantischen Kirche zu Utrecht. Aber schon nach zwei Monaten verlor sie ihn; er starb nach wenigen Tagen Krankheit an einem Katarrhalfieber, nachdem er dreizehn vorhergegangene Jahre seines arbeitsvollen und nützlichen Lebens hindurch auch nicht Einmal so unwohl gewesen war, daß er seine schwierigen Amtspflichten hätte vernachlässigen müssen. Der furchtbare Schlag, verstärkt durch den gleich darauf folgenden Tod ihrer Mutter, warf die junge Frau auf das Krankenlager; ein schweres Nervenleiden ließ einen Schwächezustand zurück, den die Aerzte durch Luftveränderung zu heben riethen. Frau Storm trat demzufolge in Begleitung ihres Neffen, eines Sohnes des bekannten Professors A. van der Chijs in Leyden, eine große Tour durch Europa an. Sie hatte das Gelübde abgelegt, sich nicht wieder zu vermälen und ihr ganzes Leben dem Wohle der Menschen zu widmen.

Der Zweck ihrer Reisen bestand daher vorzugsweise in der Erforschung der Lage und Verhältnisse der Unglücklichen. Sie suchte die Schulen, die Gefängnisse, die Hospitäler, die Asyle, die Arbeitshäuser, die Wohlthätigkeits-Anstalten auf, um sich zu unterrichten und eine Grundlage für späteres Wirken zu gewinnen. In Rom vollbrachte sie ihre erste That (deren sie sich besonders freute und deren Einzelheiten sie mir in drastischer Schilderung erzählt hat). In den abschreckenden Kerkern der Engelsburg fand sie eine Anzahl von protestantischen Gefangenen, welche mit äußerster Strenge behandelt wurden. Die Meisten davon hatten trotzdem nur den Einen Wunsch, von einem Seelsorger ihrer Confession die Tröstungen der Religion zu vernehmen, welcher ihnen aber hartnäckig verweigert wurde, selbst wenn sie auf dem Todtenbette lagen. Frau Storm sollicitirte um eine Audienz bei

Digitized by Google

dem Papste und erhielt sie auch nach mehreren Schwierigkeiten. Unerschrocken trat sie dem Stellvertreter Christi gegenüber und trug ihm die Bitte vor; als Pius IX. ohne ein Wort der Erwiderung das Haupt schüttelte, trat sie, alle Etikette durchbrechend, dicht vor ihn und beschwor ihn so feurig und eindringlich, daß die natürliche Güte des Pontifex durchbrach; er reichte ihr die Hand, die sie dankbar ergriff, aber nicht, wie üblich, küßte, und versprach zu thun, was möglich. Wenige Tage darauf war protestantischen Geistlichen der Zutritt zu den Gefangenen ihrer Confession gestattet.

In ihr Heimatland zurückgekehrt, versuchte Frau Storm zunächst eine Reform in der Nahrungsfrage. Wie in Irland und ganz Norddeutschland, bilden auch in den Niederlanden die Kartoffeln die tägliche Hauptnahrung der minder begüterten Classen. Diese wenig nahrhafte, im Uebermaß schädliche Kost durch eine kräftigere, gesündere zu ersetzen, wurde ihre nächste Aufgabe. Sie führte zu diesem Zwecke den Anbau des Mais (Kukuruz) in Holland ein und verwendete darauf einen beträchtlichen Theil ihres sehr großen Vermögens. Sie ließ Samen aus Baden, Oesterreich und Amerika kommen, pachtete Feldflächen in zahlreichen Gemeinden, verschenkte deren Ertrag und ließ Instructoren umherreisen, welche nicht blos die Cultur, sondern auch die Benützung lehrten; ihre Abgesandten drangen bis in die Küchen, um die Hausfrauen in der Bereitung von Polenta, Gries, Suppen, Kuchen, Brot u. s. w. zu unterweisen. Daneben schrieb sie Flugschriften und Zeitungsartikel über den Einfluß der Nahrung auf die Gesundheit des Körpers und der Seele. Leider scheiterten aber diese mehrere Jahre hindurch beharrlich fortgesetzten Bestrebungen an den eingewurzelten Gewohnheiten und Vorurtheilen der Gesellschaftskreise, welchen sie galten. Nur in verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten blieb einiges Gute daraus haften, die Menge verhielt sich gleichgiltig oder ablehnend und blieb bei den Kartoffeln.

Die brave Frau verwand den Unmuth über diesen Mißerfolg auf einer neuen Reise durch Europa, auf welcher sie namentlich Rußland seiner ganzen Länge nach durchzog. Unmittelbar darnach schiffte sie sich nach Amerika ein; sie nahm als Begleiter den Sohn einer Freundin mit, der in der neuen Welt sein Glück gründen wollte. Nachdem sie ganz Nordamerika, von Canada bis zur Insel Cuba, kennen gelernt hatte, beschloß sie, sich für immer in den Vereinigten Staaten niederzulassen, um daselbst einen festen Punkt für ihre philanthropische Wirksamkeit zu gewinnen.

Dies war im Jahre 1856! Frau Storm begann hier ihre Thätigkeit als Schriftstellerin in zahlreichen amerikanischen Revuen und Journalen. Sie wies auf die ungehobenen Schätze der großen Territorien hin, suchte die Einwanderung in ein geregeltes Bett zu lenken und verfocht namentlich mit unerhörtem Muth und Erfolg die Sache der freien Arbeit gegenüber der Sclaverei. Nur daß sie eine Frau war, schützte sie vor dem Grimme der unzähligemale über sie erbosten Sclavenhalter; denn sie kämpfte nicht blos mit Worten, sondern mit der That. Zu diesem Endzwecke erwarb sie in dem Sclavenstaate Tennessee eine große Pflanzung, deren Areal schon

Digitized by Google

zur Hälfte urbar gemacht war. Ihr Erstes war, daß sie sämmtlichen mitangekauften Negersclaven die Freiheit gab. Sodann theilte sie das Besitzthum in Lose von genügender Größe, errichtete auf jedem derselben eine Farm, die sie mit allem nothwendigen Inventar, Mobilien, Wirthschaftsgeräthe, Vieh inbegriffen, ausstattete, und rief über hundert Auswanderer-Familien zu sich, um eine Colonie zu gründen, welche den Umwohnern zeigen sollte, was freie Arbeit vermöge. Die drei ersten Jahre zahlten die Colonisten gar nichts, von da ab eine von ihrem Aeltestenrath selber festgesetzte jährliche Summe als Pacht und Amortisation, so daß nach Verlauf von zehn bis fünfzehn Jahren Jeder schuldenfrei auf eigener, geräumiger Scholle wohnen konnte. (Unter ähnlichen Bedingungen hatte schon früher Frau Storm mehrere Schiffe mit Auswanderern nach dem Cap der Guten Hoffnung, in das Land der transvaal'schen Republik, expedirt.)

Die junge Colonie war im besten Gedeihen; da brach der entsetzliche Bürgerkrieg zwischen den Nord- und Südstaaten aus. Nun war auch die Zeit der Rache für die Partei der Sclavenhalter gekommen. Nach der Schlacht bei Murfreesborough überfiel ein zuchtloser Haufe von Johnston's Armee die Ansiedlung, plünderte, preßte die nicht in die Wälder geflohenen Colonisten und warf schließlich den Brand in die Gebäude — binnen wenigen Stunden war von dem großen, verheißungsvollen Unternehmen nichts mehr übrig als Leichen, rauchende Schutthaufen, verwüstete Pflanzungen. Glücklicherweise hatte sich die Besitzerin, Tags zuvor von dankbarem Munde gewarnt, noch rechtzeitig flüchten gekonnt; bekanntlich pflegten die Freischaaren der Conföderirten Frauen, deren Humanität sich auch auf die unglücklichen Neger erstreckt hatte, gelegentlich an's Kreuz zu nageln.

Das schwere Unglück, das sie betroffen, beugte nicht den Muth der Frau Storm. Sie beschloß, auch mit verringerten Mitteln nach wie vor der Sache der Menschheit und Menschlichkeit zu dienen. Die Verhältnisse nöthigten sie, im Jahre 1863 wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Hier war sie von nun an bestrebt, die sociale Stellung des weiblichen Geschlechtes in neue Bahnen zu lenken. Durch Veröffentlichungen in periodischen Schriften, durch Versammlungen, welche sie, von einer Stadt zur anderen reisend, einberief, suchte sie den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß jedes Glück und aller Werth eines Menschengeschöpfes nur darin bestehen kann, seine Zeit gut anzuwenden und Anderen nützlich zu sein. Im Verein mit gleichgesinnten Beiständen hatte sie die Genugthuung, nach und nach verschiedene Institute für weibliche Bildung in's Leben zu rufen, insbesondere die musterhafte Lehranstalt für gewerbliche Ausbildung erwachsener Mädchen zu Amsterdam, deren Beschreibung sie auch gelegentlich der feierlichen Inauguration im Drucke erscheinen ließ.

Im Herbst 1868/69 besuchte Frau Storm die universelle Ausstellung der Frauenarbeit zu Berlin, die erste ihrer Art in Europa, und knüpfte daselbst viele Verbindungen mit hervorragenden Personen an, die, gleich ihr, begeistert sind für die Erreichung des Zieles allgemeiner Bildung durch die

Digitized by Google

Arbeit. Insbesondere nahm sie Theil an den von der Baronin von Marienholtz veranlaßten Conferenzen zu Gunsten der Ausbildung von Lehrerinnen für die Rettungs- und Besserungsanstalten des weiblichen Geschlechtes, sowie der Kindergärten nach Fröbel's Ideen. Ueberhaupt war sie überrascht und erbaut von dem, was in Deutschland für Erziehung und Bildung überhaupt, insbesondere aber der Mädchen geschieht und, in eine Parallele mit anderen Ländern, namentlich Frankreich und Holland, gestellt, deren Wagschale hoch emporschnellt. Gründlich studirte sie, namentlich unter Leitung bekannter Namen, wie Professor von Holtzendorff, Dr. Lehmann (Redacteur des »Magazins für ausländische Literatur«), Frau Morgenstern u. s. w., jene Institutionen, welche, wie die Volksküchen, dazu beitragen sollen, die materielle Lage der ärmeren Classen, und vorzugsweise der Frauen, zu verbessern. Sie hat mittlerweile über die in Deutschland gemachten Beobachtungen in dieser Richtung eine eigene Schrift in holländischer Sprache herausgegeben.

Schon früher war sie mit der bekannten Madame Furet in Constantinopel, einer geachteten Schriftstellerin über weibliche Erziehung, in Verbindung getreten und folgte nunmehr einer Einladung derselben an die Stätte ihrer Wirksamkeit. Deren schönster Erfolg war das erst jüngst erlassene Gesetz gewesen, welches die Errichtung von Mädchenschulen für die Töchter der Muselmanen anordnet; eine unerhörte Neuerung, da bis dahin in der ganzen Türkei keine einzige solche sich befand. Frau Storm hatte Gelegenheit, in den vielen Harems, die sie besuchen durfte, sich davon zu überzeugen, daß die Frauen der größten Würdenträger des Reiches nicht einmal schreiben und höchstens nothdürftig lesen oder vielmehr buchstabiren konnten, wie die kleinen Kinder. Und doch fand sie, daß daran nur die Erziehung, nicht die Begabung schuld sei.

Mit besonderem Bezug darauf erzählte sie wiederholt und gern die folgende Anekdote: Bei einem solchen Besuche fragte sie durch den Dolmetsch — da die Türkinnen eine fremde Sprache nicht verstehen — die Dame des Hauses, ob sie nicht Lust habe, ihre schönen und großen, dunkelbraunen, glänzenden Augen gegen diejenigen des nordischen Gastes zu tauschen, worauf, ohne sich zu besinnen, die Türkin erwiderte: »Sagt der Frau, daß ich zum Tausche meiner Augen gegen die ihrigen sofort bereit bin, wenn sie mir dafür als Aufgeld ihren Geist und ihre Bildung schenken will!«

Einer Einladung des Vicekönigs folgend, begab sich Frau Storm von Constantinopel nach Egypten zur Eröffnungsfeier des Suez-Canals. Hier war es, wo wir ihr zum erstenmale begegnet sind. Als ich von ihr Abschied nahm, versicherte sie, daß sie das Land nicht verlassen werde, ohne bei dem Khedive Audienz genommen und ihm eine eindringliche Predigt über den entwürdigten Zustand des weiblichen Geschlechtes seiner Unterthanen gehalten zu haben. Etwas erreiche ich ganz gewiß, sagte die muthige Frau, und wenn es auch nur ein Versprechen ist, an das ich ihn aber mahnen werde, bis er es erfüllt, und zwar öffentlich, wenn es nothwendig würde. — Und sie hat Wort gehalten. Der Vicekönig hat die Errichtung von weiblichen

Digitized by Google

Bildungsanstalten in der That angeordnet, und die Frauen Furet und Storm sind zur Aufstellung der Schulpläne von ihm aufgefordert worden.

Einer so ausgesprochenen, von den reinsten Humanitäts-Bestrebungen erfüllten Persönlichkeit, wie diejenige der Frau Storm, darf man gern sonderbare Aeußerlichkeiten und das Lächeln reizende Marotten verzeihen. Zu den letzteren gehört die Sucht, ihr Album mit den Namen aller berühmten Zeitgenossen zu füllen. Diesem Zweck, der ihr der nächste ist nach ihren philanthropischen Zielen, ist sie bereit, jede Rücksicht zu opfern; sie verfolgt ihn mit einer Energie, welche sich durchaus nicht abweisen läßt, daher auch öfters schon mit einem anderen minder schmeichelhaften Eigenschaftswort belegt worden ist. Allein sie hat erreicht, was sie wollte, und wird es auch fernerhin erreichen. Ihr Album, welches gegenwärtig vier Bände füllt, ist eine Merkwürdigkeit ohnegleichen und wird dereinst von hohem Werthe sein. Es enthält die Autographen fast aller hervorragenden Männer und Frauen zweier Welttheile aus den drei letzten Decennien. Leider hatte sie während unserer Nachbarschaft auf dem Nilboot nur den letzten abgeschlossenen Band und ein neu begonnenes Heft bei sich; ich habe mir beide ausgeliehen und sie theilweise excerpirt. Nachstehend theile ich eine Reihe derjenigen Autographen mit, welche ich, als die bekanntesten oder merkwürdigsten Namen, ausgeschrieben habe. Frappirende Zusammengerathungen und einzelne Sentenzen werden dazu beitragen, das trockene Verzeichniß interessanter zu machen. Hier folgt es:

»Un Russe exilé«, Alexander Herzen; Prinz Alexander von Hessen; Dora d'Istria; Aristarchi, griechischer Dichter; Joseph Artu Bey; Halim Pascha; Ali Bey; Prokesch-Osten; Caroline Furet, Schriftstellerin; »Le vieux solitaire de la tour de Galata«; Antonius Petrus IX. Hassoun, armenisch-katholischer Patriarch von Cilicia; die Erzbischöfe von Marasc, Amasia, Cesarea di Cappadocia, Melitene am Euphrat, Mardin in Mesopotamien, Cypern, Harputh, Trebisonde; die Bischöfe von Brussa, Beschiktasch, vom Libanon ꝛc.; Charles Furet: »Un vieux démagoge« — sämmtlich aus Constantinopel. Th. A. Zaimis, Minister-Präsident, Athen; Herkules Mitropoulos, Universitäts-Professor; Al. Dorovinis desgl.; Clotilde Rosavalle, Primadonna assoluta in Atene: Archimandrit Cel. Eutychides; Dr. Johann Pervanoglu, Bibliothekar der National-Bibliothek in Athen. Amélie, Prinzessin der Niederlande, Prinzessin von Sachsen-Weimar; Hendrik Prins der Nederlande, Lieutenant-Admiral; van Heeckeren, Gesandter in Wien; Minister-Resident Bergh van Middelburgh; Gesandtschafts-Prediger Hülsen aus Constantinopel; Soeur Rénault, fille de la charité à Constantinople: la Supérieure de la maison N. D. de la providence dans l'établissement de St. Bénoît à Galata; Bischof von Nikopolis; »Beust«; Voisin Bey, Eugène Tarbe »du Gaulois« mit der Devise: »Tout pour les femmes, rien par les femmes!« Graf Albert Apponyi; Giovanelli Florentano, italienischer Dichter des »Frammento d'un canto sulla donna«. Mit Abbé B. Bauer, Professor a. p. — schließt das jüngst angelegte Album.

Digitized by Google

Der vorhergehende Band enthält von den berühmteren die Namen: Simonides; W. Fairbairn, Manchester; C. Metcalfe; H. D. Macleod; Comte »de l'Institut«; Pelouze; Ch. Gounod; H. Vieuxtemps; Henry Herz; Eugenie Garcia; Auber (mit zitteriger Handschrift); Xaver Marmier; J. Babinet; Reinaud »de l'Institut«; Jules Janin »de rien de tout!«; Champfleury; Mignet; Duc de Noailles; Ch. Bezenval; Jules Sandeau; L. Ville; Guizot; E. Legouvé; Viennet; de Pongerville; Saint-Marc Girardin; Jules Mohl; Laboulaye; Amb. Firmin Didot; M. Egger; Ad. Regnier; G. Havin »du Siècle«; Duc de Broglie; Ad. Vuitre; H. Berlioz; Ambroise Thomas; Eug. Delacroix; Comte de Nieuwerkerke; Quatrefages; E. Martin; Delaunay; Montagne; Foucault; Milne Edwards; Paul de Kock; L. Gastinel; Amédée Achard; A. Vallet de Vieuville; Ponson du Terrail; Léon Gozlan; Frédéric Thomas; Emanuel Gonzalez; Paul Féval; L. B. Saintine; G. de la Landelle; Jules Simon; A. Enault; Alberic Second; Flourens; C. d'Orbigny; Becquerel; Velpeau; Philarète Chasles; Nélaton; Pelletan; L. Hachette; Abd-el-Kader (arabisch); Dupin aîné: Charles Dupin; Duchartre; G. Rossini; Michel Levy; Emile de Girardin; E. Pasquier; Berryer »de l'Académie française«; Michel Chevalier; Villemin.

Auf diese Auswahl französischer Größen folgt dann ein buntes Durcheinander von Namen aus aller Herren Ländern. Ich wähle darunter aus: L. von Ranke; Carlotta Patti; Alfred Jaell; Amalia Joachim, geborne Schneeweiß; W. H. Suringar; Emil Devrient; Dr. Staring; L. Mulder; Bluntschli; E. de Muralt; E. Désor; Max Wirth; M. C. la Lau (holländischer Dichter); Louise Prinzeß der Nederlanden, geborene Prinzessin von Preußen; Louise Drottning af Sverige och Norige född Princeß af Nederlaenderne; Marie Prinses der Nederlanden; Louise Josephine Eugenie Prinzeß von Schweden und Norwegen; Ferdinand de Lesseps; Adelaide Ristori; von Duruy (Unterrichtsminister); Marie Niemann-Seebach; Antonin Rondelet; Guerin-Ménneville; Souvestre; Clarisse Bader »de la Société asiatique de Paris, auteur de la femme dans l'Inde antique, ouvrage couronné par l'Académie française, et de la femme biblique«. Mit dem Spruch in Uebersetzung: Ihr Frauen, möge eine gründlich bildende Erziehung uns vorbereiten für die strengen Pflichten des häuslichen Herdes; erheben wir unseren Geist, um unser Gemüth zu verklären! Wem besser könnte ich diese Zeilen in's Album schreiben, als der großmüthigen Frau, welche ihr Leben der Neugeburt meines Geschlechtes gewidmet hat! — Anna Blackwell: »May Madame Storm find the truth of the old proverb: Many a little makes a mickle.« (Möge Frau Storm die Wahrheit des alten Sprichwortes erfahren: Viel Kleines giebt ein Großes!) Veuve Geoffroy St. Hilaire; Alexander Dumas:

»Deux choses en bas me font aimer le jour:
L'amour, la liberté! Seuls trésors, que j'envie.
Pour l'amour, au besoin, je donnerais ma vie.
Mais pour la liberté je donnerais l'amour.«

Digitized by Google

„Zwei Dinge acht' ich in dem Weltgetriebe:
Freiheit und Liebe, Ziele meinem Streben;
Für Liebe gäb', wenn noth, ich gern mein Leben,
Doch für die Freiheit gäb' ich hin die Liebe."

Diesen Vers hat Alexander Dumas zweimal mit gänzlich verschiedener Handschrift niedergeschrieben, um zugleich seine Virtuosität in der Kalligraphie darzulegen. Auf den Vater folgt der Sohn: Marie Alexander Dumas fils gleichfalls mit einem poetischen Impromptu:

»Ange, vois-tu ce fleuve et l'île au frais ombrage,
Dont son eau presse le contour?
Pareil à lui mon coeur embrasse ton image,
Et l'encadre dans son amour.
Mais de même que l'eau sent la verte ramée
Descendre dans sa profondeur,
Oh, laisse par pitié descendre, bien-aimée,
La verte espérance en mon coeur!«

„Siehst, Engel, du den Strom, der Inſel friſcher Hain,
An deſſen Rand das Waſſer drängt?
Es gleicht mein Herz ihm, das dein Bild umfängt,
Und es in ſeine Liebe rahmet ein.
Doch wie das Waſſer will das grüne Reis
In ſeine Tiefe niederzieh'n,
So laſſ' aus Mitleid du, geliebt ſo heiß,
In's Herz mir zieh'n der Hoffnung Grün!"

Fernere Autographen: Eugenie Nibovet; Sardou. Sodann aus Berlin: E. Angerſtein »F. F. F. F.«; Th. Hoſemann; Profeſſor Dr. Steinthal; Adolph Menzel; Dr. G. Gunz, Sänger; Dr. F. von Holtzendorf; Joſeph Lehmann (Mag. für Literatur des Auslandes); Pertz, k. Ober-Bibliothekar; Wilhelm Taubert; Ad. Begas; Reinhold Begas; Louiſe Pfeiffer; Paul Meyerheim; Schulze-Delitzſch: »Durch Arbeit zur Bildung, durch Bildung zur modernen Arbeit, zur Vergeiſtigung der alten, blos mechaniſchen Arbeitsmethoden, in Dienſtbarmachung der Naturkräfte zur Humanität!« — G. von Bunſen; Rudolph Gneiſt; Franz Duncker; K. Braemer; Dr. Max Ring; Clara Mundt (Louiſe Mühlbach); Anton Rubinſtein; A. Niemann: »Ohne Farben keine Blume, ohne Seele kein Geſang!« — Fanny Lewald-Stahr; Theodor Döring; A. W. Hofmann; John Prince-Smith; Hanns Wachenhuſen; A. Bernſtein: »Die Frage der Nationalitäten findet ihre höchſte Löſung in den Geiſtern, die den Geiſt der Wiſſenſchaft und der Humanität zur Einheit führen.« — Profeſſor Dr. Adolph Stahr: »Was wir verſtehen, das wird uns Beſitz.« — G. von Bancroft:

Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht ein hohes Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

C. R. Lepſius; A. von Gräfe; Fr. Drake, Bildhauer; Ed. Magnus, Maler; E. Mandel, Kupferſtecher; Chriſtian Friedrich Scherenberg; U. Brachvogel: »Die Sehnſucht iſt doch das Beſte im Leben; wer nicht die Sehnſucht mehr kennt, iſt werth, zu ſterben, zu faulen.« — B. Bilſe; Th.

Digitized by Google

Fontane; Berthold Auerbach; Friedrich Spielhagen (der vorletzte Namen): »Ich wollt', ich dürfte sagen: Ende gut, Alles gut!« — Professor B. von Langenbeck, Berlin. — Damit schließt der Band. Ist es nicht ein beneidenswerther Kranz von Bekanntschaften bedeutender Zeitgenossen, der sich in dem trockenen Verzeichniß dieser Namen erschließt? Er legt Zeugniß ab für Leben und Wirken der Dame, welcher hier eine kleine Anerkennung zu zollen ich für angenehme Pflicht gehalten habe. Sie gehören zusammen, Frau Storm und ihr Album.

Hamburger Abende.

Aus den Erinnerungen eines Alten.

Von alten Papieren kann ich mich ebenso schwer trennen, wie von einem alten Rocke, in den man von Tag zu Tag inniger hineinwächst und der Einem am heimlichsten geworden ist, wenn man ihn als schuldigen Tribut dem Hausmeister entrichten muß, vorausgesetzt, daß dieser so herablassend ist, ihn anzunehmen. Alte Papiere haben freilich nur Werth für Den, von dessen Leben sie Schnitzel bilden, und ihre Anhäufung wird mit der Zeit wohl seiner Umgebung manchmal lästig; »was soll dieser verlegene, vergilbte Wust,« heißt es, »in dem der Staub sich sammelt und die Farfarellen nisten; fort damit zum Käsehändler oder unter den Rost!« Der Sammler aber schüttelt leise lächelnd das Haupt, denn eben hat er einen Fund gemacht, dessen Anblick und Inhalt ihn fesselt, einen blaueren Himmel, eine bessere Welt für ihn heraufbeschwört, indem er ihn zurückträgt in die schönen Zeiten der Jugend, in der man des Lebens Kelch mit vollen Zügen schlürfte und wenig darauf achtete, wenn manchmal der Wein sauer war und Nachwehen brachte. So auch heute, als ich in meinen Schätzen — die einzigen, die ich besitze — kramte und mir ein blaues, an den Rändern schon gelb gewordenes Blatt in die Hand fiel, das mich sofort sinnend fesselte. Es ist beschrieben mit jener kleinen, eckig zierlichen Perlenschrift, welche unter allen Sterblichen Meister Varnhagen von Ense am meisterlichsten handhabte, denn er war nicht blos ein großer Prosaist und Diplomat, sondern auch ein vorzüglicher Kalligraph; hatte er sich doch schon als österreichischer Fähnrich das Attest: »Geschickt in der Feder« erworben, das Mit- und Nachwelt ihm gerne bestätigen. Sein Ductus aber hatte sich in der Familie verbreitet und vererbt, das Blatt, welches ihn zeigt, ist von einer seiner Nichten beschrieben und stellt vor — einen Theaterzettel!

Damals, in der stillen, nur unterirdisch bewegten Epoche vor den Idus des Märzen, war die gute alte Zeit der literarischen Thees und der bürgerlichen Privatlorbeern, der Albums und der Lesekränzchen. Letztere waren besonders en vogue, und das Lesen mit vertheilten Rollen gehörte

Digitized by Google

entschieden zu den Merkmalen eines guten Hauses. Ein solches in der besten Bedeutung des Wortes, ein geselliger Cirkel, welcher auch hochgestellten geistigen Ansprüchen entsprach, befand sich damals auf der Esplanade, einer vornehm schönen Nebenstraße des Jungfernstiegs in Hamburg, und zwar im »alten Hamburg«, wie man jetzt sagt, wenn man der socialen Zustände der guten Stadt vor dem großen Brande gedenkt. In ihm hatte ich Zutritt gefunden. Ich war ein blutjunger Student, welcher seine Studien unterbrochen hatte, um eine abenteuerliche Fußtour durch Belgien, Frankreich und England zu machen, deren Fortsetzung im Norden des Continents erfolgen sollte. Allein die Strapazen und Entbehrungen, welche der letzte Theil dieser Reise mir auferlegt hatte, warfen mich nach stürmischer Rückfahrt von London auf dem alten Dampfer »John Bull« in Hamburg auf das Krankenlager, das mich monatelang festhielt. Ich wäre in der mir fremden Stadt gänzlich verlassen gewesen, wenn ich nicht eine Empfehlung besessen hätte, welche mir freundliche Aufnahme in eben jenem Hause verschafft hatte. So war ich denn, nachdem meine kräftige Jugend dem dräuenden Griffe des Sensenmannes glücklich entwichen, gar wohl geborgen, und die lange Zeit der Reconvalescenz ward mir zu einer der inhaltreichsten und interessantesten meines Lebens. In welcher Gesellschaft ich mich befand und bewegte, das wird aber der Theaterzettel sagen, den ich als Reliquie aufbewahrt habe. Er lautet:

Den 7. Februar 1841. »Clavigo.« — Clavigo, Herr Kirchner. Carlos, Herr Doctor Gutzkow. Beaumarchais, Herr Rießer. Guilbert, Herr Doctor Steinheim. Buenco, Herr Wihl. Saint-Georges, Herr Monsanto. Bedienter, Herr Hagen. Marie Beaumarchais, Frau Amalie Gutzkow. Sophie Guilbert, Frau Steinheim. — Hierauf: »Die Heirat durch ein Wochenblatt.« Außer den schon erwähnten Persönlichkeiten figuriren noch in dem Lustspiel: Storr, Herr Wienbarg. Charlotte, Fräulein Ottilie Assing. Madame Fallberg, Fräulein Ludmilla Assing und noch Mehrere, deren Namen nichts zur Sache thun. Zugleich ist aber auch schon die Rollenvertheilung für Sonntag den 21. Februar verkündigt; an diesem Tage wird gelesen: »Die unglückliche Ehe aus Delicatesse«, mit Gutzkow als Graf Klingsberg u. s. w. Geschrieben ist der Zettel von Ottilie Assing, und der Kreis des Lesekränzchens reihte sich um den schönen Mittelpunkt des Gutzkow'schen Hauses, in welchem ich so wohl aufgenommen worden war.

Es waren Abende und Menschen, werth, daß man ihrer gedenkt. Karl Gutzkow in der ganzen herben Kraft des frischesten Mannesalters, dessen Schwelle er eben betreten hatte, neben ihm seine sanft-heitere reizende Gattin, welche immer aussah wie ein knospendes Mädchen, und deren Eltern, der frankfurtisch-schwedische Consul Freinsheim mit seiner vornehmen, verstandesscharfen Frau, bildeten eine Familie, die schon an und für sich der anziehenden Elemente genug bot, um zu fesseln. Ihre Wohnung im fashionabelsten Quartiere der Stadt war geräumig und würdig ausgestattet; es herrschte bei den Agapen eine sehr schätzbare Opulenz, und auch dem

Digitized by Google

Gourmand ward genug gethan, aber am wohlthuendsten sprach der feine, geistige Hauch an, der sich in Allem ausprägte, in der Unterhaltung aber oft wahrhaft berauschte. Das Lesekränzchen alternirte, es wurde einmal in der Gutzkow'schen Wohnung, das andermal in derjenigen des Doctors Steinheim abgehalten. Diese lag in Altona, ein einstöckiges, weitläufiges Renaissance-Gebäude, von dessen Fronten die eine nach der Elbe, die andere in den Garten blickte. Steinheim, früher Arzt, jetzt in behaglicher Ruhe eines reichen Besitzes sich erfreuend, war ein hochgebildeter Mann, in der Literatur daheim wie Wenige, sprachgewandt, vor Allem aber ein tiefer Kenner und leidenschaftlicher Freund der Musik. Er hat nicht blos den Text zu verschiedenen Oratorien geliefert — z. B. zu Ferdinand Hiller's »Zerstörung von Jerusalem« — sondern deren und Anderes auch selber componirt. Seine Gattin, eine still receptive Natur, verband die besten Weltformen mit anmuthender Häuslichkeit.

Damals stand die Emancipation der Juden auf der Tagesordnung der Welt in Hamburg; Steinheim war einer ihrer glänzendsten Verfechter, ward aber weit überholt von einem anderen Mitgliede des Gutzkow'schen Lesekränzchens, seinem Freunde Gabriel Nießer. Dieser war eine auffallende Erscheinung; er hatte nichts von seiner Nation an sich, sondern sah aus wie ein blonder Mohr; sein mächtiger Löwenkopf, auf dem sich das Krausgelock nach allen Richtungen sträubte, saß fest und stämmig, aber zu tief zwischen breiten Schultern, denen man schon etwas zumuthen durfte; er schaute immer mürrisch drein, war aber im Grunde eine milde, biedere Seele aufrichtig wie ein Spiegel und treu wie Gold. Er sprach nicht gern, war häufig träumerisch in sich versunken, sobald ihn aber der Stoff des Gespräches interessirte oder er sich aufraffte, dann floß ihm die Rede prächtig und tönend vom Munde. In der Paulskirche hat er dies später noch weit besser gezeigt, als damals im Lesekränzchen. Auch dort hatte er anfangs geschwiegen und war wenig beachtet geblieben, bis ein Angriff auf seine Glaubensgenossen ihn auf einmal zu einer so glänzenden Improvisation aufrief, daß er von da ab als einer der meisterhaftesten Redner der National-Versammlung von 1848 galt. Er gehörte der nach ihrem Versammlungsorte zum »Augsburger Hof« benannten Fraction der Rechten an und ist Einer von Denjenigen gewesen, die sich am längsten und lebhaftesten gegen das Aufgeben Oesterreichs und gegen den »Erbkaiser« gesträubt haben; mit der Idee des Letzteren versöhnte er sich jedoch und half selber die zu vermiethende Krone später nach Berlin tragen, um von dort damit wieder heimgeschickt zu werden. Nießer hat die getäuschten Hoffnungen des Jahres 1848 niemals in sich überwunden und ist früh daran gestorben.

Eine andere Gestalt tritt uns entgegen in der zierlichen Ludwig Wihl's, des allseitig reimfertigen Poeten, eines liebenswürdigen Menschen und trefflichen Gesellschafters. Er war ein hübscher junger Mann, der sich besonders viel auf die niedlichsten, wohlgepflegten Hände zugute that, auch wohl hie und da ahnen ließ, daß die Frauen ihm gewogener seien als die Männer.

Digitized by Google

Leider ist der bessere Theil seines Wesens und Könnens nicht seinem von ihm stets geliebten Vaterlande zunutze geworden; fünfundzwanzig Jahre Exil haben ihn in Frankreich bekannter gemacht als in Deutschland; dort ersetzten ihm die Lamartine, Hugo, Dumas, St. Beuve, die Chamisso, Rückert, Uhland, Heine, Lenau, welche dereinst sein frisches Streben beifällig begrüßt hatten. Damals war Wihl immer geladen mit Versen gleich einer Leydener Flasche, jede Berührung ließ eine poetische Funkengarbe aus ihm hervorsprühen. Ganz seltsam nahm sich neben ihm aus Ludolf Wienbarg, der Taufpathe des jungen Deutschland, eine jener langen Friesengestalten, die »rösche, frische Degen ihre Hövd in de Wolken trägen«. Kurz zuvor war sein Buch »Zur neuesten Literatur«, welche eben das »junge Deutschland« proclamirte, erschienen und hatte Erwartungen rege gemacht, die leider später nicht erfüllt worden sind. Gutzkow hielt ungemein viel von ihm und seiner architektonisch edlen Stylistik; aber, offen gesagt, dem Manne sah man es nicht an, was hinter ihm steckte. Es war viele Formlosigkeit in ihm, er war der guten Gesellschaft eigentlich fremd, räkelte sich und zeigte auch sonst auffallendes Benehmen; am wohlsten befand er sich im Hamburger Keller hinter einem »Grog von Cognac« oder einer »Buddell Rothspohn«, wobei er den Philistern rings umher kurze Geschichten zum Besten gab, die ihn als »ungehenkten Hochverräther« brandmarkten. Später habe ich den originellen Menschen wieder gefunden hoch oben im Norden, als Historiographen im Gefolge des Majors v. Gersdorff, des Obercommandanten der Freischaaren in Schleswig-Holstein. Er hielt aber auch dort nicht, was er versprochen hatte, war dagegen unverwüstlich hinter Krug und Glas. Im Lesekränzchen war er nur ein seltener Gast. Ich traf ihn zuweilen außerhalb desselben und, ich muß es zum Nachtheile von uns Beiden sagen, nicht immer an den schicklichsten Oertern; es ist wahr, auch der feine Wihl war daselbst nicht selten zu treffen.

Einen ganz merkwürdigen Mann lernte ich zufällig durch diese kennen, den Hamburger Localdichter Clemens, wenn ich nicht irre, seines Standes ein Packer oder Raddreher, der aber als energischer Autodidakt es zu gutem Ausdrucke in gebundener und ungebundener Rede gebracht hatte und ein bitterböser Feind des grassirenden Muckerthums war; seine Flugschriften und Gedichte brachte er im eigenen Verlag unter's Publikum, druckte sie auch selber auf einer alten Tabakspresse.

Obgleich alle diese bedeutenden Namen und Gestalten, in deren Kreis einzutreten ein günstiges Geschick mir gestattet hatte, mein vollstes Interesse in Anspruch nahmen, so war ich doch noch zu jung, um mit ihnen auf gleicher Linie verkehren zu dürfen, ich begnügte mich gern, geduldet zu sein und hinzuhorchen. Anders gestaltete sich das Verhältniß mit zwei Mitgliedern des Lesekränzchens, bei welchen der Unterschied des Alters zu meinen Gunsten ausfiel, so daß sich, als die zu meiner Pflege eingetroffene Schwester zum Bindegliede ward, ein traulich angenehmer Umgang gestaltete, an den ich jetzt noch, nach vielen, vielen Jahren, nicht ohne Sehnsucht und Befriedi-

Digitized by Google

gung zurückdenke. Es waren dies die Schwestern Aissing, Ludmilla und Ottilie. Letztere, ein schönes Mädchen, von voller Gestalt, neben Gutzkow, dessen Talent ein dominirendes war, die beste Leserin des Kränzchens, ist auch später als Schauspielerin aufgetreten. Meine bevorzugte Freundin war aber Ludmilla, die gar trefflich zu erzählen und ebenso gut zu schreiben wußte. Auch den schönen Künsten waren die lieben Mädchen nicht fremd, malten in Aquarell und trieben Musik. Es kam bald, daß ich fast allabendlich Gast in ihrer Behausung war. Das waren merkwürdige Stunden. Wir saßen selbvirt bei nur halb aufgeschraubter Lampe um den Sofatisch; da wurden neue Bücher besprochen, von den Personen unserer Cirkel dies und jenes berichtet, Musikalien andeutend geprüft, kleine Zeichnungen entworfen — ich besaß das zweifelhafte Talent, mit einigen Strichen ein Porträt leidlich zu skizziren oder vielmehr zu caritiren; einen unerschöpflichen Stoff aber boten die Sammlungen der Familie.

Jeden Abend kamen andere Mappen zum Vorschein mit dem schätzbarsten Inhalt von Autographen aus dem Kreise von Rahel Levin, mit Zeichnungen, Silhouetten, endlich aber den Producten einer schwarzen Kunst, wie sie wohl seither nicht wieder geübt worden ist, in solcher Meisterschaft selbst von Paul Konewka nicht. Es besaß nämlich Varnhagen von Ense die Geschicklichkeit, mit der Scheere aus schwarzem Papier die wunderbarsten Gebilde, Menschen, Thiere, Pflanzen, Landschaften, Architekturen, kurz Alles, was sich plastisch nur darstellen läßt, so fein und künstlich auszuschneiden, daß man die reizenden Dingerchen nur mit dem größten Vergnügen betrachten konnte. Hat er sich doch ja, wie er wohl anderweit erzählt, mit der Scheere hie und da durch's Leben geschnipfelt; als er im Jahre 1808 Jean Paul in Baireuth besuchte und dessen Kindern mit ihr eine kleine Welt aus dem Papier hervorzauberte, glaubten diese, er sei das Christkind — ein Einfall, der den Vater nicht wenig ergötzte. Auch Fürst Metternich benützte jeden seiner Besuche, um ihn einen Tribut in Form einer schwarzkünstlerischen Improvisation abzufordern. Das »Schnipfeln« lag aber in der Familie, Varnhagen's Schwester konnte es fast noch besser wie der Bruder, und sie, Rosa Maria, war die Mutter der beiden Freundinnen. Wie hochbedeutend diese liebenswürdige, sanfte Frau, die wie ein guter Engel unter den Ihrigen waltete, gewesen, das haben erst ihre als Nachlaß erschienenen Gedichte der Welt gezeigt; sie war in Allem würdig des Kreises, aus dem sie hervorgegangen und dessen sie selber eine Zierde bildete. Sie war aber nicht blos Dichterin mit Herz und Feder, sondern auch mit den Händen; ihre Schattenrisse übertrafen an Erfindungsgabe, Correctheit der Zeichnung, minutiösester Ausführung Alles, was ich dergleichen noch gesehen hatte — früher war dies mehr Mode als gegenwärtig — man durfte hier die Scheere kühn gegen Pinsel oder Stift in das Treffen führen, sie brauchte des Sieges nicht bange zu sein.

Wenn aber, sobald ein neues, überraschendes Papierschnitzwerk aus Licht gebracht, unsere Bewunderung allzu laut wurde, dann dämpfte sie

Digitized by Google

alsbald ein tiefer Seufzer, faſt ein wehes Aechzen aus der Partie des großen Zimmers, in welche der Lampe Schein nicht reichte. Hier ging auf und ab, ruhelos unſtet, ein gebeugter, hagerer Mann, die langen ſchwarzen Haare hingen ihm um das Geſicht und fielen über die großen hohlen Augen; er rang die Hände, preßte ſie vor das Geſicht, ſchwere Tropfen quollen hervor zwiſchen den dünnen Fingern. Und ſo hab' ich ihn immer geſehen, viele Stunden nacheinander, ſich verzehrend im Leid, jeder Tröſtung unzugänglich, ein verlorener Mann. Es war Dr. Aſſing, der Vater der Freundinnen, und er weinte um Roſa Maria, ſeine Gattin, die der Tod ihm kaum ein Jahr vorher entriſſen hatte. Niemals wieder habe ich bei einem Manne einen ſo tieffreſſenden, tödtlichen Schmerz erlebt, es war ein unheimlicher Anblick. Aſſing war ſeinerzeit nicht ohne Glück als Dichter und Schriftſteller aufgetreten, gemeiniglich unter dem Pſeudonym »Aſſur«. Er war ein geborner Königsberger; in Wien, woſelbſt er im Jahre 1809 ſeine mediciniſchen Studien praktiſch vervollſtändigte, ſchloß er einen engen Freundſchaftsbund mit Juſtinus Kerner und wurde mit ſeinem ſpäteren Schwager bekannt. Dieſer urtheilt über ihn: Aſſing, der ſich des Hauptſitzes norddeutſchen Humors als ſeiner Heimat rühmen durfte, vereinigte Tiefſinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satyre. Sein durchaus gediegenes Weſen, die grundfeſte Redlichkeit, die ſich in all' ſeinem Thun offenbarte, und die friſche Gluth, mit der ſein Herz für alles Gute ſchlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnſucht, der ſeine Laune und Heiterkeit ſtets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte.

Dieſer Grundton war jetzt durch den unerſetzlichen Verluſt dermaßen zur Dominante geworden, daß neben ihm kein anderer mehr blieb. Mit fröſtelndem Schauder warfen wir armen Kinder zuweilen, wie magiſch gezwungen, unſere Blicke in die dunkle Hälfte des Salons, in welcher der ruheloſe Mann ſein Weſen trieb, ein Geſpenſt lebendigen Leibes. Ich habe den Eindruck lange nicht verwinden können und wunderte mich nur darüber, daß die Töchter ihn anſcheinend ſo leicht ertrugen. Dieſe aber waren bei aller Liebenswürdigkeit Philoſophinnen, ſcharf kritiſche Weſen, die ſich die Welt nach einem ſtrengen Geſetze zurecht gelegt hatten und von ſich wieſen, was dieſem ſich nicht fügen wollte. Es konnte daher nicht fehlen, daß in der begrenzten Geſellſchaft des Leſekränzchens manche Ecken aneinanderſtießen und kleine Conflicte unvermeidlich wurden.

Ludmilla Aſſing, die ältere der beiden Töchter — im Jahre 1821 geboren — war von kleiner Geſtalt, brünett und mit wenigen körperlichen Vorzügen begabt, während die jüngere, Ottilie, als ein ſchönes Mädchen gelten konnte, beſonders ausgezeichnet durch ſchlanken Wuchs und die Fülle blonden Haares. Dagegen war Ludmilla weitaus die geiſtig Bedeutendere. Ich war ganz erſtaunt über den Vorrath an Wiſſen und Können, welchen dies junge Blut in ſich aufgeſammelt hatte, und nur manchmal ärgerlich, daß er ſich gar zu oft und vordringlich zeigen wollte. Sie ſaß immer mit

Digitized by Google

vorgehaltenem Zeigefinger, docirend vor mir; ganz Verstand, ganz Ueberlegung und Selbstbewußtsein. Sie war die personificirte Altklugheit, nichts Jugendliches an ihr. Wir leisteten einmal in der Villa Steinheim lebende Bilder, unter Anderem »Dornröschen«, in welchem die Ludmilla die alte Spindelfrau darstellte. In dieser Rolle ist sie mir immer erschienen, niemals aus dem Gedächtnisse entwichen. Es war etwas Strenges, Erkältendes, aber dennoch Zwingendes an ihr; ich glaube, ihre lebenslustigere Schwester hat unter ihrem Regimente gelitten, bis sie sich davon emancipirte. Ottilie war später auf dem Wege, sich unter Baison's Leitung der Bühne zu widmen, dann hat sie aber das bessere Theil erwählt und ist in Amerika sehr glücklich verheiratet.

Die Mädchen waren sonst in ihrem Denken und Fühlen sehr modern, sie hatten dies von der Mutter, welcher Ottilie äußerlich nachschlug, während Ludmilla mehr auf den Vater herauskam. Sie schwärmten für das dunkle Capitel der Frauen-Emancipation, verehrten die Georges Sand als eine Hohepriesterin und hegelten so rücksichtlos in's Aschgraue hinein, daß der gute Wihl, wie er behauptete, sich manchmal wie ein Mägdlein vorkam und sehr roth wurde. Daneben waren sie fanatisch jungdeutsch und interessirten sich auf's höchste für Alles, was diesem neuen Begriffe im entferntesten anhing. Alles das machte aber gerade den Umgang mit diesen hochgebildeten Mädchen so interessant, und da ihrem Kreise die Innerlichkeit und Gemüthlichkeit nicht abging, so mußte man sich in demselben wohl fühlen.

Der Einfluß ihres Onkels Varnhagen auf die Schwestern Assing war ein so großer, daß sie sich Beide sogar dessen bekannte zierliche Handschrift völlig, bis zum Verwechseln, angewöhnt hatten, Ludmilla folgte aber auch außerdem seinen Fußstapfen, soweit sie vermochte. Von seinen früheren dichterischen Neigungen besaß sie zwar sicherlich wenig, aber Kritik und Commentation waren ihr Bedürfniß, auch Anempfindung ihr in hohem Grade gegeben. Sie war eine Freidenkerin im besten Wortsinne, Kosmopolitin, für die Freiheit schwärmend, dem Dogmenwesen völlig abhold. Ueberhaupt ein durchaus männlicher Charakter. Ich erinnere mich nicht, sie mit kleinen, häuslichen Frauenarbeiten beschäftigt gesehen zu haben, wohl aber hat sie später der Leitung des Haushaltes ihres Onkels rühmlichst vorgestanden.

Mit Gutzkow zankte sie sich oft; er gab damals den »Telegraph« heraus, ein Blatt, mit dessen Inhalt und Richtung die Assing's selten einverstanden schienen; sie eiferten insbesondere gegen die stete Einführung sogenannter »junger Talente« in die literarische Welt. Den Kritiker Gutzkow stellten sie zwar hoch, allein nur, um stets ihren Onkel noch höher zu stellen. Varnhagen war ihnen überhaupt der Prototyp schriftstellerischen Könnens, und sie wurden furchtbar indignirt, wenn Gutzkow, wie er oft boshaft geflissentlich that, den glatten Hofmann, den Freund von Metternich und Gentz, wie seinen noblen Vier-Pferde-Styl herzhaft angriff. Sie recensirte unverfroren den »Richard Savage« und das »weiße Blatt« vor dem Autor selber, und an den Lese-Abenden war sie stets unzufrieden mit ihrem Part und ihren Partnern.

Digitized by Google

Im Frühjahre 1841 fühlte der Vater Assing, daß er nicht mehr lange zu leben habe, seine letzten Kräfte wandte er an die Sichtung und Herausgabe des reichen dichterischen Nachlasses seiner Gattin. Als ich an einem trüben Apriltage Abschied zu nehmen gekommen war, saß er neben seinen Töchtern an dieser Arbeit. Jedes Blättchen Papier, das Rosa Maria's Hand beschrieben hatte, drückte er bitterlich weinend an die Lippen, dann wurde es sorgfältig copirt und wieder aufbewahrt; um keinen Preis hätte er ein solches Heiligthum in die Hände von profanen Setzern gelangen lassen. Er umarmte mich und meine Schwester mit wahrhafter Zärtlichkeit; ich habe ihn nicht wieder gesehen. Am nächsten Morgen stand Ludmilla im rothen Nebel auf dem feuchten Decke des Dampfers, der uns entführen sollte, um uns, trotz des genommenen Abschiedes, nochmals die Hände zu drücken. Die Güte ihres liebebedürftigen Herzens habe ich erst in dieser Trennungsstunde recht erkennen und würdigen gelernt. Lange stand sie auf dem Quai, die Tücher, die wir schwangen, wollten nicht flattern, sie waren zu thränenschwer. Mit welchen Verabredungen und Versprechungen waren wir von einander geschieden und dennoch — auch wir haben uns niemals im Leben wiedergesehen.

Einige Jahre hindurch blieben wir allerdings in ganz fleißiger Correspondenz; ein Theil der vergilbten Briefe Ludmilla's aus jener fernen Zeit liegt vor mir. Sie berichten zunächst von den Freunden der Hamburger Kreise, von neuen literarischen Erscheinungen und von Arbeits- oder Reiseplänen. Dann kamen Klagen über die zunehmende Hinfälligkeit des Vaters, der sich selber mit raffinirter Langsamkeit tödtete; am Jahrestage meines Abschiedes von ihm that er seinen letzten Athemzug. Die Schwestern flüchteten zu ihrem »Onkel Geheimrath« nach Berlin. »Nach dem Verluste des geliebten Vaters« — schrieb Ludmilla im Jahre 1842 — »nach dem entsetzlichen Feuerunglücke (dem großen Hamburger Brande) und unserem einsamen Umhergehen auf den Gräbern einer besseren Vergangenheit, eines märchenhaft schönen, still beglückten Jugendlebens, war für uns die nächste Zuflucht, diesen traurigen Schauplatz zu verlassen, um zu unseren theuren Onkel Varnhagen zu eilen, der uns auf das liebevollste und gütigste eingeladen hatte, zu ihm zu kommen, bei ihm zu wohnen. Ich hatte immer schon die herzlichste Zuneigung zu ihm, seine Nähe hat einen ganz eigenthümlichen Zauber für mich, seine Züge erinnern mich lebhaft an meine theure, ewig geliebte Mutter, sein ganzes Wesen erfüllt mich mit Verehrung und Bewunderung, und in dem täglichen Zusammenleben mit ihm geht mir ein ganz neues Glück auf.« — Aus 1843 erzählt ein Berliner Brief: »Wir bringen in der Familie Theodor Mundt's (seine Gattin die Romanschriftstellerin Louise Mühlbach) oft herzliche, trauliche Stunden zu; es ist mir immer besonders wohl bei diesen lieben Freunden. Mein geliebter Onkel wird mir womöglich noch theurer und an manchen anderen angenehmen Bekanntschaften fehlt es uns auch nicht; mitunter sehen wir Bettina von Arnim, deren herzliches, eigenthümliches und sinniges Wesen mir ungemein

Digitized by Google

gefällt.« Dann werden erwähnt Gustav Kühne, die Dichterin Fanny Tarnow, über die »Schule« der Reichen wird der Stab gebrochen, die »Herzensgeschichte Regina« von König — ach, wie lange vergessen! — ein vortrefflicher kleiner Roman voll Wahrheit genannt, Laube's »Gräfin Chateaubriant« höchst liebenswürdig analysirt, die »Diana« von Sternberg amusant gefunden und dem damaligen Mode-Roman »Thomas Thyrnau« von der Paalzow unerbittlich abgesagt. In diesem Style und Inhalte bewegen sich alle noch vorhandenen Schreiben Ludmilla's. In jedem sind Pläne des Wiedersehens entworfen; sie war häufig eingeladen worden, in unserem Hause auf längere Zeit einzukehren, und freute sich immer kindlich auf die Ausführung; allein es kam nicht dazu.

Der Briefwechsel zwischen uns wurde nach und nach sparsamer; er hatte schon aufgehört, als ich im Jahre 1847 zum erstenmale nach Berlin kam. Ich eilte natürlich sofort zu Varnhagen; er lag, wie gewöhnlich, am hellen Mittag zu Bette, was ihn jedoch niemals hinderte, Besucher — die sich die Thürklinke reichten — zu empfangen. Ich fand gute Aufnahme, allein die Schwestern Assing waren nicht zugegen; Ludmilla befand sich zu Besuche in Altona, Ottilie aber hatte die ewige Erinnerungsschwelgerei des redseligen Onkels satt bekommen und sich ihren eigenen Lebensweg gebahnt. Von ihr sprach Varnhagen kein Wort, Ludmilla dagegen nannte er »den Stab meiner Tage, oder lieber ein wohlgepflegtes Bäumchen, dessen Knospen und Blüthen ich aufbrechen sah und das mir schöne Früchte verheißt.« (Ipsissima verba, von mir seinerzeit notirt.) Am nächsten Morgen lag ich noch in den Federn des »Hotel de Brandenbourg« am Gendarmenmarkt — es war etwa sieben Uhr Früh — als der Herr Geheimrath in Frack und weißem Halstuche, geschmückt mit allen seinen Orden, bei mir eintrat, um Gegenvisite zu machen. Aus der Verlegenheit des Langschläfers rettete mich glücklicherweise mein Freund und Reisegefährte, Dr. Mejr Goldschmidt aus Kopenhagen — damals Redacteur des »Corsar«, später vielberühmter Novellist, der bei mir einbrach und sich des unberechenbaren Diplomaten bemächtigte.

Zu einer Wiederanknüpfung des einmal zerrissenen Bandes gelangte es dann nicht mehr. Die Jugend vergißt rasch und der Ernst des Lebens versengt die Schwingen der Gefühligkeit. Aber nicht ohne Be- und Verwunderung beobachtete ich aus der Ferne die literarische Unermüdlichkeit meiner einstigen Jugendfreundin. Früher hatte sie ein Hervortreten an die Oeffentlichkeit immer abgelehnt, erst ihre intime Bekanntschaft mit dem Fürsten Pückler-Muskau, welche in den Beginn der Fünfziger Jahre fiel und zur wahren Vertraulichkeit gedieh — er nannte Ludmilla nicht anders als seine »Corinna« — hat sie dazu gebracht, mit der Biographie der »Gräfin Elisa Ahlefeldt«, der »Freundin Karl Immermann's«, in die Spuren ihres Onkels Varnhagen zu treten (1857). Dieser hatte sie zur Vollstreckerin seines literarischen Testamentes förmlich herangeschult; nach seinem im Jahre 1858 erfolgten Tode trat die Nichte das Erbe gewissenhaft an, und wahrlich,

Digitized by Google

sie hat es ausgenützt bis auf das letzte Papierschnitzel in den Memoirenkästen des geschiedenen Schöndenkers und Glattsprechers. Was diese an »Denkwürdigkeiten«, »Tagebüchern«, »Briefwechseln«, »Beiträgen«, »Blättern«, aus der Geschichte ꝛc. als Ausbeute ergaben, ist ein nie vorgekommenes Wunder an Volumen wie an berechnender Speculation eines Lebenden auf die Nachwelt; wenn ich richtig zähle, so füllen diese Zettelsammlungen nicht weniger als 58 Bände! Diese hat Ludmilla sämmtlich gesichtet, geordnet, aneinander gereiht und verbunden, eine Arbeit, zu welcher muthvolle Pietät gehört haben muß, sonst wäre sie tödtlich gewesen. Sie hat dabei außer unglaublicher Ausdauer eine Rücksichtslosigkeit bethätigt, welche ihr von vielen Seiten schwer verdacht worden ist. Besonders die Ausplaudereien höfischer Bonmots und deren etwas mehr als freimüthige Kritik seitens der Mittheilenden — besonders Alexander von Humboldt's — brachten ihr Angriffe und Verlegenheiten, welche endlich in einer Anklage auf Majestäts-Beleidigung gipfelten.

Aber ehe es dazu kam, hatte sich Ludmilla schon klugerweise selbst verbannt und war aus Berlin nach Florenz übergesiedelt. Hier warf sie sich gänzlich in die Arme der Mazzinisten; sie soll den Plänen des großen Conspirators einen ziemlichen Antheil ihres sehr beträchtlichen Vermögens geopfert haben. Sie verfaßte, neben der fortgesetzten Herausgabe der papierenen Schätze des Onkels, eine Reihe von selbstständigen politischen und socialistischen Schriften, mehrere in italienischer Sprache, die sie meisterhaft handhabte; ich bekenne, daß ich keine davon gelesen habe. Fügt man zu dieser literarischen Thätigkeit noch die Veröffentlichung der ihr anvertrauten Nachlaßschriften des Fürsten Pückler, sechs Bände, der Tagebücher von Gentz, vier Bände, und Anderes, so darf man billig erstaunen über solchen Bienenfleiß, solche energische stete Anspannung einer körperlich wenigstens schwachen Frau.

Ein verhängnißvoller Irrthum verbitterte ihr die schöne Lebensstellung, welche sie sich durch Arbeit und Kampf errungen hatte. Sie war 53 Jahre alt, als sie sich mit einem jungen Capitän der Bersaglieri verheiratete. Nur wenige Tage dauerte die Illusion; der biedere Krieger hatte sie in schmählichster Weise zu hintergehen gewußt und war drauf und dran, sie um Hab' und Gut zu bringen, als ihr leider zu spät die Augen geöffnet wurden. In den Tagen, welche uns nicht gefallen, gedenken wir gerne der alten, halbvergessenen Freunde. Ludmilla trat wiederum in Correspondenz mit mir. Aus einem ihrer letzten Briefe an mich stelle ich Folgendes hierher: »Sie können sich denken, daß ich in dem langen Laufe der Jahre viel Freud und Leid erlebt habe. Mit lebhaftem Gefühle, mit einer idealen Unkenntniß der Welt, wie ich sie hatte, ist es bedenklich, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Ich habe mich oft in den Menschen geirrt, lieber Freund, aber immer nur, indem ich sie für besser hielt, als sie waren, nie umgekehrt. Zu meinem größten Glück rechne ich die Zeit, die ich bei meinem edlen, vortrefflichen Onkel Varnhagen in Berlin zubrachte; ich fand meine

Digitized by Google

Pflicht und meine Befriedigung darin, ihm seinen Lebensabend nach besten Kräften zu erheitern und nach seinem Tode noch weiter mit ihm fortzuleben durch die dauernde Beschäftigung mit seinem Nachlasse, mit dessen Herausgabe ich sein Andenken in der Literatur lebendig zu erhalten suchte. Wie viele Anfeindungen und sogar Verurtheilungen ich mir dadurch zugezogen, werden Sie wissen; doch daraus habe ich mir niemals etwas gemacht, denn man ist ja unverwundbar, wenn man einer festen Ueberzeugung folgt. Seit sechzehn Jahren lebe ich nun in Italien und habe mir hier in Florenz eine Art Häuslichkeit gebildet. Eine späte Heirat, die ich einging mit einem italienischen Officier, Cino Grimelli, dauerte nur kurz und fiel sehr unglücklich aus; ich darf wohl sagen: ohne meine Schuld. Auf den Rath meiner Freunde trug ich auf Trennung an, die ich vom Gerichte erlangte. Ich bin allein, aber ich habe Freunde, meine Erinnerungen, meine literarischen Beschäftigungen, mancherlei Thätigkeit. Wer das hat und noch dazu Bücher und Blumen, der darf eigentlich nicht klagen. Ich habe mir ein kleines Haus gebaut — Via Luigi Alamanni Nr. 27 — mit einem Garten, den ich liebe. Mein Haus ist im Winter ein Mittelpunkt für Fremde und Einheimische, die ich gewöhnlich einmal in der Woche, am Montag Abend, empfange. Nur mit einem Theile der hier lebenden Deutschen verkehre ich« ꝛc. ꝛc.

Von späteren Mittheilungen sei nur erwähnt, daß Ludmilla Assing sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, eine deutsche Frau v. Staël werden zu wollen — die berühmte Herrin von Coppet, die gefürchtete Gegnerin des ersten Napoleon, die Freundin Friedrich Schlegel's und vieler anderen Heroen der schönen Wissenschaften, ist von Jugend auf ihr Vorbild und Ideal gewesen. Sie dachte daran, eine durchaus publicistische Laufbahn einzuschlagen, politischen Einfluß zu gewinnen; zu dem Ende suchte sie Verbindungen mit den großen Journalen. Aber ihre letzten Briefe kamen mir seltsam sprunghaft vor, die zierliche Perlenschrift Varnhagen's hatte sich überdies in einen harten eckigen Ductus umgewandelt. Es war wiederum eine Unterbrechung der aufgenommenen Correspondenz eingetreten, da traf mich wie ein Schlag die Nachricht von der Geisteskrankheit der verehrten Jugendfreundin — und ehe ich noch darüber recht zur Besinnung gekommen war, diejenige ihres rasch erfolgten Todes, der wahrlich ein Glück für sie gewesen ist. Den Keim dazu hat der Liebeswahn ihres Lebens gelegt, ich weiß es. Sie hat den Unwürdigen, der sie betrog, tief geliebt und es niemals verwunden, daß er sich der Verachtung der Welt durch die Kugel entzog. Nun ruht sie auf dem protestantischen Friedhofe nächst der Porta alla Croce. Mit ihr ist eine der bedeutenden Frauen unseres Jahrhunderts zu Grabe gegangen; Ludmilla Assing hat sich das Anrecht erworben auf das Gedächtniß der Nachwelt und einen höheren Titel als blos denjenigen einer Nichte der Rahel.

Mit Gutzkow's bald darauf erfolgter Uebersiedlung von Hamburg ward das Leisekränzchen zerrissen und vielleicht ist das vergilbte Blatt, das mir eine träumerische Rückerinnerung heraufbeschworen hat, das einzige sicht

Digitized by Google

bare Zeichen, das von ihm übrig ist. Wahrscheinlich haben selbst die anderen noch Lebenden aus dem einst so schönen Kreise vergessen, daß er je bestanden. Ich aber hab' ihn treu im Gedächtniß gehegt, denn ich war immer stolz darauf, daß ich einmal Solchen nahegestanden, welche noch in die Sphäre von Rahel's Umgang reichten. Und als ich später das Vermächtniß der Frau unseres Jahrhunderts las, wie lebhaft hab' ich zurückdenken müssen an die Hamburger Abende!

Der Halle'sche Löwentrotz.

I.

Zu Halle auf dem Markt, da steh'n zwei große Löwen;
Ei, du hallischer Löwentrotz, wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt, da steht ein großer Riese,
Er hat ein Schwert und regt sich nicht, er ist vor Schreck versteinert.

Zu Halle auf dem Markt, da steht eine große Kirche,
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft die haben dort Platz zum Beten.

H. Heine.

Wahrlich, es ist heutzutage schwer, sich in die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts zu versetzen, selbst für Denjenigen, der sie mit durchlebt hat und sich ihrer Eigenthümlichkeiten noch ganz gut erinnert. Er blickt darauf zurück gleichwie auf einen Traum, dessen barocke Seltsamkeit man belächelt, sobald man erwacht ist und sich die Augen ausgerieben hat. Ist es möglich, daß es jemals solche Zustände gegeben hat? Daß der Umschwung aus ihnen zu dem doch etwas würdigeren Dasein der Gegenwart sich innerhalb eines kurzen Menschenlebens vollziehen konnte? Wer sich jene Zeiten lebhaft vor die Blicke zu bringen vermag, der glaubt dann immer noch zu träumen. Die Stagnation des Sumpfes lag auf der Welt. Kein anderes Leben in dem brütenden Pfuhle zu gewahren, als dasjenige schleimiger Zwittergeschöpfe; jeder Windhauch von oben und außen sofort gebrochen in dem überwuchernden Walde sich beugender Rohre; selbst der hineingeschleuderte Stein brachte nur Erregungen engster Kreise — das Element war zu trübe, zu quammig, um die Bewegung fortzupflanzen. Gewiß, solcher Steinwürfe wurde mancher versucht, und wo einer hintraf, platschte es garstig auf; aber es war dafür gesorgt, daß den Werfenden gar bald die Hand erlahmte. Was frisch und jung war, was in grüner Keckheit allzu üppig emporzuschießen drohte, wurde in den Schatten gebracht und zum Verscheinen gezwungen. Die Begeisterung der Jugend ward mit allen erdenklichen Mitteln niedergehalten; zu was sie führen konnte, wenn sie die von dem Brotstudium innerhalb der Facultäten gezogenen Grenzfäden mit ikarischem Leichtmuthe überflog — das war zu sehen an jenen gebeugten Gestalten mit den gebleichten Gesichtern und Haaren,

Digitized by Google

die, den Folgen der famosen Karlsbader Beschlüsse erlegen, als junge Greise noch einmal auf den Hörerbänken saßen unter einer Generation, welche sie zum großen Theile nicht begriff oder sogar fürchtete. Und die Besten der Nation haben sich unter ihnen befunden. Kein Wunder aber, wenn sich endlich trotz der »Executions-Ordnung« des Frankfurter Bundestages doch eine, anfänglich kleine, stille Gemeinde um sie schaarte, die dann von Jahr zu Jahr größer, sicherer, aber auch trotziger ward.

In den »bestimmenden Kreisen« galten bekanntlich die deutschen Universitäten als die Vulkane, deren unter der Asche glimmende Flammen in jedem gelegenen Augenblicke mit dem Ausbruche eines Weltenbrandes drohten. Kann man jungen Männern, welche so gefürchtet wurden, vor welchen man zitterte bis in's Mark, kann man es den Studenten der damaligen Zeit verargen, wenn sie sich etwas ganz besonderes Großes däuchten und die Kurbel der Erdball-Achse in den Fingern zu haben glaubten? Zwei Universitäten waren vor allen verrufen: Jena und Halle. Beide waren die Ammen der Burschenschaften und der Demagogie gewesen; weit hinter ihnen im Grade der Anrüchigkeit standen Gießen und Tübingen. Dagegen erfreute sich eines hohen Ansehens die Stadt Leipzig, nicht ihrer Studenten halber, sondern weil sie damals als ein berüchtigtes Literaten-Nest galt; zwischen Literat und Räuberhauptmann wurde aber in jenen Zeiten kein großer Unterschied gemacht, und gewöhnlich fiel der Vergleich zu Gunsten des Letzteren aus. Die Hochschulen an »der Saale kühlem Strande« wurden beschildwacht und beobachtet gleich einem Pulvermagazin. Zwar hatte selbst die viel beschrieene Mainzer »Central-Untersuchungs-Commission für politische Umtriebe« in ihren Berichten an den hochpreislichen Bundestag betont, die Regierungen branchten durchaus keine Angst vor den Studenten zu haben, diese seien gar nicht so schlimm, als sie thäten, und was sie anstrebten, habe keinen Boden im Volke, — allein ängstlichen und abergläubischen Gemüthern ist bekanntlich mit Raison wenig beizukommen.

Am meisten fürchtete man sich in Preußen. Wer sich davon einen Begriff machen will, der braucht blos die Schriften von Arnold Ruge, der 1824, und von Fritz Reuter, welcher 1833 dingfest gemacht wurde, zur Hand zu nehmen; wenn es ihm die Entrüstung bei der Lectüre gestattet, wird er lachen über den heutzutage ganz unglaublichen Apparat, mit welchem man einen Militärstaat gegen die Freiheitsspiele einiger Knaben schützen und schirmen zu müssen glaubte: er wird aber auch blutige Thränen weinen über die Bosheiten einer bureaukratischen Rachsucht, die mit Nadelstichen zu tödten suchte, wo sie es nicht mit dem Beile vermochte, und der so viele hoffnungsvolle Kräfte erbarmungswürdig zum Opfer fallen mußten. Außer Schrecken, Verfolgung und Strafe galt es aber auch der Vorbeugung. Die Philosophie, die man für die Wurzel alles Uebels hielt, mußte durch die Religion, der poetische Enthusiasmus durch Zuziehung der Schnüre am Brotbeutel des Staatsdienstes in Schranken gehalten und eine neue Geschichtsklitterung eingeführt werden, welche die Schilderung der revolutionären

Digitized by Google

Charaktere aus der alten und neuen Zeit sammt ihren Thaten auf das richtige königlich preußische Militärmaß zurückführte. Insbesondere ward das Wort »Freiheitskriege« auf das strengste geächtet; es erinnerte allzu unlieb an so Vieles, was — eben nicht da war. Unter allen preußischen Universitäten galt nur Halle als gefährlicher Herd demagogischer Funken; auch in Greifswald hatte es sich geregt, minder in Bonn, der Hochschule der Aristokratie; Berlin und Breslau waren im Ganzen den Umsturz-Ideen fremd geblieben.

Die Philosophie beherrschte zu jener Zeit das Universitätswesen in ganz anderer Weise als heutzutage, wo der Realismus die Denkerin auf das Katzenstühlchen in der Ecke gedrängt hat. Der Einfluß des gewaltigen Hegel erregte zauberhaft die strebende Jugend, und die »immanente Negativität« wurde zum Banner der Schule, welche sich in kurzer Zeit um den Propheten der Identität des Denkens und Seins geschaart hatte. Nur wer es miterlebte, kann sich eine gerechte Vorstellung davon machen, in welcher Alles überwältigenden Weise damals die philosophischen Stichwörter und Ideen durch die Welt schwirrten, namentlich durch die studirende; daß dabei die seltsamsten Interpretationen unterliefen und gewaltige Mißverstehungen an der Tagesordnung waren, wird nicht befremden. Die Jünger wurden zu Deutern und Auslegern in einem Sinne, der öfters nur mit Zwang in die Aussprüche des Meisters gebracht werden konnte; aus den Hegelianern entpuppten sich die Junghegelianer oder Hegelingen, wie sie wohl auch seit H. Leo scherzweise genannt wurden, welche in der Entwicklung des absolnten Idealismus viel weiter gingen und entschieden hegelischer auftraten, als Hegel selber. Sie waren die Bilderstürmer der Schule, wurden daher von dem gesammten conservativen Volke am meisten gefürchtet, folglich am bittersten gehaßt; sah sich doch der Urheber ihrer Thaten selber veranlaßt, diese mitunter weise zu mißbilligen. Die Hegelingen steckten der preußischen Regierung als ein schmerzhafter Dorn im Auge, der nicht so ohneweiters auszuziehen war; die Universitäten besaßen ihre Rechte; die Asyle der Wissenschaft ließen sich nicht sperren, ihre Altäre nicht umstürzen; so versuchte man es denn auf anderem Wege: Feuer gegen Flamme, Dampf gegen Rauch.

Das Jahr der Erschütterung, 1830, hatte die schon halb erstickte Demagogie unter den Studenten wieder zu Flämmchen angefacht, welche da und dort Ausweg suchten, auch auf abstracten Gebieten. Es erschienen damals in Halle die »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik«, ein Organ der althegel'schen Schule, das es rasch zur Bedeutung und Einfluß brachte, indem es die Hieroglyphenschrift der Philosophie in landesübliche Schriftsprache übertrug und unter dem philosophischen Firniß die öffentlichen Interessen des Tages in's Gebiet seiner Besprechungen zog. Die hervorragendsten Mitarbeiter dieser kritischen Wochenschrift waren Gans, Varnhagen, Marheineke und Andere; noch weit entfernt von der späteren »demagogischen« Färbung der »Hallischen Jahrbücher«, trug sie überwiegend das

Digitized by Google

Gepräge des Professoren-Liberalismus, welcher bekanntlich ein anderer ist, als der Liberalismus der Privatdocenten und Studenten. Immerhin dürfen diese »Jahrbücher« als die Vorläufer der späteren betrachtet werden. Von extremen Richtungen haben sie sich ganz ferngehalten, vielleicht deshalb erloschen sie, wie das Licht in einer Gelehrtenstube, unbeachtet von der Welt.

Diese empfand nach dem kurzen Rausche der Pariser Julitage bald einen bedeutenden, echt deutschen Katzenjammer; wo die jungen Stürmlinge durch Auflegen von Hundshaaren Besserung zu bewirken hofften, da gedieh es zu dem Ende des Mannes, der sein tägliches Haarweh auf ähnliche Weise zu curiren versuchte; der Frankfurter Putsch und seine Folgen lieferten drastische Belege für die Verkehrtheit einer solchen hippokratischen Regel. Von ihm ab gewann die härteste, unbarmherzigste, diamantbestirnte Reaction Oberwasser. Wer nur irgend einen Lichtschein über die abgegrenzte Dämmerungssphäre des »So sollst du und anders darfst du nicht!« hinauswarf, der stand im schwarzen Buche, wurde von Augen bezahlter und freiwilliger Argusse überwacht bis in den Abgrund des Fidibusbecher; um Alles, was strebte, war ein Cordon gezogen; die unglücklichen Idealisten gingen umher mit einer amtlichen Bescheinigung auf dem Rücken: »Hic niger est!« die Jedermann lesen konnte, nur sie selber nicht; die Censur feierte Orgien und schlachtete Hekatomben; wer mit dem Staatsdienste liebäugelte, dem brachte der unschuldige Streifzug in das Gebiet der speculativen Philosophie, unter deren Maske sich freilich häufigst die Politik barg, Verwarnungen, Maßreglungen; der Staatsbeamte, welcher im Verdachte stand, einem mißliebigen Blatte Berichte über die Marktpreise der Erdäpfel eingesendet zu haben, wurde stante pede von Köln nach Stallupöhnen versetzt; Ausschluß vom Staatsdienste, Absetzungen waren an der Tagesordnung. Und so strenge wurde die Gesinnungs-Polizei gehandhabt, daß zuletzt den gehetzten, gequälten Menschen, denen das Verständniß des Jahrhunderts vor der vom Geschick bestimmten Zeit aufgegangen war, keine andere Zuflucht mehr blieb, um den Druck von ihrer Seele zu wälzen und zu ihrem Volke zu reden, als der Bereich der Wissenschaft. Dieser aber ist von jeher die Freistätte für die vom Zeitenwahn verfolgten großen Geister der Nationen gewesen, und über sein freies Territorium haben die Machtgewaltigen der Erde glücklicherweise keine dauernde Macht.

Zwei junge Privatdocenten in Halle, Philosophen und Literar-Historiker, energische Männer der That, nicht blos der Rede, und von jenem schönen Enthusiasmus beseelt, ohne welchen Großes und Ganzes niemals erzielt werden mag, unternahmen es, den vorbezeichneten Weg muthig einzuschlagen, um auf ihm die Gebildeten der Nation aus der tödtenden Gleichgiltigkeit der Epoche zu reißen und durch die Wissenschaft zur Freiheit zu leiten. Der Eine von ihnen hieß Arnold Ruge, und ihn nennen heißt zugleich den treuesten Freund des deutschen Volkes, einen der edelsten, selbstlosesten Männer nennen, den dieses hervorgebracht hat. Im feurigen Enthusiasmus der Jugend hatte er die Principien der Burschenschaft — über die er als

Digitized by Google

gereifter Mann vielleicht die Achsel zucken mußte — hochgehalten und mit mannhaftem Worte vertreten; die preußische Regierung ließ ihn 1824 als Student in Heidelberg aufgreifen und für Jahre auf der Festung Kolberg einsperren. Es kann nur ein Gefühl der Scham gewesen sein, das ihm und ähnlichen »königlich preußischen Hochverräthern« dann im Gnadenwege die Thore der Kerker öffnete. In Halle, woselbst er Bürgerrecht erworben und sich in die ehrsame Gilde der »Salzpfänner« hatte einschreiben lassen, war es ihm durch beredtes Fürwort gelungen, sich als Privatdocent für Philosophie und Geschichte habilitiren zu dürfen; es glückte ihm für mehrere Publica ein Auditorium zu gewinnen, und bald war der hellblonde, rothwangige und blauäugige frische junge Mann, dessen Name mit dem seiner Heimat-Insel Rügen alliterirte und bald die dritte Anbuchstabung in dem »leo rugiens hallensis« finden sollte, von einer kleinen Gemeinde der Gesinnungsgenossen umgeben, welche von Tag zu Tage wuchs an Zahl und an Kräften.

Unter ihr ragte hervor gleich einem Musagetes Theodor Echtermeyer, gleichfalls Privatdocent, ursprünglich Philologe, aber zu den nämlichen Fächern übergetreten wie sein Freund. Er stammte aus einem angesehenen Handelshause in Elbflorenz und war ein fesselnd liebenswürdiger Mann; allein er ließ sich lange suchen, bis man ihn als den fand, der er war. Auf seinen Antecedentien ruhte kein Makel, er war dem Studium und der Poesie zu tief ergeben gewesen, um seine Blicke viel hinauszuwerfen in die Welt; von ihrer politischen Bühne zog ihm erst Ruge den Vorhang weg. Leider war Echtermeyer ein äußerst sensitiver, kranker Mann; er ist auch in frühestem Mannesalter dahingerafft worden. Als Verbündete hatten sich die Beiden bald gefunden, den Gedanken erfaßt, durcharbeitet; jetzt galt es noch, den Mann der That zu finden, welcher verstand, ihn in das Leben zu führen. Auch er war bald ermittelt — gab es doch nur Einen seinesgleichen in Deutschland: es war der Buchhändler Otto Wigand zu Leipzig.

Wenn man die freiheitlichen Bewegungen der vormärzlichen Zeiten studirt, dann tritt alsbald der Name dieses »gesinnungstüchtigen Verlegers« oder »gewissenlosen Verbreiters einer Schandliteratur«, je von welcher Seite aus man ihn beurtheilt, nicht blos in den Vordergrund, sondern recht eigentlich in den Mittelpunkt. Es ist schade, daß Otto Wigand weder Memoiren geschrieben, noch Aufzeichnungen hinterlassen hat, sonst würde man ein Leben daraus kennen gelernt haben, bewegt und einflußreich wie wenige seiner Zeit. Bei ihm liefen alle Fäden der Hoffnungen und Pläne der nach »etwas mehr« Freiheit dürstenden Unzufriedenen zusammen, er stand mit Jedem in Verkehr, der den Kopf mit revolutionärem Selbstbewußtsein über die Menge hob — er wurde überwacht, chicanirt, bestraft, mit Hausdurchsuchungen überzogen und ein paarmal eingesperrt — aber man fand niemals etwas an ihm und bei ihm. Der »Alte vom Berge«, wie er später unter guten Freunden hieß, war zu klug; er dachte nicht an Autographen-Sammlungen und Correspondenz-Herausgaben, sondern brachte

Digitized by Google

Briefe und Manuscripte, sobald er sie benützt hatte, sofort in die ewige Sicherheit.

Leider kann in dem kargen Raume dieses Essays dem originellen Manne nicht das Recht einer Schilderung werden, wie er sie verdiente; sie soll aufgehoben bleiben, es kann sie Niemand so treu und ausführlich geben, als der dies schreibt, ein alter Freund der Familie. So viel sei nur gesagt: Aus dem Hannover'schen stammend — er war zu Göttingen geboren — kam Otto Wigand als blutjunger Mensch mit seinem jüngeren Bruder Georg nach Ungarn, begründete ein Buchhändlergeschäft zuerst in Kaschau (er betrieb es auf originelle Weise, zigeunerisch-ambulatorisch im Planwagen von Markt zu Markt wandernd), dann in Pest, erwarb einige Mittel und siedelte nach Leipzig über. Hier gründete er die Verlagsbuchhandlung, welche seinem Namen Weltruf verschafft hat. Sie vertrat damals vorzugsweise die freisinnige Richtung und die philosophischen Speculationen der Junghegelianer. Otto Wigand selber, obgleich der tieferen Vorbildung ermangelnd, aber seltenen Aneignungstalentes voll, griff, wenn er es für nöthig hielt — in dieser Hinsicht befand er sich allerdings öfters im Zwiespalt mit Anderen — zur Feder, um einen »Donnerschlag loszulassen«; das war ein Novum bei den Verlegern, brachte ihm aber Beifall und Ruhm unter dem Publikum, namentlich unter dem jüngeren. Ein Manuscript, dessen Druck die Aussicht hatte, verboten zu werden, kaufte er gewiß. Kein Wunder, daß die Hallenser Feuerköpfe sich an ihn wendeten und daß er mit beiden Händen zugriff. Es galt wieder einen Krieg, und der war sein Leben.

Am 1. Januar 1838 wurde der Feldzug eröffnet. An diesem Tage erschien die erste Nummer der Zeitschrift »Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Kritiken. Charakteristiken. Correspondenzen. Uebersichten. Redactoren: Dr. A. Ruge und Dr. Th. Echtermeyer in Halle. Verlag von O. Wigand in Leipzig«. Ohne jede Fanfare, nicht einmal mit einem Programm trat das merkwürdige Blatt in die Welt; in dem Lämmleinsgewande seliger Farblosigkeit begann es seinen Lauf mit einem Berichte über die Universität Halle und einer, allerdings wunderhübschen Charakteristik des Weinsberger Dichters und Hellsehers Justinus Kerner von Dr. Strauß. Das war bescheiden und wenig, aber doch viel. Das Publikum schien wenigstens Gefallen daran zu finden; die »Jahrbücher« wurden binnen kürzester Frist Mode. Es war doch eine seltsame Zeit damals. Welche Leute müssen in ihr gelebt haben, wie unpraktisch, wie idealistisch, den Sphären des gewöhnlichen Daseins nahezu entrückt! Würde wohl heutzutage ein Privatdocent so verblendet und ein Verleger so tollkühn sein, ein kritisch-philosophisches Blatt täglich, mit 312, sage dreihundertzwölf Nummern im Jahre, erscheinen zu lassen? Und wenn es solche der Vormundschaft bedürftige heißspornige Paladine gebe, wo das Publikum, das sich ein volles Jahr hindurch Tag für Tag füttern ließe blos mit Philosophie, Rhetorik, Dialektik, Methaphysik, Aesthetik und anderen — iks, ohne politische Kannegießereien, Theaterklatsch und Stadtfraubaserei? Es war wirklich eine

Digitized by Google

räthselhafte Epoche, jene Zeit, in der freilich die Freiheit ein Gebild der Träume war und das Schöne höchstens im Gesange blühte. Aber sie schaut uns doch fremd an. Der Erfolg der »Jahrbücher« wäre zu keiner andern Zeit in dieser Weise möglich gewesen, hätte man deren Inhalt anticipando per Draht durch die Welt gesendet, wie dies heute üblich geworden ist.

Allerdings hatte das Blatt Mitarbeiter, vor welchen alle Zeiten den Hut ziehen werden. Eine solche Reihe von tönenden Namen hatte sich vorher noch niemals zu gemeinsam publicistischem Wirken vereinigt und hat es in gleich engem Rahmen auch später nicht gethan. Es möge eine Auswahl derselben hier stehen; sie wird auch Diejenigen nicht kalt lassen, deren Gedächtniß nicht in jene Periode zurückreicht, die aber die Baumeister wohl kennen, auf deren Fundamenten sich die Ringmauern unserer neuen Welt erheben. Aus dem ersten Jahre 1838 sind zu nennen, außer den trefflichen Herausgebern: D. F. Strauß in Stuttgart, K. Th. Bayrhoffer in Marburg, F. Bülau in Leipzig, Ludwig Feuerbach in Nürnberg, K. W. Göttling in Jena, Karl Rosenkranz in Königsberg, Adolph Stahr in Oldenburg, F. W. Carové in Frankfurt, F. v. Uechtritz in Düsseldorf, H. Leo in Halle, F. Vischer in Tübingen, C. B. v. Miltitz in Weimar, Reinhold Köstlin in Stuttgart, P. F. Stuhr in Berlin, J. Schaller in Halle, L. Preller und J. G. Droysen in Kiel, Franz Kugler in Berlin, O. G. Marbach in Leipzig, Jakob Grimm in Berlin, Heinrich Laube in Leipzig, A. B. Marx in Berlin, C. Bayer in Erlangen, J. F. C. Hecker in Berlin, D. Schenkel in Basel, W. Vatke, K. L. Michelet, F. Pott in Berlin u. s. w.

Das sind lauter ausgesuchte, man darf wohl sagen classische Namen auf den Gebieten, welche sie vertreten. Dem jungen Unternehmen wendeten sich erregt und hoffnungsvoll die besten Kräfte zu; später, als es immer pronouncirter auftrat, in den conservativen Kreisen stets mißliebiger ward, zogen sich Viele davon zurück, meist nur, um Unannehmlichkeiten oder Conflicten aus dem Wege zu gehen. So zeigen denn die späteren Jahrgänge allerdings eine Abnahme im wissenschaftlichen Range ihrer Mitarbeiter, ohne jedoch gerade an Gehalt zu verlieren. Im Gegentheil ersetzte der Enthusiasmus der Jungen die geschulte Doctrin der Alten, von welchen gleichwohl einzelne Berühmteste der Sache treu blieben. Auffallend ist, daß die »Jahrbücher« in Oesterreich am mindesten Anklang gefunden hatten, aber die Zeitverhältnisse erklären es leicht; in der ganzen Reihe ihrer Mitarbeiter haben wir nur zwei österreichische Namen gefunden; es ist aber wohl möglich, daß sich noch gar Mancher betheiligte, der es für gerathen hielt, nicht genannt zu werden.

II.

Die Tendenz der »Hallischen Jahrbücher«, ihr Ursprung und ihr Ziel war die Schaffung eines ganz neuen »Mittelpunktes der Anziehung aller noch wirklich treibenden und lebendigen Säfte der Zeit, da durch die

Digitized by Google

allgemeinen Literatur-Zeitungen, die Repertorien und die Special-Journale weder das Leben des principiellen Kampfes, noch ein wahrhaft darstellender Bericht der geistigen Bewegung gewonnen werde«. Ihre Basis war und blieb die Philosophie. Sie ist das einzige Himmelszeichen, welches der spirituellen Welt leuchtet und warm macht, denn sie ist die Wahrheit. »Keinem andern Gestirne als ihrem können wir folgen; wie drohend auch der irdische Dunst vor seinem Glanze sich aufthürmt, wir knüpfen getrost an seinen Lauf den unsrigen, und wir wissen, was wir thun. Nicht Geringeres, als die Philosophie bisher vermocht — die heiligen und die profanen Urkunden der Geschichte bezeugen es — erwarten wir auch jetzt von ihrer Macht. Diese Sonne wird mit ihrem Scheine nicht nur die schlaftrunkenen Wimpern der Menschheit von einander lösen und die Augen zu immer neuer Arbeit des Suchens und Anschauens erwecken! Ihr Strahl wird auch die Hitze des Kampfes und den sauren Schweiß der Arbeit mit sich führen, wie bisher; die Wahrheit bringt das Leben, sie bringt aber auch das Schwert in die Welt, und glücklich sind die Zeiten, die so viel Aussicht auf den Sieg haben, als die unsrigen.« — Es liegt so viel Mannhaftigkeit und liebenswürdiger Sanguinismus in einem derartigen Programm, daß man schon ein arg verknöcherter Philister, Staats-Hämorrhoidarius oder Mucker sein muß, um davon nicht wohlthuend angemuthet zu werden. Welch' ein Gegensatz zwischen jener hoffnungsvoll begeisterten, fröhlichen Kritik und der späteren quengelnd-absprechenden der unverdauenden und unverdaulichen Nach-Hegelianer! An Geist und Schärfe ist in diesen Annalen genug angehäuft, um sie zu einer unerschöpflichen Fundgrube solcher Artikel für alle Zeiten zu machen, aus der denn auch von jeher fleißig geholt worden ist, was die literarischen Kärrner brauchen konnten. Aber es den »Jahrbüchern« gleich- oder nachzuthun, das hat niemals gelingen wollen. Neben allem Ernste der Wissenschaftlichkeit besaßen sie auch die unschätzbaren Gaben des schalkhaften Humors, der prickelnden Ironie, der zugespitztesten Satyre. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt fingen sie dort einen Savigny ein im Netze von Citaten seiner eigenen Aus- und Widersprüche, hänselten sie hier den Romantiker unter den Philosophen, Schelling, als Aufklärer wider Willen, weil er die Werke Friedrich's II. edire. Nicht selten, das mag zugegeben werden, gingen sie etwas weit im Widersagen und Tjostiren; manchem wackeren Manne haben sie aus Antipathie gegen seine politische Gleichgiltigkeit nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen oder ihn schwer mißkannt; unserem Empfinden nach ist das vorzugsweise Rückert geschehen, der, man mag gegen ihn aufbringen, was man will, doch immer ein gottbegnadeter Dichter, einer der edelsten und Ersten der Nation gewesen ist.

Die großen Essays der »Jahrbücher« trugen immer einen polemischen Charakter, sie waren Leaders, aber auch gleichzeitig Streitschriften von leidenschaftlicher Bewegung, für welche der nachkommenden Zeit Sinn und Verständniß abhanden gekommen ist. Allein es war doch stets eine gewisse

Digitized by Google

Gehaltenheit darin, jene vormärzlich-deutsche Genügsamkeit, welche Heine zu dem bitteren Worte von der »frommen Kinderstube« veranlaßt hat; kein Liebäugeln mit der Republik, nur brave, constitutionelle Gesinnung. Allerdings waren sie mit dem Bestehenden durchaus unzufrieden. Namentlich mit Preußen. Die Stellung, welche dieser Staat seit dem Ende des 17. Jahrhunderts eingenommen hatte, kam ihm weder damals, wo sein Länderbesitz ganz gering, noch in jenen Tagen, wo derselbe zwar bedeutend vergrößert war, dennoch aber zu demjenigen der übrigen, wirklichen Großmächte in keinem Verhältnisse stand — auf natürliche Weise zu, sondern wurde nur mittelst eines besonderen Systems errungen und behauptet. Die Machtstellung Preußens in jener Periode war daher eine künstliche und das System, worauf sie beruhte, ebenfalls ein künstliches. Ein solches künstliches System aber kann niemals ein wahrhaft kräftiges und gesundes Volksleben erzeugen; vielmehr sind auch alle die Zustände, die es schafft, erkünstelte, ein hohler Schein, ein todter Mechanismus, ohne wahre Lebenskraft und ohne Zukunft. Es trägt den Keim der Vernichtung in sich.

So sprachen sich damals die »Jahrbücher« aus gegenüber den Vielen, welche ihr Auge hoffend nach Berlin gerichtet hatten, und es stand hinter ihnen die Majorität der Elite des Volkes. Späterhin ist es anders geworden. Selbst der Verfasser der kritischen Beleuchtung des preußischen Staatsprincips, dem wir jenes Urtheil entlehnt haben, ist seinen darin entwickelten Ansichten nicht treu geblieben.

Sonst aber haben die »Jahrbücher« im Speciellen niemals gerade heraus bestimmte politische Farbe bekannt; selbst nicht gegenüber dem seinerzeit großes Aufsehen erregenden Buche »Die europäische Pentarchie«, welches in dem gleichen Verlage erschienen war. Wie sie sich Oesterreich gegenüber verhielten, möge aus nachstehender, damals einige Berechtigung in sich tragender Bemerkung hervorgehen: »Bei aller Verwicklung mit deutschen Interessen, bei allem Ernste der deutschen Richtung in Oesterreich bleibt leider immer das östliche Gewicht des slavisch-magyarischen Elementes ein wesentlich eingreifendes; das deutsche aber, wie es bis jetzt unter Metternich'scher Obhut gefördert und gehemmt worden ist, steht zur Zeit im Allgemeinen nicht auf der Höhe der außerösterreichischen Bildung, so daß es an jeder Grenze als starker Gegensatz, in jedem Beamten als fremdes Element empfunden wird. Hinter den doppelten Grenzadlern öffnet sich in Oesterreich wie in Rußland eine Welt, welche die übrige negirt und darein ihr Bewußtsein setzt.« Im Ganzen war jedoch die Politik der »Jahrbücher« der Zeit gemäß eine großdeutsche, welche freilich vorzugsweise dorthin gravitirte, wo dem Geiste der neuesten Geschichte eine freie, wenigstens im wesentlichen ungehemmte Gravitation zunächst in Aussicht gestellt war.

Mit Vorliebe behandelten sie die Metaphysik, oder wenn man lieber will, die Ethikotheologie. Man weiß, wie sehr selbst in der Schule die Auslegungen der Terminologie des unbestimmten Hegel'schen Theismus — oder des »dreieinigen Pantheismus« — von einander abwichen, und daß

Digitized by Google

sie fast alle Stufen von der Orthodoxie der Offenbarung bis zum crassen Atheismus durchliefen. Die Junghegelianer standen der Mehrzahl nach dem letzteren weit näher, als der ersteren; nur Wenige wagten den immer mißlingenden Versuch einer Ausgleichung. Die Sturmläufe, welche sie in ihrem kritischen Uebereifer gegen das Dogma und die Tradition unternahmen, hatten, man mag sie auffassen von welchem Standpunkte man wolle, immer etwas Geniales, Hinreißendes, das stellenweise selbst den packte und zur Skepsis zwang, der im Vertrauen auf die Wappnung mit biblischer Doctrin oder auf seinen Positivismus unbedenklich diese herausfordernden Artikel auf sich wirken ließ. Wer ihren Eindruck auf die damalige Generation zu unterschätzen geneigt ist, der möge die Probe anstellen und wird finden, daß heute noch Abhandlungen, wie: »Protestantismus und Romantik«, 1839; »Rotteck und der Erzbischof von Köln«, 1838; »Der Pietismus und die Jesuiten« — abgesehen von ihren prophetischen Schlaglichtern auf die neuere und neueste Zeit — von einer begeisterten Wahrheitsliebe, von solch' ernstem Forschungseifer getragen sind, daß sie immer und immer erwärmen und anregen müssen, so lange im Volke Sinn für die höchsten Güter der Menschheit waltet.

Das Muckerthum, großgezogen von einer unselig verkehrten Politik, war damals im höchsten Schwange, aber die Siegfriede der »Hallischen Jahrbücher« zerhämmerten dem grauslichen Ungethüm so weidlich den dicken Schädel, daß es vor aller Welt seine sieben Schwänze einzog und sich in seine Höhlen verkroch, freilich nicht ohne von Zeit zu Zeit seines stinkenden Athems Qualm in die Welt zu geifern. In der großen »Pietistenschlacht«, 1841, blieb der Philosophie der Sieg; sie hatte bewiesen, daß allein Unwissenheit und Schwäche des Geistes die Grundquelle dieses Krebsschadens der Zeit sind, wenn er aufrichtig bekannt wird — Heuchelei aber und Weltklugheit so Manchen bestimmen, seine Blößen mit dem Mantel moderner Frömmigkeit und Gläubigkeit zu umhüllen. Leider ist seit jenen Tagen der christliche Staat, von einzelnen eroberten Enclaven abgesehen, innerhalb der alten Grenzen verblieben, welche ihm doch vielfach unbequem sind. »Die Kirche will gelten, weil sie ist, und ihr Recht soll unendlich sein, weil es als göttlich vorausgesetzt ist — wie kann sie also noch im Staate gelten wollen, dessen Bewegung wesentlich kritisch ist und jedes Moment nur dadurch berechtigt, daß es sich von sich selber abstößt, sich dem Ganzen preisgiebt und von diesem seine Bestätigung zurückerhält? Das unmittelbare Sein der Kirche ist in dieser unendlichen Bewegung längst aufgelöst. Nur die Religiosität, in welcher die statutarische Satzung zur inneren Bestimmtheit des Selbstbewußtseins geworden ist, kann in dieser Bewegung des Staates ein lebendiges Moment bilden, aber aus keinem andern Grunde, als weil sie an sich in jedem Momente dieser Bewegung, da jedes auf der Selbstverleugnung beruht, enthalten ist. So weit die Religiosität als statutarischer Satzungsglauben noch positiv gestaltet ist, uns gelten will, unterliegt sie selbst wieder der kritischen Macht des Selbstbewußtseins und wird sie in

Digitized by Google

den allgemeinen Fluß gezogen, in welchem Alles nur ist, wenn es menschlich geworden ist.« Kann man heute nach fünfunddreißig Jahren anders, deutlicher, wahrer schreiben? Und liest man solche Auseinandersetzungen nicht immer wieder mit erneuter Genugthuung?

Einen wahren Schatz bergen die »Jahrbücher« in ihren kritisch-biographischen Abhandlungen und in ihren Charakteristiken. Auch vom ästhetischen Standpunkte aus wäre da noch viel zu heben, wahre Musterstücke deutscher Prosa haben hier zum erstenmale das Licht der Publicität erblickt. So die schon erwähnte meisterhafte Skizze von F. D. Strauß über Justinus Kerner; diejenige von Vischer über Strauß, 1838, und über Moerike, 1839; der glänzende Essay von K. Rosenkranz über Ludwig Tieck und die romantische Schule, 1838; die Würdigung F. Freiligrath's von A. Ruge, 1839; die biographischen Abrisse über Gervinus, E. Gans ꝛc., vieler späterer nicht zu gedenken. Das sind lauter Perlen liebevoll eingehender kritischer Betrachtung, welche stete Geltung behalten als Vorbilder der Behandlung sowohl, wie als wichtige Beiträge zur Gallerie der Zeitgenossen.

An diese Artikel reihen sich sodann jene berühmten Charakteristiken der deutschen Universitäten, ihrer Richtungen und ihrer Lehrer, welche seinerzeit das größte Aufsehen gemacht, aber auch viel böses Blut erregt haben; wurden sie doch mit den Brandfüchsen verglichen, welche Simson in das Getreide der Philister jagte. Den Anfang machte Echtermeyer mit jener musterhaften Schilderung der Universität Halle, die den übrigen als Folie, gewissermaßen als Vorzeichnung gedient hat. Es folgen nach einander die Charakteristiken der Universitäten Freiburg im Breisgau, Kiel, Jena, Leipzig (die »ahnenstolze«), Heidelberg, Berlin, Tübingen, Göttingen und Königsberg. Sie bilden nicht allein ungemein werthvolle Capitel der Culturgeschichte der Zeit, sondern auch der Geschichte des Universitätswesens im Besonderen. Da diese öfters in etwas scharfen Umrissen gezogenen Bilder nichts verhüllten, sondern schonungslos aufdeckten, was faul war, so erhob sich von gar mancher Seite, die sich getroffen fühlte, Protest dagegen, der allerdings häufig nicht ohne Berechtigung war, weil die »Jahrbücher« eben Alles vom Standpunkte ihrer philosophischen Partei aus beleuchteten und keine Concessionen machten. Gewiß ist, daß durch die bösen Charakteristiken plötzlich der Schleier vertrauender Hinnahme des Bestehenden zerrissen und mehr als ein mühsam aufgebauschter Nimbus grausam zerstört ward.

In weit erhöhterem Grade geschah dies aber durch die sogenannten »Hinrichtungen«. Letztere Bezeichnung wurde erst gang und gäbe, als das »Wastebook« der »Jahrbücher« sie selbst anwendete mit Bezug auf den guten Menschen und unverfrorenen Lyriker Ludwig Wihl, welcher, der Mode unter den Literaten damaliger Zeit folgend, im Jahre 1840 eine »Geschichte der deutschen Literatur« verbrochen hatte. Es war grauslich anzuschauen, mit welcher blutdürstigen Wonne, aber auch mit welcher Freimanns-Geschicklichkeit die Halle'schen Löwen das Richtbeil schwangen. Einer der Ersten,

Digitized by Google

die feine fressende Schärfe im Nacken empfanden, ist Heinrich Heine gewesen, und wir wissen von ihm selber, daß er den braven Schlag, den ihm Arnold Ruge schwang, niemals verwunden hat. Noch in späten Lebenstagen ward er bitter, wenn er, wie es oft geschah, auf diese »Schlagetodtkritik« zu sprechen kam; er hat zugleich mit diesem Worte den deutschen Sprachschatz bereichert.

Allein nicht blos der Rügen'sche Hüne legte Hand auf ihn; auch Dr. Schiff, eine der originellsten Literaten-Figuren aus jener Zeit, der »lange« zubenamst, durfte Schergendienste verrichten, und etwas komisch war es den Kundigen, daß er gelegentlich der »Erläuterungen zu Shakespeare's Mädchen und Frauen« dem Heine jüdischen Kosmopolitismus vorwarf. Uebrigens bewährte sich auch nicht das apodiktische Wort in's Blaue, der Dichter habe nichts mehr zu sagen, sein Witzborn sei ausgepumpt; er hat im Gegentheile noch gar Vieles gesagt und sich auch für diese Kritik gerächt. Von den Angriffen auf Leo, der anfänglich zu den Mitarbeitern der »Jahrbücher« zählte, bald aber zu ihrem wüthendsten Gegner ward, soll später gesprochen werden. Daß mit Wolfgang Menzel nicht säuberlich verfahren, daß Gentz auf das schärfste verurtheilt wurde, kann nicht befremden; selbst Varnhagen, »der Lobredner Friedrich's von Gentz«, der sich doch in den Mantel einer nivellirenden Liberialität so gut zu drapiren wußte, bekommt sein Fett für die parfümirten, mumisirten Denkwürdigkeiten und seine historische Unglaubigkeit. Auch Emanuel Geibel's erstes Auftreten als Lyriker wird von den »Jahrbüchern« wenig freundlich begrüßt: sie werfen ihm ein zu gutes Gedächtniß, daher wimmelnde Reminiscenzen statt des Eigenen vor; allerdings verstatten sie späterhin großmüthig, daß Franz Kugler seinen jungen Freund, den angehenden Classiker, in Schutz nehme.

Der forcirte Humorist Hermann Marggraff, der sich auf Culturstelzen spreizende Gustav Bacherer, der polyglotte Allerweltskünstler O. L. B. Wolff, welcher mit bekannter Geläufigkeit eine »Geschichte des Romans« von sich gegeben hatte, der »heilige Maler« (nicht »Heiligenmaler«) Overbeck, der ultramontan mystisch nebulose, den Schelling überschellingende altlutherische Mediciner und Pharisäer Ringseis in München, der brave, aber hyperorthodoxe Kanzelmucker Tholuk in Halle — und viele Andere — wie werden sie bald glatt und säuberlich, mit einem Meisterhiebe abgethan oder durch alle Schrecknisse der peinlichen Halsgerichts-Ordnung hindurch gequält bis unter das Rad, dessen entsetzliche Stöße den Zuschauer fast zum Mitleid zwingen.

Wie die Mähre geht von humoristischen Freiknechten, die ihren Delinquenten noch unter allen Schauern der Schrauben und Zangen ein Lächeln abzunöthigen wußten, so verfuhren die der »Jahrbücher«; man lese zum Beispiel die Acten über den letztgenannten, damals im höchsten Ansehen stehenden Kirchenrath, der in seinen Kanzelreden die deutsche Sprache bereichert hat mit »goldfunkelnagelneublanken Benennungen« wie »Eiweiß der Gottesliebe«, »Gottes Mutterbrüste« und anderm verstaubten Wohlklingel-

Digitized by Google

werke, abgesehen von seinen ungeheuerlichen poetischen Versuchen, die an das alte Gesangbuchlied vom Rabenaas, Sündenknüppel und Gnadenknochen erinnern. Aeltere Leute, welche schon damals der Literatur Interesse gewidmet haben, müssen sich noch des jubelnden Hallohs erinnern, das die Besprechung von »Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Bayern«, über ganz Germanien und darüber hinaus wachgerufen hat; Verfasser dieses besitzt heute noch die Abschrift, welche er als Student (1842) neben Hunderten davon genommen; wochenlang wurde in jenen Tagen das »Teutsche« nur in Participial-Constructionen gesprochen und in Wortstellungen wie: »Weit herkommend, Jammer habend, aber Durst nicht minder, Bier zu sehen, sehnt ihn« — von anderen derartigen Wagnissen im Sprachbau zu geschweigen.

Es soll damit nur daran erinnert werden, daß die »Jahrbücher« in jener Periode wirklich eine tonangebende Macht gewesen sind und eine nicht zu unterschätzende Popularität gewonnen hatten. Dazu trug wesentlich bei ihre — Unparteilichkeit kann man nicht sagen, denn sie waren entschieden das Organ der Partei — ihre Gerechtigkeitsliebe. Sie maßen mit gleichem Maße, den Ihrigen wie den Anderen; vor dem kritischen Richterstuhle galt kein Ansehen der Person und der Mitarbeiterschaft. Auch Heinrich Laube hat das erfahren müssen. Vielleicht erinnert er sich selber gar nicht mehr daran, daß er einmal vor Olim's Zeiten eine Literatur-Geschichte verübt und ein Jagdbrevier im Metrum — sit venia verbo! — hazardirt hat. Er war einer der früheften und beliebteften Mitarbeiter der »Hallischen Jahrbücher« gewesen — aber das brachte ihm keine Gnade, der Löwe Echtermeyer zerriß ihn dennoch. Glücklicherweise nicht ganz — er mag sich mit Rückert trösten — jeder Schriftsteller hat Jugendsünden zu büßen; glücklich, wer sie dem Volke in's Vergessen bringt, wie dieser.

Der preußische Polizei-Riese auf dem Markte zu Halle war in der That vor Schreck versteinert, als er zu riechen begann, welche die Gesellschaft und den Staat vergiftende Miasmen aus dem unscheinbaren Hexenkesselchen einer Literatur-Zeitung sich entwickeln können. Er versuchte, an seinem Schwerte zu zerren, aber er vermochte den steinernen Arm nicht zu heben. Es blieb ihm nichts übrig, als sich einstweilen die Namen zu merken, deren Träger das Feuer unter dem Kessel schürten, und so grub er von 1839 ab in sein steinernes Hirn die folgenden: O. F. Gruppe, L. Rellstab, J. Frauenstädt, C. H. Schultz, H. Th. Roetscher, Bruno Bauer, K. Nauwerk in Berlin, H. F. W. Hinrichs, R. E. Prutz, F. A. Märker in Halle, M. Haupt, J. Weiske, K. Biedermann, A. Kurtzel, M. Fleischer, J. W. Hanne in Leipzig, F. Gauß, A. Bock, A. Ellissen in Göttingen, E. Zeller, W. S. Teuffel in Tübingen, J. Carus, Th. Gräffe, W. Stahr in Dresden, W. Lenz, F. Saß, Dr. Behse in Hamburg, F. von Sallet, Hofmann von Fallersleben in Breslau, F. Dingelstedt in Fulda, J. Mosen in Oldenburg K. Stahr in Stettin, M. Carriere in Gießen, A. Tellkampf in Hannover, L. Stein in Kiel, Th. Creizenach, N. Löwenthal in Frankfurt am Main,

Digitized by Google

E. Bauer in Charlottenburg, H. Marc in Paris, B. Auerbach in Mainz, B. Radge, K. A. Mayer, G. F. Daumer in Nürnberg, E. Meyen, H. Scherer, K. Hagen in Heidelberg e tutti quanti.

Lauter Namen von bestem oder doch von gutem Klange, von welchen viele noch herüberleuchten in die Epigonenzeit, einzelne mit höchstem Glanze. Aber doch nicht mehr ganz die Elite vom ersten frischen Jahre. Eine Ermüdung hatte kaum platzgegriffen, aber der Kampf gegen die Riesen-Windmühlen sagte nicht allen Männern der strengen Wissenschaft zu; Mancher mochte auch, wie gesagt, »höheren Rücksichten« folgend, aus der Reihe getreten sein. Denn allmählich, aber immer dichter und drohender zog sich ein Gewitter über den »Jahrbüchern« zusammen, das sich durch grelles Wetterleuchten deutlich genug ankündigte. Das von oben strömende elektrische Fluidum löste auch die Versteinerung des Riesen zu Halle auf dem Markte; erst hob er drohend den Arm und dann griff er endlich willensbewußt zum ungefügen Schwerte.

III.

Den Kampf um's Dasein begannen die »Hallischen Jahrbücher«, als sie von außen genöthigt wurden, eine extreme Richtung einzuschlagen. In diese bogen sie mit Vischer's ungemeines Aufsehen machenden Charakteristiken des F. D. Strauß und der Württemberger. Bisher hatte man von oben herab dem philosophischen Getümmel abwartend zugeschaut, unzweifelhaft beruhigt durch die zahlreichen loyalen Namen, deren Träger sich daran betheiligten. Allein nur zu bald »fingen die Gespenster der Zeit, denen das neu heraufbeschworene Leben und dieses Aufthun des innersten Herzens ihren Tod und ihre blasse Blutlosigkeit vorwarf, an, sich zu regen, und sie thaten sich auf mit schreckhaftem Ansehen, verwalteten den alten Mummenschanz nach ihrem Brauch, und dachten die Kinder Preußens und Württembergs damit zum Beben zu bringen, zum Heulen und Zähneklappern«. Diese aber zeigten sich nicht graulich, besonders seitdem der preußische Hahn zu Köln am Rhein Nachmittags gekräht und das protestantische Selbstbewußtsein den Schlaf sich aus den Augen gerieben.

Görres trat auf mit seinem berüchtigten »Athanasius«, um vollends keinen Zweifel übrig zu lassen, wohin diese Vampyre des Staates und der Wissenschaft wollten. Hier war es nun Beruf und Pflicht, mit den schärfsten Waffen der Gegenwehr dreinzuschlagen. Es ist geschehen, es ist wiederholt geschehen, und mit gutem Erfolge zuerst von Stuhr in seiner Kritik des »Athanasius«. (Vorwort von 1839.) Der Halle'sche Historiker Leo, dessen Klage über die verkümmerte Kirchengewalt in den »Jahrbüchern« noch friedlich neben ihrem Gegensatze einhergegangen war, welcher aussprach, die Kirche habe die Aufgabe, Staats-Institut zu werden, war der Erste, der zur Denunciation schritt, nachdem seine Vertheidigungsschrift ein scharfes literarisches Ausschneiden des Krebses, der in den verschiedenen Gebieten das

Digitized by Google

Leben des Protestantismus und seine wissenschaftliche Früchte auffrißt, in den »Jahrbüchern« veranlaßt hatte.

Den Reigen der Denunciationen eröffnete das berüchtigte Sendschreiben an Görres von dem Erfinder des »skrophulösen Gesindels«, ein Dictum, das bekanntlich dem Schatze der geflügelten Worte einverleibt worden ist. Gegen den unentwegten, allezeit kampfesfrischen Arnold Ruge richtete sich hauptsächlich der Zorn der Dunkelmänner. »Setzt ihn ab, er ist ein Revolutionär!« oder »Thut ihn in die Hölle der Nahrungslosigkeit, er ist kein Christ — der Privatdocent Dr. Ruge darf nicht angestellt werden!« zeterten sie um die Wette. Der trotzende Löwe aber höhnte zurück: »Ihr könnt gar nicht daran antragen, mich abzusetzen. Ich bin Halle'scher Bürger und Pfänner, und besitze in dieser Qualität ein einträgliches, sicheres Amt, welches keinerlei Gefahr läuft, so lange der preußische Staat so sicher ist, wie ich ihn zu kennen das Vergnügen und den Vortheil habe. Die wohllöbliche Halle'sche Pfännerschaft hat nur zwei Dinge zu fürchten, ein Erdbeben und eine Revolution, Beides Wechselfälle, die bis jetzt in Preußen noch nicht in der Mode sind, und so Gott will (sic!) auch trotz aller Prophezeiungen des Berliner Politischen Wochenblattes bei unseren Lebzeiten nicht eintreten werden. Daß ich nicht abgesetzt werden kann, ist aber darum ein Verdienst um solchen verwahrlosten Theil der philosophirenden Menschheit, weil nur diese Delatoren sich eine neue Strafe, das heißt für sie: eine neue Kategorie, einen Gedanken auszudenken, also doch irgend ein, wenn auch noch so anspruchsloses, geistiges Geschäft vornehmen. — Aber ihr müßt gleich von vornherein erkannt werden, das volle Bewußtsein über euch ist aufzuwecken, das heißt, ihr seid literarisch zu vernichten. Wir, die wir euch gegenübertreten mit dem zweischneidigen Schwerte des Gedankens, wir sind nicht wie die denuncirenden Hunde, welche vor der Schnepfe stehen und mit dem Schwanze wedeln, aber nicht zu greifen vermögen, sondern eine fremde Macht dazu anrufen. Wir sind der Blitz der Wahrheit, der euch vernichtet, indem er euch beleuchtet. Fahret hin!« — Solche Kraftworte waren in Israel noch nicht gehört worden — man kann sich vorstellen, welchen Eindruck sie in beiden Lagern gemacht haben. Ist er doch selbst heute noch stark genug.

Aber die Meute schwoll an, umkreiste, umstellte immer dichter die schneidigen Löwen. Neben das Politische Wochenblatt, in welchem Leo dominirte und polterte mit dem ewigen Ceterum censeo: wir haben eine Revolution zu erwarten, wir haben eine preußische Revolution zu erwarten, wir haben die preußische Revolution von der »junghegel'schen Rotte« zu erwarten — stellte sich die tiefschwarze Evangelische Kirchenzeitung mit ihrem Hengstenberg: Hie Schwert des Herrn und Gideon! und gar wüthig blindlings schlug sie drein, einerlei, ob Lufthiebe oder nicht. Wenn Leo in der giftigen Anklageschrift: »Die Hegelingen« gegen die Philosophen die Acht und Aberacht heraufbeschwört wegen Leugnung Gottes, der Unsterblichkeitslehre und der Evangelien, sowie wegen Erheuchelung des Christenthums

Digitized by Google

(also doch!) — so erklärt schlankweg der lutherische Groß-Inquisitor alle Philosophie als des Teufels und ihre Anhänger für Ketzer — »Ketzer aber dürfen nicht öffentlich lehren!« Das Letztere war die stete Moral oder Nutzanwendung aller Angriffe. Welcher Art diese überhaupt waren, geht aus dem Stoßseufzer der »Jahrbücher« hervor: »Wie gut ist es doch, daß dieser Hengstenberg nicht Vorsitzender eines Gerichtshofes ist!«

Einen schwerwiegenden Bundesgenossen erhielten die viri obscuri an den Romantikern, welchen bekanntlich mit dem Jahre 1840 wiederum eine neue Aera aufzugehen schien, während doch ihre ganze Resurrection nicht mehr war als ein Schattentanz auf bemoosten Gräbern. Die Natur-Philosophen hoben wieder das Haupt, der entblätterte Schellingianismus machte Anstalten, noch einmal Blüthen zu treiben. Es kam freilich nicht dazu; der einst so geile Saft war längst zähflüssig geworden oder vertrocknet, allein man glaubte an die Wiedererweckung, und der Glaube macht selig. Der greise Schelling vereinigte sich in Berlin mit Stahl zur Widerlegung alles und jedes Rationalismus, des Hegel'schen voran, und die Meister fanden Gläubige und Schüler in Kreisen, welche sonst auf das Abstracte mit der vornehmen Starrheit des Zeus herabzublicken pflegen. Kein Wunder, daß sofort die sacrosancte Theologie im Preise stieg und die Christlichkeit überall zu Markte gebracht, von Colporteuren durch die Straßen gezerrt, an die Läden geheftet, ja sogar zur Qualificirung von Dienstboten gebraucht wurde.

Nun ist es leider Thatsache, daß die menschliche Niederträchtigkeit keinen Umschwung zu gewagt findet, sobald ein hoher Wind die Flügel stellt. Kaum hatte sein Wehen sich erhoben, so hüllten sich die berühmten Männer der Wissenschaft und Kunst, die bisher Beifall geklatscht oder doch verständnißinnig gelächelt hatten, in den ernsten Mantel der Schweigsamkeit und Impassibilität. Diejenigen aber, welche noch etwas erreichen oder werden wollten, erachteten den Augenblick für gekommen, bückten sich und hoben Steine auf — wobei ihnen freilich viel Schmutz in die Hand kam.

Die Universität Breslau darf sich rühmen, daß aus ihrem Ringe der deutlichste Hagel gekommen ist. Einer von jenem Gesindel, mit dem sich herumzuschlagen schon weiland Hegel bitter verhaßt war, deducirte mit Aplomb »die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwicklungsprincipe des preußischen Staates«. Ganz unverfroren schleudert er in seinem Manifeste die Denunciation hinaus: Hegel's Lehre vom Staate zeigt sich als eine dem preußischen Staatswesen unholde, feindselige, und es kann hierin nur der verborgene und versteckt gehaltene Aufruf erblickt werden, die bisherige Ordnung des Staates umzuändern. Ja, es ist geradezu Aufforderung zur Empörung und Rebellion, indem eine solche Lehre die Ueberzeugung weckt und zu erwecken ihrer Natur nach die Bestimmung hat, daß der Staat in seiner dermaligen Beschaffenheit kein völlig ausgebildeter (!) oder kein wohl construirter (!!) sei, welcher der Idee des Staates und ihrer Wirklichkeit bereits entspräche. (!!!) — Wahrlich, deutlicher konnte ein Angeber die Polizei nicht instruiren.

Digitized by Google

Die Männer von den »Jahrbüchern« standen prächtig auf der Mensur, es ist wahr, sie parirten wenig, aber desto herzhafter schlugen sie drein. Wo die Kritik und die wissenschaftliche Deduction nicht verfangen wollten, da riefen sie den Humor zu Hilfe, und auf ihrer Seite war das Lachen, auf der andern das Zähneknirschen. Da gab Karl Rosenkranz in Königsberg eine aristophanische Komödie heraus: »Das Centrum der Speculation« — in welcher er seinen früheren Freunden und Gesinnungsgenossen gewissermaßen den Abschiedsbrief schreibt — fad, ohne Salz, Witz, Pointe, Kunst (Ruge ist darin als »Leo rugiens« persiflirt, während erst später das Epitheton »brüllender Löwe« auf Heinrich Leo übertragen wurde, den »Historiker«) — in wie liebenswürdig schelmischer Weise wird er mit dem »hallischen Salze« eingerieben, welches Hengstenberg geistreich das »höllische« zu nennen pflegt! Dann erscheint eine köstliche Humoreske: »Heinrich Leo vor Gericht. Dramatische Scene aus dem Leben gegriffen, von A. Hegeling«, bei Otto Wigand — oder es wandern die »Schottischen Balladen« von Mund zu Mund, womit Theodor Echtermeyer die Freunde entzückt und die Feinde zum Giftmischen bringt; wer aus jener begeisterungsfähigen Zeit erinnert sich nicht mit Wonnegefühl der kostbaren:

Heinrich, was bist von Blut so roth? Heinrich, Heinrich!
Ich hab' geschlagen den Doctor Luther todt. Heinrich! Heinrich!
Doctor Luther war fett, da hatt's nicht noth. Heinrich! Heinrich!

und ähnlicher espritreicher Persiflagen? Wie viel des Ergötzlichen in dieser Richtung könnte noch mitgetheilt werden, wenn Beschränkung nicht geboten wäre.

Viele Hunde sind aber nicht blos des Hasen, sie sind auch des Löwen Tod. Altchristenthum oder Pietismus im Vereine mit Romantik und Servilismus gewannen das Feld. Die vorerwähnte perfide Denunciation der Hegelei fand Ohr an geeigneter Stelle. Was zu thun sei, darüber war man bald einig; es fehlte ja nicht an Präcedenzfällen. In guter Erinnerung war der Beschluß des hochpreislichen Bundestages vom Jahre 1835, die literarische Schule, »das junge Deutschland« betreffend, und die Furcht vor dem Einwurzeln »destructiver Tendenzen«, welche mit den Bollwerken der Religion die positiven Grundlagen aller sittlichen Verhältnisse zu untergraben bestrebt waren, wurde boshaft leidenschaftlich geschürt, wo nur ein Funken sich zur Flamme anblasen ließ. Die mit guten Fühlhörnern bewaffneten Mitarbeiter des ersten Ranges zogen sich großentheils zurück; den »Jahrbüchern« wurde der Postdebit in Preußen entzogen.

Allein das Uebel mußte in der Wurzel erstickt werden, damit es nicht auf kommende Generationen überwuchere. Daher vor Allem: Purification des Brandherdes. Die große Kirche des Altchristenthums ward auf dem Markte zu Halle neu aufgebaut, und aus den schlägerwetzenden langhaarigen Löwen in altdeutschen Röcken wurden im Handumdrehen sanfte Filzmucker und augenniederschlagende Wingolfiten. Die Burschenschaft und die Landsmannschaften bekamen Platz zum Beten, viel Platz. Der Kampf wurde

Digitized by Google

nunmehr gleichzeitig von unten und von oben geführt; sein Resultat konnte kaum zweifelhaft sein. Allein so leicht war doch der Halle'sche Löwentrotz nicht zu bändigen. Als den »Jahrbüchern« und ihren Herausgebern in Preußen der Boden nach und nach unter den Füßen weggezogen wurde, versuchten sie es zunächst mit dem schon damals beliebten Mittel der Umwandlung des Titels; vom 1. Juli 1841 ab erschienen sie als »Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst« und siedelten nach Sachsen über. Das romantische Princip hatte die Oberhand in Berlin gewonnen und ganz Preußen die Farbe der Apologetik und der Defensive gegen die junghegel'sche Philosophie angenommen. Die neue Zeitschrift sprach es aus, daß sie keine Provinz, keine Stadt, keinen besonderen Staat, daß sie nur den deutschen Geist zu ihrer Geburtsstätte und zu ihrem Anhalte wolle. Deshalb wählte sie auch den universellen Namen.

Allein die Wandlung gereichte dem Unternehmen nicht zum Segen. Das vielgerühmte Interesse der Welt an der Theorie schien sich abgestumpft zu haben; sich am Kampfe der Unterliegenden zu betheiligen, hatte keinen Zweck; der Jugend waren neue Ideale als Idole aufgestellt worden, und sie betete, wo sie früher bacchische Gesänge angestimmt hatte; die Gereiftesten waren klug geworden in Amt und Würden, sie wollten darin bleiben. Auch der zweite Rang der Mitarbeiter ward abtrünnig, endlich sogar der dritte; was fest blieb und getreu, das war vielfach nicht mehr vom alten, guten Stamme. Durch das allgemeine Zurückweichen sah sich die Redaction häufig genöthigt, von Mitarbeiten Gebrauch zu machen, welche sie in der stolzen Zeit des ersten Aufschwungs wahrscheinlich in den Papierkorb geworfen haben würde. Mancherlei üble Elemente trugen auch zum Verfalle bei, so z. B. die beiden Bauer, deren theologisches Gezänke, welches nicht einmal von einer Ueberzeugung getragen war, allenthalben Ueberdruß und Widerwillen erregte.

Die Polemik der »Jahrbücher« verlor ihren großen Zug, sie wurde zuweilen persönlich und kleinlich; wiederholt kamen Gefechte vor, die das Publikum abstoßen mußten, z. B. das zwischen Daumer, dem »kurzweiligen Molochsfänger«, und Nord über den Feuer- und Molochsdienst der alten Hebräer. Auch machte sich das Beachten der schönen Literatur überwiegend breiter, als früher. Nicht daß es an hervorragenden Abhandlungen gefehlt hätte — so die Kritik Schopenhauer's; das »Urtheil über Goethe und Riemer«, von Strauß; »Preußen und der Katholicismus«; »Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft«, von L. Stein; »Der protestantische Absolutismus und seine Entwicklung«, von A. Ruge; »Stellung und Verhältniß der Gymnasial-Lehrer in Preußen« (dieser scharfe Artikel mußte abgebrochen werden) u. A. m. In die letzte Zeit fällt auch eine größere Betheiligung aus Oesterreich; wie schon erwähnt, haben aber nur zwei Verfasser ihre Namen gezeichnet: »Zur Charakteristik des Grafen Buquoy und seiner Forschungen«, Dr. Kreutzberg in Prag; »Ueber einige Zeichen der Zeit in Oesterreich«, F. E. Pipitz in Wien. Wirklich packende Essays wie

Digitized by Google

in den ersten Jahrgängen werden aber in den späteren immer seltener, der Rückgang ist augenscheinlich.

Freilich stießen auch die »Deutschen Jahrbücher« alsbald auf die nämlichen Hemmungen, denen die Halle'schen erlegen waren. Schon im April 1842 mußte die Redaction erklären: »Die »Jahrbücher« machen nicht die geistigen Umschwünge, sie begleiten sie nur; es kann also auf die Länge der Gedanke, als seien die »Jahrbücher« die Urheber und Anstifter aller heterodoxen und mißliebigen Ansichten, oder auch nur wegen ihrer großen Verbreitung, selbst in ungelehrte Kreise, vorzugsweise gefährlich, nicht vorhalten. Gleichzeitig richtet sie aber an die Mitarbeiter die Bitte, die ernste Sachlage zu berücksichtigen und sie nur mit möglichst diplomatischen Beiträgen zu unterstützen, die Parrhesie der Philosophie aber, die ihr allein geziemt, einer glücklicheren Zeit aufzusparen.« Wenn sie sich jedoch zugleich der Ueberzeugung hingab und sich dabei auf die ausdrücklichen mündlichen und schriftlichen Erklärungen maßgebender Männer berief, daß eine wirkliche Unterdrückung nicht eintreten werde, so befand sie sich in einem sehr sanguinischen Irrthum. Die Unterdrückung erfolgte in der That.

Mit dem 31. December 1842 gingen die vielgefürchteten »Jahrbücher« zur Ruhe ein, ohne Sang und Klang, ohne jeden Avis an das Publikum; sie erschienen eben nicht mehr.

Die Rebellen hatten die Waffen gestreckt, unbesiegt, aber ausgehungert und von einem undurchdringbaren Cordon umzogen. Nur Einer hatte das nicht gethan, und das war der Verleger Otto Wigand. In diesen vulkanischen Kopf wollte die Niederlage seiner geliebten »Jahrbücher« nicht hinein, und mit allen Mitteln sträubte er sich gegen die Consequenzen derselben. Wie ein geriebener Guerillaführer suchte er den Kampf von einer Position zur andern fortzusetzen, und er hat ihm wahrlich großartige Opfer gebracht. Am Tage, da in Sachsen das Recht der freien Presse für Bücher über zwanzig Bogen begann, erschien »Wigand's Vierteljahrsschrift«, allen Männern, die in Ernst und in Wahrheit für die gute Sache kämpfen, gewidmet, als Fortsetzung der »Halle'schen«, respective »Deutschen Jahrbücher« (1. Mai 1844), mit der schwungvollen poetischen Einleitung »Ver sacrum«.

Aber Karl Nauwerk war nicht Ruge und Echtermeyer, es mangelte an glänzenden Mitarbeiter-Namen, und »spurlos« ging dieses Buch an der deutschen Literatur vorüber: nicht Eine Feder begrüßte es! »Wie verblendet mußte ich sein, um nicht gleich enttäuscht zu werden!« So rief Otto Wigand selber aus, als mit dem Jahre 1845 die »Vierteljahrsschrift« eingehen mußte. Aber in einem Sendschreiben an Ruge erklärte der brave Buchhändler gleichzeitig: »So lange es noch Blei zu Lettern in der Welt giebt, so lange mein Wille noch eine Setzerhand, einen Preßbengel in Bewegung zu setzen vermag, so lange gehört meine ganze Kraft der Emporbildung meines Volkes zur Freiheit. Es ist doch keine Sisyphusmühe, und wenn uns der lastende Stein, den wir abwälzen wollen, auch zehnmal entgleitet — endlich erreichen wir dennoch den Gipfel und lassen ihn jenseits in die Tiefe rollen.«

Digitized by Google

Das aber steht zu lesen in der Einleitung zu »Die Epigonen«, welche 1846 an die Stelle der »Vierteljahrsschrift«, respective der »Jahrbücher« traten und in fünf Bänden bis zur Bewegung von 1848 vorhielten. Der letzte Band ist »Ludwig Feuerbach, dem tiefsten und kühnsten Denker der Gegenwart«, gewidmet. Ihren Ahnen sind auch die »Epigonen« beiweitem nicht gleichgekommen.

Mit einiger Enttäuschung liest man in dem vorerwähnten Schreiben des Verlegers bezüglich der durch den deutschen Bundestag in Frankfurt vermittelten Aufhebung der »Jahrbücher«: »In unserem theueren Vaterlande lebten kaum dreihundert Männer, die der plötzliche gewaltsame Todesfall ernstlich berührte. Man nahm kaum Notiz davon, und gewiß Niemand würdigte die Mühen, Kämpfe und Plackereien, die wir bestanden.« Also doch — so wenige Theilnahme. Das Strohfeuer des Enthusiasmus war eben rasch herabgebrannt, auf den Rausch war ein dumpfer Katzenjammer gefolgt, dem erst das Jahr der Confusion einige Erfrischung träufeln sollte. Einerlei — die Begeisterung war doch einmal zum Ausbruch gekommen, und, was das Wunderbarste, aufgestachelt von der philosophischen Idee. Diese aber in das Volk getragen und der Allgemeinheit zum Bewußtsein gebracht zu haben, ist das unsterbliche Verdienst der »Jahrbücher«. Der Halle'sche Löwentrotz war gebändigt — aber wie man trotzt und mit Erfolg trotzt, das hat er der Welt gelehrt und sie hat es sich zunutze gemacht. Die deutsche Bewegung des Jahres 1848 entsprang zum großen Theile dem Boden der »Hallischen Jahrbücher«.

Digitized by Google

Weltausstellungs-Eindrücke.

Digitized by Google

Pariser Fensterbetrachtungen.

Die Rue Laffitte ist eine vornehme Straße, wenn sie gleich nicht im aristokratischen Viertel gelegen ist; dagegen erstreckt sie sich zwischen der Maison Dorée und Notredame de Lorette, zwei Pole des gesellschaftlichen Lebens von Paris, welche gewürdigt werden wollen. Ueberdies wohnt Rothschild in ihr. Die lange Zeile seiner Paläste mit den lungernden Footmen an den Thoren umschließt auch das bescheidene, etwas schwer aufzufindende k. und k. österreichisch-ungarische General-Consulat und gestattet sich sogar den Luxus eines Parks mitten im dichtesten Häusergewirr, der mit alten, schattigen Bäumen eine weite Lücke der Rue Lafayette garnirt. Eigenthümlicherweise besitzt die Laffitte-Straße eine ungewöhnliche Zahl von Gasthöfen oder vielmehr Hôtels garnis, die ihre Bezeichnungen allen Staaten und Ländern des Erdballes entlehnen. In einem derselben wohnte ich, und zwar in dem »Hôtel de Finlande«, dem Boulevard des Italiens zunächst. Das Haus ist Besitzthum eines Mannes, ebenso reich an literarischem Ruf wie an Renten, nämlich Emile de Girardin's, eines vielfachen Propriétaires; er hat es an eine Madame Beckmann verpachtet, und diese zierliche, liebenswürdige und hochgebildete junge Frau führt das Regiment, als ob sie jahrelang Directrice im »Hôtel Bauer« in Ischl oder Zürich gewesen wäre. Ich habe das Glück, au premier zu residiren und in dem Laden gegenüber zuweilen einen charmanten Goldkopf bewundern zu dürfen, welcher sich zwischen Parfüms, Fächern und Porzellan-Imitationen die Zeit mit Romanlesen vertreibt. Allein es wird mir nur selten zu Theil, denn ganz abgesehen von der Ausstellung, ist man bekanntlich tagsüber — öfters auch nachtüber — niemals oder doch sehr selten zu Hause in Paris. Nur in den frühesten Morgenstunden, wenn die unerträgliche Hitze zur Parze der schönsten Träume wird, vergönne ich mir längern Fensteransblick in meine Straße; aber selbst das Wenige, das ich alsdann vor dem Erwachen des Gewühls der Großstadt erblicke, regt zu allerhand Betrachtungen und Vergleichen an.

Paris unterscheidet sich von anderen Metropolen vortheilhaft auch dadurch, daß es ebenso frühlebig als spätlebig ist. In Wien schnarcht um 10 Uhr Abends, wenigstens äußerlich, alles Dasein; London erwacht vor 9 Uhr Früh unbedingt nicht, das high life sogar erst um Mittag und später. Die Seinestadt zeigt schon um 5 Uhr Morgens ein frisches Gesicht, das rüstig an seine Toilette geht, wenn sie gleich erst lange nach Mitternacht

Digitized by Google

zur — verhältnißmäßigen — Ruhe gelangt ist. Wie wohl thut der laue Morgenwind nach dem schweren Abend und der glühenden Nacht! Wenn ich mich, um ihn mit vollen Zügen einzuschlürfen, im möglichst unvollständigen Negligé à la Victor Emanuel über die Fensterbrüstung lehne, dann fällt regelmäßig mein erster Blick auf einen — Esel. Er steht schräg gegenüber in der Gabel eines hochräderigen Karrens und versenkt seine Nase bis an die Augen in einen vorgebundenen Sack, dessen Inhalt alle seine Gedanken in Anspruch zu nehmen scheint. Und einige Schritte weiter bemerke ich ein zweites lebendes Wesen, eine breite Frau, welche, auf einem Prellstein sitzend, sich die Augen ausreibt; sie ist noch jung und gar nicht uneben, besonders für muselmanischen Geschmack; das bunte Kopftuch und der faltige Jupon der Bäuerinnen steht ihr ganz gut. Es ist die Chiffarde oder Chiffonnière, die Lumpensammlerin der Straße Laffitte. Sie wartet geduldig, bis die Hausthüren sich öffnen und die verschlafenen Köchinnen den Abgang aus der Haushaltung auf das Pflaster setzen. Dann macht sie sich flink daran; mit Hilfe eines feinen Hakens — Crochet oder Décrochoir — sortirt sie den Gehalt der unappetitlichen Haufen: Fetzen, Papier, Haare, Knochen und Grünzeug eignet sie sich an und packt sie in düstere Säcke, das Uebrige läßt sie großmüthig zurück für die Anfänger im Geschäft, welche alsbald Nachlese halten. Denn sie ist die Gattin eines Gros-cul, wie im Jargon der Chiffonnier mit Eselgespann heißt, eines wahren »Neg (Négociant) au petit crochet«, der neben dem Esel mit dem »Landau« oder »Mannequin« (dem zweiräderigen Karren) auch einen »Nègre« oder »Noir de peau« (Gehilfen) mit der Hotte auf dem Rücken hält, nicht selten ein ganz wohlhabender Mann und im Besitze einer hübschen bäuerlichen Wirthschaft ist. Ihn überragt freilich der »Ogro«, der Chiffonnier en gros, dem eine ganze Brigade von »Hotteriaux« — wie die »Voyous« oder »Gavroches«, alias Pariser Gamins die Lumpensammler mit Vorliebe nennen — dienst- und zinsbar ist. Nicht selten erscheint der würdige »Zig de la chiffe« — ein anderer seiner unzähligen Titel — um der rührigen Gemalin zu helfen; er ist eine ramassirte Gestalt mit großen runden Augen und rabenschwarzem Haar wie Schmurrbart, ein alter Troupier in der Blouse, die »brule-gueule« zwischen den Zähnen, daraus er seinen »Perlot« schmaucht, wenn er sich nicht den Luxus einer »Cinq-Centimadores« gestattet. Nach vollbrachter Ernte wandert das stattliche Pärchen in die Bude des benachbarten Marchand de Vin, um eine »Chifferlinde« (Schnaps) oder einen »Ginglard« (Wein der Pariser Umgegend) zu nehmen; dann schwingt sich Madame auf den »Landau«, rückt ihrem Herrn den Sitz zurecht und reicht ihm die Zügel; gemachsam schwenkt der Graue mit der schweren Last gen Notredame de Lorette und weiter nach den »Buttes-aux-Puces« im Quartiere der Buttes Chaumont. Ist ein solches Straßenbild nicht der Betrachtung werth?

Aber nun kommt ein anderes. Zwei Straßenkehrmaschinen, je mit einem kräftigen Percheron bespannt, die zweite etwas hinter der vorderen, übernehmen die Herstellung einer perfecten Reinlichkeit. Ihre schrägliegenden

Digitized by Google

Bürstenwalzen aus Piassava oder Kautschuk, neuerdings auch aus Stahl, entfernen mit zwei Zügen, wobei die hintere stets den von der vorausgehenden aufgehäuften Kamm übernimmt, sämmtlichen Unrath aus der Straßenmitte und streichen ihn an die Brüstung des erhöhten Trottoirs. Sobald dies vollendet ist, öffnet ein Wärter auf dem höchsten Niveau zwei Wechsel, woraus sich je ein mächtiger Wasserstrom ergießt, der, dem Gefälle der Straße folgend, sämmtlichen zusammengekehrten Schmutz hinweg in die nur ad hoc geöffneten Canalmündungen spült. Auf jeder Seite folgt ein Weib dem Ablauf, um etwaige Stockungen mit dem Besen auseinanderzusprengen. Auf solche Weise ist binnen zehn Minuten die Straße Laffitte völlig, aber auch völlig rein und in allen anderen Straßen der Weltstadt ist es ebenso. Dieser Dienst ist bewunderungswürdig organisirt. Die musterhafte Reinlichkeit in allen Straßen, und doch keine kehrenden Invaliden, die bei heftigem Winde nur die Translocation des Schmutzes befördern, ebensowenig jene verderblichen Schornsteine der Canäle, welche Miasmen und mit ihnen Seuchen in die Bevölkerung schlendern — wahrlich, in Paris ist viel zu lernen, besonders für Gemeindevertreter, das heißt, wenn sie überhaupt des Lernens fähig sind, was nicht überall der Fall sein soll.

Schon seit geraumer Zeit hat es 6 Uhr geschlagen; die Dienstmädchen mit den weißen Bonnets und Schürzen, »qui portent souvent le deuil de leur blanchisseuse«, zeigen sich zahlreicher; sie erwarten den Proviant für das erste Dejeuner, welches der Bewohner von Belleville »Frischti« zu nennen beliebt, ohne zu ahnen, daß er ein Wort der verhaßten Germanen corrumpirt. Prächtige Katzen entwickeln sich aus den geöffneten Thoren; die cyprische Race prävalirt. In Paris zählt bekanntlich der »Gad« oder »Estallion« (Kater) in die Reihe der fleischgebenden Nutzthiere; außerdem ist seine Haltung minder kostspielig als diejenige des Hundes, auf dem eine hohe Steuer haftet. Daher sieht man verhältnißmäßig wenige Hunde in Paris, nicht zum Nachtheile des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Brotkarren rücken an, die Familien versorgen sich mit dem Bedarf des Tages. Das Brot ist der erste, der wichtigste Nahrungsartikel des Franzosen, und es ist fast unglaublich, welche Quantitäten er davon vertilgt. Wenn es noch gut wäre, ließe sich darüber reden, aber es ist schlecht, grau, geschmacklos — und die Form! Die gewöhnliche ist diejenige eines handfesten Prügels, etwa 6 bis 8 Centimeter im Durchmesser, häufig aber bis 2 Meter lang. Es ist dann wahrlich spaßhaft, eine mit derartigen Provisionsstangen bewaffnete Köchin daherwandeln zu sehen. Uebrigens hat auch bei der allmorgendlichen Brotvertheilung der Fortschritt möglichst platzgegriffen. Von dem Depot des zubringenden Vehikels aus werden die einzelnen Ablieferungsquanten nicht auf der Schulter, sondern in äußerst leichten und bequemen, inwendig mit Leder gepolsterten Körben befördert, welche auf vier kleinen, mit Kautschuk bereiften Rädern laufen, also von einem Kinde dirigirt werden können. Auch diese Neuerung wäre zu Gunsten des Schweißes der Bäckerjungen der Adoption werth. Uebrigens hat seit 1867 das »Wiener Brot«

Digitized by Google

in Paris dermaßen Fuß gefaßt, daß man in allen Hôtels und anständigen Restaurationen schon seine »Sémmèle« und in einigen Cafés sogar »Kipfel« bekommt.

Plötzlich ertönt ein vielstimmiges, munteres Schellengeläute, und zugleich erschüttert, quadrupedante sonitu, Hufschlag das Pflaster. Eine Heerde von Eselinnen kommt dahergaloppirt, gejagt von einem braunen Voyou, der seine Pflegebefohlenen mit den unmöglichst wiederzugebenden Aneiferungsphrasen regalirt. Sie sind bestimmt, vor den Häusern oder in den Höfen brustkranker Richards abgemolken zu werden, da bekanntlich Eselsmilch — wie Kumyß — als ein Specificum gegen Lungenleiden gilt, das heißt, bei Denjenigen, die daran glauben. Milch kann niemals schaden und ist entschieden besser als gar nichts. Nunmehr trendelt auch der erste Einspänner daher. Es ist ein anständiges Fuhrwerk, reinlicher und bequemer als die Wiener Torturkasten dieser Art und schneller als die miserablen deutschen Droschken; alle diese Vehikel sind nach meiner unmaßgeblichen Ansicht dem guten Londoner Cab untergeordnet. (Ich spreche, notabene, nur von »one horse vehicles«.) Vor der Weltausstellung war der Pariser Kutscher ungemein höflich, bestrebte sich öfters, seinen Etranger zu unterhalten oder aufmerksam zu machen, und bedankte sich verbindlich, wenn man ihm statt 1 Franc 50 Centimes etwa 2 Francs verabfolgte. Gegenwärtig hat sich dies etwas geändert und die Pariser Kutscher gehaben sich durchaus nicht anders wie die Wiener Kutscher anno 1873; sie werden auch die nämlichen Folgen empfinden wie diese.

Unmittelbar auf den Miethwagen folgt der Spritzkarren zur Erfrischung der Straße. Kein Ungethüm, das den großen Verkehr hindert und groteske Handhabung erheischt, sondern eine kleine eiserne Tonne mit Spritzbrauseröhre, von ein paar Leuten gezogen, welche an den Wechseln gefüllt wird und in zwei Zügen die ganze Straße befeuchtet, nicht in Koth verwandelt. Dies ist übrigens schon bei der Pflasterungsart von Paris nicht möglich, denn Lehm wird hier nicht zur Ausfüllung der Fugen zwischen den Steinen des Pavé verwendet. Nur auf den Plätzen, den breiten Boulevards und Avennes wird die Befeuchtung mittelst des an die Wasserwechsel geschraubten Rollschlauches vorgenommen. Die außergewöhnliche Reinlichkeit tritt um so evidenter hervor, da zahlreiche Straßen asphaltirt sind; die Wagen- oder Karrenpferde haben keine Stollenbeschläge, gleiten aber auch häufig aus. Nichtsdestoweniger ziehen die Kutscher insgemein die Asphalt-Routen den gepflasterten vor; sie behaupten, erstere ruinirten weit weniger die Gefährte und die Thiere. Der Fahrgast ist natürlich ihrer Meinung.

Von 7 Uhr ab erscheint die »Couturasse« (volksthümlich für »Couturière) auf dem Trottoir. Eiligen Schrittes trippelt sie dahin, selten hübsch, aber immer adrett, durchaus nicht herausfordernd, dennoch einfach elegant gekleidet, gewöhnlich schwarz. Sie trägt eine kleine Tasche und benützt die Muße des Weges, um ihr erstes Frühstück mit einem Brötchen abzuthun, im Falle sie nicht bei den Arbeitsgebern volle Kost erhält. Ich habe diese

Digitized by Google

armen Geschöpfe, deren Dasein um so schwieriger geworden ist, seitdem sie mit der Omnipotenz der Maschinen zu ringen haben, stets lebhaft bedauert, aber auch bewundert. Es giebt kein arbeitsameres, genügsameres Wesen, als die Pariser Arbeiterin. Das Genre der Grisette ist völlig ausgestorben, es hat überhaupt mehr in den Romanen von Paul de Kock und Eugène Sue existirt, als in der Wirklichkeit. Die Pariser Ouvrière im rechten Wortsinne ist eine durchwegs sehr verständige Person, welche, dem Principe aller Französen treu, unverdrossen entbehrt und sich abmüht, um es dahin zu bringen, im vorgerückten Alter der Nahrungssorgen enthoben zu sein. Sie geht darauf aus, sich eine »Dot« zu schaffen, damit sie einen Gewerbetreibenden, Ouvrier, Employé oder kleinen »Epicemar« heiraten kann, und meistens erreicht sie dies Ziel. Aber mit welcher spartanischen Enthaltsamkeit! Nicht umsonst heißt das kleinstmögliche Dreieck, das vom Fromage de Brie im Kleinhandel vergeben wird, »Entrecôte de lingère« oder »de couturière«. Und dabei sind diese merkwürdigen Geschöpfe alleweil lustig und sans souci, oft bis zur äußersten Grenze — aber ohne diese zu überschreiten. Man sagt überhaupt auf Grund schlechter Romane und Schauspiele den Pariserinnen im Auslande viel Schlimmeres nach, als sie verdienen. Ich habe es schon anderswo behauptet und wiederhole es: Keine bessere, zuverlässigere Gefährtin des Mannes, keine arbeitsamere Gehilfin, keine umsichtigere Hausfrau giebt es, als die Französin von echtem Schlage. Und dies Lob gebührt ihr, von den obersten Stufen des gesellschaftlichen Lebens an, bis herab zu den Insassen der Quartiere von Belleville oder der ärmlichsten Dorfhütte.

Endlich, etwa zwischen 7 und 8 Uhr, öffnen sich die Läden der Gewölbe, und damit ist der Tagesverkehr eingeleitet. Wenn ich diese sich dicht aneinander drängenden Auslagen von Kunstgegenständen, Bildern, Antiquitäten, Porzellanen, Bronzen, Fächern, Juwelen, Uhren, Portefeuillewaaren — sammt und sonders Luxusartikel — betrachte und bewundere, muß ich doch immer fragen: Wer, um des Himmels willen kauft diese Sachen? Aber sie werden gekauft, dafür ist Paris die Weltstadt. Wo sonst wäre es möglich, daß in der besten Lage der Boulevards auf dem kurzen Raume von kaum hundert Schritten drei großartige Magazine weiter nichts als moderne Majoliken debitiren, oder in welcher anderen Stadt findet man eine solche Unzahl von Gemäldehandlungen. Gewöhnlich deutet man als Antwort dieser Frage auf den gewaltigen Fremdenverkehr in Paris hin; allein dieser thut das Wenigste zur Sache. Weit schwerer wiegt, daß Frankreich nicht blos das reichste, sondern, was weit mehr bedeutet, das wohlhabendste Land der Erde ist und daß der Sinn für Schönheit und gefällige Lebensformen dort alle Schichten der Bevölkerung durchdringt. Kein Anfänger in dem nützlichen Genre des Gewürzhandels geht an Barbedienne, Gouin oder Klein vorüber, ohne sich im Stillen zu sagen: »Eines Tages werde ich euer Kunde sein.« Und dieses zielbewußte Streben ist sicherlich des Lobes werth, wenn es gleich selbstverständlich nicht immer den vorgesetzten Preis erringt.

Digitized by Google

Aber nunmehr schlägt es 8 Uhr von allen Thürmen, und mit dem ersten Timbre erscheint, pünktlich wie die Glocke selber, das Factotum des Hauses mit dem Thee. Ein Blick in die Morgenblätter, und dann trägt uns das sanfte Bächlein der Rue Laffitte hinaus in den rauschenden Strom des Boulevard des Italiens und weiter in den Bereich der Wunder der Weltausstellung. Von ältesten Märchenzeiten aber an konnten Wunderländer nur erreicht und gewonnen werden durch Ueberwindung unermessener Mühen und Fährlichkeiten; es scheint auch heutzutage noch nicht anders zu sein.

Der Pariser Blumenmarkt.

»Demandez le bouquet national! Kaufen Sie ein Sträußchen in den Landesfarben!« so wurde Jedermann begrüßt am Vorabend und am Tage des großen Volksfestes, welches die Stadt Paris den Gästen der Weltausstellung wie sich selbst zu Ehren veranstaltet hatte. Und Jedermann kaufte das nationale Bouquet, um es in's Knopfloch zu fügen oder an den Busen zu heften, ganz Paris, diesmal in der weitesten Bedeutung des geflügelten Wortes, erschien zu der republikanischen Feier blumengeschmückt; die sparsamere Hälfte der Bevölkerung hielt sich an das Kunstproduct, die oberen Classen und die Enthusiasten wählten natürliche Blumen; Nuancen solcher in Blau, Weiß, Roth erfreuten sich in diesen berauschenden Tagen einer beträchtlichen Hausse auf dem Blumenmarkte. Die einsame rothe Nelke, welche der echte Pariser als Knopflochzierde jedem andern, auch dem kostbarsten floristischen Erzeugnisse vorzieht — weil sie in einiger Entfernung den »Bouton«, das erste Lebensziel eines jeden Franzosen, so täuschend nachahmt — mußte sich damals Nachbarn oder Surrogate gefallen lassen; aber einerlei, beblumt war Alles. Denn das leichtlebige und spirituelle Volk der Gallier besitzt einen ausgesprochenen Schönheitssinn, dessen Cultus es treulich pflegt und denselben nicht blos, wie andere südliche Nationen, auf die Producte der Kunst, sondern auch auf diejenigen der Natur ausdehnt, deren Veredlung allerdings die künstlerische Behandlung nicht ausschließt. Daher die Blumenliebhaberei in Paris und in ganz Frankreich. Wohin man auch im Lande reisen mag, von den sturmgepeitschten Küsten der Bretagne an bis zu den tropischen Blüthengefilden der hyerischen Inseln, überall werden die Kinder Florens mit gleicher Liebe gepflegt, in Schloß und Hütte. Während anderswo die Umgebungen der Bauernhäuser das nackte Nützlichkeitsprincip oft in geradezu abschreckender Deutlichkeit zur Anschauung bringen, haben die manchmal an und für sich nichts weniger als schönen ländlichen Gebäude hier überall ihr Gärtchen mit reicher Blumenfülle; wo die edle Rebe nicht gedeiht, rankt sich wilder Wein oder Epheu an dem Steingemäuer empor bis unter die Firste; der schattige Hollunderbusch, worin

Digitized by Google

der Zeisig singt, fehlt hinter keinem Hause; bei allen festlichen Gelegenheiten ist das Bouquet erstes Erforderniß des Schmuckes; selbst die Thiere gehen dann nicht leer aus, und häufig sieht man sogar in den Städten mächtige Centifolien an Stelle der künstlichen Rosetten auf den Stirnriemen am Kopfgeschirr der Kutschpferde.

Weit mehr noch als irgendwo auf dem Lande werden in der Hauptstadt die Blumen geschätzt und gehegt. Jeder Pariser ist ein passionirter Pflanzenfreund, daher ihm auch das dritte Kaiserreich so zierlich prächtige Parks als Lustorte geschaffen und damit manchen andern frommen Wunsch erstickt hat. Sobald er sich selbstständig gemacht und einen Beruf erwählt hat, träumt er von nichts Anderem mehr, als von dem Tage, an dem er seinen Kohl selber bauen und seine eigenen Rosen pflegen wird. Einstweilen begnügt er sich mit dem Bouquet und einigen Salongewächsen, nebenbei studirt er die Teppiche im Parke von Monceaux und wirft verlangende Blicke durch die vergoldeten Gitter in die Hausgärten des Elyseischen Viertels, wobei er zwischen den Zähnen singt: »Paris est pour le riche un pays de Cocagne, sans sortir de la ville il trouve la campagne.« Das Drängen dieser Stadtmenschen in's Grüne und nach Grundbesitz auf dem Lande äußert sich öfters wahrhaft komisch. Wer die Umgegend der Metropole durchstreift hat, findet, besonders in der Richtung von Asnières, Bois de Colombe, Courbevoie, Puteaux und Suresnes häufig genug Besitzthümer, welche aus einem zweifensterigen Gartenhäuschen mit zehn Quadratmetern Land bestehen, deren Eigenthümer aber stolz »ma terre« sagt und seelenvergnügt ist, wenn ihm Jemand zuschaut, sobald er, bewaffnet mit den abenteuerlichsten Geräthschaften, zwischen seinen Blumen- und Obstplantagen — so nennt er seine sechs bescheidenen Gewächse — hantirt.

Wer sich von der Blumenliebhaberei in den unteren Schichten der Pariser Gesellschaft und von der Art und Weise einen Begriff machen will, wie das Angebot der Nachfrage entgegenkommt, der muß einen Blumenmarkt besuchen. Der größte und frequentirteste befindet sich auf dem Platze des Chateau d'Eau, dem Rendezvous der kleinen Theater, der Restaurants mit Kunstgenüssen, der billigen Weinwirthe und Buchhändler. Hier ist ein Knotenpunkt, in welchem namentlich die Straßen aus den Quartieren der Kleingewerbetreibenden und Arbeiter zusammenlaufen, aus Ménilmontant, Belleville, La Villette; den ganzen Tag und die halbe Nacht über herrscht hier ein betäubender Verkehr; wer das Pariser Volk in allen seinen Erscheinungen und Charakteren studiren will, der findet hier die beste Gelegenheit dazu.

Der Blumenmarkt beginnt stets erst gegen Abend, er erreicht seine Höhe nach sechs Uhr, der Feierabendstunde. Die Stände der Verkäufer sind aus Latten sehr einfach zusammengeschlagen, mit einer Leinwand als Dach; die Verkaufsobjecte selber bilden die Decoration. Aber die Adjustirung ist so kokett gefällig, daß sie sofort besticht. Jeder Topf, und enthielte er die gewöhnlichste Sommerflor, ist sauber in weißes Papier eingeschlagen; bei

Digitized by Google

hervorragenden Stücken ist dieses mit einem gepreßten Spitzenrande garnirt; wo Stäbe nöthig, sind diese niedlich lackirt, ist die Pflanze mit hübschen Bastschleifen daran gebunden — kurz Alles und Jedes, auch das Unscheinbarste, hat Chic. Nur von den Damen des Comptoirs, welche in der Mehrzahl den Verkauf besorgen, kann man dies nicht sagen; sie sind meistens lebende Zeugen von der Nahrhaftigkeit der Horticultur und repräsentiren die Macht des vegetativen Wachsthums in ihrer vollen Größe. Die zum Verkauf ausgestellten Objecte der Ziergärtnerei gehen nicht über das Niveau der gewöhnlichen Marktpflanzen-Species hinaus, wie sie überall in Mittel-Europa gezogen werden. Die Rosen dominiren, sie sind in hundert Varietäten vorhanden; dann kommen die Geranien und Pelargonien, die nächstbeliebten Modepflanzen der kleinen Leute; als Neuigkeit sieht man das Pelargonium zonale in Bäumchenform, es findet reißenden Absatz; Resedabäumchen sind etwas Altes, aber stets neu Begehrtes; sie fehlen auf keinem Fensterbrett der Nähterinnen im fünften Stockwerk oder darüber, in den Mansardenfenstern der Dächer. Nelken, Pensées, Phlox, Petunien, Zinnien Fuchsien, arabischer Jasmin, Eriken, Gloxinien, äthiopische Calla, Heliotropen, Lilien, Gladiolen bilden das Gros der Marktflora. Beliebt sind auch kleine Agrumenbäumchen, Myrthen, Granaten, Ficus und hübsch gezogene Juniperus-Pyramiden, außerdem von Sträuchern: Laurostinus. Evonymus, Lorbeer, wohingegen Blattpflanzen weit geringere Nachfrage haben, als Blumenträger; am meisten die unvermeidlichen Coleus, Begonien, Caladien und die bescheidenen Kaffeesatz-Sprößlinge Epheu und Clematis. Von Häuserpflanzen höheren Ranges verirren sich auf den Platz am Chateau d'Eau nur wenige, so das japanische Lilium auratum, dann Echevorien, Maranta, Croton u. s. w. Wenn die Artenzahl des Marktes vielleicht beschränkt gefunden wird, so macht es die Menge der Varietäten wieder gut; die im Monate Juni hier versammelt gewesenen Rosen repräsentirten eine Musterkarte, wie man sie vielleicht nirgends anderswo in der Welt so mannigfaltig vertreten finden wird.

Ueber dem ganzen Blumenmarkt am Chateau d'Eau schwebt ein, wie soll man sagen, Nimbus der Wohlanständigkeit und guten Sitte. Keine lauten Vociferationen, keine belustigenden Ausfälle, wie sie den Damen der Hallen erfindungsreich nacherzählt werden — hier wandelt Jedermann gemessenen Schrittes und meidet alle Extravaganz; es bewährt sich das alte Sagenwort, daß der Umgang mit Blumen veredle. — Und es ist etwas Wahres daran. Da strömen sie herbei, die Ouvriers von Belleville, die Communards, die gefürchteten Gegner der bestehenden Gesellschaft. Die blaue Blouse beherrscht den Markt, oder vielmehr, was ihr am Arme hängt, die Légitime oder die bonne Amie. Und es ist wahrhaftig hübsch zu sehen, wie die Beiden von Stand zu Stand wandeln, um aus den dem Munde abgedarbten Ersparnissen ein paar Sous dem schönsten Schmuck der einförmig armen Wohnung zu widmen. Die Wahl macht ihnen Qual; was schön, ist verhältnißmäßig theuer; vergeblich redet der resolute Mann zu,

Digitized by Google

die rechnungserfahrenere Hälfte schüttelt das Köpfchen und zählt an den halb gantirten Fingern; endlich kommt die Vereinigung zu Stande, und nun muß man sehen, wie innig die kleine Frau ihr Blumentöpfchen an den Busen drückt, und wie zärtlich der lange Gaillard an ihrer Seite auf sie herabblickt mit dem gehobenen Bewußtsein, ihr einen Lieblingswunsch erfüllt zu haben. Etwas aufregender und lärmender gestaltet sich der Verkehr, wenn eine ganze Familie auf den Blumenkauf auszieht, um ein Surrogat für die annoch versagten Landfreuden zu erwerben. Der ehrsame Epicemince oder Marchand de vinorama — es ist ebenso merkwürdig als ergötzlich, zu beobachten, wie der echte Pariser durch die sonderbarsten Anhängsel das Französische des Herrn Littré oder der Akademie auszubauen trachtet — strebt natürlich nach höheren Producten der Horticultur als der Pilier (Handlungsdiener) oder Mr. Pipelet (der Hausmeister, Concierge); er wählt Achimenes, Cypripedium, Aralia, Dracänen und Yuccen, kann aber gewöhnlich dem von Madame unterstützten Verlangen seiner conventionellen Zweizahl von Sprößlingen nicht widerstehen und kauft ein Orangenbäumchen mit Früchten, die natürlich in den nächsten acht Tagen abfallen. Wer ohne Begleitung den Blumenmarkt besucht, begnügt sich mit der Acquisition eines Bouquets, für welches in Paris sich immer Verwendung findet.

Der Fremde, welcher dem Feilschen zuhorcht — denn hier wird um den Centime gekämpft — oder der nicht Eingeborne der Banlieue versteht gewöhnlich sehr wenig von den raschen Wechselreden. Jeder Beruf hat in Paris sein besonderes Argot, seine eigenthümlich gemodelte Sprechweise, in welcher der Kern der Schriftsprache oft ungemein schwierig zu erkennen ist; von den Mitgliedern des Jockey-Clubs an bis hinab zum Pignouf, dem Pariser Schusterbuben, vom gefeierten Bühnenkünstler bis zum vagabondirenden Voyou (Straßenjungen, Gamin) sprechen die Standesgenossen, wenn sie unter sich sind oder mit gleichstehenden Kreisen verkehren, ihr ausgesprochenes Rothwälsch, das für Andere rein unverständlich ist.

Prächtig nimmt sich der Blumenmarkt bei Beleuchtung aus. Denn er dauert, dem Leben der Stadt entsprechend, mindestens bis elf Uhr Abends; dann beginnt er sich zu entleeren, die Familien ziehen heim, die Pärchen treten vielleicht noch ein bei dem Mastroquet, dem Weinwirth, um einen Canon oder Centième, das ist ein Fünftel-Liter Weißen oder kleinen Blauen auf dem »Zink«, dem Comptoirtisch, zu nehmen, während sich die Einsiedler in die umher zerstreuten Cafés chantants verlieren. Es rückt der Meister Oehrling (Oreillard, Esel) mit dem Mannequin (zweiräderigen Karren) vor, um die unverkauft gebliebenen Artikel aufzunehmen; ihm folgt der Biffin oder Chiffonier, der Hadernsammler, der eine Ernte von Grünzeug und Papier hält; endlich kommt der Bouscailleur, der Straßenkehrer, der die letzten Marktspuren hinwegfegt.

Der fashionable öffentliche Bouquetmarkt befindet sich dicht neben der Madeleine. Diese im griechischen Tempelstyl erbaute Kirche, die aristokratischeste unter allen, bildet den Mittelpunkt der Stadt Paris und ihres

Digitized by Google

Verkehrs. Sie steht frei auf einem allerdings wenig ausgedehnten Platze, und ihre beiden Langseiten werden von Alleen flankirt, in deren begünstigendem Schatten sich die Sträußelweiber angesiedelt haben. Denn nur das weibliche Geschlecht besorgt den Bouquetverkauf; aber eigenthümlicherweise sind auch unter den Damen dieses Marktes sehr Wenige, deren Aeußeres an die Producte erinnert, die sie feilbieten. Die letzteren dagegen sind bewunderungswürdig. Man kann nichts Eleganteres und Geschmackvolleres sehen, als diese mit ausgebildetem Farben- und Formensinn gruppirten Blumen-Zusammenstellungen. Natürlich entscheidet der Zweck des Bouquets auch über Bindung und Gehalt desselben; man erstaunt, wenn die fingergewandte Künstlerin, welche arbeitet wie der Setzer vor dem Letternkasten, fast ohne einen Blick auf das Sortiment zu werfen, gefällig die Bestimmung der einzelnen Prachtwerke erläutert, welche rings um sie aufgepflanzt sind; von der Wiege bis zur Bahre begleitet das Bouquet den Franzosen in allen Lebensphasen, und er wird niemals den Mißgriff begehen, etwa ein für den Ball bestimmtes zu acquiriren, wenn er Gevatter stehen muß, oder der Frau des Präfecten zum Namenstage den gleichen Strauß zu offeriren, den er Abends auf die Bühne wirft. Die Kunst der Bouquetiers entspricht dem Material, das ihnen zu Gebote steht. Die seltensten Blüthen der Orchideen-Häuser prangen hier neben dem Alpenflor aus der Nachbarschaft des ewigen Schnees; alle Welttheile begegnen sich in diesen schwellenden Blumenkörben; hier hört der Unterschied der Breitegrade und der Jahreszeiten auf, die Kunst hat sie nivellirt. Ihr Einfluß macht sich selbst bei der mechanischen Zusammenfügung der Bouquets geltend, deren Geheimnisse dem Erwerber selten bekannt sind. In der äußeren Ausstattung hat die Concurrenz eine Steeple-Chase im Ueberbieten unternommen; Spitzen und Atlas reichen für die Manchetten kaum mehr aus; Gold, Federn, kostbare Stickereien werden zu Hilfe genommen. Und dennoch kann man nicht sagen, daß die geforderten Preise besonders hoch seien. Ich habe, allerdings im Blumenmonat Juni, an der Madeleine ein prächtiges, wunderbar duftendes Tellerbouquet aus weißen Rosen und Jasmin für zwei Francs erstanden und erinnerte mich dabei, daß die Kräutlerin Am Hof zu Wien für einen vom Zufall gebundenen Strauß ordinärster Rabattenflor achtzig Kreuzer verlangt. Auffallend ist die häufige Verwendung von Feld- und Wiesenblumen, besonders Gräsern; allerdings sind die Bouquets daraus so sinnig zierlich und duftig geordnet, daß man an Feenhände dabei denken muß. Noch herrscht die Teller- oder Scheibenform mit den drahtbefestigten Blüthen vor, doch macht sich das lose Bouquet, in dem die Blume mit ihrem natürlichen Stengel figurirt und welches deshalb viel kostspieliger ist, immer mehr geltend, seit es sich auf den Bällen der oberen Zehntausend eingebürgert hat. Merkwürdigerweise sind die Veilchen von dem Pariser Blumenmarkte gänzlich verschwunden, seitdem Frankreich eine Republik geworden ist.

Das schönste und großartigste Bouquet, das ich in Paris und überhaupt jemals gesehen, erblickte ich am 25. Juni, und ich wollte lieber, ich

Digitized by Google

hätte es nicht gesehen, denn es hat einen tief ergreifenden Eindruck auf mich gemacht, der mir den ganzen Tag verdorben hat und heute noch nicht verwunden ist. Es war ausgestellt in der Vorhalle des renommirten Handelsgärtners Bernard der Straße Laffitte, und vom frühen Morgen an drängten sich Hunderte von Bewunderern davor. Schon die Dimensionen waren ungewöhnliche, der Durchmesser betrug einen Meter. Gräser mit blaugrünen Hängerispen und melancholische Feldblumen bildeten in loser Schirmform die Spitze; sie wuchs empor aus einem breiten Ringe halb aufgeblühter weißer Rosen. Diesen folgte ein dreifach breiteres Band tief dunkelblauer, fast schwarzer Pensées, mit weißen Immortellen leuchteten darauf hervor die Worte: »Le Théâtre du Gymnase«. Dann kam wieder ein Kranz weißer Rosen auf dunkelgrüner Moosunterlage. Dieses riesige Bouquet, welches tausend Francs gekostet haben soll, widmeten die Mitglieder der genannten Bühne dem Sarge ihres Collegen, des Sohnes ihres Directors, dem talentvollen Künstler und Schriftsteller Chéri-Montigny. Ein schauerliches Geschick hatte den jungen Mann im Beginn einer verheißenden Laufbahn dahingerafft. Vierzehn Tage vorher war er von einem kleinen Hunde, seinem Liebling, unbedeutend gebissen worden; der Hund war toll und sein Herr mußte unter entsetzlichen Qualen an der Wuthkrankheit sterben, bei vollem Bewußtsein, eben zweiundzwanzig Jahre alt geworden, noch mit dem Eindrucke des Kranzes auf der Stirn, den ihm sein erstes Lustspiel: »Die Unschuld«, im Geleite eines unbestrittenen Erfolges gebracht hatte. Ich dachte daran, ob alle Hunde der Welt ein solches Menschenleben werth sind; ich dachte an den unglücklichen, vereinsamten Vater des Dahingeschiedenen, und ich gedachte auch seiner Mutter. Denn ich hatte sie gekannt, die berühmte Rose Chéri, eine der bedeutendsten Künstlerinnen ihrer Zeit und zugleich eines der liebenswürdigsten, raviſſantesten Wesen, welche jemals gelebt haben. Ja, ich habe sie gekannt und erinnere mich mit Entzücken der Tage, da es mir vergönnt war, mit ihr und Armandine Pinteux auf dem Dampfer »Alexander« das griechische Meer zu durchschwelgen. Damals war das Kind, dem sie eben das kostbare Blumenopfer auf die Bahre legen, kaum zwei Jahre alt. Und welche zärtliche Mutter war die große Soubrette! Sie hat diesem ihrem Sohne ihr Leben hingegeben; er war von der Diphtheritis befallen, neun Tage und Nächte wich sie nicht von seinem Lager, kam kein Schlaf in ihre Augen; am zehnten war das Kind gerettet und die Mutter todt. Trübe Erinnerungen haften an dieser Blumenpracht, und für mehr als Einen. Ich habe das Trauerkunstwerk zum zweitenmale gesehen, halb vergraben unter einem Hügel von rivalisirenden Kränzen, denn ich habe den Obsequien in der Verkündigungskirche zu Passy beigewohnt und mein bescheidenes Bouquet Einem in's Grab nachgesendet, den ich als Kind auf den Armen geschaukelt, von seiner Entwicklung und Existenz aber leider nicht die mindeste Kunde mehr gewonnen hatte — bis zu seinem Begräbnißtage.

Digitized by Google

Culinarische Erinnerungen aus Paris.

»Wer nie sein Brot mit Thränen aß« — der hat die Pariser Weltausstellung von 1878 nicht besucht! — Es war ein schwüler Junitag, die Sonne schoß unbarmherzige Pfeile durch die Glaskuppeln, die verdichtete Atmosphäre zitterte sichtbar; wenn man einen Metallgegenstand berührte, brannte er. Seit frühestem Morgen war ich der Pflicht obgelegen und sehr ermüdet geworden; der Staub verschiedener Welttheile lag mir auf der Zunge. Die Mittagsglocken klingen, brummen oder läuten — es sind deren genug vorhanden, um den Ruf zum Dejeuner verständlich zu machen. Aber wohin? Das ist Tag für Tag die peinliche Frage. In den ersten Tagen genügte die ungarische Csarda; aber man reist doch nicht nach Paris, um Gulyaszhus oder Pörkölt zu speisen und sauren Schomlauer zu trinken; außerdem brach hier, täglich zunehmend, das Magyarenthum doch zu stark durch den leichten französischen Firniß. Deshalb war es schon da und dort versucht worden bei den wenig zahlreichen Etablissements, die des Körpers Erquickung übernommen hatten — allein überall war es das Gleiche: schlecht und theuer. Miserables warmes Bier mit einem faux col von der Hälfte des ohnedies winzigen Glases, zähes Fleisch, graues Brot; elende Bedienung und sündhafte Preise hätte man am Ende noch hingenommen mit der Beruhigungsphrase: »C'est la guerre!« es ist eben die Weltausstellung! — wenn man nicht gezwungen gewesen wäre, bei seinem Braten selber zu braten. Denn nirgends ein schattiges Plätzchen, kein Schutz vor dem glühenden Sonnenbrand, als etwa ein leichtes Dach aus Baumwollenstoff, das die Schwüle nur vermehrte — im Innern der wenig geräumigen Restaurations-Pavillons noch der Qualm der Küche im Souterrain und die Reflexwirkungen der verglasten Wände — dabei der Andrang der hungrig-durstigen Menschheit, der Seite an Seite preßte — und der liebliche Anblick der schweißtriefenden Garçons, die ihre Servietten für Haut und Teller gleichmäßig gebrauchten — es war ein recht anregendes Dasein. O du schattiger Praterhain, o ihr kühlen Schänken und Getränke, o ihr zahlreichen Stätten der Ruhe und Erholung von 1873, wie wurde eurer sehnsüchtig gedacht! Dort in Wien war jeder Besuch der Weltausstellung ein Genuß, hier ist er eine Strapaze, man mag es anfangen und betrachten wie man will: dort war es wie im Märchen, man konnte sich wünschen, was man wollte, flugs war es da, wenn man nur den klingenden Groschen in der Tasche hatte; dort war Idealismus und Poesie, hier ist der nüchternste Realismus Gebieter und die dürre graue Prosa.

Ein geschätzter Freund und kaiserlicher Rath hatte mir ein Rendezvous bei Lobmeyr — einem der berühmtesten Stelldichein-Orte in der Ausstellung — gegeben, mit dem Versprechen, mich in eine Restauration zu führen, welche alle meine Erwartungen übertreffen sollte. Während sich am Himmel,

Digitized by Google

wie beinahe täglich, bleierne Wolken zusammenballten, kreuzten wir die Völkerstraße und schritten durch die Gallerie der Glasgemälde nach dem südwestlichen Querschiff des Industriepalastes, wo die »Articles de Paris« vor den Augen eines neugierig-unwissenden Publikums angefertigt werden. Gerade, als wir den Ausgang nächst der Porte Trouville erreicht hatten, brach ein Unwetter los, kein Regen, sondern ein veritabler Niagara, der in einem Augenblicke unpassirbare Wildbäche und Seen an Stelle der Wege und Rasenparterres schuf. Also hieß es warten. Der »Restaurant français à prix fixe« befand sich zwar dicht neben uns, aber bei ihm hatten wir schon Lehrgeld bezahlt, und zwar theures; seine ehrwürdigen Schinkenbrötchen und veilchenblauen Medocs hatten keine Anziehungskraft mehr. Nachdem sich der Guß in ein sanftes Bindfadengerieſel verwandelt hatte, wagten wir springend den Uebergang der verschiedenen Gewässer, um das Etablissement Duval, unser Ziel, zu erreichen.

Diese größte Erfrischungsanstalt der Weltausstellung ist eine Filiale der »Bouillons Duval«, welche, von einer Actien-Gesellschaft gegründet, über ganz Paris zerstreut sind. Unter einem »Bouillon« versteht man aber nach Lucien Rigaud's »Dictionnaire du jargon parisien« eine Restauration, in welcher die Gerichte billiger, aber auch die Portionen bedeutend kleiner sind als anderswo, wo man für die Serviette extra zahlen muß und auf nackten Marmortischen servirt wird, an welchen vier Personen sitzen müssen, wenn nur für zwei Platz ist. Inwiefern mit der Verköstigung in diesen Etablissements der Ausdruck: »Bouillon d'onze heures« für »Gift« in Verbindung steht, ist mir unbekannt; möglich aber scheint es, daß der andere »boire un bouillon« für »sein Geld verlieren« mit der erwähnten Actien-Gesellschaft in Beziehung steht. Wie dem auch sei, wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Vor den Thüren des ersehnten Erfrischungsortes baute sich eine undurchdringliche Testudo von Regenschirmen auf; Geschrei, Gejohle, Verwünschungen, Zorurufe von allen Seiten; die Stadtsergeanten vermochten nur mit Mühe den Sturmlauf der Menge gegen das Etablissement zu verhüten; dieses aber war in seinem Innern schon so vollgepfropft, daß selbst der Zulaß weniger Personen das Gefäß zum Ueberlaufen gebracht haben würde. Hier war also entschieden nichts zu machen, und wir zogen ab, mein Gefährte direct mit der Gürtelbahn nach Bois de Colombes, wo ihn ein stets bereiter Pot-à-feu erwartete. Später ist es mir geglückt, einmal im »Bouillon Duval« zu gastiren; meine Kritik ist die Reylaux'sche von der deutschen Industrie: billig, aber schlecht. Es spricht für die der Approvisionirungs-Frage bei der Pariser Weltausstellung gewidmete Sorge, daß später der Zutritt in dieses »billige« Etablissement nur gegen vorher gelöste Marken möglich war. Und so groß war Tag für Tag das Bedürfniß des Publikums nach bezahlbarer Erfrischung, daß gerade hier der Uebermuth der Herren Kellner — überhaupt eine der angenehmsten Menschenclassen! — zum Ausbruch und Strike gelangen konnte. Die Kutscher thaten's ihnen nach — bekanntlich ist beiden liebenswürdigen Ständen ihre kleine Erhebung nicht zum Vortheile gerathen.

Digitized by Google

Da ich um zwei Uhr im Trocadero-Palais zu thun hatte, mußte ich mit unbefriedigtem Magen den Rückzug in der größten Längenausdehnung der industriellen Arena antreten. Weil es aber doch ungesund und wenig gerathen ist, mit hohlem Innern aufregenden Verhandlungen beizuwohnen, so schwenkte ich vor der Jena-Brücke links ab zum Restaurateur belge. Eingedenk vergangener Tage und Additionen, verlangte ich hier äußerst bescheiden ein »Aufgeschnittenes«. Der etwas stark transpirirende, weil fette, Garçon sah mich zwar aus der Höhe seiner weißen Cravate mißbilligend oder geringschätzig an, brachte mir aber dennoch nach Verlauf der üblichen Viertelstunde einen sehr schönen Teller, worauf eine Schnitte Roastbeef, eine andere Schinken, beide bewunderungswürdig mondscheinartig fein, und darauf, quasi als Verzierung, der braune Schenkel eines in der ersten Blüthe seiner Jugend geopferten Huhnes. In einer Weltausstellung muß man Alles dankbar annehmen, und englischer Mustard verleiht selbst dem Leder Geschmack. Im Bewußtsein hoher Sparsamkeit verlange ich im Hochfranzösischen des Café de Paris »la carte à payer«. — »Die »Addition« meinen der Herr? Das macht ganz einfach acht Francs sechzig Centimes.« — »Acht Francs — aber wieso?« — »Je nun, acht Francs die kalte Schüssel und sechzig Centimes das Brot.« — »Für ein kleines Brot sechzig Centimes?« — »Ah, entschuldigen der Herr, ich glaubte, Sie hätten deren zwei gehabt. Also acht Francs dreißig Centimes.« Wahrscheinlich habe ich damals zu sehr in die Hitze gegessen, denn ich spürte seitdem einen merkwürdigen Widerwillen gegen kalt Aufgeschnittenes — in Frankreich.

Was man in den eng umgrenzten Räumen der Weltausstellung selber nicht findet, das kann oder muß man außerhalb derselben suchen. In Paris ist wahrhaftig kein Mangel an Anstalten, wo die Begierde nach Speise und Trank gestillt werden mag. Ich bin so oft und lange in der lieben Weltstadt gewesen, daß mir noch schöne culinarische Erinnerungen und Adressen genug im Gedächtniß schweben. Einzelne der letzteren hat die unbarmherzige Zeit von ihrer Tafel gewischt, so z. B. Philippe in der Rue Montorgueil, wo ehedem der »solide« Gourmand am sichersten seine Rechnung fand. Andere alte Firmen ersten Ranges existiren, floriren und restauriren noch heute wie vor zwanzig Jahren; so die Maison dorée, Voisin, das Café Anglais, Véfour u. A. m. Aber, war es der letzte Krieg, die Commune, die Regierungsform — oder ist es nur die Alles nivellirende Exposition universelle, es ist nirgends mehr wie früher; der Duft, die Feinheit, die Sublimität ist den Menus von heute abgestreift. Man speist für sein Geld immer noch sehr gut in Paris, aber man speist heutzutage für dasselbe Geld weit besser in Wien als in Paris. Das ist eine Thatsache, welche schwerlich weggestritten werden kann. Wenn ich bei Bignon, einem der gegenwärtig renommirtesten Restaurateure, vis-à-vis dem Vaudeville, auf dem Boulevard des Italiens, fünfundsechzig Francs für ein Diner von durchaus nicht besonderer Opulenz bezahlen muß, so frage ich, was ich dafür anderwärtig hätte haben können. Eine Portion junge Ente (Caneton)

Digitized by Google

mit zwölf Francs und eine detto Spargel (im Anfang des Juni) mit sechzehn Francs tragen freilich schon etwas bei zu einem hübschen Facit. Aber man fragt in Paris nicht danach, was ein Diner kostet, wenn man Paris kosten will. In der Addition des Garçon ist das Entgelt einbegriffen für die Gunst des Geschickes, welche einem Ausländer überhaupt in Paris zu diniren erlaubt. Man zahlt dem Restaurateur seinen Beitrag für die Haußmann'schen Boulevards und Avenuen, für die Parks und Squares, mit welchen der geniale Alphand die französische Metropole in einen laubumwundenen Blumenkorb gebettet hat, und für das unvergleichliche Schlenderleben, das sich nirgends so führen läßt, wie hier.

Daß die culinarische Höhe des Paris von »damals« um einige Breitengrade gesunken ist, empfand ich am deutlichsten bei Ledoyen in den Champs Elysées. Früher, noch im Jahre 1867, gehörte seine Küche zu den besten zweiter Qualität, man war ausgezeichnet servirt und begab sich, trotz der Nota, höchst befriedigt nach dem Diner zu Franconi. Heute ist es anders geworden in dem ehedem halbaristokratischen Etablissement zur »Arche de Noë« oder zur »Fosse commune«, wo Krethi und Plethi sich zusammendrängt, um der Carrelure du ventre zu pflegen. Die Kellner machen Miene, die Wahl des Platzes zu verwehren, man soll der Reihe nach abgefüttert werden und unter dem glühenden Glasdache der Veranda einen Sonnenstich riskiren, wenn dadurch der Dame des Comptoirs die Uebersicht erleichtert wird. Nur die Plats du jour sind gut, alles Uebrige ist durchaus mittelmäßig, salop, ohne Schwung und Chic. Man seufzt in der Erinnerung an vergangene Zeiten und bedauert, daß gerade der Zuspruch im Stande ist, ein wohlerworbenes Renommée zu zerstören. Hieraus abstrahirt sich aber zugleich die weise Reiseregel: Man soll niemals sich Rechnung darauf machen, dort gut zu speisen, wo man vor Jahren gut gespeist hat. Die Enttäuschung ist oft dieselbe, die man empfindet, wenn man eine angebetete Frau nach einem Decennium wiedersieht. Wir ändern uns gewaltig mit den Zeiten — vielleicht ist auch von Einfluß, daß mit dem Alter alle Sinne an Schärfe verlieren, nur der Geschmack nicht, dieser braucht die längste Schulung, um zur vollkommenen Ausbildung zu gelangen.

Ich habe vorhin von »Plats du jour« gesprochen; darunter werden diejenigen Gerichte des täglichen Menu verstanden, welche den reichlichsten Absatz finden, daher mit ungewöhnlicher Sorgfalt zubereitet — sein sollen. Theodor de Banville definirt: Es giebt in ganz Paris keine Kneipe, welche nicht Tag für Tag das bietet, was der Restaurateur in seinem Argot einen Plat du jour nennt, das will sagen, eine menschenmögliche, genießbare Speise, einigermaßen ähnlich solchen, wie sie der verheiratete Mann auf seinem bürgerlichen Tische findet, ein Gericht endlich, das man genießen kann, ohne gleich daran zugrunde zu gehen!

Am meisten excellirt, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, die heutige Pariser Küche in den Gemüsen. Sie hat aber auch das Material dazu und versteht es rechtzeitig zu verwenden. Rechtzeitig, das ist das Hauptgeheimniß

Digitized by Google

des Erfolges. Hier kommen die Radieschen als Voressen nicht auf die Tafel, wenn sie groß geworden sind wie Wallnüsse und inwendig verpelzt wie ein Schwamm, sondern ganz klein und zart wie Butter; hier wartet man nicht, bis die grünen Schoten der Bohnen den Verlederungs-Proceß begonnen haben, sondern sendet sie auf den Markt, kleinfingerlang, im vollen Saft, ohne jede Zugabe wunderbar zäher Fasern, welche in den Restaurationen anderer Länder als Hauptsache des Gerichtes zu gelten scheinen; und so ist es mit Jedem und Allem. Dazu kommt, daß der Pariser Gemüsemarkt mit weit mehr Arten und Sorten beschickt ist, als anderswo gebräuchlich; ich wollte gleich ein paar Dutzend Gemüse herzählen, welche zum Beispiel der Wiener Markt gar nicht kennt, obgleich sie ihm noch leichter zu Gebote stünden. Andere sind wieder in Paris etwas ganz Gewöhnliches, welche außerhalb als eine Seltenheit betrachtet oder wenig geschätzt werden, so die Artischoken. Jedermann speist sie dort und in den zahlreichsten Formen oder Verwandlungen: à l'huile, à la sauce, à la Napolitaine, farcies, die Fonds als Garnitur, Salat, in Pasteten, und wie sonst noch, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß sie sehr gut schmecken, wenn sie entsprechend zubereitet und im richtigen Zeitpunkt geerntet sind; auch ist durchaus nicht nöthig, sie vor der Benützung abwelken zu lassen bis auf Pergament-Consistenz. Eine wahrhaft abgöttische Verehrung widmet der Pariser der Melone; ein Diner in der Saison ohne einen »tranche de melon« nach der Suppe ist ihm nicht gut denkbar; die Melone, welche in Paris allerdings ziemlich theuer ist, gilt dem Bourgeois als Repräsentantin der Wohlanständigkeit und des höheren Tafelgenusses. Aber sie wird unabänderlich auch bei dem feinsten Restaurant angeboten und fehlt auf der Table d'hôte niemals. Es giebt wahre Melonomanen. Ich habe einmal bei Tische Mr. Alfonse Daudet sehr böse gemacht, als ich seinem Dithyrambus auf diese »edelste aller Früchte« Wasser zugoß durch die Bemerkung, in Ungarn und anderen südlichen Ländern, die sich durch eine besondere Vorliebe für die Haltung gewisser Dickhäuter auszeichnen, würden diese gar nicht selten mit Melonen und Pasteten genährt.

Man muß in Paris nicht blos gut und theuer, man kann auch billig und schlecht speisen. Das schon erwähnte Motto der deutschen Industrie kann sogar über den meisten Restaurationen und — Hôtels der Weltstadt stehen. Dennoch ist es bewunderungswürdig, was man manchmal für ein Geringes bekommt. Bei den wohlfeilen Speisewirthen des Palais Royal besteht ein Diner für 2 Francs 50 Centimes aus: Suppe, drei Gerichten des Menu nach beliebiger Auswahl, also z. B. Fisch, Braten, Gemüse (letzteres bildet stets einen Gang für sich, wird, ebenso Salat, nicht zum Fleische gegessen wie überall in Deutschland), Dessert, Brot und einer halben Flasche Wein; für 3 Francs erhält man eine Demoiselle oder Fille, das ist ganze Flasche, »um den Käse zu begießen«. Man kann bei einem derartigen Mittagmahle ganz gut bestehen, aber Freude wird man nicht daran haben. Wer in Paris nur das zwingende Bedürfniß des Hungers befriedigen will, der kann am

Digitized by Google

Ende hier noch billiger leben als in einer kleinen Provinzialstadt. Das ist das Vorrecht der Metropolen, daß sie jedem Anspruche gerecht sind und Jedermann erlauben, nach seiner Façon satt zu werden. Uebrigens trifft es sich auch, aber etwas selten, in Paris, daß gut und billig bei einander wohnen. Wir waren, der schon obenerwähnte Herr Rath und ich, eines schönen, heißen Tages Früh 8 Uhr aufgebrochen, um die Buttes Chaumont und darauf den Père-Lachaise zu besuchen, vier Stunden waren wir in drückendster Sonnengluth auf den Füßen gewesen, und die lange Liste der Unsterblichen, die wir von Abälard an bis herab zu Thiers durchblättert, hatte in uns ein Gefühl grundloser Leere wachgerufen. Aber vergeblich spähten wir in den Straßen St. André und de la Roquette nach einem nur einigermaßen präsentablen Restaurant; hier verschenchte uns die unsaubere Megäre unter'm Eingang, dort das Katzenpaar, das gemüthlich zwischen den in der fliegenbetüpfelten Vitrine ausgestellten Fleischwaaren lagerte. Auf der Place de la Bastille brachen wir endlich ein in der elsässischen Grande Taverne Gruber & Reeb. Wir hatten es nicht zu bereuen. Für 2 Francs 60 Centimes erhielten wir, nach beliebiger Wahl aus einem reichen Tagesmenu, ein Dejeuner, bestehend aus: Relevée, Entrée (Fisch), Fleischspeise, Gemüse, Dessert (Obst und Käse), einer halben Flasche recht guten Rothweines und einem Schwarzen mit Cognac. Alles so exquisit und reichlich, dabei die Bedienung so aufmerksam, daß wir die 60 Centimes für den Tramway hin und zurück und den Zeitverlust nicht scheuten, um noch mehreremale in diesem, allerdings überaus einfachen und höchst demokratischen Locale gut und billig zu frühstücken.

Wer in Paris überhaupt bekannt ist und sich nichts daraus macht, Tischgenossen zu finden, die gewiß nicht sein täglicher Umgang wären, der kann ohne größere Ausgabe sehr respectable Tafelgenüsse finden. Es giebt berühmte Gargotiers (ein deutsches Wort: Garkoch), bei welchen man nicht minder gut speist, als bei Chevet oder Notta; natürlich muß man sich auf Mets canaille, wie A. Dumas die Gerichte bürgerlicher Küche nannte, beschränken, aber man erhält dann Vorzügliches. Wer einen Kapaun von Mans in superiorster Vollendung nebst einer würzhaften Chicorée à chapon anbeten lernen will, der begebe sich zu einem der besseren Speisewirthe auf der Rue du Faubourg St. Martin. Aber er zürne nicht, wenn er zufällig an eine heiße Küchenwand zu sitzen kommt, das Tischzeug etwas rauh ist und um das Getränk nach dem Marchand de vin geschickt werden muß. Zweier wichtiger Nahrungsmittel will ich hier noch gedenken: der Butter und des Käses. Man bekommt beide nirgends in der Welt besser als in Paris. Die Butter von Isigny ist anerkannt die vorzüglichste, die es giebt, und die französischen Käse behaupten ja auch außerhalb ihres Vaterlandes den ersten Rang auf allen Tafeln. Wie schade, daß das Brot dagegen so schlecht ist und wie sonderbar, daß der Franzose dies nicht einsehen will!

Zum Schlusse noch ein Wort über das Bier. Frankreich hat in dem letzten Decennium überraschende Fortschritte in der Kunst der Bierbrauerei

Digitized by Google

gemacht und liefert in dem unabänderlich Bière de Strasbourg genannten Eigenproduct ein ganz annehmbares Getränk. Aber mit dem österreichischen kann es sich lange nicht messen. Nichtsdestoweniger steigen Production und Consumtion von Jahr zu Jahr außerordentlich, zumal die Regierung diese Industrie mit allen Kräften zu fördern strebt. Viele Restaurants oder Bierhallen sind mit den einladenden Inschriften: »Bière viennoise« oder »Bière Dreher« versehen; aber der Mensch versuche die Götter nicht und wende sich nur dorthin, wo er die Gewähr hat, daß er »echt Importirtes« bekommt. Auch das »Pilsener« hat seinen triumphalen Einzug in Paris gehalten. Und wer Abends, nach den Theatern, etwa um halb 11 Uhr, sich vor dem Café Turin, dicht hinter der Großen Oper niederließ, der fand sich plötzlich nach Wien versetzt. Nur vaterländische Laute umschwirrten, nur heimische Gesichter — darunter sehr hübsche! — begrüßten ihn, und der Garçon nahte mit dem Wohllaut: »Schon ang'schafft?« Hier nämlich war die Quelle des echten Pilseners, und sie floß kühl und frisch, wenn auch sparsamer — die Bocks sind gar klein — als daheim im lieben Wien. Diese ständig allabendliche Versammlung und Vereinigung der Landsleute zu löblichem Thun bewies aber wiederum einmal recht unzweideutig die innige Wechselwirkung zwischen Bier und — Heimweh. Daß ein Wiener sich in Paris nach einer österreichischen Weinstube gesehnt oder erkundigt hätte, ist dagegen wohl nicht vorgekommen.

Die grüne Muse.

Frankreich ist das begnadetste Weinland der Erde. Fünfundsiebzig von seinen sechsundachtzig Departements cultiviren die edle Rebe, deren Producte alle Rangclassen der Qualität durchlaufen, vom »kleinen Blauen« der Gärten in Argenteuil oder den communsten »Payfans« der Gironde an bis hinauf zu den weltberühmten Hochgewächsen des Clos des Vougeot oder Chateau d'Yquem. Wenn aber gleich die Franzosen sozusagen im Weine schwimmen, so haftet ihnen dennoch merkwürdigerweise der Ruf der Mäßigkeit an. Allerdings haben ihre Schriftsteller von jeher am meisten dazu gethan, ihn zu verbreiten, indem sie sich bei jeder Gelegenheit über den Nationalitätsfehler der Trunkliebe bei Deutschen, Schweizern und Briten von oben herab lustig machten, wobei sie aber gänzlich vergaßen, eine vergleichende Umschau unter ihrem eigenen Volke zu halten. Erst in neuerer Zeit haben Einige — darunter in peinlichst realistischer Detailmalerei Emile Zola — den Vorhang etwas gelüftet, welcher ein nicht blos in den untersten Classen der französischen Gesellschaft vielfach eingerissenes Uebel schönfärberisch verhüllt hat. Der Franzose trinkt ebenso gern und ebenso viel als andere, namentlich die genannten Völker, und sogar noch mehr, wenn die Statistik recht hat.

Digitized by Google

Denn diese weist nach, daß in Ungarn, dem nächst Frankreich im Verhältniß zur Bevölkerung am meisten Wein consumirenden Lande, auf den Kopf 95 Liter pro Jahr entfallen, während Frankreich 125 Liter pro Kopf seiner Einwohnerzahl jährlich consumirt. Aber auch andere Zeugen sprechen dafür, daß es mit der Enthaltsamkeit der leichtlebigen Transrhenanen nicht weit her sein kann. Die Deutschen haben bekanntlich eine ganz stattliche Auswahl von scherzhaft-familiären Bezeichnungen oder Umschreibungen für die verschiedenen Stadien des Rausches; allein die Franzosen besitzen deren noch weit mehr. Ungerechnet die schriftmäßigen Ausdrücke, kennt das Lexikon des Pariser Jargons nicht weniger als 92 dergleichen Synonymen. Eine nicht geringere Anzahl aber ist vorhanden für den Branntwein und seinen Cultus.

Gewöhnlich wird behauptet, die Production und derzufolge erleichterte Consumtion von Wein oder Bier sei ein Präservativ gegen das Schnapstrinken. Nichts ist irriger, im Gegentheile lehrt die Erfahrung, daß dort, wo die angenehme Betäubung der Sinne überhaupt zur Volksgewohnheit geworden ist, in letzter Reihe der Sprit immer den Sieg über seine schwächeren Nebenbuhler davonträgt. Das ist auch vielerorten in Frankreich der Fall. Bekanntlich erzeugt dieses Land, im Süden aus geringem Wein und Kelterrückständen, im Norden aus der Zuckerrübe und aus Kartoffeln, größere Quantitäten an Branntwein als irgend ein anderes, verhältnißmäßig wenigstens. Der Cognac oder Brandy tritt ebenso mächtig oder noch bedeutender in den Weltverkehr als die Weine der Champagne und des Bordelais. Neben ihm aber wird auch der abscheulichste Rübenfusel in unglaublichen Quantitäten consumirt. Jeder Franzose — und auch gar manche Französin — nimmt täglich sein »petit verre« zum Kaffee oder Gloria, allein nicht Jeder kann »fine de Champagne« bezahlen; von dieser aber bis herab zur »Casseguеule« und zum »Poivre d'assommoir« giebt es eine unzählbare Reihe von Varietäten des »Eau d'Aff« (allgemein für Eau de vie). Es wimmelt in Paris von Schänken des gebrannten Wassers; sie stehen je nach dem Material, das sie bieten, und der Gesellschaft, welche sich in ihnen zusammenfindet, in einer gewissen Rangordnung, die sich nachfolgend classificiren läßt. Die meisten Marchands de vin, Weinwirthe, verabreichen auch auf ihrem »Zinc«, das ist dem Buffet-Tische, einen »Chnic« oder »Schnapps« — das deutsche Wort ist unter der Pariser Bevölkerung sehr gebräuchlich — aber nur im Cabaret, in der wirklichen Kneipe, stehen Wein und Branntwein etwa auf gleicher Stufe des Consums. Dergleichen niedere Etablissements führten ehedem — auch jetzt noch trifft man sie hie und da — die Firma: »Hilfe oder Versicherung gegen den Durst«; beschränken sie sich auf den Ausschank von Wein, so heißen sie im Jargon der Arbeiter »Senat«, weil sich daselbst gewöhnlich geschlossene Genossenschaften zu versammeln pflegen. Einen matten oder abgestandenen Wein nennt der Franzose »Ginguet«, eine Kneipe, welche nur untergeordnete Getränke bietet, »Ginguette« (oder auch Guingetté); werden die letzteren mit

Digitized by Google

Kunstbegleitung, vornehmlich Gesangsvorträgen, gewürzt, so heißt das Local »Goguette«. Im gleichen Range steht der »Caboulot«, die immer offene Schnapsbude, in welcher das Feuerwasser in der milderen Form von »Früchten in Branntwein«, und zwar meistens von hübschen, verführerisch geputzten Schänkmamsellen verabreicht wird; derartige Etablissements erfreuen sich eines ungemeinen Zuspruchs, und selbst der vollendetste »Gommeux« (Stutzer) verschmäht es nicht, zuweilen eine »Pflaume bei Mutter Moreau zu nehmen« (pendre une prune chez la mère Moreau ist einfach ein Euphonismus für: Schnapsen). — Schon bedenklich wird ein Besuch der »Bibine«, einer Sorte von Tavernen, in der sich nur die elendeste Volksclasse einzufinden pflegt; entschieden gefährlich kann er werden im »Camp de Loup«, in der Wolfsgrube, welche nur Vagabunden zu beherbergen pflegt; die unterste Stufe endlich nimmt ein das »Assommoir«, der Versammlungsort der Verlorenen und der Verbrecher. Hier fließen Crocomolle (mit scharfen Ingredienzien gewürzter Schnaps) und Fil en quatre (blauer Zwirn) in Strömen, hier aber fließt auch nicht selten Blut. (Siehe E. Zola: Les Rougon — Macquard: L'Assommoir.)

Im Anfange der Fünfziger Jahre nannte man diese niedrigsten, von allen Lastern verpesteten Branntweinhöhlen »freie Herbergen«, »Tapis-francs«, und es gab dazumal deren sieben besonders berüchtigte in Paris. Eine davon, diejenige von Paul Niquet in der Rue-aux-Fers, habe ich seinerzeit durch eigene Anschauung kennen gelernt. Mein Bruder, ein in den Pariser Arbeiterkreisen gut bekannter Mann, führte mich ein bei dieser, wie er meinte, Sehenswürdigkeit der Weltstadt; aber schon am Eingange warnten uns die daselbst ständigen Stadtsergeanten, ja nicht allzu lange zu verweilen; wenn ich nicht irre, wurde uns auch gleich ein in discreter Entfernung folgender Mouchard als Sauvegarde nachgeschickt. Was ich in dem glasüberdachten Hofe dieser Schnapsbude, in dem sich das Buffet befand, erblickte, spottet aller Beschreibung. Vor meinem Gedächtniß stehen namentlich die Weiber, deren Zahl eine kaum geringere als diejenige der Männer war — und der unsagbarste Ekel faßt mich heute noch, wenn es mir diese abschreckenden Megären wiederum vorstellt. Was da gesprochen, angedeutet, gesticulirt wurde, war grauenhaft; ich verstand glücklicherweise das Wenigste davon, aber ich sah — genug. Wir ließen eine Flasche »Alten« (Vieille, i. e. Cognac) für die »verehrten Anwesenden« bringen; aber die unheimlichen Blicke der uns Umgebenden stierten nicht nach dem hier ungewöhnlichen Getränk, sondern nach dem »Hinterrade« (Roué de derrière, Fünf-Francsstück; ein Zwei-Francsstück heißt »Vorderrad«), das wir auf den Zink geworfen, und nach unseren leichtsinnig unverborgenen Uhrketten. Es ist nicht meine Absicht, die weiteren Erlebnisse an diesem wahrhaft furchtbaren Orte zu schildern. Ich muß aber sagen, daß ich ohnmaßen froh war, als ich mich wieder mit heiler Haut auf dem Platze der Hallen fand.

Leider sind es nicht blos die untersten Classen, welche dem Alkohol huldigen; es ist bekannt, daß derselbe seine Herrschaft über alle Regionen

Digitized by Google

der Gesellschaft in Frankreich ausdehnt, und zwar vorzugsweise in der Form des Absinth. Dieser eigenthümlich bittersüß-aromatische, sehr starke Branntwein wurde ursprünglich nur in der Schweiz, und zwar insbesondere im Canton Neufchâtel, erzeugt, welches auch gegenwärtig noch als hervorragendstes Productionsgebiet gilt. Mit dem zunehmenden Verbrauche hat sich aber die Fabrikation außerordentlich verbreitet, natürlich sind neben die directe Destillation zuerst die Kaltbereitungs-Verfahren mittelst des ätherischen Oeles und nachderhand im üppigsten Maßstabe die Verfälschungen getreten, so daß heutzutage kaum der zehnte Theil des verbrauchten Absinth auch wirklicher Absinth ist. Das den Geschmack bestimmende Ingredienz dieses Liqueurs ist die Wermuthpflanze, Artemisia Absinthium, welche hohen Ruf als Volksheilmittel genießt und unter Anderm zur Darstellung der tonisch wirkenden Wermuthweine (Vermouths) vielfach verwendet wird. Der über ihr Kraut destillirte Branntwein hat eine lichtgrüne Farbe, die sich durch Zusatz von Wasser in die prächtigst opalisirenden Nuancen spaltet. Denn in der Regel wird der Absinth nur in starker Verdünnung getrunken; in solcher bildet er ein in der That anregendes, erfrischendes Getränk. Dieses schmeichelt sich gar leicht ein unter dem Schimmer der Unschuld, aber es wird sehr bald zum Bedürfniß; der daran Gewöhnte sucht die Wirkung zu steigern, und so fort, zuletzt treten Folgen ein, welche schreckenerregend sind. Hat man doch selbst von französischer Seite die ganz unerwartete Haltung der französischen Armee in den Kriegen von 1870/71 zum Theile dem eingerissenen Absinthismus zuschreiben wollen. Bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft, selbst unter die bevorzugten Geister der Nation, war das schreckliche Uebel gedrungen, welches zu bekämpfen, in Grenzen zu bannen, heute rühmenswerthe Anstrengungen gemacht werden.

Seitdem einer der größten Dichter aller Zeiten und aller Nationen, der unglückliche Alfred de Musset, zum Absinth gegriffen hatte, um durch dessen Gift die Schmerzen seines Lebens und dieses selber zu ertödten, haben viele Dichterlinge es versucht, die ihnen mangelnde Begeisterung durch den Weingeist zu ersetzen; daher heißt seit jener Zeit der Absinth bei den literarischen Parisern »die grüne Muse« (la Muse verte) oder auch die »grüne Nymphe«. Allein diese Bezeichnung, so allgemein sie auch ist, wird doch nicht gebraucht, sobald man in der Lage ist, zu absinthiren — wozu, beiläufig gesagt, ein heißer Sommertag in Paris nur allzu leicht verführt. Die Stunde vor dem Diner, also im bürgerlichen Leben zwischen vier und sechs Uhr, ist vorzugsweise »l'heure de l'absinthe«. Wer alsdann, auf dem Asphalt vor einem Café oder vor dem Comptoirtische des Weinwirthes hingepflanzt, der Pariser Ausdrücke einigermaßen mächtig ist, verlangt entweder einfach einen »Abs« — Apokope — mit einer »gefrorenen Caraffe« oder einen »Papagei« (Perroquet), nach der Farbe der bekanntesten Art des Tropenvogels; einen »Finanzwachter«, in Anspielung auf die Uniform der Douaniers; einen »Grünen (Verte) oder einen »Vert-de-gris«. Jeder Garçon wird ihm alsdann seinen verständnißinnigen Beifall nicht versagen

Digitized by Google

und mit sich selber in Hader gerathen, ob er wirklich einen Fremden vor sich habe. Dieser Zweifel wird sich aber alsbald lösen, wenn der Gast den aus der Originalflasche eingegossenen Sprit durch Zusatz von ungewöhnlicher Verdünnung zum »Muschelwasser« »Eau de moule« herabwürdigt, ein Name, welcher sich von der hellgrünen Färbung des Getränkes, die derjenigen des Wassers entspricht, in dem Miesmuscheln gekocht worden, herschreibt. Früher war es Gebrauch, den Absinth in ein kleines Stengelglas (Schnapskelch) zu füllen, das in einem weiten Pocale stand und darauf so viel Wasser zu gießen, bis die beabsichtigte Mischung erreicht war; von dieser wenig appetitlichen Art des Gläserspülens ist man indessen längst zurückgekommen. Von der Vorschrift, daß der Absinth stets mit Wasser vermischt zu nehmen sei, finden leider viele Ausnahmen statt; unter den verwahrlosten Arbeiterclassen, namentlich aber bei den Troupiers, wird der pure, unverwässerte Stoff als scharfes Erregungsmittel stark consumirt. Dagegen sind auch milderude oder verdeckende Mischungen vielfach im Gebrauch; zwei darunter vor allen: »Suissesse« (Schweizerin), Absinth mit Anisette und Gummisyrup; sodann »Tremblement« (etwa Zitterling oder Triller), eine Composition aus Absinth, Cognac und Cassis (mit schwarzen Johannisbeeren oder Ribiseln angesetzter Branntwein). Dergleichen Schnapsmischungen sind unter der flottirenden Straßenbevölkerung von Paris außerordentlich beliebt; man muß den Charakter-Komiker Gil Perez in der Posse: »Tricoche et Cacolet« des Theaters Palais Royal als Voyou (Straßenjunge) ausrufen gehört haben: »Garçon, un mêlé!«, um zu wissen, was ein solcher »Gemischter« bedeutet.

Während ihre Liebhaber und Verehrer behaupten, daß die grüne Muse ein ebenso unschuldiges und unschädliches Wesen sei, als ihre neun älteren Schwestern, klagen erbitterte Gegner sie der hinterlistigen Tücke, der Falschheit, sogar des Giftmischerthums an. Leider haben sich die Chemiker, welchen bekanntlich nichts verschlossen und heilig ist, auf der Letzteren Seite gestellt. Ihre Analysen weisen nach, daß das im Kraute der Wermuthpflanze enthaltene Absinthiin oder Wermuthbitter, ein aromatisch bitterer Extractivstoff, sich zum Theile umbildet in das ätherische Wermuthöl von dunkelgrüner Farbe und ätzend scharfem Geschmack; dieses besteht wiederum aus Coeruleïn, welches die irisirende Färbung des mit Wasser gemischten Destillats bewirkt, und aus Absinthol, einer Sauerstoffverbindung des Kohlenwasserstoffes, die einen entschieden giftigen Einfluß auf den Organismus äußert. Ihm sind die grausigen Krampfanfälle zuzuschreiben, von welchen die eingefleischten Absinthisten heimgesucht werden. Dies ist in Frankreich so bekannt, daß man häufig vor dem Zink statt »einen Absinth« »un train direct« fordern hört, was in frevelhaftem Scherze sagen soll: »eine directe Beförderung« — »nach der Irrenanstalt in Charenton«. Das Volk weiß recht wohl, daß der fortgesetzte und unmäßige Verkehr mit der grünen Nymphe zum Säuferwahnsinn führt, aber es pflegt ihn dennoch und reißt schlechte Witze über die Folgen oder fordert sie starrsinnig heraus.

Digitized by Google

Seit dem Kriege mit Deutschland soll die vordem in Frankreich erschreckend verbreitet gewesene Krankheit des Absinthismus in steter Abnahme begriffen sein. In der Armee haben sich Verbrüderungen gebildet, um dem unmäßigen Branntweingenusse Einhalt zu thun; die Officiere gehen, wie dereinst mit schlechtem, gegenwärtig mit dem guten Beispiele voran. Auch in den Arbeiterkreisen existiren zahlreiche Bündnisse gegen Unmäßigkeit, die jedoch selten zu wirklichen Tempérance-Vereinen ausarten. In den höheren Classen der Gesellschaft erregt es heutzutage schon Aufmerksamkeit, wenn der Absinth dem Cognac oder sogenannten Madeira vorgezogen wird. Außerdem machen Wissenschaft und Industrie, meistens vereinigt, alle Anstrengungen, die verirrte Menschheit auf die Bahn anderer, gesunder, lebenverlängernder Schnäpse zu leiten. Zwar ist Frankreich in deren Erfindung und wunderbaren Benamsung (»Boonekamp«, »alter Schwede«, »Lebensschmiere« und tausend andere) beiweitem nicht so productiv und erfinderisch als Deutschland, indessen hat es doch auch Thaten auf diesem Gebiete aufzuweisen. Die neueste, welche den Teufel durch Beelzebub austreiben will, verdankt ihr Inslebentreten einem Dr. Mièrgues zu Constantine in Algerien; derselbe destillirt die grünen Theile der dort einheimisch gewordenen, in weiten Waldungen anwachsenden Eukalyptusbäume und gewinnt daraus einen Schnaps, welcher den Gedanken einer Panacee endlich verwirklichen wird — wenn Alles wahr ist, was zu seinem Preise ertönt. Er hat ihm den Namen »Eucalypsinthe« gegeben, denn er soll vor Allem berufen sein, den Absinth aus dem Felde zu schlagen und zu ersetzen. Nebenformen dieses neuen Gesundheits-Liqueurs führen, je nach Alkohol- und Zuckergehalt abgestuft, die Bezeichnungen: Eucalyp, Eucalyptère, Eucalyptrense und Eucalypmouth. Was ein günstiges Vourtheil für diese jüngsten Rivalen der grünen Muse erweckt, ist, daß eine hochangesehene Firma der Baumölbranche in Marseille, Besséde Fils, den Vertrieb in die Hände genommen hat. Sie fördert ihn nicht schlecht. Auf der Pariser Weltausstellung machen sich diese spirituösen Producte so breit als möglich. Sie treten auf in der französischen Producten-Ausstellung, unter den geistigen Getränken und in der algerischen Abtheilung. Ob es ihnen gelingen wird, den Verbrauch des Absinth zu beschränken oder gar aufzuheben, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls ist hervorzuheben, daß das Eucalyptol, im Gegensatze zu dem analogen Absinthol, ein heilsamer, dem Chinin verwandter Stoff ist. Aber auch dieses letztere kann, wie Alles, was der Mensch genießt, zum Gifte werden, wenn es unzeitig oder im Uebermaße dem menschlichen Organismus einverleibt wird. Das dereinst gefürchtete Dictum: »Branntwein ist Gift!« hat ohnedies längst seine Geltung verloren; »Geist erzeugt Geist!« sagt nunmehr mancher Leiter im Mittelpunkte des Staatengetriebes und lobt sich den alten Nordhäuser Kornbranntwein.

Digitized by Google

Chic.

In einer wunderschönen Julinacht des Jahres 1851 geleitete mich Freund F. v. Sz., der damals die Materialien zu seinem unerreichten Buche über Paris sammelte, nach dem Garten Mabille. Dieses in der Witwen-Allee der Elysäischen Felder gelegene Etablissement mit seinem in der ganzen civilisirten Welt berühmten Balle, bei welchem Musard dirigirte, behauptete damals noch unbestritten den ersten Rang unter seinesgleichen: Chaumière, Prada, Chateaurouge, Salon de Mars, Blumenschloß, Closérie des Lilas, Asnières, Liebesinsel u. s. w. — später machte ihm Ronelagh im Boulogner Wäldchen, wo jedoch im Salon, nicht im Freien getanzt wurde, denselben streitig. Der Ball Mabille war der vielbesuchte Versammlungsort der Galanten aus den Vierteln der Madeleine und Notre-Dame de Lorette, die Réunion der verführerischesten Künstlerinnen von den kleinen Pariser Theatern und aus dem Circus — folglich auch das Rendezvous aller Lebemänner und Fremden. Wer zu jener Zeit irgend einen Mann von Ruf, Einheimischen oder Zugereisten von Angesicht kennen lernen wollte, der brauchte nur einige Abende hinter einander die Allée des Veuves zu frequentiren, um sein Individuum sicher zu treffen. Es ließen sich dafür Beispiele mit hochklingenden Namen anführen; deutsche Souveräne, und nicht blos depossedirte, wie der Diamanten-Herzog, der allbekannter Stammgast war, befleißigten sich dort der handgreiflichst leutseligen Herablassung; Fürsten der Wissenschaft packten in heißem Eifer des Studiums herzhaft das volle Menschenleben und fanden es — interessant. Das fanden aber auch andere, minder hochgestellte Besucher. Denn in der That hatte dieser Garten etwas Feenhaftes, Sinnbethörendes mit seinen haftenden und wandelnden Blumen, den Tausenden von blitzenden oder matt reverbirenden Gasflammen, deren Licht hier einen blendenden Nacken überfluthete, dort dem düsteren Laubengang noch einen Schimmer von Schicklichkeit lieh; seinem ranschenden Orchester und dem auf und ab wogenden Menschenstrome der russischen Knäse, walachischen Bojaren, spanischen Granden, deutschen Barone und der petits Crevés, von welchen es Keiner unter einem Vicomte that, auch wenn er nur Börsen-Agent oder gar simpler Calicot war.

Wir wandelten unter dem lampionsbesäeten Blumenbeeten und unter den eisernen Palmen, hie und da einen zuthunlichen Rippenstoß ohne Zucken hinnehmend, gleichgiltig gegen beziehungsschwere Seufzer, etwa wie: »Ach, was ich Durst habe!« oder dergleichen. Endlich fesselt uns der dichte Ring um den taghell erleuchteten Tanzplan, auf welchem im lauen Nachtwind Blüthen niederrieseln; wir gewinnen eine günstige Position und sind von nun an ganz Auge. Anfangs enttäuscht — die Stadtsergeanten sind gar zu streng; nach und nach aber macht sich die Sache und wird im gleichen

Digitized by Google

Grade schmackhaft, wie die gestohlene Frucht vor der erlaubten. Von den da ausgeübten Künsten ließe sich Drolliges erzählen, aber es soll hier nur eines Eindruckes gedacht werden, der seine culturhistorische Bedeutung hat. Es mochte lange nach Mitternacht sein, wir waren des eifrigsten in dankbares Studium vertieft, da machte sich plötzlich eine allgemeine Bewegung in der Masse bemerkbar, der Tanz brach im flottesten Tempo ab, alle Köpfe drehten sich nach Einer Richtung — »Chicard kommt, le vieux Chicard!« lief ein Gemurmel durch die Masse. »Ah,« sagte mein Freund, »wir treffen es glücklich; Sie werden den am meisten besprochenen, um nicht zu sagen berühmten Mann von ganz Paris kennen lernen; da ist er.«

Eine breite Gasse hatte sich gebildet; diese lustig frivole, unabhängig stolze, freche freie Gesellschaft beugte sich und gab Raum, handschüttelte und warf Kußhände einem hageren Manne, hohem Fünfziger, etwas gebeugter Haltung, aber von langschlanker Figur, welcher im gehobenen Tänzerpas daherschritt, rechts und links mit dem Handschuh grüßend wie ein Prinz oder Jockey-Clubist seinesgleichen. Sein fahles, von Runzeln durchfurchtes Gesicht mit großem, aber trefflich bezahntem Munde, etwas knolligem Gesichtserker und runden, wässerigen Augen, völlig bartlos, ward nicht schöner durch das glatt anliegende Toupet auf dem kugelrunden, breiten Schädel; sein grauer Sommeranzug verrieth längeren Gebrauch, aber Handschuhe, Lackstiefel, Claque und das Sträußchen im Knopfloch waren von untadelhafter Eleganz. Kaum hatte dieser so auffallend begrüßte Gast den Asphalt betreten, so war er von der supremsten Elite der Cocottes umdrängt. Es dauerte lange, bis die Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte, aber sie stieg sofort wieder bis zum Siedepunkte, als nach der mühsam hergestellten Ordnung es sich zeigte, daß der so Gefeierte sich zur Quadrille mit einer der bewundertsten Erscheinungen der Straße Breda angestellt hatte. Junge Cavaliere bemühten sich im Vereine mit der Polizei um Herstellung des genügenden Raumes, mit der größten Spannung erwarteten die Zuschauer ein Außerordentliches.

Die Musik setzte rauschend ein, der »Tanz Chicard« begann. Nur vier Paare waren daran betheiligt, aber alle Augen hingen nur an Einem Tänzer. Wie soll ich es nur beschreiben, dieses Wiegen in den Hüften, schlangenartige Winden des Körpers, die graziösen Rundbewegungen der Arme, das graphische Spiel der Fußspitzen, die ganz unsagbar kühnen Bewegungen, welche immer bis an die Grenze des Frivolen gelangten, ohne diese jemals unschön zu überschreiten — es war ein veredelter, ein züchtiger Cancan, der aber selbst dem Kühlsten das Blut etwas schneller kreisen machte. Viele Jahre später, als ich egyptische Tänzerinnen ihre sinnverwirrenden Drehungen ausführen sah, mußte ich unwillkürlich an den Bae Mabille und den alten Chicard denken. Ein Brouhaha von Applaus belohnte die gentil graziöse Kunstfertigkeit des elastischen Gesellen. »Il est toujours rien chic!« riefen die Damen; »Chicandar, chicobard, pourri de chic!« die Männer.

Digitized by Google

»Aber wer ist Chicard?« fragte ich in der Pause den kundigen Freund. Dieser zuckte die Achseln. »Darauf können wohl nur Wenige Antwort geben,« erwiderte er. »Den wahren Namen des Mannes, der seit Jahren eine choreographische Berühmtheit, der Tonangeber aller besseren öffentlichen Bälle ist, kennt Niemand, ebensowenig seine Wohnung; er hüllt sich absichtlich in ein Geheimniß, das bis jetzt hat nicht ergründet werden können. Ganz Paris schwärmt für Chicard, aber es hat ihn noch niemals am Tage gesehen. Die größten Anstrengungen sind gemacht worden, seinem Leben, seinem Aufenthalte nachzuspüren — immer vergebens.« — »Also heißt er gar nicht Chicard?« — »Bewahre, dies ist nur sein »Kriegsname«, welchen er erhalten hat, weil er nach der Meinung dieser Damen und Herren auf seinem Terrain der Inbegriff des »Chic« ist.« — »Aber was ist Chic?« — »Ja, was ist Chic? Das ist schwer zu definiren. Der Chic haftet an der Wirkung einer Erscheinung, diese muß durchschlagend (épatante) sein, ohne nach irgend einer Richtung hin den Geschmack zu verletzen, dann ist sie chic.«

Damals habe ich zum erstenmale das Wort und dessen Begriff kennen gelernt, mich aber seitdem etwas darüber orientirt. Chicard ist seit lange gestorben, man weiß nicht, wo und wie; sein Pas de Cancan ist vergessen, man chicardirt nicht mehr, aber das Wurzelwort ist geblieben, und heute noch voll en vogue. Betrachten wir es etwas näher.

Vor Allem haben wir es hier mit einem guten deutschen Worte zu thun; wir leihen, wie dies öfters der Fall, dem echt französischen Begriff einen deutschen Ausdruck, leider, ohne damit der wünschenswerthen Reciprocität näher zu kommen. Denn »Chic« oder »Chique« ist nichts Anderes als das altgermanische »Schick«; längst vor den Franzosen haben wir gesagt: »Diese Person oder diese Sache hat Schick«; die transrhenanischen Nachbarn sprechen uns nur nach, dürfen aber das Verdienst beanspruchen, den Begriff präcisirt, in Grenzen gebracht zu haben. Lange her ist dies aber nicht, denn vor dem Jahre 1830 war das Wort »Chic« in Frankreich unbekannt. Heutzutage ist es vielleicht das am meisten gebrauchte in der Pariser Gesellschaft; es circulirt nicht nur selbstständig, sondern mit zahllosen Ausbauten und Anhängseln.

Chic ist nach gegenwärtiger Definition das Höchste an Eleganz, an Vollkommenheit, an bestechendem Eindruck in einem gewissen Genre. Bertall, der die Feder mit gleicher Gewandtheit führt wie den Stift des »Sittenmalers«, giebt in seinem amüsanten dreibändigen Bilderwerke: »Die Komödie unserer Zeit«, die Erklärung, der Chic sei ein gewisses »Je ne sais quoi« des Jahrhunderts und lasse sich kaum anders definiren denn als die zur Geltung gelangte Anmaßung (prétention réussie). Von der deutschen Abkunft des Wortes, das er »bizarr« nennt, will er als guter Franzose wenig wissen; er glaubt dasselbe den Ateliers entsprungen und benützt die Gelegenheit, eine Reihe von Künstlern zu classificiren. Horace Vernet, Delacroix, Prudhon, Géricault, Raffet, hatten nach ihm Chic; Ingres, David.

Digitized by Google

Gérard hatten keinen. Von Rafael oder Leonardo da Vinci kann man nicht sagen, daß sie Chic gehabt hätten, wohl aber von Rubens, Rembrandt, van Dyck und Velasquez. Es erinnert mich diese Eintheilung an diejenige eines deutschen Schriftstellers, welcher die Menschheit unter zwei Rubriken zu bringen pflegte: Schneider und Schuster. Natürlich wären es nur die Schneider, welche »Chic« haben. Jedenfalls wird innerhalb der Gesellschaft die Bezeichnung immer im guten Sinne gebraucht. Demnach sagt man zum Beispiel: »Dieser Meissonier hat außerordentlichen Chic.«

Nur die akademischen Künstler, welche den Gesetzen der Schule ängstlich folgen, verbinden mit dem Ausdruck gewöhnlich doch eine leichte Nuance der Geringschätzung oder Mißbilligung. Alles, was frei und frisch, wie empfangen, so auch ausgeführt worden ist, ohne Modell oder Abklatsch der Natur, das hat Chic, ist mit Chic gemacht. Als Contrast wird in den Kreisen der Maler und Bildhauer häufig das Wort »Touche«, welches Haltung oder Gesichtsbildung bedeutet, gebraucht, nämlich im spöttischen Sinn; »Voyez-moi cette touche! A-t-il une touche!« »Seht euch diese Fratze an! Welch eine Caricatur!« sagt man von einer Person in geschmackloser Kleidung oder von grotesken Aeußern und Benehmen, und auch dieser geflügelte Ausdruck ist vielfach aus den Ateliers in die Salons und auf die Boulevards verpflanzt worden.

Man sagt: Dieser Mann, jene Frau hat Chic; ein Salon ist chic. Ein englischer Groom ist chic und eine russische Amme in ihrer Nationaltracht, einerlei, ob echt oder Ruolz, ist »excessivement chic«. So ist es mit den Stadttheilen, mit den Theatern, den Clubs. Opéra, Français, Italiens, Variétés, Bouffes sind chic, die meisten übrigen sind es nur an den Tagen erster Vorstellungen, viele niemals. Die Viertel von Saint-Germain oder Saint-Honoré sind chic; Niemand aber wird das Gleiche behaupten wollen von Batignolles oder Ménilmontant. Unter den Clubs, in welchen sich die jungen Leute, die zu wenig häuslichen Comfort, und die älteren, die dessen vielleicht zu viel besitzen, zusammenfinden mit den grauen Sündern, die niemals etwas davon gewußt haben, und den Ehemännern, welche eine Ausrede für ihre Ausgänge brauchen, giebt es ebenfalls solche, welche chic, und andere, welche es nicht sind; »sehr chic« ist aber in ganz Paris nur ein einziger, und das ist der Jockey-Club. In den Cirkeln der Lebemänner gilt eine Tänzerin der Opéra für chic, aber eine solche von der Porte Saint-Martin oder der Gaité durchaus nicht. Eine Schulreiterin vom Sommer-Circus ist chic; eine Künstlerin auf dem Schlappseile vom Hippodrom ist es weniger. Im Goldenen Hause, im Englischen Café oder bei Brébant speisen, ist entschieden chic; bei den Restaurateuren der Boulevards, jenseits der Gymnase hört der Chic auf; leider hat auch heutzutage ein Souper in der Straße Montorgueil keinen Anspruch mehr auf dies Epitheton ornans. Gemälde in der ersten besten Kunsthandlung kaufen, hat keinen Chic; sie aber bei einem sensationellen Zwangsverkaufe erstehen, dabei den Lord Diddle den Grafen Tattel und den Fürsten Tuttlow überbieten, somit das Dreifache

Digitized by Google

des Werthes hinwerfen — das ist von höchstem Chic. Eine Million zu zehn Procent placiren, ist nichts weniger als chic; an einem Abend aber fünfmalhunderttausend Francs beim Baccarat im adeligen Casino verlieren — ist der Gipfel des Chic. Der Beherrscher der europäischen Börsen wird es niemals dahin bringen, daß man von seinem Chic spricht; dieser zeigt sich überhaupt nicht beim Gewinnen, sondern nur beim Verlieren des Geldes; wer das letztere nicht versteht, hat keine Ader von Chic.

Die Franzosen sind geneigt, vielen anderen Nationen dasjenige abzusprechen, was sie unter Chic verstehen, vor Allen den Briten, von welchen sie behaupten, daß sie Caricaturen aus sich machten, sobald sie versuchen, den Eingang in den »monde chic« zu erzwingen. Auch die Norddeutschen finden sich wenig in die degagirten Formen der Eleganz, welche vom Wesen des Begriffes unzertrennlich sind; Niemand hat es noch gewagt, einen preußischen Garde-Lieutenant, der in seiner Heimat als Prototyp der steifleinenen Repräsentation gilt, zum Manne von Chic zu machen. Die Russen, welche sich leicht in fränkisches Wesen einleben, finden eher Gnade vor den Augen der Pariser, noch mehr aber die Spanier, welche manchmal sogar »sehr chic« sein sollen. Auch den Oesterreichern will man etwas von den äußerlichen Eigenschaften zugestehen, auf die der Pariser sich so viel einbildet. Er ist, wenn bei liebenswürdiger Laune, sogar bereit, zuzugestehen, daß seine Stadt, die »Capitale du monde«, keineswegs das Monopol des Chic in Anspruch zu nehmen gewillt sei. Will man ihn lachen machen, so braucht man dann nur fragend London zu nennen; der Name Berlin erzürnt ihn, mit dieser Stadt ist es aber auch wie mit ihren Lieutenanten und Junkern, von welchen noch gewiß Niemand behauptet hat, daß sie ein angenehmes Geschlecht seien. Aber Wien und die Wiener besitzen Chic — nicht blos, weil es der alberne Schwätzer Herr Victor Tissot aus Genf, von dem man nicht weiß, was man mehr verachten soll, seine Ignoranz oder seine Dummheit, in seinem lächerlichen Buche: »Vienne et la vie viennoise« mit einigem Vorbehalte zugiebt — sondern weil Wien überhaupt die einzige Stadt der Welt ist, die sich in Sachen des Geschmackes und der Lebenskunst mit der französischen Metropole messen kann.

Neuerdings ist Wien sogar im viel beneideten Vortheile gegenüber der letzteren. Denn es hat das Glück, innerhalb seiner Mauern zu besitzen, was Paris seit Jahren schmerzlich als einen von seinem Himmel gefallenen Stern vermißt: »Tant de chic!«

Digitized by Google

Vom Ding, das Wenige schätzen.

Wer den Pavillon des Ackerbauministeriums in der Weltausstellung 1873 besuchte, der fand darin unter anderen Sehenswürdigkeiten eine historische Pflugsammlung aufgestellt, welche in einer außerordentlich großen Zahl von Ackerwerkzeugen aus allen Ländern des Erdballs die Entwicklung des wichtigsten Culturgeräthes von seinen primitivsten Anfängen bis zur höchsten Vervollkommnung der Neuzeit darzulegen beflissen war. Den wissenschaftlichen und praktischen Werth dieser Zusammenstellung, der ersten bis jetzt versuchten ihrer Art, zu beurtheilen, überlassen wir einer anderen Feder; für uns überwiegt bei derselben das culturhistorische und ethnographische Interesse. In der That könnte man sich fast versucht fühlen, nach der hundertfältigen Gestaltung des nothwendigsten aller Instrumente die verschiedenen Völker zu charakterisiren und die Stufe ihrer Civilisation zu bestimmen. Denn sicherlich ist für diese der Pflug ein Gradmesser.

Erst als die Göttin die Wucht des Speeres aus des Jägers rauher Hand nahm und die Bronzespitze an dem gekrümmten Baumast befestigte, mit dem die seßhaft gewordenen Menschenkinder den Boden zur Aufnahme der goldenen Körner ritzten, erst dann ward die Marke überschritten, die das finstere Barbarenthum von den helleren Epochen der sich entfaltenden Cultur scheidet. Darum haben auch die Alten den Erfinder des Pfluges unter den Göttern gesucht, oder in deren Gemeinschaft aufgenommen. Den Egyptern war Osiris, das Symbol der befruchtenden Natur, den im irdischen Dasein der heilige Stier, Apis, vertrat, dessen Geschlecht zuerst den Menschen von der Sclavenarbeit der Bodenbestellung erlöste. Bei den Griechen galt Triptolemos, des Königs Celeus von Eleusis Sohn, als Lehrer der Völker im Gebrauche des Ackerpfluges; ihn, ihren Liebling, hatte die um die verlorene Tochter weinende Demeter in der Anfertigung des unschätzbaren Geräthes unterwiesen und ihm den Drachenwagen verliehen, in welchen er über die Länder schwebte, um den edlen Samen des Weizens auszustreuen. Eine andere, dem Wunderlande Indien entstammende Mythe macht den zum Manne gewordenen Gott des Weines, den bärtigen Bachus zugleich zum Urheber des Ackerbaues, der die Menschheit gelehrt, Stiere vor den Pflug zu spannen — eine Hindeutung auf die frühere Cultur der Weinrebe und die durch dieselbe verallgemeinerte Bodenbenützung. Der deutsche Bukoliker Brockes — ein unverdient vergessener Dichter der Hausväterzeit — gab in seinen »Gedanken über das Pflügen und Säen« den ebenso wahren als unbeholfenen Vers von sich:

„Wie lange kannte wohl die Welt ein solches nützlich's Werkzeug nicht?
Wer war es, welcher es zuerst so ausgedacht und zugericht?"

So viel man Nachricht davon weiß, ist aus Erkenntlichkeit der Erfinder überall in den Orden der Götter versetzt worden. Soweit sah man die

Digitized by Google

Dankbarkeit für dies so nützliche Werkzeug gehen, welches wir jetzt, durch Gewohnheit blind, kaum würdigen, recht auszuseh'n.

Den Römern war der Pflug ein geheiligtes Ding. Sie haben ihn wahrscheinlich von den Etruskern überkommen; mit seinem Schar wurde der unverletzliche Ring der Städte gezogen, und seine Führung adelte den Mann. Marcus Portius Cato, der unbeugsame Censor und tödtliche Feind der Punier, deren Lehren er nichtsdestoweniger seinen Landsleuten aus des Karthagers Mago Schriften predigte, er, das oft gepriesene Ideal des alten Römers, hält dem Pfluge die begeisterte Lobrede; die erste Kunst des Landbaues, sagt er, ist das Pflügen, und die zweite ist wiederum das Pflügen. Vom Pfluge weg holte das bedrängte Staatswesen sich seinen Consul, der, wenn er die Feinde geschlagen und die Republik gerettet, wieder zum Pfluge zurückkehrte. Und es ist bezeichnend genug, daß bei Germanen und Slaven sich die gleiche, fast scheue Verehrung des segenbringenden Werkzeuges findet. Nach dem Sachsen- und Schwabenspiegel wurde der Pflug als unveräußerliches Heiligthum betrachtet und konnte nicht gepfändet werden; das Stehlen desselben ward einer Mordthat gleich erachtet und noch im tiefen Mittelalter nach verschiedenen Gesetzbüchern mit dem Rade bestraft. In Böhmen wiederholte sich die Sage vom Cincinnatus. Als die Seherin Libussa, des weisen Krokus Tochter, von den Edlen ihres Reiches gedrängt wird, sich einen Gatten zu wählen, da sendet sie ihr Roß, den weißen Zelter, ledig hinaus in die Lande, und heißt Botschafter ihm folgen, bis sie den Mann fänden, der auf eisernem Tische tafle; so finden sie den Primislaus, der sein frugales Brot auf dem Schar des umgekehrten Pfluges verzehrt, und er wird ihr König, »eisern wie sein Tisch«.

Die Verehrung des bescheidenen Ackerwerkzeuges hat sich allerwärts unter'm Volke, das es kennt, erhalten bis auf unsere Zeiten; unbesorgt läßt es der Landmann in der unvollendeten Furche stehen bis zum nächsten Tagewerk, nur der hartgesottene Bösewicht wird sich daran vergreifen. Im Mittelalter wurde die geheiligte Pflugschar zu den Gottesurtheilen verwendet; der Verdächtige mußte mit nackten Füßen über das glühende Eisen schreiten. Wenn eine verrätherische Stadt dem Erdboden gleich gemacht war, dann wurde in symbolischer Weise Salz auf die Stätte gestreut und der Pflug darüber geführt. In slavischen Ländern findet man seiner sogar Erwähnung als Vollzugs-Instrument grauenhaftester Todesstrafe. Ueberall aber, wo nur irgend die Civilisation aufdämmert, knüpfen sich an das Geräth, auf dem sie fußt, Gefühle der Verehrung, welche fast zur Scheu werden, Beweis genug von ihrer mächtigen Einwirkung auf den kindlichen Geist der Nationen. Vielleicht ist gerade dieser eigenthümliche Cultus mit Schuld daran, daß der Bauer von Ahn zu Kindeskind so sehr an seinem Pfluge hängt und sich nur äußerst schwer entschließt, etwas an dessen hergebrachter Form zu ändern oder sie gar mit einer neuen zu vertauschen. Ein viel verbreitetes deutsches Sprichwort sagt: »Der ist ein schlechter Sohn, der den Pflug nicht in dem gleichen Loche führt, wie sein Vater« (das will sagen: der tiefer oder seichter

Digitized by Google

ackert, also überhaupt Neuerungen einführt; unter dem Loche ist dasjenige im Pflugbaum — Grindel — zu verstehen, mittelst dessen durch einen Vorstecker das Vordergestell vorwärts oder rückwärts gestellt und dadurch die Furchentiefe regulirt werden kann). Die nur allzu treue Befolgung dieser falschen Bauernregel — die meisten unter diesem Namen cursirenden Sentenzen sind irrig oder nur local richtig — hat die Welt um Millionen geschädigt und thut es noch.

Am ersten haben die Briten mit ihr gebrochen; eines ihrer nationalsten Lieder ist der alte Ploughmans Song: »Pflügt tief und findet Gold, ihr Jungen, pflügt tief und hebt das edle Gold!«

Der Pflug ist nicht das älteste Werkzeug der Menschheit, allein das edelste. Das lehrt uns schon die vergleichende Sprachforschung, eine der jüngsten, aber der ausgebildetsten Wissenschaften, welche, gleich der Sternkunde, aus den unscheinbarsten Fäden ein ganzes farbenreiches Gewebe zu gestalten vermag. Sie hat uns die entlegenste Vorzeit, bis in welche keine Tradition, kein greifbares Ueberbleibsel reicht, so deutlich vor das Auge gestellt wie ein Bild jüngster Vergangenheit. Durch sie wissen wir, daß die Arier, die Stammeltern unserer Race, den Pflug gekannt und hoch gehalten haben; seine Bezeichnung, in allen arischen Idiomen nachklingend, führt die Wurzel des Besten, was die Menschen kannten, die Silbe Ar. Dadurch wissen wir zugleich, daß die ältesten Ackerwerkzeuge nicht eigentliche Pflüge, sondern Haken, Erdwühler waren, mit keinem anderen Zweck, als den, die widerspenstige Bodenkrume zu lockern. Erst als zu dem bloßen Umbrechen des Ackers auch die Wendung der Furche trat, ward das uranfängliche, dem krummen Baumast nachgebildete Instrument zum Pflug. Dieser Name aber ist abgeleitet von Pflegen; er ist aus der deutschen in die slavischen Sprachen übergegangen, deren Völker am längsten an dem altarischen Geräthe hafteten und es noch heute vielfach bevorzugen.

Im frühen Mittelalter haben sie es weit in die Westmarken Europas verbreitet. Das römische Aratrum und das slavische Radlo sind urverwandt mit dem alten deutschen Worte Aehren und Arten für Pflügen; heute noch heißt in vielen Gegenden das pfluggängige: arthaftes Land. Arten und ähren bedeutete aber auch pflegen, befurchten, und so stimmen die verschiedenen Bezeichnungen derselben Sache schön im Sinne.

Gar Vieles ließe sich noch in dieser Richtung anführen, allein unsere Aufgabe ist nicht die Forschung, sondern vielmehr das Erwecken einigen Interesses für das unscheinbare Culturwerkzeug, das in der Weltausstellung vielleicht in tausend Exemplaren vertreten war, an welchen Tausende achtlos vorüber gingen. Denn selbst der Gebildete, wenn nicht vom Fache, achtete es kaum der Mühe werth, einen Blick auf das Ding zu werfen, dem er es verdankt, daß er sich sättigen kann. Wenige der höheren Stände, der Städtebevölkerung überhaupt, wissen sich Rechenschaft zu geben, über Bedeutung und Zweck des Pfluges; das Kind in der Schule lernt weit eher die Construction der Dampfmaschine verstehen, als diejenige der nützlichsten und

Digitized by Google

verbreitetsten unter allen Maschinen. Daher sehen wir denn auch, daß selbst berufene Künstler, wenn sie ländliche Scenen nachbilden, alles Andere richtiger treffen, als den Pflug; sie idealisiren denselben in ganz unmöglicher Weise, so daß der Landmann vor ihren Gebilden lachend ausruft: »Ne sutor ultra crepidam!« Diese falsche Auffassung, die sich sogar in Bilderwerken findet, die für den Unterricht der Jugend bestimmt sind, giebt ein schlechtes Zeugniß für die Gründlichkeit im Studium des Nächstliegenden.

Allerdings ist der Pflug ein ungefüger Geselle. Aesthetisches hat er wenig oder nichts an sich, darum will er auch niemals recht in ein Bildwerk künstlerischer Art passen. Schon die alten Griechen haben dies empfunden, auf ihren Reliefs und Münzen kommt der Pflug nicht selten vor, allein in einer Gestaltung, wie er gewiß nicht war, die sich dem Rahmen, für den sie bestimmt, anschmiegen mußte, daher nicht naturtreu bleiben konnte. Aus diesem Grunde sind wir auch über die Bauart der Ackerwerkzeuge aus der classischen Periode, trotz vorhandener Beschreibung, immer noch nicht recht im Klaren. Nur Diejenigen der Egypter kennen wir ganz genau aus den Hunderten von Abbildungen, welche, frisch wie gestern von dem Pinsel des Künstlers auf den Kalk geworfen, in den Gräbern von Beni-Hassan und der thebischen Mausoleen das ganze Culturleben eines Volkes vor sechstausend Jahren den Blicken vorzaubern. Auch unter den zur Ausschmückung des Weltausstellnngs-Palastes angebrachten Sculpturen haben wir einen Pflug gesehen, der keiner ist. Verzweifelte doch seinerzeit selbst Meister Rietschel, als er das Thaer-Denkmal entwarf, daran, das sprechendste Sinnbild der Bodencultur in harmonischen Einklang mit den Gesetzen der Kunst zu bringen. Nichtsdestoweniger giebt es unter den neueren Pflügen, namentlich englischer Abkunft, höchst zierlich kühne Formen, auf deren geschwungenen Linien das Auge mit Vergnügen weilt; leider wollen aber selbst sie sich nicht gefällig der plastisch gestaltenden Künstlerhand fügen.

Die Dichtkunst ist dem Ackergeräthe gerechter geworden, als die bildende. Hesiod und Vergilius haben es ihrer nicht unwürdig gefunden, es ziemlich genau zu beschreiben und seinen Gebrauch zu lehren; Jahrhunderte hindurch sind ihre poetischen Anweisungen die einzigen Leitfäden der landwirthschaftlichen Mechanik gewesen. Unter den Vorgängern der neueren Classiker widmet der schon citirte Brockes den verschiedenen Arbeiten des Landbaues einen großen Theil seiner unzählbaren Verse, und Friedrich von Logau bringt den beherzigenswerthen Sinnspruch: »Dem Bergwerk ist zu trauen, das mit dem Pfluge wir bauen.« Seume verherrlicht »den Pflüger mit seinen Genossen, den muthigen, wiehernden Rossen,« Schubart, Claudius, Voß, nicht zu vergessen des Pflegers der Musen und Grazien in der Mark, Schmidt v. Werneuchen, wissen vom Pfluge und seinen Führer manch' kräftig Wörtlein zu sagen. Auch Goethe ist von seiner olympischen Höhe herabgestiegen in die Sphäre der mühseligen Arbeit und ruft dem Ackermann zu: »Flach bedecket und leicht den goldenen Samen, die Furche, Guter! Die tiefere deckt endlich Dein ruhig Gebein. Fröhlich gepflügt und gesäet! Hier

Digitized by Google

keimet lebendige Nahrung und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.« Friedrich Rückert, welcher ein ebenso ausgezeichneter Landwirth als Dichter war, räth:

„Lern' von der Erde, die Du baust, die Geduld,
Der Pflug zerreißt ihr Herz, und sie vergilt's mit Huld."

Oder er betrachtet den »Pflüger als sein Thier«:

„Der Ochs vor'm Pflug einher und hinter'm Pflug der Bauer,
Dem einen wird es schwer, dem andern schwer und sauer.
Der Bauer hat die Noth, der Ochse hat die Plage,
Der Bauer schreit um's Brot, der Ochs hat keine Klage."

Das Beste aber hat Friedrich v. Schiller über den Pflug gesagt in dem berühmten Räthsel:

„Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
Doch ziert's des größten Kaisers Hand?" u. s. w.

Mit diesen warmen, ewig schönen Versen hat der große Dichter sich selbst geehrt in der tiefen Erkenntniß der unendlichen Bedeutung des »Werkzeuges, das unschuldiger als das Schwert, dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen«, wie er an anderer Stelle sagt. Unter dem »größten Kaiser« wird gewöhnlich der Beherrscher des Reiches der Mitte verstanden, der nach altvererbtem Brauche bekanntlich alljährlich am Sonnenfeste den Pflug führt, um seinem bezopften Volke zu zeigen, daß »Ackern adelig Handwerk sei«. Allein nicht den Kaiser von China hat Schiller in seinen vier Zeilen feiern wollen, sondern den deutschen Kaiser Josef den II., der im Jahre 1769 auf einem Felde bei Wischau in Mähren dem daselbst ackernden Bäuerlein den Pflug aus der Hand nahm und dessen Arbeit fortsetzte. Und mit dieser Berichtigung sind wir denn auch wieder an dem Punkte angelangt, von dem wir ausgegangen, nämlich in den Weltausstellungs-Pavillon des Ackerbauministeriums. Denn hier befindet sich, an hervorragender Stelle und auf erhöhtem Postament, damit Reliquiensammler keine Späne davon schneiden können, derselbe Originalpflug, welchen des unvergeßlichen Monarchen Hand damals berührt hat. Er wird als ein Heiligthum in dem Museum für Landeskunde in Brünn aufbewahrt, welches mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit das kostbare Erinnerungsstück der Pflugsammlung zur Verfügung gestellt hat. Es bildete deren Mittelpunkt und, wie es scheint, auch die größte Anziehung für das Publikum, welches stets davor in andächtigen Gruppen verweilte. Und wahrlich, man konnte das ärmliche Geräth, vom Zahn der Zeit vernagt, und in primitivster Form, nicht ohne Rührung betrachten. Daß ein Kaiser in der Laune des Augenblickes einmal versucht, ob er auch den Pflug zu leiten vermag, ist an und für sich nichts gerade Außerordentliches. Aber Josef II., so wie die Geschichte ihn kennt, hat hier nicht blos einer raschen Aufwallung Folge gegeben, seine Pflugführung ist eine symbolische That gewesen, als solche haben sie die Völker erkannt und im Gedächtniß behalten, hat sie der größte Dichter

Digitized by Google

deutscher Nationen gepriesen. Der Herrscher wollte damit seine tiefe Achtung ausdrücken vor dem — damals noch weit mehr als heute mißachteten — Stande, der die ganze Menschheit ernähren muß und die Grundfeste der Staaten bildet. Er wollte darthun, daß die Arbeit auch des Höchsten würdig ist und selbst Den noch erhebt, der schon hoch steht. Zeigen wollte er, daß der Pflug des Friedens in die Hand des Herrschers ebensogut paßt, wie das Schwert des Kriegers, welches man bis dahin allein ihrer werth hielt.

Ungleich jenem eisernen Landgrafen in Thüringen, der die trotzigen, bauernaussaugenden Feudaljunker in den Pflug spannen, und den Käthner die Geisel über sie schwingen ließ, gab der große Kaiser durch seine symbolische Handlung allen seinen Großen das bewußte Beispiel der Anerkennung des Fleißes, der Gleichberechtigung der Arbeit mit dem Besitz, der Würdigung des Menschen in seinem Berufe.

Nicht ohne Früchte ist dies geblieben, wenn auch die Ernte erst allmählich kam. Aber von Kaiser Josef's Pflugthat an, ist in den Geistern ein neuer Begriff von der Bodencultur und den ihr Beflissenen wach geworden. Möge er nur immer klarer, allgemeiner werden, Allen aber, welche das ehrwürdige Denkmal betrachteten, möge es die guten Gedanken in die Seele bringen, die daran hafteten, möge es Achtung einflößen vor der Thätigkeit der zahlreichen Menschenclasse, welche Gotteserde bebaut im Großen und Kleinen, und vor dem Werkzeug, das ihr dazu dient: »Denn,« wie der Dichter sagt, »betrachten darf sich als Mensch nur, wer den Pflug lernt achten!«

Berühmte Diamanten.

Kaum ein anderes Ausstellungs-Object im großen Industriepalaste übte einen solchen Reiz der Anziehung auf die große Masse des Publikums, als die Schmuck-Garnituren der Counteß Dudley. Ein Theil derselben war schon in der Pariser Weltausstellung 1867 von Hunt und Roskell ausgestellt gewesen und hatte auch dort die höchste Bewunderung erregt; dennoch fehlte damals unter ihnen das Prachtstück, die Pièce de résistance, der »Stern von Süd-Afrika«. Unter diesem Namen ist einer der ersten großen Diamanten bekannt, welche in Adamantia, dem Diamantenfelde des Caplandes, gefunden wurden, und sein glücklicher Fund ist es hauptsächlich gewesen, der die Ausbeutung der letzteren veranlaßt, einen vordem fast öden Bezirk zu einer reich bevölkerten Landschaft gemacht hat, und zwar im Verlaufe nur weniger Jahre.

Wie alle die großen und berühmten Diamanten ihre eigenen Taufnamen und ihre besondere Geschichte haben, so knüpfen sich auch an den »Stern von Süd-Afrika« mancherlei interessante Begebenheiten. Im März

Digitized by Google

1867 dachte ein heruntergekommener Boer, Namens Schalk van Niewkerke, vor der Thür seiner Farm bei Hopetown am Vaalflusse in der Provinz Colesberg des Caplandes sitzend, eben daran, wie er seinen zahlreichen Gläubigern gerecht werden könne, als ihn ein eigenthümliches Flimmern in der Luft von seinen trüben Gedanken abzog. Nicht weit von ihm spielten einige Griquakinder im Sande, sie warfen kleine Steine empor und fingen sie wieder auf; das merkwürdige Funkeln derselben im Sonnenstrahle war es aber, das die Blicke des Boers auf sie gelenkt hatte. Er trat hinzu und ließ sich die Steine zeigen; ein Paar davon hatte die Durchsichtigkeit des Krystalls, aber eine viel stärkere Strahlenbrechung. An Glastrümmer solcher Art und Gestalt war in dieser entlegenen Gegend nicht zu denken; in seltsamer Ahnung fragte Schalk die hinzutretende Mutter der Kinder, woher sie diese Steine haben und ob sie ihm dieselben verkaufen wolle; diese lachte ihn aus, behauptete, von der Herkunft dieser Dinger nichts zu wissen, und schenkte sofort dem Boer den glänzendsten der Steine. Der hatte gerade von Gold und Edelsteinen geträumt, von letzteren wußte er Einiges; er lief nach einem der wenigen Glasfenster seines ärmlichen Hauses, probirte den Fund, und siehe da, er schnitt das Glas haarscharf. Sogleich machte er sich auf nach der Stadt Hopetown, suchte den Agenten O Reilly auf und zeigte ihm seine Entdeckung. Der Stein wurde zuerst nach Colesberg, dann nach Grahamstown zur Abschätzung gesendet; hier ward er durch den gelehrten Geologen Dr. Atherstone als echter Diamant, und zwar vom reinsten Wasser anerkannt. Seinem Rath zufolge wurde er durch Vermittlung der Colonial-Behörde auf die Pariser Weltausstellung gesendet, wo er ziemlich unbeachtet blieb, nach Schluß der Ausstellung aber von dem Gouverneur des Caplandes, Sir Philipp Wodhouse, um 500 Pfund Sterling gekauft; er wog $21^{7}/_{10}$ Karat.

Schalk von Niewkerke sah sich durch diese Summe zwar aus seiner Bedrängniß erlöst, allein glücklich war er nicht; er sah Tag und Nachts nichts als flimmernde Diamanten vor sich, und mit dem logischen Schluß: »Wo Einer war, können auch mehrere sein« — begab er sich auf die Suche. Seine Landwirthschaft vernachlässigte er ganz und gar, alle Nachbarn hielten den Mann für wahnsinnig oder verlachten wenigstens seine Hirngespinnste. In der That war lange, lange Zeit hindurch sein Suchen ganz umsonst. Da wollte es der Zufall, daß er in einem Kraal der Griquas auf einen Kaffern-Zauberer traf, der seine Wunderkünste hauptsächlich mit einem wunderbar strahlenden Steine betrieb, dem er die kräftigsten medicinischen Wirkungen zuschrieb. Der schlaue Boer stellte sich krank und suchte den Kaffer seinen Talisman für eine Bagatelle abzuhandeln; dieser war jedoch ebenso gerieben, als er; erst nach langem Feilschen konnte der Zauberer der Verlockung einer großen Viehheerde, dem begehrtesten Besitz unter den südafrikanischen Völkerschaften, nicht widerstehen und gab den Stein hin für 2 Pferde, 12 Ochsen und 500 Schafe, zusammen etwa 300 Pfund Sterling werth, den ganzen Besitz Niewkerke's. Dieser aber hatte einen guten Handel

Digitized by Google

gemacht, er hatte den »Stern von Süd-Afrika« errungen. Zwei Tage darauf verkaufte er denselben an das Handelshaus Lilienfeld in Hopetown um die Summe von 11.200 Pfund Sterling.

Nun war er nicht blos ein gemachter Mann, sondern auch der klügste des ganzen Caplandes. Der Stein aber wanderte nach London an die Firma Josef Mosenthal & Comp., woselbst sein Werth auf 20.000 bis 40.000 Pfund Sterling geschätzt wurde. Zwar erhob eine anonyme Gesellschaft Klage gegen die Ausführung des Kleinods unter der Behauptung, der Stein sei im Norden des Orangeflusses auf dem Gebiete des Griqua-Häuptlings Waterboer gefunden worden, und dieser schwarze Herrscher habe seine Rechte auf die edlen Metalle und Steine seines Gebietes der gedachten Compagnie abgetreten; auch versuchte in Folge dessen der Gerichtshof für die östlichen Districte Beschlag darauf zu legen, allein die Klage wurde behördlich zurückgewiesen. »Der Stern von Süd-Afrika« wog 83½ Karat; er ist mandelförmig, an der Basis breit, oben spitz, eine Form, die beim Schliffe beibehalten wurde. Die nächsten Käufer waren die berühmten Juweliere Hunt & Roskell in London, New-Bond-Street; sie ließen ihn in Amsterdam schleifen, wobei er fast die Hälfte (37 Karat) von seinem Gewichte verlor; von ihnen erwarb denselben der Earl of Dudley, der ihn als Mittelstein in ein Coronet seiner Gemalin fügen ließ. Dieses befand sich 1872 in der internationalen Ausstellung zu London, wo es eben solche Anziehungskraft übte, als in der Wiener Weltausstellung.

Der nunmehr 46½ Karat wiegende »Stern von Süd-Afrika« ist einer der schönsten Diamanten welche existiren, vom reinsten Wasser, tadellosem Schliff, ohne den geringsten Fehler. Sein Name ist nachgebildet einem anderen berühmten Diamanten, den wir auf der Pariser Weltausstellung 1855 gesehen haben. Es ist der »Stern des Südens«, der größte aller brasilianischen Diamanten. Er wurde unter seltsamen Umständen — man sagt durch Purgirmittel — einer bei den Diamant-Wäschereien der Provinz Minos Geraes beschäftigten Negerin abgenommen und wog roh 254 Karat; als Brillant geschliffen, beträgt sein Gewicht 125 Karat. Er hat eine leichte Rosatinte, ist aber sonst außerordentlich rein; damals befand er sich im Besitze eines Mr. Halphen.

Einen noch weit größeren Cap-Diamanten als der »Stern von Süd-Afrika«, besaß die Wiener Weltausstellung in dem noch ungeschliffenen »Stewart«, der in einem österreichischen Juwelenschrein ausgelegt ist. Ob er die den meisten südafrikanischen Diamanten eigenthümliche gelbe Färbung durch den Schliff verloren hat, vermögen wir nicht zu beurtheilen, ebensowenig etwas über seine Geschichte mitzutheilen; sein Preis ist auf 375.000 Gulden fixirt. In der Abtheilung der Cap-Colonie fanden sich übrigens noch viele kleinere Diamanten, sowie Modelle von größeren, die Erträgnisse von Adamantia, so heißt das Diamantenfeld am Vaal, dessen Bevölkerung über 50.000 Seelen beträgt, sind nicht genau bekannt. Im Jahre 1869 sollen 141 Stück Diamanten — ungerechnet den »Stern Süd-Afrikas« und

Digitized by Google

fünf andere große, über 40 Karat schwere Steine — im Werthe von 7405 Pfund Sterling, im Jahre 1870 schon 5661 Stück, 124.910 Pfund Sterling werth, zur Ausfuhr gelangt sein. Im September 1872 kamen in London allein für 130.000 Pfund Sterling Cap-Diamanten an, welche sofort guten Absatz fanden. Der anfänglich durch die südafrikanischen Funde gedrückte Preis der Edelsteine hat sich bald wieder zu seiner alten Höhe gehoben; dagegen sind in Folge des Andranges die Preise des Schleifens in Amsterdam um 30 Procent gestiegen. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß im Capland so viele große Diamanten gefunden werden, mehr als in allen anderen Gruben der Welt.

Wer, wie wir, alle Weltausstellungen besucht und durchstudirt hat, der erfreut sich der Bekanntschaft noch gar mancher anderen berühmten Diamanten. Besonders unvergeßlich ist diejenige des »Kohinoor« aus der ersten zu London 1851. Damals war der »Berg des Lichtes« zwar schon geschliffen, allein sehr schlecht, brachte daher keineswegs die Wirkung hervor, die er später, 1862 so fascinirend ausübte. Der »Kohinoor« hat eine lange romantische Geschichte. Zuerst tritt er im Jahre 56 vor Christi Geburt als Siegerstein des indischen Helden Vikramaditya auf, verschwindet dann eine Zeitlang, bis er im 12. Jahrhundert wieder erscheint im Besitze der Radjaha von Malva. Um ihn zu erlangen, wird deren letzter 1304 von dem Sultan von Delhi bekriegt und unterjocht. Im Schatze von Delhi blieb der in ganz Asien berühmte Stein bis zum Einfalle Nadir Schahs in Indien. Vergeblich suchte der Sieger unter der ungeheuren Beute nach dem »Kohinoor«, durch Verrath erfuhr er endlich, daß ihn der besiegte Sultan von Delhi, Mohammed Schah, in seiner Kopfbedeckung verborgen trage. Bei dem Abschied zwischen dem Eroberer und dem indischen Sultan, dem ersterer sein ausgeplündertes Reich zurückgegeben hatte, schlug der schlaue Perser zur Bekräftigung eines Freundschafts-Bündnisses den Austausch der Kopfbedeckungen vor und führte diese auch sofort selbst eigenhändig aus. So gewann er den Wunderstein, dem er selber erst seinen jetzigen Namen verlieh, indem er bei seinem Anblick überrascht ausrief: »Das ist ein Berg des Lichtes«.

Von jetzt an knüpft sich eine ganze Reihe von Gräuelthaten an den Besitz dieses Kleinods. Ein Meer von Blut floß um dasselbe, bis es aus Khorassan wieder nach Indien gelangte. Schah Schuja, der König von Kabul, war, geblendet und aus seinem Reiche vertrieben, zu dem Sultan Rundschit-Singh von Lahore geflohen, der ihn gastlich aufnahm, weil er wußte, daß der Flüchtling im Besitze des »Kohinoor« sei; aber vergeblich waren alle Versuche, ihm das Juwel abzugewinnen. Da begann eine Reihe von Torturen gegen den vertriebenen König und seine Gemalin, die Begum-Wuffo, wie sie grausamer und abscheulicher niemals ausgedacht worden sind. Endlich gaben die Unglücklichen, schon halb todt, nach, und in feierlicher Zusammenkunft, bei der das würdige Benehmen Schah Schuja's selbst auf seinen Peiniger Eindruck machte, wurde der »Kohinoor« an Rundschit-Singh

Digitized by Google

übergeben. Dieser ließ ihn in ein Armband fassen und den Kronjuwelen von Lahore einreihen. Mit denselben wurde er von den Engländern bei der Besiegung des Aufstandes der Sikhs erobert und 1850 der Königin Victoria übergeben. Schon im 17. Jahrhundert war der Stein unter Schah Jehan von dem Venetianer Hortensio Borgio neu geschliffen, aber dabei gänzlich verdorben worden. Ursprünglich war er eine Rosette von $279^{9}/_{16}$ Karat Gewicht, vollkommen wasserhell, bis auf einen kleinen Eisflocken am Rande. Der Venetianer brachte letzteren weg und das Gewicht auf $186^{1}/_{16}$ Karat. Die Königin von England ließ ihn in der berühmten Diamantenschneide-Factorei von Coster in Amsterdam durch den geschicktesten Schleifer, Voorsanger, zu einem regelmäßigen Brillanten schneiden, der noch $106^{1}/_{16}$ Karat wiegt, aber nunmehr von unvergleichlichem Feuer ist.

Der indischen Sage nach soll der »Kohinoor« bis zu Schah Nadir's Einfall der größte Diamant der ganzen Welt gewesen sein und nach Tavernier 739 Karat gewogen haben. Der persische Eroberer soll ihn in zwei Theile haben sprengen lassen, von welchen der eine der »Orloff« von $194^{3}/_{4}$ Karat sein soll, der sich jetzt an der Spitze des kaiserlichen Scepters von Rußland befindet. Gewiß ist, daß der »Orloff-« oder »Amsterdamer«-Diamant vom Thronsessel des Nadir-Schah bei dessen Ermordung durch einen bei ihm bediensteten Franzosen geraubt, in Malabar an einen Schiffscapitän verkauft, endlich an den Armenier Schafras gelangte, der ihn 1772 an den Grafen Orloff für 450.000 Rubel und den Adelsbrief verhandelte. In Persien war der Stein, der die Größe eines Taubeneies besitzt, unter dem Namen »Mondberg« bekannt gewesen.

In der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 erinnern wir uns auch — irren wir nicht in der Ausstellung des Juweliers Harry Emanuel — ein Armband der Königin Victoria gesehen zu haben, welches mit vier der seltensten Diamanten geschmückt war, die nicht nur an Schönheit des Wassers mit einander wetteiferten, sondern auch ein hohes und eigenthümliches Interesse erhielten durch die Besitzer, in deren Händen sie sich früher befanden. Der erste und größte von ihnen gehörte dereinst der wegen ihrer weiblichen Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften dem britischen Volke unvergeßlichen Prinzessin von Wales, Charlotte Auguste. Der zweite und dritte Diamant stammen aus dem Besitz der unglücklichen Marie Antoinette, Königin von Frankreich, der vierte und reinste von allen aber prangte einst an der weisen majestätischen Stirne eines gefeierten königlichen Hauptes, das einem gleichen Geschicke wie jene verfiel; er gehörte der schottischen Königin Maria Stuart und später einem Könige, dessen Macht zugleich mit seines Bruders Stern erlosch: Josef Napoleon. Wohl kann man fragen: Umschlossen jemals einen Frauenarm in leichtem, zierlichen Ringe inhaltsschwerere Erinnerungen?

In der Pariser Weltausstellung von 1867 war der berühmteste Diamant der »Sancy«. Ihn trug mit drei anderen, gleich werthvollen Steinen, Herzog Karl der Kühne von Burgund in der Schlacht bei Nancy,

Digitized by Google

die ihm das Leben kostete. Ein schweizerischer Landsknecht, der die Leiche des Gefallenen geplündert hatte, verkaufte das Juwel um drei Livres an einen Geistlichen, der es gegen eine Entschädigung von drei Goldthalern den Eidgenossen ablieferte. Diese verhandelten es um 5000 Florin an Diepold Glaser in Luzern, der es für das Vierfache der Summe dem Könige von Portugal abließ. Bei einer Geldverlegenheit schlug dieser es an einen französischen Händler los, aus dessen Händen es an einen hugenottischen Edelmann Nikolaus von Harley, Herrn von Sancy, gelangte, der ihm seinen Namen aufprägte. (Nach Anderen soll dieser eigentlich lauten: Sans si, das heißt ohne Wenn und Aber.) Als König Heinrich IV. einmal, wie sehr häufig, Geld brauchte, schenkte ihm der getreue Vasall den Stein. Es brachte ihn König Jakob II. von England an sich, der ihn auf der Flucht nach Frankreich mit sich nahm, woselbst ihn endlich Ludwig XIV. für 625.000 Francs kaufte. Bei der Plünderung der Tuilerien im Jahre 1792 verschwand er mit allen übrigen Krondiamanten — darunter der größte, der »Pitt« oder »Regent«, der sich später in einem Graben des Tuileriengartens wiederfand. Der »Sancy« tauchte erst im Jahre 1830 in Brüssel auf, wo er für 500.000 Francs verkauft worden war, wanderte sodann nach Indien, kehrte später nach Frankreich zurück und gelangte in den Besitz des Fürsten Paul Demidoff, der ihn für 500.000 Silber-Rubel dem Kaiser von Rußland abließ. In Paris war er in der Vitrine des Juweliers Bapst ausgestellt. Da wir das zweifelhafte Glück nicht gehabt haben, den »König der Könige« in seiner Edelsteinrüstung zu sehen, so wissen wir nicht, ob er seine großen Diamanten an sich getragen hat. Er besitzt den größten in der Welt bekannten »Dariainur« oder »das glänzende Meer« genannt. Der Stein hat eine oblong viereckige Grundfläche und wiegt 252 Karat; er ist über 2 Zoll lang und $1^1/_2$ Zoll hoch, aber nur von unregelmäßiger Formation und nur einfach in Facetten geschliffen, dagegen vom reinsten Wasser, der zweite des persischen Schatzes führt gleichfalls den ererbten Namen »Kohinoor« und ist 162 Karat schwer. Ersterer wird, der Etiquette zufolge, am rechten Arme, letzterer am linken Beine getragen. Vielleicht erinnern sich Diejenigen, welche den Schah in Gala zu sehen Gelegenheit gehabt haben, an diese beiden Steine, die er doch gewiß nicht zu Hause gelassen hat.

Wollten wir noch von anderen berühmten Diamanten erzählen, als solchen, an die sich Weltausstellungs-Erinnerungen knüpfen, so müßten wir noch gar manche Seite füllen. Da wäre zu berichten von den Diamanten des verhängnißvollen Halsbandes der Königin Maria Antoinette, von dem prächtigen »Florentiner« des kaiserlichen Schatzes in Wien, einem Halbbruder des »Sancy«, der einst um einen Gulden verkauft wurde, jedoch $139^1/_2$ Karat im Gewichte, weit über eine Million werth ist; von dem russischen »Polarstern«, von dem zweifelhaften rohen Diamanten im portugiesischen Staatsschatz, welcher, 1741 in Brasilien gefunden, bei 1680 Karat Gewicht 57 Millionen Pfund Sterling werth sein soll, den aber noch Niemand gesehen hat, und der noch immer nicht die Größe des räthselhaften

Digitized by Google

Diamanten erreicht, den dereinst der Hofrath Bereis in Helmstedt besessen haben will, von dem Goethe anmuthig berichtet — und von noch vielen anderen Steinen, an die sich seltsame Geschicke und wunderbare Erzählungen knüpfen. Aber wir dürfen aus dem Rahmen unseres Gebietes nicht heraustreten und selbst vor dem gleissendsten Prunk der edelsteingefühlten Schreine fällt uns doch immer der Rückert'sche Denkvers ein:

„Trage nicht zu viel Gestein,
Menge macht den Werth geringer;
Wohl ein Diamant allein
Gilt für echt an deinem Finger.
Wo sie blitzen Strahl an Strahl,
Wird des Neides Augenqual,
Ob sie aus Golconda wären,
Sie für böhmisch Glas erklären."

Unter den östlichen Reben.

Der Cultus der Götter Griechenlands ist noch nicht ganz von der Erde verschwunden; einem darunter, dem schönsten und beseligendsten, baut man noch immer Altäre, ihm dem Freudenspender Dionysos — Bacchus. Blickt er nicht selber dort herunter, leuchtenden Angesichts, von dem Hochsitz auf kaiserlichem Faß, das den Felsen krönt, dem die edlen Producte von Mauer und Perchtoldsdorf, von Weidling und Grinzing, von Vöslau und Gumpoldskirchen entwachsen? In der rundlichen Hand schwenkt er die Schale, aus der er sein feuriges Geschenk über die Welt gießt, aber kein jauchzendes Evoë tönt ihm entgegen, nicht schmiegen sich die glatten Panther zu seinen Füßen, statt der Bacchanten und Mänaden rasenden Chors, ein halb gelangweilter Zug gleichgiltiger Waller und näsleinrümpfender Chlamys-Trägerinnen, höchstens daß hier oder dort des Vaters Silen unzertrennlicher Begleiter sich breitmacht oder ein Satyr hinter den Ranken hervorlugt. Denn wir befinden uns nicht auf Naxos oder in Athen, nicht einmal in Thrakien, sondern in der Agriculturhalle der Wiener Weltausstellung. Aber doch unter den Reben, die sich in frischen Festons von Säule zu Säule schwingen, doch in einem Tempel, dem Sohn des Zeus und der schönen Semele geweiht, vor seinen Altären.

In der That, da erheben sie sich, einer prächtiger als der andere, in Gold und Marmor, zierlichen Formen und Farben, jeder mit der Votivtafel seines Gründers, aber alle des Gottes voll. Denn das ist seine Macht, daß er in der Gabe wohnt und wirkt, die er uns bietet, und in den frommen Opfern, die wir ihm zu Ehren und uns zur Labe eingießen, selber in uns einkehrt und uns zu sich emporhebt zu des Parnassos Höhen, wo neben ihm nur noch der Gott der Sonne des Lebens, der Kunst, thront. Wie sie

Digitized by Google

ihn zu feiern wissen, den Sorgenbrecher Bromios, seine Priester und Jünger! Was sie an Glanz und Schmuck aufzutreiben gewußt, damit haben sie seine Halle reich ausgestattet; sie haben ihm Obelisken und Pyramiden aufgebaut, schlanke und schwere Säulenkuppeln über ihn gespannt, Baldachine gebreitet und allen Witz der Welt an seine lockende Staffirung verwendet. Da sieht man recht:

„Der edle Wein — ist doch der beste Schieferdecker,
Sein güld'ner Schein — macht alle Menschen etwas kecker;
Ich wund're mich — daß er so klettern kann und steigen,
Und macht, daß sich — die großen Häupter für ihm neigen!"

Ja wohl neigen sie sich vor ihm, die großen und auch die kleinen Häupter, denn er bezwingt ja Alle. Sein Geist hat der Menschheit mehr Freude gebracht, als sie je aufzuzählen vermag, aber auch viel Großes und Hohes, an dessen Geber sie kaum noch denkt. Wer erinnert sich etwa daran, daß die Tragödie entstanden ist aus den Spielen bei dem Opfer des dem Gotte Lyäos verfallenen Bockes? Nicht ohne tiefen Sinn ist die Mythe, daß Bacchus von den Musen erzogen worden und der Vater der Grazien ist; in ihm vereinigen sich Kunst und Schönheit mit dem praktischen Dasein. Daher waren auch, »seit Vater Noah in den Becher goß der Traube trinkbares Blut«, Dichter und andere Künstler immer dem Weine hold und sind es heute noch; der Gott erhalt' es ihnen! Nur selten haben sie ihm widersagt, und wenn sie es thaten, meist schelmisch, nicht aus freiem Herzen. Von Homer und Anakreon an, alle Jahrhunderte hindurch, bis zu Emanuel Geibel und noch Jüngeren ist der Wein in glühenden Strophen besungen worden und wird es hoffentlich auch ferner werden, so lange die Menschheit singt und — trinkt! Denn gar weise ist der Spruch in den Makamen des Hariri:

„Wein ist der Glättstein
Des Trübsinns, der Wetzstein
Des Stumpfsinns, der Brettstein
Des Siegers im Schach.

Ja, Wein ist der Meister
Der Menschen und Geister,
Der Feige macht dreister,
Und stärket, was schwach;

Der Krankes gesund macht,
Blaßwangiges bunt macht,
Verborgenes kund macht,
Und Morgen aus Nacht."

Daher auch von jeher der edle Wein als die echte Panacee für alle Leiden des Körpers und Gemüthes angesehen ward. Ueber Refectorien stand der treffliche Denkspruch:

»Salubre vinum rubidum
Antemeridianum;
Meridiano bibulum
Non minus facit sanum;
Sub nocte saluberrimum
Et noctu non est noxium!«

Digitized by Google

Uebersetzt etwa:

„Es ist der rothe Wein gesund
An jedem Vormittage;
Ein guter Trunk bis auf den Grund
Schafft Mittags keine Plage;
Gar sehr gesund ist Abends er,
Und schadet auch bei Nacht nicht sehr!“

Die Frage, wann man Wein trinken soll, haben verschiedene Dichter bündig beantwortet; so Ramler:

„Das ganze Jahr hindurch soll Wein
Mein Leibtrunk sein.
Im Frühling trink' ich ihn, die Lust
Der holden Jahreszeit zu mehren;
Zur Kühlung trink' ich im August;
Im Herbst dem Gott des Weins zu Ehren;
Im Winter wärmt sein Feu'r die Brust,
Dann trink' ich ihn, dem Frost zu wehren.“

Und Rückert:

„Man kann, wenn wir es überlegen,
Wein trinken fünf Ursachen wegen;
Einmal, um eines Festtags willen;
Sodann, vorhandenen Durst zu stillen;
Ingleichen künftigen abzuwehren;
Ferner, dem guten Wein zu Ehren,
Und endlich — um jeder Ursach' willen.“

Schon der alte österreichische Chronist Johann Rasch sagt: »Der Wein ist dem menschlichen Leben so bequem und der Gesundheit des Leibes so dienlich, daß man keinen nützlicheren Trank erdenken kann. Zu diesem widerstrebt er allem Gift, taugt den versehrten Nieren und allem Weh der Blattern, kräftigt sonderlich den Magen. Weiters so fördert er die Verdauung, erhält die natürliche Kraft, stärkt alle innerlichen und äußerlichen Glieder, erhält gute Farbe, macht reines, frisches und gesundes Blut, dazu fröhlich, die Verzagten freudig, bewahrt vor innerlichen Fäulen, leitet die wohlverdaute Speise in alle gebührenden Glieder, verzehrt die schleimigen, argen, bösen Feuchtigkeiten, stärkt und trocknet das Hirn, erquickt das Herz, fertigt die Zunge, vertreibt die Schwermüthigkeit, macht hurtigen Entschluß und schnelles Verrichten.« In seinem »Poetisch löblichen Gedicht und Lobspruch von dem edlen Rebensaft und von Art der Weine«, 1582, singt aber derselbe den österreichischen Sorgenbrechern:

„Die Osterwein' sind förder gut,
Den Trinker machen's wohlgemuth;
Wann sie sein unvermischt und g'recht,
So find't man deren wenig schlecht'.
Wer Gumpoldskirchners trinkt zwei Maß,
Der kann allein nit geh'n sein' Straß.“

Wie denn auch ein anderes altes, von Uhland mitgetheiltes Volkslied jubelt:

Digitized by Google

Evoë: „Ain Bergwerk haben wir funden, wir soll'n heut' werden reich,
Es bringt uns Freud' und Wunne; zu Wien in Oesterreich
Da find't man aufgeschlagen gar manche Gruben fein,
Da füllen wir unseren Kragen, den Kopf und auch den Magen
Wohl bei dem Osterwein!"

Und so stehen wir denn wiederum inmitten der Altäre, welche dem Gott des Weines mit so verschwenderischem Luxus in der östlichen Halle aufgerichtet worden sind. Denn wir wandeln zunächst hier nur unter österreichischen Reben. Wer zählt die Flaschen, nennt die Namen? Aus allen, von der Sonne begünstigten Lauden des weitgedehnten Reiches sind sie zusammengekommen, um in feurigem Kampfe um die Palme zu streiten. Wehe den Preisrichtern, welche allen gerecht werden wollen! Sie sind nicht zu beneiden, denn sie dürfen nur kosten, nicht trinken, wenn nicht die entfesselten Geister in ihrem Körper in Streit gerathen und garstige Katzbalgereien anstellen sollen. Aber auch dem stillen Freunde, der sich hier vergewissern will, »wo man einen guten schenkt«, wird die Wahl schwer gemacht. Es ist ein Embarras de richesse, den man nur durch jahrelangen tiefen Fleiß einigermaßen würde bewältigen können. Weiß oder roth, oder gar keines von beiden, sondern »Schilcher«? Stark oder schwach, süß oder sauer, duftig oder schal, gesund oder krank — das Alles ist unter diesen silbernen Tarnkappen verborgen und harrt des Weisen, der den Zauber löst. Ist er wirklich ein Weiser, dann wird er sich an die altbekannten ehrenfesten Devisen halten; aber den Menschen reizt immer das Unbekannte, zumal wenn es in verlockender Hülle entgegentritt. Und selbst dem gelehrtesten, kundigsten Oenologen werden hier »Stählchen« entgegentreten, von deren Existenz er bis dahin keine Ahnung gehabt hat; es liegt aber ein unsäglicher Reiz darin, seine Kenntnisse zu vermehren, zumal wenn dies auf nicht unangenehme Weise geschehen kann. Allein wer bürgt dafür? Wie Simrock den guten Rath ertheilt: »Mein Sohn, mein Sohn, geh' nicht an den Rhein!« so sollte man den Freund der Rebe warnen, zwischen diesen Trophäen zu verweilen. Er wird Tantalusqualen erleiden, denn sie sind unantastbar. »Vins de Nazareth« sagen die Franzosen von den Weinen, die man blos zu sehen, nicht zu trinken bekommt.

Jedenfalls giebt es kein besseres Mittel, um sich auf einen tiefen kühlen Trunk vorzubereiten, als zwischen diesen Babelbauten längere Zeit sehnsüchtig zu verkehren. Aber wohin dann, und welchen? Je nun, in der guten Stadt Wien giebt es zwar keinen Rathskeller, wie in Bremen und Lübeck, in Brüssel und Bern, aber große Weinhändler und große Keller genug, bei und in welchen man sich schon Raths erholen kann. Vielleicht finden sich beide in der ganzen Welt nicht so bedeutend, wie gerade hier. Und dann die schönen Stifter längs der blauen grauen Donau — welche Schätze birgt der Felsen, auf dem sie erbaut sind! Vor Allem du, Klosterneuburg, Heimat des edelsten österreichischen Rieslings, der da duftet, wie es schmeckt, und schmeckt, wie er duftet wunderbar! Wer ihn einmal an rechter Stelle gekostet, der ruft mit Justinus Kerner:

Digitized by Google

„Fühlt, welch' hohes Geschenk die sterbende Mutter zurückließ,
Schloß sie die Sonne euch nicht liebend in glühenden Wein?
„als das edelste Vermächtniß der Jahresherrlichkeit für die erstarrenden Stürme des Winters."

Aber auch den lieblich starken Gumpoldskirchner wollen wir einbeziehen in den vorderen Rang der langen Reihe der niederösterreichischen Weinpaladine, die an uns jetzt in weißem Mantel vorüberziehen; sie kommen von ihren Stammburgen in Mailberg und Retz, in Weidling, Grinzing, Nußdorf, vom Bisamberg und Falkenstein, aus Mödling, Krems und Langenlois, von der Brünnerstraße und aus dem Herrenbaumgarten — wie schade, daß sie alle das Visir heruntergeschlagen haben, so daß man nur rathen kann, ob sie fröhliche oder saure Mienen machen. Und hinterher ziehen die rothbemantelten von Matzen, der Edle von Vöslau mit seinen Knappen Gainfarn und Merkenstein. Dieser stattlichen Reihe schließt sich ein zweiter Zug an aus Mähren, geführt von den Edelknechten aus Znaim und Joslowitz, aus Auspitz und Bisenz. Die Rothen und Weißen aus dem Böhmerlande haben es verschmäht, zu den Standesgenossen zu rücken, sie zogen es vor, vom fernen Sonderstandpunkte aus dem dionysischen Feste zuzuschauen. Dagegen hat die gute Steiermark ihr Contingent vollzählig gesendet. Das sind schwer gepanzerte, starke Gesellen, die da aus den Reben hervorlugen; sie halten einen mächtigen, schimmernden Thurm besetzt, welchen zierliche Außenwerke flankiren, mit ihm durch flatternde Weinguirlanden verbunden. Und gar klüglich haben sie sich das Symbol des ewigen Räthsels, die egyptische Sphinx, zur Karyatide erkoren, denn räthselhaft noch gährt es unter ihnen, sie sind unschlüssig, auf welche Seite sie sich schlagen sollen. Da stehen sie, die Reisigen von Luttenberg, Radkersburg, Kerschbach, Schmitzberg, Frauheim, Gonobitz, Radisell — unter ihnen gar fromme Gesellen: Jerusalemer, Allerheiligen — auch lustige, wie Nachtigall und Blume von Wildhaus — und feste wie Eisenthurer, alle jedoch in leuchtendem Goldgewand. Wenn wir Einen darunter zu unserem Kämpen wählen sollten, so wäre es der liber baro Riesling von Hochstermetz, ein Lehensmann des Stiftes Admont; von ihm können die Steirer mit Emanuel Geibel singen und sagen:

„Ich weiß einen Helden aus seltener Art,
So stark und so zart, so stark und so zart,
Das ist die Blume der Ritterschaft,
Das ist der Erste an Milde und Kraft,
Soweit auf des Vaterlands Gauen
Die Sterne vom Himmel schauen."

In Purpurkleidern reiht sich an sie das stolze Geschlecht der Vinarier, der hochgräfliche Pickerer, der Marburger derer von Brandis und vom Gute Rutt. Abseits aber, auf sich selbst vertrauend, hält sich eine wackere Schaar in silbernen Rüstungen, das sind die wehrhaften Junkherren des Schaumweines, stürmische Knaben, unwiderstehlich im Angriff, die Sinne beschmeichelnd und in geistvoller Tändelei

Digitized by Google

„Formend die Perlen von silbernem Schaum,
Die sich erheben aus siedendem Spiegel,
Die in den spitzigen Trichter-Pocalen
Funkelnd den hitzigen Sprudel entstrahlen,
Die aus der Flasche gebrochenem Siegel
Schweben und tanzen auf duftigem Flügel,
Steigen und sinken im goldigen Raum."

Aber so leicht und lose sie auch in die Welt schauen, diese Bannerjunker haben mit dem Franzmann manchen Strauß ehrenvoll bestanden, sie haben ihre Fahne getragen über den halben Erdkreis bis zu den fernen Söhnen des Reiches der Mitte und sich dort bleibende Stätten gegründet. Im Gefolge endlich der steierischen Helden zieht auf ein langer Troß in schillerndem Waffenrock; wer ihrer Art fremd ist, thut nicht gut daran, sich mit ihnen einzulassen; sie wahren hartnäckig den heiligen Graal der steierischen Bacchus-Verehrung, das vielberufene »Acetum styriacum«, und wehe Dem, der es den groben, herben Eisenfressern entreißen will.

Aber schon zu lange haben wir unter den Reben der Mark geweilt, uns winken noch gar viele Altäre, umstellt mit ungeduldigen Festgenossen. Auch das glaubenstreue Land Tirol hat deren errichtet und sie beschickt mit den Besten seiner sonnigen Höhen, von deren Gipfel die feudalen Burgen so adelig mittelalterig in die dunklen Thäler blicken. Aus dem Rebengebirge von Bozen ragt weithin schauend eine Strohhütte empor, darin sitzt der Weinhüter von Meran in seinem sonderbaren Janker, die Partisane auf den Knieen, und überschaut sein lachendes Gebiet, von Trauben geschwellt, mit goldenen Aepfeln gesegnet. Eine andere Gruppe bildet das Trentino mit seinem Moscato, Nosiola, Negrara, Segonzano, Terolbico, Gropello, San Donato, Cipriano, dann mit dem Isera, dem Stolze Tirols, aus dem Roveredaner Bereich.

Dem Lande Kärnten ist der Gott nicht günstig gewesen, er hat ihm nur ein kleines Almosen seiner hehren Gabe zugeworfen. Dagegen hat er den Krainer Boden besser begnadet. Hier erheben sich ihm stattliche Vasallenschlösser zu Möttling und Gurkfeld, am Stadtberg und zu Ruckenstein, vor Allem aber zu Oberfeld, wo der geheimnißvolle Stoff wächst, der mit Bad Ems an Wirksamkeit wetteifern soll. Auch Görz ist vertreten beim großen Turnier, zumeist durch seine Präceptoren aus Monastero und Cormons mit ihren Cavalieren aus Dornberg, Villanova di Farra, Ronchi, Kobdil und dem süßen Junker Piccolit; sein übriger Bann ist nicht ritterbürtig, nur Futter für's Pulver. Aus Istrien kamen sie in hellen Haufen mit wehenden Fähnlein, die von Capodistria, Parenzo, Veglia, Isola di Cherso, Dignano, Pisino, Lussini, Pola und Rocca di Muggia, darunter unbändige Burschе, ungeleckte Bären, deren Kraft noch der Erziehung bedarf. Und zuletzt, aber nicht die letzten unter den Helden, die dalmatinischen Herren, deren Rittersitze sich in der Adria spiegeln, alle hochedler Abkunft, aber etwas verwildert durch die Nähe der Schwarzen Berge und die unverlöschte Erinnerung an das fränkische Siegreichthum von ehedem. Ihnen voran tritt der ernste Opolo

Digitized by Google

neben dem finsteren Tartaro, süß lächelnd folgt der blonde Vugava, der geschniegelte, parfümirte Moscato di Rosa, der feurige, dunkelpurpurne Cerlienak, dann in buntem Gemisch die Glavinussa, die von Bol, Castella, Brazza, Spalato, Solta, Trau und von der Insel Lacroma, welch' letztere Schilder tragen mit einem durch das Unglück geheiligten großen Namen. Sie alle sind versammelt, um die Feier ihres Gottes zu begehen durch ein würdiges Turnier. Nur unter sich wollen sie die Speere messen, denn da draußen im Reiche giebt es ältere, erprobtere Streiter. Ihnen aber gleich zu werden, das muß die Aufgabe der Ritter und Priester vom Bacchus in Oesterreich werden. Hoffentlich ergiebt das Waffenspiel den Schiedsspruch, daß die Meisten ihre Schuldigkeit gethan und ernstlich gestrebt haben, des Gottes würdig zu sein. Und so scheiden wir denn aus ihren Reihen, gehoben durch den Anblick so vieler preislicher Helden, aber durstigen Muthes, um andere Reben aufzusuchen, unter deren Schatten wir die Erinnerung aufzufrischen trachten werden. Den braven Schirmern und Hegern aber der Producte des freudespendenden Gottes wünschen wir vom Herzen, daß sie bald mit Fug und Recht das alte Volkslied singen können:

„Wir haben ein Schiff mit Wein beladen,
Damit wir wollen nach Engelland fahren.
Der Wein ist aus der Maßen gut,
Er macht uns frischen, freien Muth!"

Am Rhein, am Rhein!

»Da wachsen Unsere Reben, gesegnet sei der Rhein!« Welcher gute Deutsche hat das nicht mit Bewußtsein dem alten Claudius nachgesprochen, wenn er das edle Erzeugniß der Hügel des Rheingaus schlürfte, glücklicher als der Dichter, welcher bekanntlich sein volksthümliches Lied verfaßt hatte, ohne jemals einen Tropfen Rheinweins gekostet zu haben, was er als Intuition, das wahre Wesen der Poesie, höchlich zu preisen wußte.

»Dort wachsen unsere Reben, nämlich die Reben der Zukunft, welche vorzugsweise einen vollkommenen Wein für gebildete Zungen zu liefern vermögen« — so sagten auch wir, als wir in der deutschen Abtheilung der östlichen Agriculturhalle an einem heißen Tage vor den weißen Tempelbau gelangten, der die erquickende Aufschrift »Rheingau« trägt. Als Vorwerk erhebt sich ein Rundbau, über welchem die traubenspendende Hebe schwebt, hier lagern die Weine von der Mosel und Saar, liebenswürdige Plänkler, wohl einer tieferen Bekanntschaft werth; aber erst hinter ihnen reiht sich im Halbkreis deutsche Kraft und deutscher Geist in höchster Vollendung unter den Bannern: Johannisberg, Rüdesheim, Geisenheim Rauenthal, Hochheim, Eltville — Namen so volltönenden Klangs, daß die Firma »Rheinganer Schaumweine« neben ihnen fast einen Mißton hervorbringt.

Digitized by Google

In der Mitte seiner Getreuen steht der ewig junge Gott in einer Nische; in der rechten Hand zerdrückt er eine schwellende Traube, die linke hält den Thyrsus mit dem ominösen Pinienapfel, der an das Verpichen der Weinschläuche bei den Griechen einst und jetzt, oder an den beliebten Terpentinzusatz erinnert; rechts steht ihm Ceres, links Flora zur Seite, Symbole der Kraft und des Duftes seiner edelsten Gaben. Mit gleichem Rechte hätte auch Venus hier Platz gefunden; hat doch schon Fr. v. Logau (1650) in seinem Sinngedicht »An den Rheinfluß« gesungen:

„Der dich erstlich nannte Rhein, wollte, glaub' ich sprechen: Wein;
Der dich erstlich nannte Rhenus, wollte glaub' ich, sprechen: Venus;
Was die Venus im Latein, ist uns, Rhenus, deutsch dein Wein!"

Er ist es aber auch werth, dieser Wein, daß er dem Höchsten beigesellt wird, was die Menschheit kennt. Die Weine des Rheingaus, durchweg weiß mit wenigen Ausnahmen, zeichnen sich aus durch goldhelle Färbung und trocken-pikanten Geschmack, welcher sie derart charakterisirt, daß er anfangs dem nicht daran Gewöhnten — vor Allem den Franzosen, überhaupt den Südländern — leicht die Empfindung von Säure auf der Zunge macht. Allein selbst bei den leichteren Weinen des Rheingaus vereinigt sich mit dieser Säure so viel Aroma, Lieblichkeit und Feinheit, daß sie ein vortreffliches Tafelgetränk bilden, welches niemals Beschwerden oder Ueberdruß erregt. Je edler die Weine, um so minderen Säuregehalt besitzen sie; die Hochgewächse enthalten alle Bestandtheile in so harmonischer Zusammenstimmung, daß ihr Geschmack völlig undefinirbar wird; einen Begriff davon kann nur Der erlangen, der sie selber kostet. Das besondere Vorrecht der Rheingauer Weine ist aber ihr köstliches, unvergleichbares Bouquet; bei reifen Edelweinen muß dasselbe das Zimmer erfüllen, sobald eine Flasche geöffnet wird, kein anderer Wein hat es in dieser Fülle und Wirkung; selbst Weine, welche sonst keineswegs zu den ausgezeichnetsten gehören, besitzen dies Bouquet oft in hohem Grade.

An Haltbarkeit können sich nur wenige Weine dem Rheingauer vergleichen; bei richtiger Behandlung hält er sich Jahrhunderte lang, ohne krank zu werden, oder sich zu zersetzen. Im Allgemeinen sind die edlen Weine des Rheingaus schwer, sie bringen aber, wie man zu sagen pflegt, nur »einen guten Rausch« ohne üble Nachwehen — vollkommene Reinheit natürlich vorausgesetzt. Mäßig getrunken, übertrifft ihre diätetische Wirkung, namentlich bei bejahrten Personen, diejenige aller bekannten Weine. Im Range stehen die Rheingau-Weine an der Spitze der deutschen und neben den edelsten Weinen des Auslandes; die Jury der Londoner Weltausstellung 1862 erklärte sie ausdrücklich für die ersten der Welt. Daher hat auch der britische Dichter Southey schon den begeisterten Ausspruch gethan: »The wine is every where about the Rhine the true Amreeta, and deserves to be called the »Liquor of the life« — and so Pindar would have said, if he had ever tasted it.« (Der Wein ist überall am Rhein die wahre Amrita — die Göttermilch der indischen Mythologie — und verdient den Namen

Digitized by Google

»Lebenselixir«; so würde selbst Pindar — der Lobredner des Wassers — ihn benannt haben, hätte er davon gekostet.)

Es ist ein herrliches Stück Land, wo diese edle Bacchusgabe wächst, die Perle Deutschlands, besungen von den Dichtern aller Nationen, die es gesehen; es hält seine Kinder mit weichen Armen fest und sendet ihnen bitteres Heimweh nach, sobald sie sich losgerissen haben. In klingenden Strophen feiert es Karl Simrock:

„Wem es beschieden ist,
Bleib' an des Rheines Strand!
Nirgend hienieden ist
Doch ein so feines Land.
Männer und Mägdelein,
Kenner von echtem Wein,
Schenken ein.

Drüben in Rüdesheim
Soll gut Geläute sein;*)
Hüben in Büdesheim
Fand ich die Leute fein.
Locken die Glocken dich?
Mädchen, sie locken mich,
Fahr' allein!"

Von Bieberich oder Walluf an, am rechten Rheinufer, erstreckt sich das Stromland des eigentlichen Rheingaus bis nach Caub. Es ist ein kleiner District, in dem der edelste Wein der Welt auf sanft geschwellten Hügeln und an steilen Hängen des Gebirges wächst, aber jeder Ortsname ist auch zugleich derjenige einer guten Sorte, weithin bekannt und beliebt. Da stehen sie, die schlanken grünen Flaschen eigenthümlicher Form, die das bezeugen. Wir lesen an ihnen die Aufschriften: Johannisberger, Steinberger, Gräfenberger, Marcobrunner, Geisenheimer, Rüdesheimer, Rauenthaler, Hochheimer, Neroberger, Bodenthaler, Oestricher, Hallgarter, Winkler, Erbacher, Eltviller, Walluser, Schiersteiner, Aßmannshäuser — und jede bringt uns einen Genuß in Erinnerung.

Wer die Gastfreundschaft der Rheinweinlande genossen hat, der wird mit uns fühlen vor dieser imposanten Trophäe, die leider nur auf's Auge wirkt. Wer dort einen Freund oder nur halbwegs Bekannten besucht, der gewahrt, daß dieser nach zehn Minuten Unterhaltung unruhig zu werden beginnt, nach einer Viertelstunde Unterhaltung aber höchstens faßt er seinen Entschluß, greift nach einem mächtigen, an der Wand hängenden Schlüssel und sagt, die Lippen leckend: »Nun wollen wir einmal den Keller besehen!« Und hinab geht es in die kühlen unterirdischen Räume. Hier ist immer vorgesorgt; auf weißem Teller, der auf der Kellerstiege steht, befinden sich einige altbackene Semmeln, womit der Gaumen zum Verständniß der verschiedenartigen Proben geschult wird; kein Käse, wer den zum guten Weine genießt, wird für einen Barbaren gehalten; höchstens ist er erlaubt zum »Rambaß«, zum »Kutscher«, Saurach«, »Flöhpeter«, »Rachenputzer«, »Garibaldi«, wie die ordinären Producte schlechter Jahrgänge vom Volkswitz getauft werden, denn es soll nicht verschwiegen bleiben, daß der Rheingau auch solche liefert, namentlich von der edlen Rieslingtraube, wenn sie nicht

*) Wo die Glocken den schönsten Klang haben, da wächst auch der beste Wein — sagt man im Rheingau.

Digitized by Google

reif geworden ist. Im Keller beginnt dann alsbald eine sehr animirte Unterhaltung, seine geöffnete Thür wird alle Augenblicke durch einen neuen Gast verdunkelt, der »zufällig« vorübergeht und nicht widerstehen kann, sich nach dem Wohlbefinden des Besitzers zu erkundigen; es ist, als ob der Kellerduft aus weitem Kreise die wißbegierigen Nachbarn heranlocke, wie ein Köder die Fische. Je mehr, desto besser, denn die Reciprocität wird heilig gehalten; je zahlreicher ihre Kellergäste, um so reicher die Aussicht auf künftige Kellervisiten.

In der Mitte der großen Lagerfässer ist ein kleiner Probirhahn angebracht, aus dem der goldene Saft seinen Strahls in die Gläser spritzt; »medio tutissimus ibis« — (in der Mitte ist der Ibis am sichersten) lautet der Wahlspruch der echten Weinzunge; nur in der Mitte des Stückfasses befindet sich der Wein in der rechten Harmonie, oben ist er schärfer, alkoholreicher, unten am Boden leichter und öfters hefig, was sich natürlich bei jeder stärkeren Bewegung ausgleicht. Und nun wird das goldene Naß lange gegen das Licht der Kellerthür gehalten und mit dem Auge geprüft, man will sich durch Enthaltsamkeit den reellen Genuß verstärken, endlich aber hebt sich das Glas mit zitternder Erwartung zum Munde; nur ein kleiner Schluck wird genommen, zuerst mit der Zungenspitze, dann mit dem Gaumen geprüft — ah! — und dann folgt die volle Befriedigung. Sie wiederholt sich so oft, daß der an dergleichen unterirdische Gastfreundschaft nicht Gewohnte, wenn er nach einigen Stunden wieder an's Tageslicht tritt, die Welt verwandelt glaubt, oder an ein Erdbeben denkt, jedenfalls aber volle Berechtigung hätte, das allbekannte Heimlied des geistlichen Mühler zu singen — wenn er noch singen könnte: »Grad' aus dem Keller komm' ich heraus, Straße, wie siehst du so wunderlich aus? Rechterhand, linkerhand, Alles vertauscht — Straße, ich glaube gar, du bist berauscht!«

Allein dergleichen kleine Folgen des schroffen Luftwechsels werden im Rheinlande mit ebensoviel Verständniß als Wohlwollen behandelt; ein paar Stunden Ruhe bringen Alles wieder in's Gleiche und neugestärkt erwacht der Neuling, aber sonderbar, sein erster Blick richtet sich nach dem Kellerschlüssel. »An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein!« hat schon Simrock gewarnt; »mein Sohn, ich rathe dir gut; da geht dir das Leben zu lieblich ein, da blüht dir zu freudig der Muth!«

Als König der Rheingauer Weine gilt überall der Johannisberger, dessen Name der bekannteste von allen wäre, ohne den Hochheimer. Der letztere wächst eigentlich nicht im wirklichen Rheingaugebiet, sondern auf dem südlichen Abhange des Taunusgebirgs, dicht am Main, in dem Winkel, den dessen Vereinigung mit dem Rheine bildet. Das »Gold von Hochheim«, welches Klopstock gefeiert hat:

„Du dufte'st Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume an dem Gestade dampft,
Du bist es würdig, daß du den deutschen Geist
Nachahmst, bist glühend, nicht auffammend,
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer!"

Digitized by Google

ist von altersher so berühmt, daß ein großer Theil der Welt keinen anderen Rheinwein kennt und nennt als den Hochheimer; die Briten nämlich, welche ihn vorzugsweise schätzen, haben seinen Namen durch Abbreviatur in »Hock« (die englischen Kellner pflegen blos »Oc« zu sagen) verstümmelt und benennen damit nunmehr alle deutschen Weine. Was sie davon halten, sagt ihr Sprichwort: »Good Hock keeps off the doctor« — »guter Rheinwein ersetzt den Arzt«. Dagegen wollen sie von den Weinen mainaufwärts bis Frankfurt am Main nichts wissen: »Rhine wine good: Neckar pleasant: Moselle innocent; Frankfort bad!« übersetzen sie den alten deutschen Volksspruch:

„Der Wein vom Rhein ist immer gut;
Der Moselwein nicht schaden thut;
Der Neckarwein ist auch noch recht —
Frankfurter Wein ist immer schlecht!"

Aber zurück zum Johannisberger, von welchem ein 1868er aus der berühmten Kellerei des Herzogs von Nassau in Biebrich ausgestellt ist neben Hochheimer aus den Jahren 1706, 1779, 1783, 1806, 1839, Steinberger von 1811, 1822, 1834, 1846, 1848, 1857, 1858, 1859, 1861, 1862, 1865 und noch andere Hochgewächse der gleichen Jahrgänge; — wer ein Weinkenner ist und diese Zahlen erschaut, der wird ahnen, welch' ein Schatz hier sich vor dem »Sesam« des Propfenziehers der Weinjury öffnen wird, und diese beneiden um die Genüsse, welche ihr in solcher heißen Zeit gekühlt zufließen.

Der Johannisberg, eine kegelförmige Höhe mit weithin leuchtendem, architektonisch unschönem Schlosse gekrönt, ward schon im 9. Jahrhundert durch den berühmten Mainzer Erzbischof Rhabanus Maurus besiedelt; 1106 gründete sich darauf eine Benediktiner-Abtei, deren Insassen den Weinbau pflegsich betrieben, so daß schon im 13. Jahrhundert seine Producte vielberühmt waren. Allein nach und nach sank die Cultur durch Vernachlässigung, bis im Anfange des 18. Jahrhunderts der Abt Fürst Adalbert von Walderndorff, welcher im Jahre 1717 das jetzige Schloß erbaute, sie wieder in Aufschwung brachte. Durch den Frieden von Lüneville 1801 und die Säcularisation ging der Johannisberg in den Besitz des Prinzen von Oranien über, der ihn aber schon 1803 wieder an den Herzog von Nassau verlor. Diesem entriß ihn Napoleon I., um ihn dem Marschall Kellermann, Herzog von Valmy zu schenken, 1807. Er besaß den Johannisberg bis 1813. Die Franzosen, eifersüchtig auf den Ruhm des deutschen Weingutes, haben die Mähr ersonnen und behaupten heute noch, Kellermann habe durch französische Reben, Winzer und Kellerbehandlung den Johannisberger Wein erst zu dem gemacht, was er ist; es ist dies eine reine Erfindung. Nach der Schlacht bei Leipzig besetzten österreichische Truppen den Johannisberg, bis Kaiser Franz ihn seinem Premier-Minister, dem Fürsten Metternich verlieh, dessen Sohn heute der glückliche Besitzer ist. Dieser verfügt über Weine, wie kaum ein anderer Fürst der Erde; wurde doch schon das Stück davon

Digitized by Google

mit 16.000 Gulden verkauft, wonach sich der Preis des Liters auf $13^1/_3$ Gulden stellte. Die Cabinets-Weine werden nur in Flaschen verabfolgt, das Minimum des Preises ist $2^1/_2$ Gulden, das Maximum 14 bis 20 Gulden per Flasche. Das edelste Gewächs reservirt der Fürst für sich und zu Geschenken an Höfe. Was unter dem Namen »Schloß Johannisberger« auf den Weinkarten der Hotels paradirt, ist mehrentheils »Dorf Johannisberger«, oder von der Lage »die Klause«. Das Schloß hat nicht mehr als 10 bis 11 Hektaren tragfähiger Weinberge im Betriebe; daraus möge man ermessen, welcher Mißbrauch mit seiner renommirten Firma getrieben wird.

Dem Schloß Johannisberger zunächst steht der Steinberger, der in guten Jahrgängen jenen an Feuer sogar übertrifft, wenn er ihm auch an Bouquet nachsteht; er wächst auf 20 Hektaren einer preußischen Domäne. Das Stück = 1200 Liter, ist schon mit 12.000 Gulden verkauft worden; in der Ausstellung ist es, aus dem herrlichen Jahrgang 1865, mit 5440 Gulden notirt. Im Rang der dritte unter den Rheingau-Weinen steht gegenwärtig der Rauenthaler, zu dieser Ehre erst neuerdings durch gesteigerte Cultur und gerechtere Würdigung gelangt. Im August 1863 bewirthete die gute Stadt Frankfurt ihre Gäste, die Mitglieder des vom Kaiser von Oesterreich zusammenberufenen Fürsten-Congresses, mit einem Rauenthaler, wovon die Flasche 15 Gulden kostete; er heißt seitdem der »Fürstenwein«. Die Agriculturhalle hat einen »Rauenthaler Berg, Auslese« mit 13 Gulden à Flasche aufzuweisen. Der duftige, besonders im Alter kräftige Marcobrunner wächst dicht am Rhein zwischen Erbach und Hattenheim, die besten Lagen gehören dem Grafen Schönborn. Der District hat seinen Namen von einem Brunnen, welchen 1865 die Gemeinde Erbach renoviren und mit der Inschrift versehen ließ: »Marcobrunn, Gemeinde Erbach«. Die Hattenheimer glaubten sich dadurch verletzt, denn der größere Theil des berühmten Weinbezirkes liegt in ihrer Gemarkung; sie rächten sich daher durch folgende, über Nacht an ihrer Brunnenseite angebrachte Legende: »So ist es recht, und so soll es sein: für Erbach das Wasser, für Hattenheim den Wein.« Der Gräfenberger, bei Kiedrich wachsend, ist ein Edelwein erster Classe. Rüdesheim war von altersher durch seinen kräftigen, blumenreichen Wein berühmt; schon Fischart sang:

„Dort unten an dem Rheine, da ist ein Berg bekannt,
Der trägt ein guten Weine, Rüdesheimer genannt;
Der hat ein geistlich Art an sich, macht äußerlich und innerlich!"

Rüdesheimer Berg von 1862, Riesling, wird in der Ausstellung mit 3000 Thalern das Stück offerirt. Dann kommt Geisenheim mit seinem Rotheberg, Capellengarten, Morschberg, Kosakenberg, Eltville mit dem Taubenberg, Kiedrich mit der Wasserrose, Winkel — auf dessen Friedhof die unglückselige Günderode, die Freundin Kreutzer's und der Bettina, begraben liegt — mit seinem Dachsberg und Hasensprung; Hallgarten, das Eigenthum v. Ixstein's, wo so oft Rotteck, Welker, Hecker verkehrten und

Digitized by Google

unschuldige Conspirationen schmiedeten, jetzt im Besitze des Dr. Eisenlohr, bekannten Namens, und noch gar manche andere Orte, welche gute Säfte erzeugen, wenn diese gleich mit fremden Taufscheinen in die Welt gehen. Da, wo der eigentliche Rheingau rheinaufwärts endet, nimmt er sich zum Abschied noch einmal zusammen und schenkt der Welt den schmalzigen Aßmannshäuser mit seinem Mandelgeschmack, den edelsten Rothwein Deutschlands. Darüber hinaus aber gedeiht kein Hochgewächs mehr.

Fragt der wißbegierige Leser, welchen Verhältnissen die Rheingauer Weine ihre Eminenz verdanken, so kann man darauf antworten: der geschützten günstigen Lage am breiten, die Sonne reflectirenden Strom, dessen Verdunstung die Luft mit warmer Feuchtigkeit schwängert; der ausgezeichnet fleißigen und rationellen Behandlung der Rebe und der Weine, endlich der Wahl des Rebsatzes. Dieser besteht bei den Hochgewächsen durchweg aus Riesling. Das aber ist die edelste von allen Weintrauben, die einzige, die das unnachahmliche Bouquet liefert, sie ist die Traube der Zukunft. Von ihrer erfolgreichen Verbreitung wird es auch abhängen, ob der Weinbau Oesterreichs, des zweiten Landes der Welt bezüglich der Fülle seiner Production auf diesem Gebiete, mit der Zeit ein wirklich lohnender Culturzweig werden wird, was er heute leider nicht ist. Da aber die Rieslingtraube entschieden rheinischen Ursprungs ist, so kann nur lebhaft gewünscht werden, daß recht bald auch die österreichischen Winzer singen mögen: »Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben, gesegnet sei der Rhein!«

Nimrod.

Eine Weltausstellungs-Erinnerung.

In der ostindischen Abtheilung des großen Industriepalastes befand sich ein geschmackvoll ausgestatteter Kasten, welcher die Gunst des Publikums in hohem Grade genoß. Er enthielt, wie die Aufschrift meldete, »Sporting Trophies of Southern India«, Jagdtrophäen aus Süd-Indien, ausgestellt vom Colonel Michael, gefaßt oder verarbeitet von Edwin Ward in London. Die einzelnen Gegenstände der Sammlung sind sowohl an und für sich, als auch durch die Art ihrer Montirung hoch interessant. Da fand sich ein Tigerschädel mit riesigen Fangzähnen in ein Schreibzeug umgewandelt, dessen Tintenfaß und Streusandbüchse sich in die Augenhöhlen placiren, während das furchtbare Gebiß, das vielleicht Menschenknochen zermalmt hat, jetzt zierlichen Schreibfedern als Auflage dient; ein anderer ist in eine Briefbüchse umgewandelt und zarte, duftige Billets werden in den Rachen gleiten, welcher dereinst so oft vom Blut getrieft hat. Aus einem gewaltigen Elephantenfuß ist ein Tabouret geworden, dessen Polster mit Leopardenfell

Digitized by Google

bezogen ist; vielleicht ruht noch oft ein schöner Fuß auf dem ungefügen Stumpfe, der die Palmen der Dschunglen niedergetreten und die Reisfelder furchtsamer Hindus beschädigt hat. Dazu gehören prachtvolle Stoßzähne des Riesen der Thiere, sie stammen von der Varietät des indischen Elephanten, welche »Dahutelah« genannt wird und sich durch ihr starkes, wenig aufwärts gekrümmtes Elfenbein auszeichnet; das schwerste Stück davon mag 60 bis 70 Pfund wiegen, es wurden aber auch schon Stoßzähne gewonnen, von welchen jeder 350 Pfund schwer gewesen ist; man construire danach das ganze Knochengerüst eines derartigen »Herrschers der Wälder«. Dann sind Schädel von dem Gaur, dem wilden, indischen Stier, der den Tiger nicht scheut und das gefürchtetste Jagdthier der Berge ist, dem kein einzelner Jäger entgegenzutreten wagt. Die eigenthümliche Gestalt und Biegung der Hörner läßt keine Verwechslung mit anderen Vertretern der Familie Bos aufkommen.

Stattliche Trinkhörner haben die Büffel der sumpfigen Niederungen Hindostans geliefert; bekanntlich ist hier das Vaterland dieser Thiere, welche wild und domesticirt neben einander vorkommen; sie sind zuerst im grauen Alterthum nach Persien ausgewandert, wo das Heer Alexander's des Großen ihnen schon begegnete; viel später gelangten sie durch die Sarazenen nach Syrien und Egypten; auf den zahlreichen Bildwerken der Monumente des letzteren Landes, welche das ganze Leben und Treiben des alten Volkes bis in's kleinste Detail illustriren, findet man nirgends den Büffel, ebensowenig wie das Kameel; heutzutage sind beide die beliebtesten Lastthiere des Nilthals. Nach Europa kam der Büffel durch die Einfälle asiatischer Horden und scheint sich zuerst an der unteren Donau eingebürgert zu haben. In Italien wurde er, nach dem Zeugniß des Diaconus Karl Warnefried, mit dem Jahre 596 unter Agilulf's Regierung eingeführt. Die Jagd der wilden Büffel ist äußerst gefährlich, da das gereizte Thier wie toll und blind auf seinen Angreifer stürzt, um ihn zu vernichten; man hat Beispiele, daß es versucht hat, einen Elephanten auf seine Hörner zu nehmen, freilich zog es dabei den Kürzeren.

Andere Trophäen erzählen von glücklichem Jagen auf Antilopen und Hirsche; die ersteren sind vertreten durch schön gewundene Geweihe des Sasi oder der Hirschziegen-Antilope, welche in der indischen Mythologie eine Rolle spielt. In dem Sanskrit heißt sie »Ena«, die Schöngefleckte, ist der Göttin Tschandra oder dem Monde geheiligt und nimmt in dem Thierkreise der Hindus die Stelle des Steinbockes ein. Die Jagd auf sie, welche vielfach mit abgerichteten Falken betrieben wird, gehört zu den besonderen Vorrechten der heimischen Fürsten und gilt als höchster Sport des Landes.

Die indischen Hirsche gehören den Gruppen Axis, Rusa oder Mähnenhirsch und Muntjac oder Moschusthier an; Geweihe sind von den beiden ersteren vorhanden; bekanntlich sind die des europäischen Edelhirsches die schönsten in der ganzen Familie der geweiheten Wiederkäuer. Felle von Leoparden und Tigern in comfortabler Zubereitung und Fächer aus dem

Digitized by Google

Gefieder der Argusfasanen vervollständigen die Sammlung der indischen Jagdtrophäen. Es ist aber gleich gegenüber eine zweite kleinere Vitrine aufgestellt, deren Inhalt denjenigen der ersteren ergänzt. Hier sehen wir zierliche Leuchter aus Hirschläufen, Schreibtisch-Garnituren aus den gewaltigen Hauern des Babirussa oder Hirschebers, Toilettekästchen aus Leopardenschädeln und Aehnliches mehr; am schönsten darunter wieder die Fächer, zu welchen ganze Bälge der malakkischen Argusfasane und der prachtvollen Spiegelpfanen in der Weise verwendet sind, daß der hervortretende Kopf den Mittelpunkt des Federnrades bildet, während die Füße als Griff dienen. Unseres Erachtens sind diese der Natur keinen Zwang anthuenden Feder-Arbeiten weit schöner und effectreicher, als die gekünstelten Zusammenstellungen aus Brasilien, welche so viele Bewunderer finden und so rasch im Preise gestiegen sind.

Die Beschauung der vorerwähnten Jagdtrophäen führte mich um 22 Jahre zurück, in der Erinnerung an eine interessante Begegnung während der ersten Weltausstellung zu London im Jahre 1851. Ich hatte eines Tages den Paxton'schen Glaspalast etwas früher verlassen als gewöhnlich, um den zoologischen Garten zu besuchen; beim Ausgang aus demselben gerieth ich, irre ich nicht, in der Nähe von Regents Street, vor ein erleuchtetes Portal (es war dasjenige des sogenannten »chinesischen Gallerie-gebäudes«) mit der Inschrift: »Südafrikanisches Museum von Cumming«. An der Pforte hielten zwei einladend duftende Individuen Wache, ein Hottentotte und ein Neger. Ich opferte meinen Shilling und trat ein. Das war allerdings eine ganz eigenthümliche, sehenswerthe Sammlung. Die große Halle war rings mit einem breiten Tische umgeben, während eine andere Tafel die Mitte einnahm; dem Eingang gegenüber erhob sich eine stufenförmige Estrade. Den Mittelpunkt derselben bildete ein ungewöhnlich großer Elephantenkopf mit den Stoßzähnen; er war trefflich präparirt und machte großen Effect. Daneben prangten Löwenhäupter mit weit aufgerissenen Rachen, welche das ungeheure Gebiß deutlich zu prüfen erlaubten, Schädel von Nashörnern, Cap'schen Büffeln, Giraffen, Gnus, Zebras u. s. w.

Die Collection von Antilopenhörnern war der Zahl und Schönheit nach ein Unicum; bekanntlich besitzt Süd-Afrika die meisten und merkwürdigsten Arten von dieser Gattung der gehörnten Wiederkäuer. Der Bleßbock, der Springbock, Thiere, welche in Heerden von Millionen gleich den Heuschreckenschwärmen die Karroofelder überziehen, das Wildebeest und der Riedbock, der Gemsbock (Fasan-Antilope oder Oryx, wahrscheinlich das Einhorn der Alten), das Kuduh, die braune Antilope, die Elenn-Antilope, der Blaubock, die schwarze Antilope, der Pallah, der Wasserbock, der Serolomutlut (diese früher unbekannte Antilope wurde von Cumming zuerst entdeckt und beschrieben), kurz, fast alle südafrikanischen Species der Gattung waren vertreten, und dies zwar häufig mehrfach, in den seltensten Exemplaren. Allein das war nur ein kleiner Theil des außerordentlichen Museums. Hier befand sich der Schädel des Löwen »Menschenfresser«, der den Buschmann Hendrik

Digitized by Google

Nachts vom Lagerfeuer weggeholt und so nahebei verzehrt hatte, daß man von dem Wagen aus das Knistern der zerbrochenen Knochen hören konnte; dort derjenige der Löwin, welche auf dem Rücken des edelsten Reitpferdes einen »Wüstenritt« versucht hatte; da eine ganze Gallerie von der Wehre des Nashorns, den gewaltigen Hörnern des weißen, Muchocho genannten, und den kleineren des schwarzen Rhinoceros oder Boreleh, neben zahlreichen, daraus von den Afrikanern gefertigten Gegenständen, als Trinkbecher, Büchsenhämmer, Pulverflaschen ꝛc.

Noch weit reicher und werthvoller war die Sammlung von Elfenbein in allen möglichen Arten und Größen, von dem verkrüppelten kranken an bis zu dem mächtigen, sechs Fuß langen Stoßzahn des hundertjährigen Elephanten. Der schönste Schädel mit ungeheurem Elfenbein rührte von einer nächtlichen Jagd am Limpopoflusse her; er mußte drei Nächte lang bewacht werden, ehe die Fortschaffung gelang. Präparirte Elephantenfüße bildeten das Mobiliar des Salons zum Ausruhen. Auch die langen dunkelrothen Guirlanden des Biltongue — in dünne Streifen geschnittenes und an der Luft getrocknetes Elephantenfleisch — waren nicht vergessen. Besonderen Eindruck machten die riesigen Köpfe und Schädel der Flußpferde mit ihrem glänzend weißen, aber wahrhaft entsetzlichen Gebiß. Da war auch der ausgestopfte Leopard ausgestellt, welcher den Mr. Orpen, den Begleiter Cumming's auf seinem fünften Jagdzuge, niedergeschlagen und zum Krüppel verwundet hatte; dort die Haut einer ungeheuren Boa constrictor, mit der man nur nach langem verzweifelten Kampfe fertig geworden war. Prächtige Felle oder Köpfe von Zebras, Quaggas, Büffeln, wilden Hunden, Stachelschweinen, Pavianen, Flußschweinen, Klippspringern, Hyänen, Schakals u. s. w. erinnerten an den ungeheuren thierischen Reichthum Süd-Afrikas.

Auch die Vogelwelt war gut vertreten in Bälgen, ausgestopften Exemplaren und Eiern. Von letzteren waren die Straußeneier zu Hunderten vorhanden; in besonderem Verschlag befand sich eine europäische Eiersammlung, welche, von Cumming zusammengebracht, die interessanteste in Großbritannien gewesen sein soll. Der Besitzer hat sich in den mittleren Hochlanden von Schottland und an den Klippen der Seeküste zu hundertmalen mit einem Seile um den Leib von der schroffsten Spitze herabgelassen, um die Eier der verschiedenen Adler und Falken auszunehmen, welche an diesen sonst unzugänglichen Stellen ihre Nester haben. Von den südafrikanischen Vögeln interessirten besonders der Nashornvogel, der seinen Namen von der sonderbaren Freundschaft zu dem Dickhäuter hat, dem er die Zecken aus der zolldicken Haut liest und den er aus Dankbarkeit vor jeder nahenden Gefahr warnt, indem er ihm schrill in's Ohr trompetet, und der Honigvogel, der dem Menschen den Weg zeigt zu den Bäumen, in welchen die wilden Bienen ihre Waben auferbaut haben, ein Dienst, der den Naturforschern schon viel zu denken gegeben hat. An Krokodilen, an Schlangen und anderem kriechenden Gewürm, das bekanntlich in manchen Districten Süd-Afrikas ein wahres Pandämonium bildet, war kein Mangel, selbst die gerösteten Heuschrecken

Digitized by Google

fehlten nicht, die in Hungerzeiten ein willkommenes Labsal bilden. Nicht am mindesten anziehend war der ungeheure Capwagen für ein Ochsengespann von Sechzehn, der das wandernde Haus des Reisenden in jenen Regionen abgiebt mit den ungefügen Ochsenjochen und den ungeheuren Shambocks (Peitschen) aus Rhinocoroshaut, von welchen jeder Klaps einen blutigen Striemen zurückläßt.

Rechnet man dazu die zahlreichen Waffen, Geräthschaften, Kleidungsstücke und Carossen (Pelzmäntel) der Hottentotten, Buschmänner, Griquas, Kaffern, Betschuanas und wie alle die südafrikanischen Völkerschaften heißen mögen, so wird man zugeben müssen, daß das Museum wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit längere Zeit zu fesseln. Als ich es besichtigte, war ich der einzige Besucher. Nicht lange, so gesellte sich ein stattlicher Mann zu mir, von harten Gesichtszügen, mit rothem Cotteletes-Bart, breitschulterig, mit auffallend langen Armen, großen Händen und Füßen, im Aeußeren aber ein perfecter Gentleman. Als er das große Interesse wahrnahm, das die einzelnen Gegenstände mir einflößten, war er redselig und explicirte mir Alles auf das eingehendste. Aus einer Calebasse nahm er eine breitgeschlagene Büchsenkugel, wovon vier auf's Pfund gingen, und erläuterte, sie sei auf dem Schulterblatt eines Elephanten aus ihrer Form gebracht, trotzdem bei dem Guß ein paar messingene Leuchter und eine plattirte Kaffeekanne dem Blei zugesetzt worden seien, um ein härteres Projectil zu erzielen; ich besitze dieselbe heute noch. Er erzählte mir, daß es oft bis fünfzig Kugeln bedurft habe, um einen großen Elephanten zu fällen, während ein anderesmal schon ein Thier nach der ersten Kugel widerstandsunfähig geworden sei; daß der Löwe weit leichter zu erlegen und minder gefährlich sei, als Elephant und Nashorn, daß aber der Gipfel aller Jagdfreuden das Niederreiten einer Giraffenheerde sei.

Daraus schloß ich denn, daß ich den Eigenthümer des Museums vor mir habe, und auf meine Frage dies bestätigend, lud mich mein freundlicher Cicerone ein, in einem gegenüber liegenden Alehonse einen Becher mit ihm zu leeren und ein Bischen zu plaudern. Natürlich nahm ich das gern an und verdanke dieser Bekanntschaft verschiedene höchst genußreiche Abende, denn wir fanden uns nach der Hand noch öfters zusammen und ein Jahr darauf erhielt ich sogar eine verbindliche Einladung zur Grouse-Jagd nach Altyre in Schottland. Mein neuer Bekannter, Roualeyn Gordon Cumming, der größte Jäger aller Zeiten und unter seinesgleichen allgemein unter dem Nom de guerre »Nimrod« bekannt, war im Jahre 1816 in der Grafschaft Moray in Schottland geboren; er gehörte dem Clan der Campbells an und war ein naher Verwandter des Herzogs von Argyll. Von früher Jugend an waren Jagd und Fischfang seine einzigen Zerstreuungen, welchen er mit unglaublicher Leidenschaft nachging. Er erhielt übrigens eine gute Erziehung und absolvirte die Gymnasialbildung in dem berühmten Eton, dem aristokratischen Erziehungs-Institute Alt-Englands. Im Jahre 1839 kaufte er ein Lieutenants-Patent, das ihn zum vierten leichten Cavallerie-Regimente nach

Digitized by Google

Madras in Indien berief. Schon auf der Hinreise hatte er Gelegenheit, im Caplande einen Vorgeschmack der Jagdfreuden zu bekommen, welche ihn dort später erwarteten. Da das Klima Ost-Indiens ihm nicht zusagte, verließ er den Dienst, um nach Schottland zurückzukehren, woselbst er sich wieder der Hirschjagd widmete, derselben aber bald, der vielen gesetzlichen Beschränkungen halber, müde wurde, so daß er beschloß, nach Nordamerika aufzubrechen, um den Bison, das Elenn und den Wapitihirsch zu jagen. Nachdem er ein Officierspatent bei den Neufundländer Veteranen-Compagnien erworben, gewahrte er bald, daß er wenig Aussicht habe, die Kaserne verlassen zu können, vertauschte dasselbe daher mit einem solchen bei den Capschützen und langte im Jahre 1843 in Süd-Afrika an. Nach einem kurzen Feldzuge gegen die Amponda-Kaffern verkaufte er sein Patent und begann seine Jagdzüge in das Innere.

Fünf Jahre hat Cumming so zugebracht, die wunderbarsten Abenteuer erlebt, tausendmal sein Leben in die Schanze geschlagen — aber mit seltener Energie und unglaublicher Elasticität hob er sich aus jedem Unfall immer wieder zu neuen Thaten empor. Es kam ihm dabei namentlich seine ganz außerordentliche Körperkraft zu statten; man behauptet, er sei der stärkste Mann seiner Zeit gewesen. Ich selber habe gesehen, daß er ein Bajonett mit beiden Händen ohne scheinbare Anstrengung nach Belieben bog. Dazu besaß er eine seltene Fertigkeit im Umgang mit Menschen, die ihm eine große Superorität über sein oft rebellisches Dienergesindel und die Eingebornen überhaupt gab. Daß er aber auch mit Männern von Geist wohl zu verkehren wußte, das beweist sein vertrauter Umgang mit Dr. David Livingstone, damals Vorsteher der Mission in Bakatla, bei dem er öfters einkehrte und mit ihm anregende Tage verlebte. Was der schottische Nimrod in seiner Sphäre leistete, ist oft geradezu unglaublich; es wurde ihm aber von Allen, die ihn kannten, nachgerühmt, daß er vom Jägerlatein äußerst mäßigen Gebrauch mache, und wer seine Sammlungen gesehen, sich auch mit seinem getreuen »Schepzel«, dem Buschmann Ruyter — übelduftenden Andenkens — unterhalten hat, wie ich, der mußte ihm glauben.

Was sind alle die Thaten und Fanfaronnaden des französischen Löwenjägers Gérard, oder des noch prahlerischeren Pantherjägers Bombonell gegen die Stücklein des schottischen Nimrod! Er hat sie in einem besonderen vierbändigen Werke: »Hunters life in South-Africa« beschrieben, das er mir zum Geschenk gemacht hat. Die Lectüre ist ermüdend, nur ein eingefleischter Jäger wird den Muth haben, sich hindurchzuarbeiten, allein die mitgetheilten Thatsachen imponiren wahrhaft in der einfachen Darstellung des nicht sonderlich federgewandten Schotten. Wenn man da liest, wie er in dem Schießloche an der Quelle liegt, die Löwen ihn zu Dutzenden, Elephanten, Nashörner, Büffel zu Hunderten umkreisen, dem läuft es kalt über den Rücken und doch beneidet er den Waghals um die Aufregung in der wundervollen Nacht der Tropen, wie sie wenigen anderen Sterblichen wohl zu Theil geworden ist.

Digitized by Google

Die Zahl der Thiere, die der Nimrod erlegte, geht in die Tausende — ganze Stämme folgten seinen Zügen und lebten von seiner Beute — ich weiß nur, daß er 105 Elephanten eigenhändig gefällt hat. Dabei hat er aber das große Verdienst, der erste europäische Pionnier gewesen zu sein, der, indem er den Limpopo überschritt, das Bamangwatoland mit seinem König Sicomy besuchte und in die Bakalahari-Wüste vordrang, Anderen, die nach ihm kamen, die Wege gezeigt und geebnet hat. Im Mai des Jahres 1849 verließ Cumming, dessen Gesundheit denn doch durch die ausgestandenen Strapazen erschüttert war, das Capland mit einer Sammlung, welche allein eine Last von über 600 Centnern bildete. Er ging zuerst in seine schottische Heimat, wendete sich dann aber zur Zeit der ersten Weltausstellung nach London. Die Speculation mit seinem Museum schlug fehl, dagegen machte er gute Geschäfte mit dem eingeführten Elfenbein.

Als ich ihn das letztemal sah, klagte der arme Mann bitterlich über Vereinsamung und Nichtbeachtung. Er ist wohl selber mit Schuld daran gewesen; wer sich so lange der Civilisation entzieht und sein Dasein der Faust anvertraut, dem wird es immer schwer fallen, sich wieder in die glatten Zustände des conventionellen Lebens einzugewöhnen. Das bestätigte sich auch später bei ihm; ich las einmal in einer Zeitung, daß er in einen üblen Handel verwickelt sei, der selbst in London, wo man sonst aristokratische Boxereien gerade nicht übelwollend beurtheilt, Aufsehen gemacht hatte; irre ich nicht, so hatte er von seiner Körperkraft bei einem Zwist mehr als ausreichenden Gebrauch gemacht, er wurde zu einer nicht unbeträchtlichen Strafe verurtheilt. Grollend zog er sich in die schottischen Hochlande zurück. Dort ist er im Jahre 1865 in einem Alter von 49 Jahren gestorben, nachdem er sich vorher, die Auflösung seiner Kräfte erkennend, aus seinem getreuen Capwagen einen eigenthümlichen Sarg hatte zimmern lassen, den er auch als Krankenbett benützte. Seine Sammlungen hatte er schon acht Jahre vorher nach Fort Augustes, seinem letzten Wohnorte, übergeführt und geordnet; sie befinden sich noch heute daselbst und bilden einen starken Anziehungspunkt für die Reisenden in jener Gegend. Welche Aufschrift sein Grabstein führt, weiß ich nicht; die passendste wäre gewiß gewesen das einzige Wort: »Nimrod«.

Von ausgestorbenen Thieren.

In der Ausstellung der britischen Colonie Neu-Seeland befand sich eine der größten Merkwürdigkeiten des Industriepalastes. Es ist dies das Skelet des Riesenvogels Moa aus dem Canterbury-Museum zu Christchurch, welch' letzteres der Leitung eines österreichischen Geologen von Ruf, des Dr. Julius Haast, eines Schülers von Hochstetter, untersteht; dieser selbst

Digitized by Google

hat sich der Mühe unterzogen, die Aufstellung der vier verschiedenen Arten der ausgestorbenen flügellosen Vögel des Landes der Maoris vorzunehmen, und das Publikum darf ihm dafür zu Dank verpflichtet sein. Denn Wenige wußten vordem etwas von jenen seltsamen Geschöpfen eines seltsamen Welttheiles und noch viel Wenigere haben deren Reste erblickt; es ist aber ganz unmöglich, sich ohne Autopsie eine rechte Vorstellung von den Verhältnissen der Vogelgiganten zu machen.

Die Riesenmoa, Dinornis giganteus, Owen, mißt 9 Fuß 10 Zoll Höhe; die elephantenfüßige Moa, Palapteryx elephantopus (dem neuholländischen Casuar verwandter als dem heute noch lebenden flügellosen Vogel Neu-Seelands), 5 Fuß 4 Zoll; die große Moa, Dinornis ingens, 5 Fuß 6 Zoll; die dodoähnliche Moa, Dinornis didiformis, 4 Fuß 3 Zoll. Außer diesen hier ausgestellten Arten besitzt aber das obenerwähnte Museum noch drei andere: Dinornis crassus, robustus und casuarinus, mithin, wie der berühmte Durchforscher der Insel, Professor Dr. v. Hochstetter, in einem 1868 in der geologischen Reichsanstalt gehaltenen Vortrage gesagt hat, einen wissenschaftlichen Schatz, der den Neid der großen Museen der alten Welt erregen muß. Es war daher ein sehr glücklicher, anerkennenswerther Gedanke desselben Gelehrten, die Einsendung der wunderbaren Vogelgestalten in die Weltausstellung zu veranlassen. Die Skelete sind vollständig, wobei jedoch zu bemerken ist, daß einzelne Theile durch getreue Gypsabgüsse ersetzt werden mußten. Ihr Interesse erhalten sie namentlich dadurch, daß sie die seltenen Beispiele eines in geschichtlicher Zeit völlig ausgestorbenen Thiergeschlechtes liefern. Zwar hat kein Europäer mehr die Riesenvögel lebend erblickt, aber die Sage von ihnen hat sich unter den Eingebornen der großen Austral-Insel bis heute erhalten, außerdem deuten die Fundorte unzweifelhaft darauf hin, daß sie mit den Menschen zusammengelebt haben. Denn es werden mit den in Lehmmergeln oder Sand eingebetteten Resten zahlreiche andere Knochen, Kohlen, Asche, Stücke Obsidian, Waffen und Geräthschaften aufgefunden, welche darthun, daß das Erlöschen der Moas von noch verhältnißmäßig ganz jungem Datum ist.

Die meisten Ueberbleibsel wurden bis jetzt in der Umgegend des Vorgebirges Egmont, an der Mündung des Flusses Maingongoro, in Glenmark in den Provinzen Nelson und Canterbury entdeckt. Der erste glückliche Finder größerer Mengen war der Missionär Taylor 1844; nach ihm hat sich Dr. W. Mantell besonders der Sache angenommen und schon im Jahre 1847 eine bedeutende Collection von Moa-Knochen zusammengebracht, von welchen später ein großer Theil an das britische Museum in London gelangt ist. Vollständige Skelete der obengenannten Art besitzt dasselbe aber nicht. Dagegen befindet sich in England das einzige authentische Ei von Dinornis ingens, und zwar in der Curiositätensammlung des Mr. Boyce Wright, Great Russel Street, London. Dasselbe wurde in der Colonie Wellington unter außergewöhnlichen Umständen — bei der Verfolgung eines Buschkleppers, der sich in einem Erdloche verborgen hatte — aufgefunden,

Digitized by Google

kam aus dem Hafen von Nicholson mit dem Schiffe Ravenscraig nach Europa, wurde in dem Auctionslocale des Mr. Stevens zu London um 20 Pfd. St. ausgerufen und nach hartnäckigen Steigerungen endlich um die Summe von 120 Pfd. Sterling zugeschlagen. Es ist jedenfalls das theuerste Ei der Welt. Interessant ist, daß das ausgestellte Exemplar von Dinornis ingens aus der »Hochstetter-Höhle« im Aorere-Thale der Provinz Nelson stammt.

Neben den gewaltigen Moas erblicken wir in zahlreichen ausgestopften Exemplaren den Kiwi der Maoris, Apteryx Owenii, einem nahen Verwandten der ersteren, gleichfalls zu den flügellosen Straußvögeln gehörig. Auch seine Tage scheinen gezählt, wenigstens wird er in seiner Heimat, der Süd-Insel, jetzt schon immer seltener; das scheue Nachtthier vermag sich blos mit seinem Sporn zu wehren und den Listen der Eingebornen nicht zu entgehen, die sein Fell zu kostbaren Federmänteln verarbeiten. Neben einem der ausgestellten Kiwis befindet sich auch ein Ei dieses Apterygiers, dessen enorme Größe, außer Verhältniß zur Gestalt, wahrhaft überrascht. Bis in die neueste Zeit wurde behauptet, die Moavögel seien keineswegs schon ausgestorben, sondern auf unzugänglichen Plateaux der noch nicht hinreichend durchforschten Süd-Insel von Neu-Seeland in lebenden, ungemein scheuen und wegen ihrer ungeheuren Körperkräfte gefährlichen Individuen anzutreffen. Die Eingebornen, welche dies versichern, erzählen gleichzeitig von dem Vorhandensein einer riesigen Landeidechse, sowie eines ungeheuren Säugethieres, welche beide noch in jenen menschenleeren Landstrichen vorkommen sollen. Aber es ist daran zu zweifeln, da sonst Jules Verne in seiner furchtbar romantischen Beschreibung der »Menschenfresser-Insel« sich diese Typen einer abenteuerlichen Fauna nicht hätte entgehen lassen. Owen, der große Naturforscher, dem die Apterygier Namen und Classification verdanken, behauptet, die Riesenvögel hätten existirt bis zur Colonisation Neu-Seelands durch Malayen, deren Nachkommen die stolzen Maoris seien, welche die autochthonen Papuas vertrieben, aber durch die Ausrottung alles größeren Gethiers Hungersnoth über die Insel gebracht hätten und somit zur Antropophagie übergeleitet worden wären.

Noch von einem anderen Vogel derselben Familie wissen wir, daß er, in einem anderen Welttheile, in geschichtlicher Zeit ausgestorben ist. Das ist der Dodo oder Dronte, Didus ineptus, der maskarenischen Inseln. Das Verschwinden desselben hat der gesammten naturgeschichtlichen Forschung eine neue Richtung gegeben. Die in jüngeren Schichten der Erdrinde angehäuften fossilen Knochen von Säugethieren, großen Reptilien und Fischen legen Zeugniß ab von dem Untergange ganzer Reihen früherer Schöpfungen und von der Furchtbarkeit und Allgemeinheit jener Revolutionen, welche der Erdoberfläche eine andere Gestalt gaben. Man ist gewohnt, sagt Pöppig, von diesen Resten auf die uns umgebende Thierwelt wie auf etwas Beständiges zu blicken, was bis zum Ende der laufenden Weltperiode sich unverändert und unvermindert erhalten soll. Bis vor wenigen Jahrhunderten

Digitized by Google

wäre die Bekämpfung eines derartigen Glaubens nicht möglich gewesen, neuere Erfahrungen haben seine Unstatthaftigkeit bewiesen. Sind auch die gewaltigen Wiederkäuer, die vor neunzehnhundert Jahren in den deutschen Wäldern hausten, vielleicht im zahmen Rindvieh untergegangen, so ist denn doch der Riesenhirsch vollkommen ausgestorben, der fast zu gleicher Zeit gelebt hat. Es ergaben sich aber noch andere Thatsachen genug, die auf das unzweifelhafteste beweisen, daß das vollständige Aussterben ganzer Gattungen höherer Thiere auch in unseren Zeiten möglich sei. Gerade die flügellosen Straußvögel bieten uns solche Beispiele und führen auf den Gedanken, daß vielleicht binnen einigen Jahrhunderten manche bis jetzt lebende Säugethiere Europas unter den erloschenen aufzuzählen sein werden. Kann Solches mit Thieren der höchsten Classen sich ereignen, so wird sicherlich das gleiche Los ganze Reihen von Arten niederer Thiere betroffen haben, die im Dunkeln oder fern und von dem Menschen unbemerkt lebten.

In diesem Schwinden einzelner Thierarten, welchem man das Aussterben des amerikanischen Ureinwohners, sobald er mit den Weißen in Berührung kommt, vielleicht vergleichen könnte, liegt der Beweis von dem nicht immer gleich scharf hervortretenden, allein dennoch mächtig verändernden Einfluß des Menschen auf die Natur. Der Beleg, den die Darwin'sche Theorie durch die erwähnte Thatsache erhalten hat, ist schon von anderer Seite hervorgehoben worden. Der Dronte ist schon von dem portugiesischen Seehelden Vasco da Gama im Jahre 1497 auf einer Insel an der Ostküste von Afrika entdeckt und als ein großer Schwan beschrieben worden. Bei der Entdeckung der maskarenischen Inseln war er auf denselben noch in großer Anzahl vorhanden, 125 Jahre später dagegen schon gänzlich aus der Reihe der lebenden Wesen verschwunden. Nichtsdestoweniger berichtete der französische Hugenot Leguat noch am Ende des 17. Jahrhunderts von einem Straußvogel auf der Insel Rodriguez, den er den »Einsiedler« nannte, dessen Beschreibung aber mit derjenigen des Dronte nicht stimmt. Man war daher lange Zeit hindurch geneigt, die ganze Mittheilung für apokryph zu halten, bis sie in der neuesten Zeit glänzende Bestätigung erhalten hat. Wie schon im Jahre 1605 Clusius die erste getreue Abbildung des Dronte veröffentlichte, so war es einem anderen österreichischen Gelehrten vorbehalten, authentische Zeugnisse für die einstige Existenz der beiden maskarenischen Straußvögel vorzulegen.

Im Jahre 1867 fand nämlich Georg Ritter v. Frauenfeld in einem zweibändigen Werke der Privat-Bibliothek des Kaisers Franz unter 180 in Oel auf Pergament gemalten Darstellungen von Säugethieren und Vögeln, welche den Inhalt der weltberühmten Menagerie Kaiser Rudolf's II. in Ebersdorf und Neugebäu veranschaulichten, gemalt von dem seinerzeit renommirten Maler Hoefnagel, auch eine getreue Abbildung des Dronte, außerdem aber auch eine solche des »Solitaire« von Leguat, oder des in den Reisen von F. Cauche 1638 mit dem Namen »Poule rouge au bec de bécasse bezeichneten Straußvogels, über deren Identität kein Zweifel ob-

Digitized by Google

walten kann. Der letztere wurde von dem Entdecker mit Bezug auf seine Quelle »Aphanapteryx Imperatoris« getauft. Beide Vögel sind prachtvoll, entschieden nach dem Leben gemalt, so daß mit Bestimmtheit angenommen werden kann, sie seien in jener genannten Thiersammlung vorhanden gewesen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die vor etwa zwölf Jahren zufällig in Prag aufgefundenen werthvollen Reste eines Skelets des Dronte von jenem abgebildeten Exemplare stammen. Die Größe des Vogels war die eines starken Schwans, aber mit weit schwererem Körper, starkem Schnabel und kurzen, äußerst stämmigen Füßen; nach J. Bontius war das Fleisch der Brust hinreichend zur Sättigung von 25 Matrosen. Da das flügellose Thier äußerst schwerfällig und nur auf dem beschränkten Raume von Inseln einheimisch war, so ist es leicht begreiflich, daß es im Laufe eines Jahrhunderts vollkommen ausgerottet werden konnte. Es wurde öfters behauptet, der Dronte sei wahrscheinlich noch auf der wenig durchforschten Insel Madagaskar zu finden. Auch diese hat nachweislich in der historischen Zeit einen Straußvogel verloren, und zwar den riesigsten von allen, den Epiornis maximus, der, nach seinen erhaltenen Eiern zu schließen, die Größe des afrikanischen Straußes wenigstens um das Doppelte überragt haben muß.

Gypsabgüsse der madegassischen Epiornis-Eier, mindestens sechsmal so groß als die Strauß-Eier, haben wir 1867 in der Pariser Weltausstellung gesehen. Dort war ein besonderer Pavillon den »ausgestorbenen Thieren« gewidmet. Er enthielt die ebenso wissenschaftlich als künstlerisch ganz vorzüglich ausgeführte, aus einer besonderen Masse gefertigte Sammlung des bekannten Präparators am k. Naturalien-Cabinet J. Martin aus Stuttgart. In derselben war auch die große Moa nach dem ersten vollständigen Skelet, das von Hochstetter nach Europa gebracht, prächtig vertreten. Den Hauptinhalt aber bildeten die großen Saurier, die unter den Namen: »Lindwurm, Tatzelwurm, Drache« in den alten Sagen eine Rolle spielen und noch im Munde des Volkes leben. Wer durch's bayerische Hochgebirge wandert, der erblickt heute nicht selten auf der breiten Blechstandarte, welche vor dem wettergebräunten Wirthshaus im Winde knarrt, ein abenteuerlich' Gebild, in welchem der herumwandernde »Kunstmaler«, mit merkwürdiger Verachtung zoologisch berechtigter Formen, seiner Phantasie hat die Zügel schießen lassen, und darunter die Inschrift: »Zum Tatzelwurm«. Und die Anwohner des Jura in der Schweiz schwören Stein und Bein darauf, daß in den tiefen Klüften des Gebirges heute noch der gräuliche »Stollwurm« hause; bejahrte Leute wollen ihn sogar gesehen haben, wenn er, alle hundert Jahre einmal, hervorkommt, um sich zu sonnen auf einer unzugänglichen Fluh. Gewiß ist, daß im Anfang dieses Jahrhunderts einmal die Anzeige an die Regierung nach Bern gelangte, man habe den Cadaver eines solchen Unthiers aufgefunden; bis sich aber Männer der Wissenschaft danach aufmachten, ihn zu untersuchen, da hatten ihn längst Raubthiere und Aberglauben verschleppt.

Digitized by Google

Unter den Pfahlbauresten der östlichen Schweiz finden sich rohe Thiernachbildungen, welche nichts Anderes vorstellen können als einen Saurier; der zahllosen Beziehungen von Ortsnamen u. dergl. zu dem Gegenstande nicht zu gedenken. Allerdings gehören die großen Echsen der voradamitischen Trias-Periode, mehr noch der Mittelzeit des Lias an und verirren sich nur selten in die Kreide; da aber ihre Sippe noch in der heißen Zone sich des Daseins sehr energisch erfreut und besonders aus den Zeiten der Kreuzzüge sich manche Sage von ihr in's Abendland verbreitet haben mag, so ist das zähe Festhalten am alten Drachenglauben leicht erklärlich. Authentisch beglaubigte Zeugnisse vom Vorkommen der Lindwürmer neben dem Menschen giebt es nicht. Ueber die körperliche Gestalt derselben erging sich die Phantasie in den gewagtesten Compositionen; der Drache mußte Flügel haben und Feuer speien, seine Haut war ein Panzer, der dem stärksten Schwerte widerstand: die Siegfried-Sage und das Heldenbuch geben genug genaue Beschreibungen davon. Im Dietleib des Amelungenliedes hauen Dietrich und Heime den Sintram von Griechenland aus dem Schlunde des Drachen u. s. w. Die seltsamen Vorstellungen von derlei Geschöpfen zu berichtigen und zugleich über das Wesen und die Gestalt untergegangener Thiergattungen zu belehren, war die Martin'sche Collection wohl geeignet; sie übte daher, zugleich effectvoll ausgestellt, in Paris große Anziehungskraft. Da war der große langschnauzige Fischsaurier, der 20 Fuß lange Ichthyosaurus, von der Gestalt eines Krokodils; seinem betrübten Untergang hat bekanntlich Victor Scheffel ein kostbares Lied gewidmet. Neben ihm sein Nachbar in der Lias-Formation, die Schlangenechse Plesiosaurus, mit Schildkrötenleib und Schlangenhals, eines der abenteuerlichsten Geschöpfe, das der Erzeugungstrieb der Mutter Natur geschaffen hat. Nach dem bekannten Romancier der Naturgeschichte, Jules Verne, leben diese riesigen Saurier noch in den ungeheuren Gewässern des Erdinnern; der Kampf zwischen ihnen, den er schildert, ist der Gipfel naturhistorischer Phantasie. (In »Voyage au centre de la terre».) Dann war vorhanden der gewaltige Beilzahnsaurier Belodon, ebenfalls von der Gestalt des Krokodils, der im Stubensandstein des württemberg'schen Neckarthales seine Reste abgelagert hat; er beschließt die Reihe der urweltlichen Saurier in einer Form und Größe, welche nichts Außerordentliches haben.

Noch näher stehen die Höhlenthiere unserem Zeitalter, von ihnen — ebenso von dem Mammuth, dem Nashorn, dem Riesenhirsch, dem Ur — ist es gewiß, daß sie noch mit dem Menschen zusammen vorgekommen sind. Sie waren in der Martin'schen Sammlung in sehr guten Nachbildungen aufgestellt, welche das vielfach übertriebene Größenverhältniß dieser Thiere auf das rechte Maß zurückführten und nachwiesen, daß die Kluft zwischen Vorzeit und Gegenwart kein plötzlich entstandener klaffender Spalt ist, sondern weiter nichts, als die Wirkung einer unberechenbaren Zeitperiode. Wollen wir auch die vielbewunderten, ebenso sehr angezweifelten Bildwerke von Thieren aus der Steinperiode, welche zu Paris in der Abtheilung

Digitized by Google

»Geschichte der Arbeit« zu sehen waren, nicht als Denkmale gelten lassen, so haben doch die Knochenhöhlen in Aurigny, in Mentone, die Terramaren und Pfahlbautrümmer, die Fundorte im Maas- und Lesse-Thale, an der Schussenquelle in Oberschwaben, in Mähren u. s. w. hinlänglich dargethan, daß der Urmensch den Kampf mit den Urthieren aufgenommen und siegreich bestanden hat.

Die Wiener Weltausstellung enthielt in der Abtheilung des Unterrichts-Ministeriums schöne Specimina der vorweltlichen Höhlenfauna, vor Allem ein vollständiges, das ist restaurirtes Skelet des Höhlenbären, Ursus spelaeus giganteus, von Dr. Wankel in der Slouper Höhle in Mähren aufgefunden und zusammengesetzt. Das Thier, um ein Drittel größer als der europäische, also etwa ebenso groß wie der californische graue Bär, war ein Zeitgenosse des Mähnen-Elephanten oder Mammuth, des Nashorns, des Urpferds, des Riesenhirsches, und muß kurz vor der Ausbreitung des Menschengeschlechtes über die Erde sehr zahlreich in Europa verbreitet gewesen sein, wie dies die Knochenablagerungen in den Höhlen von Muggendorf, Lonthal u. s. w. bezeugen.

Von dem gleichen verdienstlichen Forscher war auch ein Schädel des Höhlenlöwen, Leo spelaeus — der Anthropologischen Gesellschaft in Wien gehörig — aus Mähren eingesendet worden, der seinen einstigen Eigner ebenfalls um ein Drittheil größer erscheinen läßt, als jetzt den nordafrikanischen Epigonen. Daß der Löwe noch zur historischen Zeit in Europa vorgekommen sei, will man aus einer Stelle des Nibelungenliedes behaupten, nach welcher Siegfried auf der ihm verderblichen Jagd im Tann des Odenwaldes einen »ungefügen Leuen« mit dem Bogen erlegte. Gleich darauf heißt es weiter: »Danach schlug er alsbalde einen Wisent und einen Elk, starker Ure viere und einen grimmen Schelk.« Der Wisent ist der europäische Bison, der heute noch in den litthauischen Wäldern lebt, der Elk das Elenn, der Schelk der Riesenhirsch, die Ure aber sind die Ur- oder Auerochsen, Bos primigenius und priscus, welche die Wälder Europas dereinst bewohnten, noch zur Zeit Karl's des Großen gejagt wurden und zu den Stammeltern unseres heutigen Hausrindes zu zählen sind. Schädel von ihnen zeigte die Weltausstellung in der höchst distinguirten Collection der österreichischen Geologischen Reichsanstalt. Vom Mammuth waren in derselben Schenkelknochen und Zähne vorhanden. Die anderen als Petrefacten auftretenden Belege einer untergegangenen Fauna der Vorwelt ziehen wir nicht in den Kreis unseres Unterhaltung von ausgestorbenen Thieren.

Digitized by Google

Nachgenüsse der Weltausstellung.

Bouillon aus Uruguay, griechischer Preßcaviar, Känguruhbraten von Victoria, Palmkohl der Insel de la Réunion; Confitures: Goyaven und Ananas von Madame Toutoute-Rous in Martinique, spanische Biscuits, Wiener Brot, holländische Käse, dazu portugiesische und rheinische Weine, zum Schlusse ein petit verre malayischer Ayapana oder venezuelanischer Amargo d'Angostura — ist das nicht eine ganz hübsche Speisekarte, ebenso frugal als kosmopolitisch? Nun, ich habe mir das Vergnügen gemacht, dieselbe zur Bereicherung meiner ethnophagischen Kenntnisse abzuspeisen, und zwar mehr als einmal in gleicher Mannigfaltigkeit, wenn auch nicht Provenienz der Zusammenstellung. Man glaube jedoch nur nicht, es habe mich dazu luculliſches Gelüst oder ein übervolles Portemonnaie verleitet, ganz im Gegentheil; ich wollte dabei ein Geschäft machen, und dies ist mir gelungen, wie ich gleich zeigen werde.

Während andere, von der Misère des Broterwerbes und vom Krach unberührte Menschenkinder die Weltausstellung durchstreiften auf der Jagd nach japanesischen Bronzen und Lacksachen, chinesischen Abenteuerlichkeiten, russischen Malachiten, italienischen Skulpturen, französischen Stoffen, englischem Porzellan, österreichischem Schmuck oder Glas — hatte ich, ein vorwiegend praktischer und im Weitausgreifen etwas behinderter Mann, mein Augenmerk vorzugsweise auf die Gruppe IV geworfen, welche bekanntlich in sich schloß: Nahrungs- und Genußmittel, also Alles, was von Speisen und Getränken, aber auch von Narkotiken — daher die edle Cigarre nicht zu vergessen! — in den Verkehr der Welt tritt. Dessen ist aber so Vieles, daß diese Gruppe die am zahlreichsten beschickte von allen war, leider aber auch die unfruchtbarste für den Besucher, denn vom bloßen Anschauen kann man ihren Inhalt nicht würdigen. Wenige aber unter den vielen Berufenen waren auserwählt in die Jury, »für den guten oder schlechten Geschmack«, wie diese Preisgerichts-Section füglich getauft werden konnte.

Nichtsdestoweniger gab es aber Leute, deren Beruf es mit sich bringt, auch unberufen sich ein Urtheil zu bilden über die verschiedenen Ansichten und Gewohnheiten der Völker bezüglich der ersten, der angenehmsten Erfordernisse des geordneten Daseins. Solchen, und ich gehöre darunter, blieb nichts übrig, als für ihr gutes Geld Erwerbungen zu machen. Wer dies nach einem weisen Plane auszuführen und die Gelegenheit im rechten Augenblick am Stirnhaar zu fassen verstand, der konnte zu Acquisitionen gelangen, die er als höchste Fructificirung von Baargeld zu betrachten berechtigt war. So denke ich zum Beispiel, hundert Flaschen spanischer Weine für 25 Gulden österr. Währ. sei kein schlechter Kauf, wenn ich erwäge, daß das Seitel Heuriger 20 kr. kostet und ich für die Flasche allerordinärsten Tischweines, Sievringer Schattenseite, heute 30 kr. bezahlen muß; die Maß ist seit

Digitized by Google

längerer Zeit um 12 kr. gestiegen. Und wenn unter den Rebensäften Andalusiens oder der Mancha auch einige sehr mißrathene Melancholiker oder Trübsinnige sind, je nun, so weiß man, was Hausenblase und ein Filter ist; man curirt die Kranken und hat dann immer noch nicht jene Säure, die dem vaterländischen Product so viele landläufige Epitheta verschafft hat.

Wenn ich für eine Büchse mit 12 Stück eingemachter westindischer Goyaven — birngroße, aromatische Obstfrucht von Psidium pomiferum — an den gefälligen Supercargo der französischen Colonien 4 Francs bezahlt habe, so scheint mir dies nicht sehr exorbitant, sobald ich dem gegenüber die Behauptung meiner hohen Herrin stelle, daß auf dem letzten Weihnachtsmarkt für ein Stück schöner Aepfel 12 kr. gefordert worden seien; auch erinnere ich mich noch recht gut, im Florazelt bei einer früheren Obst- und Blumenausstellung Rosen- und Taffetäpfel mit dem Preise von einem Gulden das Stück bezeichnet gesehen zu haben; bin ich also nicht ein sparsamer Linsenspalter gewesen, als ich mein Obst aus Martinique bezog, statt aus Bozen? Und in jenem Preise war einbegriffen die Blechbüchse sowohl als Zucker und Gewürz des Syrups, in welchem die edlen Früchte schwammen; und überdies noch diese genußreiche Erweiterung naturhistorischen Wissens bei ihrer gründlichen Untersuchung! Verkauft habe ich mich selbst nicht bei dem »Chou palmiste«, da mir in Ermanglung jeglichen anderen Anbietens für 5 Francs das »Flacon« zugeschlagen wurde. Die zarten, elfenbeinweißen Blätter-Rollen waren in Salzwasser eingemacht, dieses aber, wahrscheinlich durch Extraction, so parfümirt, daß ein für europäische Gaumen fast unleidlicher Pomadegeschmack an dem Palmkohl haften blieb, der jedoch eine reichliche Zuspeise für acht Personen gegeben hätte. Wer sich also in der Weltausstellung approvisionirte, der hat sein Geld ganz gut angelegt und dabei noch das Vergnügen gehabt, sich mit befriedigtem Appetit und Ehrgeiz sagen zu können: Solche Gerichte, wie du, hat heute Niemand in ganz Wien auf seinem Tische gehabt!

Allein die geschäftliche Seite meiner Weltausstellungs-Speculationen ist hiermit beiweitem noch nicht abgethan, das Beste kommt nach, und das ist diesmal das Fleisch. Die verlockend drastische Schilderung von dem Wonnegefühl, einen jahrealten Cadaver durch wissenschaftliche Conservation noch völlig weich zu finden, wie im Leben — durch Dr. Gustav Jurié in der »Internationalen Ausstellungs-Zeitung« — hatte mich zwar etwas gleichgiltig gegen Fleischspeisen während des heißen Sommers gemacht; allein der kühlere Herbst brachte andere Gedanken vor den Büchsengebirgen Australiens, die in ihrer Abtheilung noch unerschüttert feststanden, als schon längst Goldklumpen und Moa-Skelete hinausgeräumt waren. Als ich sie sinnend betrachtete, fiel mir — ich weiß nicht warum — die Geschichte des »Han d'Islande«, von Victor Hugo, ein, dann trat der Chonrimann des großen Eugène Sue vor mein inneres Auge, und eine seltsame Ideen-Association führte mich zuletzt über zu der Civilisation unserer Tage und deren Fleisch-

Digitized by Google

hauern. Das Schrecklichste der Schrecken ist der getäuschte Mann des Fleisches, sagte ich mir, wir werden im kommenden Winter hohe Preise bekommen. Also ist Vorsorge räthlich. Außerdem bietet sich hier die Gelegenheit zu einem Studium, welches nicht ohne volkswirthschaftliches Interesse ist, nebenbei von culinarischem, und das schlägt ebenfalls in dein Fach. Somit resolvirte ich mich rasch und kurz, indem ich achtundvierzig Büchsen präservirter australischer Fleischwaaren erwarb.

Diese bieten in ihrer Gesammtheit eine nicht zu unterschätzende Mannigfaltigkeit. Sie stammen aus nicht weniger als sechs von den sechsundsechzig gegenwärtig in Australien bestehenden Gesellschaften und Fabriken zur Verwerthung des Fleischreichthums dortiger Lande. Ich zeichne folgende Firmen auf: Die deutsch etiquettirende Adelaider Fleisch-Präservirungs-Gesellschaft zu Woodville in Süd-Australien; die Melbourne Meat Preserving Company zu Maribyrnong in Victoria; die Mount Ararat Meat Preserving Works; die Western Meat Preserving Company zu Colac in Victoria; die Three Kings Meat Preserving Works zu Auckland in Neuseeland und E. M. Baget zu Adelaide in Süd-Australien. Die Büchsen enthielten oder enthalten: Bouillon, Oxtail-Suppe, Fleischextract, gekochtes Ochsenfleisch (boiled beef), gewürztes detto (spiced beef), gekochtes Hammelfleisch (boiled mutton), gebratenes (roasted mutton), Kalbskopf in Sulze (Calves head), Schafzungen (Sheep tongues), gedämpfte Nieren (stewed kidneys), gewürztes Känguruhfleisch (curried kangaroo), gekochtes Kaninchenfleisch (boiled rabbit), deutsches Hackfleisch (German sausages) u. A. m. Sie sind alle schön ausgestattet, trefflich gemacht, gut verlöthet und lackirt; als alter Kenner habe ich mir diejenigen mit eingesunkenem Deckel ausgesucht, der ein sicheres Zeichen guter Erhaltung ist, während ein gewölbter, durch Gasentwicklung emporgetriebener ebenso sicher den Verderb anzeigt.

Zur Ehre der australischen Aussteller muß ich aber constatiren, daß von letzteren mir kein Exemplar zu Gesicht gekommen ist. Alle die Fleischconserven, welche ich bis heute in meiner Haushaltung verwendet habe, waren ohne Ausnahme vortrefflich, ihr Inhalt genau so, als sei eben das frischeste Fleisch vom Schlächter auf landesübliche Weise zubereitet worden. Nicht der mindeste Geruch oder Angeschmack, in diesem Punkte bin ich so difficil, wie nur Einer. Nur das Känguruh, welches schon Fritz Gerstäcker als ein heimtückisches Vieh proclamirt hat, brachte Enttäuschung; sein Fleisch unterscheidet sich wenig von dem weichlichen des Kaninchens, war daher so stark mit Curry gepfeffert, daß wirklich ein eisenbeschlagener Gaumen dazu gehört, um es einigermaßen zu würdigen. Alles Andere aber war gut, Einiges sogar vortrefflich. Dahin gehören vorzugsweise die Suppen; es ist unmöglich, sie kräftiger, wohlschmeckender darzustellen, unsere vaterländischen Fleischbrühen sind dünnes, gefärbtes Wasser dagegen. Nächstdem sind die Schafzungen ein Gericht von unvergleichlicher Zartheit, es sind deren zwanzig Stück in einer Büchse von vier Pfund. Auch der Kalbskopf ist ausgezeichnet, viel fetter und fleischreicher als der hierländische, nota bene genießbare.

Digitized by Google

Das deutsche Wurstfleisch ist ein delicates Kaltgericht; überhaupt können sämmtliche Conserven sofort kalt verspeist werden, da sie, nach der Appert'schen Methode eingemacht, natürlich gekocht oder gebraten sind. Es ist leicht, sie durch Erwärmen der Büchsen in einem Wasserbad zu heißen Speisen zu machen; selbstverständlich bleibt es dem Ermessen überlassen, durch Zusätze von Gewürzen, Grünzeug u. s. w. dem individuellen oder heimatlichen Geschmacke Rechnung zu tragen. Kurz, es darf mit aller Sicherheit behauptet werden, daß diese australischen Fleischconserven vortreffliche, wohlschmeckende Nahrungsmittel sind, welche Niemand, der sie nicht kennt, von den einheimischen gleicher Art zu unterscheiden wird vermögen.

Aber der Preis? höre ich fragen. Nun, der ist gerade das Beste dabei. Vor mir liegt die Rechnung des Mr. W. Leopold, des zuvorkommenden Managers der australischen Abtheilung in der Weltausstellung. Und in derselben ist das Pfund des Inhalts der Büchsen (dieselben sind von zwei, drei, vier und sechs Pfund) mit 30 kr. specificirt! Dabei ist wohl zu merken: In den Büchsen ist gekochtes, gedämpftes oder gebratenes Fleisch enthalten, kein rohes, der Käufer empfängt also schon um ein Drittheil mehr an Quantum. Außerdem ist aber dieses Fleisch völlig frei von Knochen, von Knorpeln, von Sehnen, von Haut oder sonst ungenießbaren Nebentheilen. Wer kann in Wien oder in jeder anderen Großstadt ein derartiges Nahrungsmittel zum Preise von 30 kr. das Pfund liefern? Auch das australische Fleischextract ist billiger als jedes andere; ich habe das Pfund mit einem Gulden bezahlt, jede Unze davon repräsentirt den Nahrungswerth von einem Pfunde besten Fleisches, reiner Muskel ohne Fett.

Wenn man bedenkt, daß die Blechbüchse und ihre Appretur in jenen fernen Landen jedenfalls mehr kostet, als ihr Inhalt, so bekommt man einen Begriff von dem außerordentlichen Productions-Quantum, das dort zu Gebote steht. Und warum machen wir es uns nicht zunutze? Die gegenwärtigen Fleischpreise, überhaupt die Preise aller Lebensmittel, lassen den Versuch der Einführung dringend wünschenswerth erscheinen. Der Seeweg von Melbourne bis Triest ist nicht weiter als bis London, und diese Stadt hat schon im Jahre 1872 über 320.000 Kisten mit präservirtem Fleisch im Werthe von über 800.000 Pfund Sterling aus Victoria, New-Südwales, Adelaide, Queensland und Neuseeland eingeführt; in kommenden Jahren dürfte sich bestimmt diese Quantität des Imports verdoppeln. Aber in England will Jedermann, auch der geringste Arbeiter, täglich sein kräftiges Fleisch — keine unreifen Kälber oder Lämmer, wie anderswo — auf dem Tisch haben, damit er arbeiten kann, wie kein Anderer; und dort hat man Energie und Klugheit genug, sich nicht von monopolsüchtigen Fleischhauern in's Bockshorn jagen zu lassen, im Gegentheil. Kann man dies in anderen Städten nicht nachahmen, oder was hindert daran?

Vielleicht das Vorurtheil? Allerdings habe ich sagen hören: Um keinen Preis möchte ich von solchem präservirten Fleische essen; wer weiß, wie es damit zugeht, appetitlich keinesfalls; das muß ja eine schreckliche Wirthschaft

Digitized by Google

sein, solch' eine Tausendküche! — Die empfindlichen Spröden mögen sich darüber beruhigen. Glücklicherweise fällt mir gerade heute der Report über »Conserven, Extracte und Fleischwaaren« der Weltausstellung von Karl Warhanek, einem geachteten Sachverständigen, in die Hände, und entnehme ich demselben wörtlich Folgendes: »Im Allgemeinen gilt für die Conserven-Industrie der Satz, daß die Zubereitung der Conserven mit beispielloser Reinlichkeit geschehen muß; jeder nicht dazu gehörige Bestandtheil oder eine unsaubere Manipulation während der Zubereitung verursacht später Gährung in den Dosen und zerstört das Product. Was die Auswahl von Nahrungsmitteln betrifft, die hierzu verwendet werden, so kann man sicher sein, daß das Beste und Frischeste ausgesucht wird, und darum kann sich auch der Consument mit aller Zuversicht und Lust den Genuß gönnen, da bei der Conserven-Bereitung allen Ansprüchen einer gesunden, reinlichen Zubereitung auf das strengste entsprochen werden muß.« Ob das auch bei der Behandlung des frischen Fleisches immer der Fall ist, möchte vielleicht doch in Frage zu stellen sein. Mir, das gestehe ich offen, will mein Rindfleisch nicht so recht munden, wenn mir kurz zuvor in einer Straße der Großstadt Wien ein vollbeladener Fleischerwagen in privilegirtem Scharftrab begegnet ist, auf dessen Ladung — von ihr nur durch eine geflochtene Matte getrennt oder auch gar nicht — fünf oder sechs wohlgenährte Fleischerburschе sitzen, wahrscheinlich, um nach Kirgisenart das Fleisch im voraus zu wärmen und mürbe zu machen. Aehnlicher Wahrnehmungen könnten noch einige zugefügt werden, ich will jedoch Niemandem den Appetit verderben. Aber wo bleibt da die Empfindlichkeit? frage ich.

Es sollte mich wirklich freuen, wenn ich durch die Detaillirung des vortrefflichen Geschäftes, das ich durch meine Erwerbungen in der Weltausstellung gemacht, einen Weg bahnen würde, nicht zur Abschaffung, aber doch zur Verminderung einer Noth, die von Jahr zu Jahr wächst und auf denen am schwersten lastet, deren Einnahmen sich nicht der gleichen Progression erfreuen. Ich könnte noch an manchen anderen Artikeln des Nahrungsconsums, von welchen ich mir gelegenheitlich der Weltausstellung eingehende Kenntnisse erworben, darthun, daß die Zustände der auffallenden Lebensmittel-Theuerung abnorm, Zeichen eines krankhaften Organismus sind, dem man nach dem hippokratischen Grundsatze zu Leibe gehen muß; allein ich fürchte, daß ich die Geduld der verehrten Leser schon zu lange in Anspruch genommen habe für einen Gegenstand, der eigentlich gar nicht hierher paßt; es galt nur ein leichtes Geplänkel in der flüchtigen Beschreibung einiger hauswirthschaftlicher Nachgenüsse der Weltausstellung.

Digitized by Google

Allgemeines.

Digitized by Google

Frau Hasel.

Gott grüße dich, Frau Hasel mein,
Warum bist du so grüne?
Warum daß ich so grüne bin,
Das kann ich dir wohl sagen:
Es fällt alle Morgen ein Thau auf mich,
Von dem bin ich so grüne. — —

(Volkslied.)

Weit da hinten, wo die Berge so zusammentreten, daß man nicht begreifen kann, wie der Fluß sich zwischen ihnen hindurchzuwinden vermag, wohnt mir eine gar liebe Freundin. Schon in früher Jugend hab' ich sie viel und gern besucht, anfänglich aus Eigennutz, später aus Dankbarkeit, denn ihrem eindringlichen Zuspruche verdanke ich viel. Und wie schön liegt ihr Haus versteckt im dunklen, kühlen Thale! Schon der Weg dahin ist eine Kette von Genüssen. Es ist ein warmer Sommertag; schläfrig hängt das Laub an den Bäumen, die schweren Aehren des Kornes beugen sich gedankenvoll herab nach dem braunen Gesicht der Mutter Erde, als sännen sie dem Räthsel ihres Werdens nach; die Vögel haben sich tief versteckt im Schatten der Büsche; nur goldige Käfer laufen beutegierig über den Pfad und die Mücken tanzen in den Sonnenstrahlen. Allmählich verengert sich der Gesichtskreis; rechts und links steigen die Wände des Thales, dichtbewaldete Höhenzüge, in steiler Böschung empor und bilden den grünen Rahmen eines Idylls, wie man es schöner, friedlicher kaum denken mag.

An die Stelle der Getreidefelder lagern sich dunkelgrüne, satte Wiesen, über deren Teppich der Blüthenstaub der Rispen und Aehren sich wie ein goldener Anflug breitet; mitten durch sie strömt mit lautem Gemurmel der Fluß, dessen Wellen sich unwillig brechen an den tausend blaugrauen Steinen des Anstoßes, die er selber herabgewälzt hat von den Bergen. Wenn du die Zweige der breitblätterigen Erle auseinanderbiegst und mit keckem Sprunge das Moospolster eines der Felsenstücke gewinnst, die sich hie und da in seinem Bette breitmachen, so wirst du dich gewiß sobald nicht losreißen von dem verlockenden Reize dieses Ruhepunktes. Mit zischendem Getöse brechen sich die hüpfenden Wellen an dem Granite, den sie mit weißschäumendem Kranze umzirkeln; umsonst, sie erschüttern seine Veste nicht. Beschämt springen sie weiter und vergessen, wie ein jugendliches Kind, im nächsten Augenblicke Trotz und Unmuth, um sich zu glätten in einem klaren Spiegel über den weißen Kieseln der Tiefe.

Digitized by Google

Und da steht, fast unbeweglich, nur dem geübten Auge sichtbar, die rothgetupfte Forelle, als verachte sie spröde die ganze Außenwelt, und doch liebäugelt sie begierig mit den schillernden Flortungfern, die so verführerisch dicht über dem Bereiche tanzen, dessen Königin sie ist. Aber plötzlich entschlüpft sie zwischen die Steine und das klare Element wird trüb zum Schutze seiner Freundin, denn dahergeschwommen kommt ein ungefüger Klotz, Nachzügler der großen Scheiterflöße, die vor wenigen Tagen desselbigen Weges gefahren sind. Auf ihm sitzt ein prächtiger Schiffer, der farbenstrahlende Eisvogel; wer das schillernde Gewand fremder Segler der Lüfte preist, der hat diesen flatternden Edelstein nie geschaut. Da sieht er die Gestalt des Menschen; mit scharfem, heiserem Schrei entfliegt er, wie ein blauer Pfeil kaum sichtbar die Luft durchschneidend, um sich zu bergen in der tiefen Höhle der Uferwand, worin er sich sein Nest gegraben. Dann kommt eine weiße Sternblume geschwommen; vielleicht hat sie des Müllers schönes Töchterlein hoch oben im Gebirge in das Wasser geworfen, unmuthig darüber, daß das Orakel ihrer Schwestern dem liebsten Wunsche nicht zu Gehör hat reden wollen. Ein Windstoß fährt aus der Schlucht und schüttelt die losen Blätter von den Bäumen; dahin treiben sie, wer weiß, wie weit, manches darunter vielleicht dem düsteren Meere zu, um fremden Küsten zu erzählen von der heimlich-stillen Lust deutscher Thäler. Und wenn du lange niederblickst in den sprudelnden Tanz der Wasser zu deinen Füßen und du bist ein begnadetes Sonntagskind, so hebt vielleicht die Nixe ihr schelmisches Antlitz, von blaugrünen Locken umwallt, aus der Tiefe und beginnt ihr Zauberlied. Anfänglich ist es nur ein leises, unsagbar in die Seele dringendes Gesumme, aber immer lauter und voller erklingt es, es umstrickt dich mit süßer Gewalt und dir wird wie dem Fischer, von welchem das schönste Gedicht aller Zeiten und Völker die Märe sagt ....

Aber hinweg aus dem magischen Kreise — viel zu lange schon hat es mich gebannt, und die Freundin wartet. Aufwärts dem Flusse, immer durch die Wiesen führt der Steg nach ihrem Lustsitze. Enger und enger treten die Berge zusammen, schon erreicht kein Strahl der dem Abende zugewandten Sonne die tieferen Gründe; doch das Ziel ist nicht mehr fern, dort drüben winkt es. Eine kunstlose Brücke trittgerechter flacher Steine vermittelt den Uebergang des neckischen Bergstromes; noch einige Schritte und das grüne Gezelt der Gesuchten wölbt sich schattend am Hügelhange; grüßend breitet sie schon von ferne die Arme aus und frohlockend tönt der Gegengruß: »Gott grüße dich, Frau Hasel mein, wie bist du doch so grüne!«

Denn die Frau Hasel, »die am Wege steht«, ist meine alte, gute, treubewährte Freundin. Ich habe eine Zuneigung zu ihr gefaßt, seitdem unter ihrem kühlen Dache sich die träumerische Ruhe, die ich von ihr begehrt, in eine aufmerksame und lohnende Naturbetrachtung aufgelöst hat, und ich habe die ehrwürdige Matrone liebgewonnen, trotzdem ihre schlanken Schößlinge mich manchmal schmählich von der Rückseite angesehen haben.

Digitized by Google

Aber was konnte die gute Mutter dafür? Sie hat mich immer liebevoll gehegt und gepflegt, und das will ich ihr danken. Auf dem grünen, schwellenden Kissen zu ihren Füßen gelagert, horch' ich den Sagen und Märchen aus alter und neuer Zeit, die sie mir immer willig erzählt, während sie mit breitem Schirme die stechende Sonne fernhält und mit zierlichem Spiele ihre feinen Finger auf und ab bewegt in der wehenden Luft.

»Ich bin eine gute deutsche Bürgersfrau und rühme mich dessen,« sagte Frau Hasel. »Keine hochmüthige Eingewanderte aus der Fremde, welche vor Jammer knackt, wenn es der Winterfrost ein bischen ernst meint; o nein! Mir schadet Wind und Wetter nicht; ich hab' ein festes, selbstgemachtes Kleid an, wie es bei Meinesgleichen Sitte bleibt, bei Anderen leider nicht. Nimmt mir der Winter den grünen Schmuck meines Laubes, so verschließ' ich mich in mich selber; aber doch halt' ich die Augen offen genug, um den ersten Sonnenblick meines lieben Frühlings zu erhaschen, und sowie ich ihn habe, hui, da jag' ich die Buben hinaus aus der engen Winterbehausung und lustig gaukeln sie schon in ihren hellgrünen Jacken auf den Zweigen, wenn noch meine Nachbarn alle tief in warmen Clausen stecken. Wenn dann die Menschen vorübergehen, so blicken sie mich freundlich an und sagen: »Der Frühling kommt, Frau Hasel steckt ihre Fahnen aus;« die Kinder aber hüpfen an mir empor und rufen: »Bitte, bitte, Frau Hasel, schenke mir ein paar Kätzchen!« Dann schüttle ich mich und das ist der erste Blüthenregen im Jahre; kein Mensch darf mir das nehmen!

Und es beginnt in mir zu wallen und zu gähren; das alte Blut wird jung und das alte Kleid zu eng; täglich küßt mich der Freund wärmer, mächtiger, die schlaftrunkenen Augen brechen auf und starren verwundert in das liebe Licht; meine Glieder dehnen sich weit aus, wachsen und ich winde den grünen Kranz um's graue Haupt. Wer sieht mir unter meiner Krone an, daß ich die uralte Frau Hasel bin und nicht ein schlankes Mägdelein? Von nah und fern kommt mir nunmehr der Besuch: der bunte Häher schaut neugierig unter mein Schirmdach und fragt nach seinen Verwandten, ob sie glücklich wiedergekehrt sind aus fremdem Lande; schmucke Motten richten sich häuslich bei mir ein und ein ganzes Heer von zierlichen Käfern läuft ab und zu. Dann kommt das Eichhorn, um sich zu erkundigen, wann ich meine süßen Nüsse reife, und ladet sich ungebeten im voraus zu Gaste. Aber leid ist mir's, daß kein Singvogel sein Nestchen bei mir bauen will; hat ihn der thörichte Argwohn von euch Menschen angesteckt?

Lau weht der Wind im Thale, durch's Korn geht die Roggentrude und wägt die voller werdenden Aehren in der Hand; draußen sticht die Sonne wie mit glühenden Pfeilen; in meinem Hause ist's kühl und wohlig. Der Schnitter kehrt bei mir ein; unter meinem Schirme verzehrt er das schlichte Mahl, das ihm die Gattin herausgebracht hat, dann schläft er, während ich ihm Kühlung fächle. Wunderbare Träume ziehen durch seine Seele, denn sein Haupt liegt auf der Schwelle der geheimnißvollen Unterirdischen, die in den Wölbungen meiner Wurzeln wohnen. Er hört ihr

Digitized by Google

Wispern und Raunen, ihr herzverzaubender Gesang schlägt an sein Ohr wie der Ton feiner Silberglocken. Aber nur wenige Sterbliche können sie erblicken, wenn sie in der Sommernacht heraufsteigen aus der Erde Schoß, um im bleichen Mondenstrahle sinnbethörende Reigen zu führen. Ein lustig schäkerndes Völkchen ist's! Der feine Elf zimmert sich aus der Schale meiner Frucht den Wagen, vor den er zwei Johanniskäfer spannt, um zum Feste der Lilienkönigin zu fahren; der braune Gnom aber stülpt sie trotzig als Helm auf's Haupt und bekämpft dann zornig seinen immer drohenden Feind, den riesigen Hirschkäfer. O, wenn du sie sehen könntest, die zarten Gestalten, an deren Dasein eure grobe Sinnlichkeit nicht mehr glaubt!

Ist's ihretwegen vielleicht, daß so viele eures Geschlechtes mich nicht leiden können, halb vor mir schaudern? Daß einer eurer Dichter gesungen hat: »Gehe nicht zur Hasel schaurig!« (Immermann.) Oder ist es die ernste Dunkelheit meines Wesens, meine Lust am Schatten, die mich in üblen Leumund gebracht hat? Dann theil' ich das Los mit den Besten. Aber wenn ihr Geschenke von mir verlangt, die ich mit stets freigebigen Händen vertheile, verliert ihr die Furcht. »In die Nüsse« zieht Alt und Jung, zum Volksfest wird meine Bewirthung. Dann bin ich für Alle die liebe Frau Hasel; auch sag' ich's nicht weiter, wenn der Bursche dem Mädchen unter meiner Traufe einen Kuß raubt, und vergnügt laß' ich mich plündern. Nur der Jagdherr ist mir nicht hold, denn »wenn die Jäger nussen und die Hunde mausen, geht die Jagd verdrossen«. Dagegen räch' ich mich nach Kräften und hüte den gehetzten Hirsch, wie der Minstrel des Nordens singt:

Der Hirsch in langen Zügen trank
Aus Monans Bach' d'rauf Mondschein sank;
Glenartney's Haselschatten bewacht
Sein einsam Lager in stiller Nacht.

(Walter Scott.)

Schon die Alten haben mich hoch geehrt. Der große römische Poet hat mir den Preis erstritten vor den Stolzesten meines Reiches:

Hercules kor die Pappel zur Freude sich, Bacchus die Rebe,
Myrthengebüsch die holde Cyther' und den Lorbeer Apollo;
Phyllis erkor sich die Hasel; so lang als Phyllis sie liebet,
Geht die Myrthe der Hasel nicht vor, noch der Lorbeer Apollo's.

(Virgil, Id. VII.)

Von der berühmten Haselstaude der Libussa hast du gewiß vernommen? Mich hat der weise Primislaus vor Allen werth gehalten, das Sinnbild seines Königshauses zu sein. Drei grüne Zweige trieb mein dürrer Ast, den er prophetisch in den Boden stieß; zwei davon verdorrten, der dritte wuchs zum tausendjährigen Baume. Aus meinen Händen empfingen die Magier und die Fahrenden die Virgula divinatoria, die Wünschelruthe, deren Gabel, von einem Geiste beseelt, belehrt von den Nachbarn, den Unterirdischen, sich neigt, wo das rothe Metall und das krystallene Wasser im Gesteine quellen.

Digitized by Google

Dazu ist Sanct Lambertus mein Schutzpatron, und ein Theil seiner Weissagekunst, die jeder Bauersmann verehrt, ist von ihm auf mich übergegangen. Wie lieb hat mich das Märchen; seine besten Geschichten hat es in meinem Schatten erzählt! Weißt du nicht mehr, wie Hähnchen und Hühnchen in den Nußberg gingen und in der von mir geliehenen Kutsche heimfuhren? Unter mich trat das schöne Aschenputtel und rief:

Bäumchen rüttel dich und Bäumchen schüttel dich,
Wirf Gold und Silber über mich!

(Grimm.)

Hei, da hättest du sehen sollen, was ich kann! Von mir singen die Krakowiaken:

In den Haseln brauſt' es, als ich durchgeritten,
Julchen hat geweint, als ich sie verlassen,
Sie ging durch den Wald, riß Nüsse sich ab,
Was liegt mir an Nüssen, wenn nichts mich erfreut!

(Bratranek.)

Das Volk beachtet mich gar sehr; manche gute Bauernregel gedenkt meiner. So sprechen sie in Sachsen:

Je mehr es regnet, sag' ich dir,
Auf Sanct Johannis, glaube mir,
Je weniger die Haselnüss' gerathen —
Dann magst du dir wohl Zwiebel braten
Oder magst Rüben dafür essen
Und der Haselnüss' vergessen.

Und am Rhein:

Margarethe naß, giebt für die Backen
Nur hohle Haselnüsse zu knacken;
Auf Margarethe Regen und Sturm,
Bringt der Haselnuß den Wurm.

Daraus magst du entnehmen, daß meine süßen Früchte, die ihr jetzt fast verachtet, ehedem in recht hohem Ansehen gestanden sind als eine treffliche Lieblingskost der armen Leute. Doch das Beste erzähl' ich zuletzt. Ich bin der hochbegnadete Baum der Legende, welcher der Gottesmutter Schutz verliehen hat. (Grimm.) Als sie mit dem Jesuskinde in den Wald gegangen war, Beeren zu suchen, da sandte der böse Feind eine Giftschlange, die schoß nach ihr. Aber Maria sprang hinter mein dichtes Laub und verbarg sich, bis die Schlange, des Suchens müde, verschwand. Da sprach die Himmelskönigin: »Wie die Haselstaude diesmal mein Schutz gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft anderen Menschen sein.« Darum ist seit den ältesten Zeiten ein grüner Zweig von mir gegen Nattern, Schlangen und was sonst auf der Erde kriecht, der sicherste Schutz.

Du lächelst, weil ich mich so rühme? O laß mir die Freude; sie wird mir jetzt gar selten. Die Menschen haben heute nicht mehr Zeit, in meinem kühlen Schatten zu liegen; sie laufen alle lieben Gottesstunden dem Gelde nach; die ganze Welt ist, wie sie's nennen, praktisch geworden. Allein

Digitized by Google

das kann ich auch sein, ich bin's und will dir's beweisen. Wer denkt daran, was ich Alles leisten und verschenken kann? Als euer großer Dichter sagte:

Alles Weltregiment, muß Er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen —

da hat er an mich gedacht. Denn welche andere vaterländische Stöcke giebt es als Haselstöcke? Aber ich branche mich gar nicht auf den Corporalsscepter zu beziehen. Du kennst ja meine schlanken Loden aus eigener Erfahrung. Denkst du noch daran, wie du sie, die der Steckenknecht dutzendweise dem Vater brachte, mit dem Messer so kunstvoll zu ringeln wußtest, daß die Ausgabe zuletzt fast unerschwinglich ward? Meinen allmächtigen Einfluß auf die Pädagogik will ich jedoch nicht einmal geltend machen. An mir ist Alles nutzbar: mein Holz ist fest und hart, zu vielerlei Geräth zu brauchen; meine Aeste und Schößlinge verwenden eure Künstler zu Naturmöbeln, wie ihr sie nennt; der Korbflechter fertigt daraus Hürden und Wagenkellen, der Faßbinder Reifen, der Siebmacher viele seiner Erzeugnisse. Mein Bast ist zäh; als Bindezeug übertrifft er den der Linde; wer einen starken Knebel drehen will, nimmt einen Trieb von mir; meine Rinde kann der Gerber und der Färber gebrauchen. Der Kunst dient mein gluthzerstörtes Holz als Reiskohle und selbst dem furchtbaren Gemische des Freiburger Mönchs bietet es ein gutes Material. Soll ich noch sagen, daß meine Blätter nahrhaft sind für allerlei Hausthiere, so daß der Schweizer sie sorgsam sammelt und aufbewahrt? Lieber will ich von meinen Nüssen reden, der Lust des Eichhorns und der Kinder, auch der großen, die sie gar gerne knacken zu einem Gläschen Rheinwein, der doppelt gut nach ihnen schmeckt. Meine Schwestern, die Lambertsnuß, die Zellernuß, die Blutnuß mit dem Purpurröckchen, haben freien Zutritt an des Königs Tafel, und wie könnte ich erst prahlen mit meiner Sippschaft in England, in Konstantinopel, in Rom und in Spanien!

Weißt du vielleicht, daß im Hafen von Gijon in Australien jährlich 50 englische Schiffe mit Haselnüssen beladen werden; daß in Kent ein Acker, mit mir bepflanzt, 30 Centner Haselnüsse oder einen Ertrag von achthundert Gulden liefert, he? Da hast du Praxis und beherzigenswerthe. Vom Oel meiner Nüsse brauche ich kaum zu reden; es ist so fein, wie das der hochmüthigen Mandel und wenn's nicht trocknet, so ist das gut für mancherlei Gebrauch. Verkündet ihr drolligen Menschen es doch als Wundermittel, das euren mondbeschienenen Scheiteln wieder dichten Schatten verleihen könne! Geht nach dem Süden, lernt, wie man mich ehrt: Mandeln und Maronen, Pistazien und Wallnüsse stehen dort in niedrigerem Preis als meine Kinder. Und doch bin ich die Nuß für sich, ohne Beiwort, die echte, deutsche Nuß, nicht die welsche, die ihr mir jetzt vorzieht. Geht, ihr seid alle undankbar — und auch du bist's, denn du bist eingeschlafen!« . . .

Frau Hasel schüttelte so zornig ihr grünes Haupt, daß mir einer ihrer noch in den Windeln klebenden Drillinge auf die Nase fiel. Ich blickte verwirrt umher; hoch stand der Mond am Himmel und sonderbare Schatten

Digitized by Google

malte das Gezweig über mir auf den Rasen. Ich erhob mich und schlenderte heim durch die thaufrischen Wiesen. Aber als hätten die unterirdischen Freunde der redseligen Frau Hasel mir in die Ohren gezwitschert, summte es immerfort in mir, wie ein altes Lied:

„Schön Dank, schön Dank, Frau Hasel mein,
Für deine guten Lehren!
Ich wollt' zu mein' schönen Schatz hingeh'n,
Will aber lieber umkehren!"

Frau Ellhorn.

Vor Hollunder soll man den Hut abziehen und
vor Wachholder die Kniee beugen.
(Altes Sprichwort.)

Wenn ich der fröhlichsten Lust meiner Knabenzeit gedenke, so führt mich ihr Gedächtniß immer gern zurück in den feuchten Winkel einer Gartenmauer, wo Frau Ellhorn wohnte. Was dankten wir wilde Rangen nicht Alles ihrer stets offenen Hand. Ihr freundliches Dach, ihre dicht geschlossene Klause lieh uns Verstecke, wenn wir genascht hatten, nicht vom Baume der Erkenntniß, aber doch von manchem andern, und die strenge Mutter die unverbesserlichen Sünder suchte; sie beschenkte uns mit dem artigsten und willkommensten Spielzeug, mit kleinen Purzelmännern, die sich immer auf den Kopf stellten, mit langen, weißen Schlängelchen, welche sich zusammendrücken ließen und dann auseinander schnellten; sie lieferte uns das Schwergewicht für die Rohrpfeile unseres Bogens, ohne das sie planlos, wie irre Kometen, durch die Luft gefahren wären, das Material zu trefflichen Wasserleitungen und melodischen Pfeifen, welche der Herr Papa vergeblich allabendlich confiscirte, und endlich die erste tönende Waffe des Knaben, die unübertreffliche Knallbüchse. O, wie gut war Frau Ellhorn, wie liebten — wie mißbrauchten wir sie! Umsonst all' ihre Freigebigkeit, umsonst all' ihre Huld, die niemals ermüdete und so weit ging, daß sie den unbändigen Knaben, der sie noch eben geschädigt, gleich darauf mit einem Regen duftiger, weißer Sterne überrieselte, wenn er unter ihrem Schirm im Grase schlief. Verzeihe, gute Frau, der achtlosen in den Tag hinein stürmenden Jugend; deine Güte ist darum nicht vergessen und es ist mehr als Pflicht, wenn ich dir heute, obgleich die schöne Zeit der Freundschaft mit dir schon gar weit hinter mir liegt, diesen kleinen Ehrentempel errichte.

Aber wer ist denn diese Frau Ellhorn? Lieber Leser, du kennst sie recht gut; wenn du ein Deutscher bist, sollte dir auch der Name, der unseren Altvordern geläufig war, nicht unbekannt sein. Frau Ellhorn ist der Hollunderbaum. Im Alterthum, als des Menschen kindlicher Sinn noch die ganze lebende Natur mit geistigen Wesen bevölkerte, war jeder Baum

Digitized by Google

der Wohnsitz, oder wenn wir wollen, der Leib von jenen Mittelgeschöpfen zwischen Himmel und Erde, welche die Griechen Dryaden, die Deutschen Elfen nannten. Das Märchen und die Sage wissen gar viel davon zu erzählen; die Eiche des Krokus und der singende Baum des Königssohnes sind gewiß Jedermann in Erinnerung. Daher schreibt es sich, daß bis tief hinein in das Mittelalter, ja selbst in unsere Zeit, die Bäume von dem Landvolk gewissermaßen als weibliche Wesen betrachtet wurden und den Ehrennamen »Frau« erhielten. Frau Hasel, die am Wege stand, ist ein altbekantes Volkslied; Frau Linde, Frau Birke u. s. w. waren ganz allgemeine Bezeichnungen. So kam auch der Hollunder zu seinem ehrwürdigen Matronennamen »Frau Ellhorn«, und es wäre schade, wenn derselbe verloren ginge. Denn es giebt kaum ein anderes Erzeugniß des Pflanzenreiches, welches von jeher so viel Beachtung gefunden hätte und sie auch verdient.

Der Hollunderbaum, der am abgelegensten Platze plötzlich aufschießt, ohne daß man sich zu erklären wußte, durch welche Veranlassung, mit seinen saftigen Loden, narkotisch riechenden Blättern und breiten, wunderschönen Blüthendolden ist seit ältester Zeit als ein besonders geheimnißvoller, zauberkräftiger Baum betrachtet worden. Unter seinen Wurzeln, glaubte man, wohnten die Wichtelmännchen, jene schützenden oder strafenden Schutzgeister des Hauses, und der Hofstaat, welche man nicht beleidigen durfte, wenn man nicht sein Glück zerstören wollte. Daher wagte man nur mit Scheu und im äußersten Nothfalle die Axt an seinen Stamm zu legen; war dies unumgänglich, dann zog der Bauer andächtig die Kappe, faltete die Hände und sprach: »Frau Ellhorn, gieb mir von deinem Holze, dann will ich dir auch von dem meinen etwas geben, so es wächst in dem Wald.« Und dann erst durfte das Werk der Zerstörung ungehindet vor sich gehen.

Die Polen, überhaupt die Slaven, hielten den Hollunder für den Lieblingsaufenthalt finsterer Mächte und sie hüten sich noch heute davor, in seinem Schatten zu schlummern. Der deutsche Landmann dagegen glaubte — und glaubt — in ihm ein unfehlbares Mittel gegen unsichtbare feindliche Gewalten zu besitzen, er heftete Zweige davon über die Thüren und in die Ställe und hielt dann sich und sein Vieh vor »Besprechungen« gesichert. Allgemein war und ist das Vertrauen auf den Hollunder als untrügliche Arznei gegen die fallende Sucht. Frische Scheibchen seiner Zweige auf einen Faden gereiht, in der Herzgrube getragen, bis der letztere bricht, und dann, ohne mit der Hand berührt zu werden, an einem öden Orte begraben, welchen weder Menschen, noch Thiere betraten, waren das berühmteste Amulet. Die Vorschrift aber lautete: »Der Hollunder muß aus einer Weide hervorgewachsen sein«. Dies erläutert der deutsche Arzt Wedel, der im Jahre 1720 ein ganzes Werkchen über den Hollunder herausgegeben hat, dahin: Die Elstern fallen gierig über die reifen Beeren her, können sie aber nicht vertragen und geben sie daher in hohlen Weidenstämmen wieder unverändert von sich; der aus solchem Samen erwachsende Strauch

Digitized by Google

empfängt von dem Widerwillen des Vogels die Kraft gegen diese böse Krankheit, »an welcher Kraft aber mit Recht zu zweifeln ist« — fügt der gelehrte Herr hinzu. Indessen erinnere ich mich aus meiner Jugend, daß mir und meinen Geschwistern in vielen Krankheitsfällen von einer klugen Frau, welche zu Rathe gezogen war, Schnüre mit Holzscheibchen umgehängt worden sind, welche gewiß nichts Anderes waren, als Hollunder. Sie müssen auch geholfen haben, denn sonst könnte ich es dem werthen Leser schwerlich erzählen.

Der Hollunder wird auch Attich oder Flieder genannt; letzteren Namen theilt er mit der Syringe, dem eigentlichen Flieder, auch Nägleinsbaum oder spanischer Hollunder geheißen. An vielen Orten, ja selbst von Botanikern, wird der letztere Strauch oder Baum, dessen duftig rothblaue und weiße Blumenrispen den Schmuck unseres Frühlings bilden, auch schlechtweg »Hollunder« genannt; aber mit Unrecht, denn er ist erst im Jahre 1560 von Persien nach Deutschland gebracht worden, während schon in althochdeutschen Schriften der »Holanter« erwähnt wird. In Volksliedern aus ältester Zeit wird der Hollunder gepriesen; »unter dem Hollunderbaum« haben schon viele Mädchen von dem Käthchen von Heilbronn geträumt; »ein Holderstock zur Fahrt« ist Freundes Gabe; »ach, süßes Auge, fromm und rein, so schwarz wie Holderbeeren« u. s. w. Auch das Märchen von Frau Holle, welche den Schnee vom Himmel schüttelt, scheint dem Blüthenregen dieses Baumes nachgedichtet.

Den echten Hollunderbaum nannten die Botaniker von der Farbe seiner Beeren den schwarzen. Er ist ein guter deutscher Landsmann und wächst bei uns allenthalben, so daß es einer näheren Beschreibung nicht bedarf. Dauerhaft und kräftig übersteht er den härtesten Winter und gedeiht hoch in den Bergen ebenso gut wie im Flachlande. Sein Standort ist ihm fast einerlei; bald am Rande des Wassers, bald auf dürrem Gestein, auf sonnigem Feld und in dunkelschattigen Winkeln, selbst auf den Zinnen zerfallender Mauern schießt er rüstig empor, ist aber nichtsdestoweniger für guten kräftigen Boden und Pflege dankbar. Zu verwechseln ist er nicht mit seinem Bruder, dem Traubenhollunder, welcher ihm durchaus ähnlich sieht, aber die Blüthen und die rothen Beeren in Trauben trägt. Daher hat man vor Zeiten geglaubt, es sei ein Zeichen geschehen, wenn man solch' einen Baum fand, indem man annahm, die Dolden des schwarzen Hollunders hätten sich verwandelt.

Viel weiß die Naturgeschichte zu erzählen von der Mannigfaltigkeit der Nutzung tropischer Pflanzen, so von dem Palmenbaum; an ihm ist Alles brauchbar und er liefert dem Menschen des Leibes ganze Nothdurft. Speise in seinen Früchten, in seinem Blattherz, seinem Mark; Kleidung in seinen Blättern und seinem Bast; Wohnung durch sein Holz und Dach in seinen riesigen Blättern, Getränk in seinem Saft u. s. w. Nicht minder ist der Gebrauchswerth des Bambusrohres; von den zarten Schößlingen desselben, die wie Spargel genossen werden, von dem Zucker, der an seinen Knoten

Digitized by Google

ausschwitzt, bis zu den stattlichen Masten, die es den chinesischen Dschonken liefert, bietet es eine Fülle von nützlichen Anwendungen. Aber wir brauchen durchaus nicht in die Länder der scheitelrechten Sonne zu reisen, um solche Wunder der Pflanzenwelt aufzusuchen; wir haben sie näher vor der Thüre, achten aber selten darauf. Der Hollunder ist hiefür das überzeugendste Beispiel, an ihm ist Alles nutzbar, und wenige Gewächse werden sich in dieser Hinsicht mit ihm messen können. Daher hat der Landmann Recht, wenn er vor Frau Ellhorn den Hut abzieht.

Wer kennt nicht den Fliederthee? Wen hat nicht bei irgend einer Erkältung die sorgsame Großmutter in's Bett gepackt und ihm diese Universalmedicin beigebracht »für's Schwitzen«? Früher und auf dem Land war und ist er der Helfer gegen jedes Gebreste; fast hielt man ihn für das Kräutlein, das für den Tod gewachsen ist. Die Hollunderblüthen, von welchen mir eine neuere chemische Analyse nicht bekannt ist, enthalten nach älteren: ätherisches Oel, Harz, Gerbstoff und Schwefel; der wirksame Bestandtheil wird in beiden ersteren zu suchen sein. Die Wirksamkeit ihres Aufgusses steht außer Zweifel; derselbe ist eines der kräftigsten schweißtreibenden Mittel, sollte aber gerade deshalb niemals ohne Zuzug des Arztes angewendet werden! Denn der Fliederthee wirkt zugleich gewaltig aufregend, so daß er in einzelnen Fällen entschieden schädlich sein kann; es ist ein Beispiel bekannt und in medicinischen Schriften veröffentlicht, daß ein junges Mädchen durch übermäßigen Gebrauch dieses Hausmittels sich den Tod durch Schlagfluß zugezogen hat. Also Vorsicht bei dieser Gabe der Frau Ellhorn! Der Duft der Hollunderblüthen ist sehr betäubend und erregt bei nervenschwachen Leuten heftiges Kopfweh; es ist daher nicht räthlich, das Fenster des Schlafgemachs offen stehen zu lassen, in welches ein Hollunderbaum winkt, geschweige denn darin die Dolden zum Trocknen aufzuhängen, wie es häufig auf dem Lande geschehen mag. Am Rhein, an der Bergstraße und im Odenwalde bäckt man sie hie und da in die flachen Pfannkuchen; daß sie in dieser Gestalt unschädlich sind, darf wohl angenommen werden.

Wir kommen nunmehr zu den Beeren, ihrer Verwendungsarten ist eine gar große Zahl. Unreif, mit Essig oder Salzwasser eingesetzt, bilden sie einen Ersatz des bekannten Gewürzes Kapern, der nicht schlechter ist, wie die häufig zu gleichem Zwecke benützten Knospen der Dotterblume. Reif werden sie zu Suppen, noch mehr aber zu Mus verkocht; wenn das letztere auch eine gewisse Schärfe besitzt, so läßt sich diese leicht mildern. Daß es ebenfalls schweißtreibend sei, wie der Blüthenthee, wird zwar behauptet, ich kann dies jedoch nicht aus der Erfahrung bestätigen. Dagegen liefert es ein so gesundes und erfrischendes Nahrungsmittel, daß man sich wundern muß, die Schibbiken, wie die Hollunderbeeren vielfach genannt werden, nicht mehr als es geschieht, in den Haushaltungen benutzt zu sehen. Ferner läßt sich aus ihnen ein sehr guter Fruchtessig darstellen, nicht minder Branntwein. Der Gewinn an letzterem ist nach den gründlichen Versuchen, welche Wehrle in Wien 1819 anstellte, ein sehr bedeutender, und würde allein größere

Digitized by Google

Anpflanzungen des Baumes bei dessen Fruchtfülle lohnend machen. Auch einen Wein, oder vielmehr ein dem Wein ähnliches Getränk hat man mit Glück daraus herzustellen versucht, vorzüglich in England. Verbreiteter aber ist der Gebrauch der Beeren zum Färben des Rothweines; gar mancher theure Bordeaux und Frontignac, der uns auf den Wirthstafeln unter dem wohlklingenden Namen irgend eines Chateau vorgesetzt wird, verdankt seine dunkle Farbe der heimischen Küche der Frau Ellhorn. Der Farbstoff der Beeren ist inzwischen auch schon häufig zum Blaufärben von Zeugen benutzt worden und ersetzt zum Theil den kostbaren Indigo, namentlich wenn er mit diesem vermischt wird. Traubenhollunderbeeren liefern einen rothen Farbstoff. Die Samen werden gleichfalls als Hausmittel statt der Sennesblätter oder der Santonius gebraucht; ob mit Erfolg, weiß ich nicht. Dagegen geben sie, wie schon im »Allgemeinen Anzeiger der Deutschen« vom Jahre 1836 zu lesen ist, ein vortreffliches Oel, ungefähr 5 Kilo aus einem Hektoliter. Die unangenehm riechenden Blätter des Hollunders, welche vom Vieh nicht leicht berührt werden, haben ebenfalls ihren Gebrauchswerth. Früher galten sie als ein probates Mittel gegen Wassersucht; heutzutage gebraucht sie der Landmann nur noch häufig zum kühlenden Umschlag auf offene Schäden. Größer aber ist ihr Nutzen zur Vertreibung schädlichen oder unangenehmen Ungeziefers und sie verdienten zu diesem Zweck recht vielseitige Verwendung, besonders von Seiten der Landwirthe und Gärtner. In England setzen die letzteren Hollunderblätter und junge Zweige mit Wasser an und begießen damit ihre Beete, von welchen sie durch dieses einfache Mittel Raupen, Schnecken, Erdflöhe u. s. w. sicher vertreiben. Auch die Stubenfliegen und jene schrecklichen, plattgedrückten Ungethüme, mit welchen uns, wie behauptet wird, Amerika seit dem großen Brande von London ein sehr unwillkommenes Geschenk gemacht hat, widerstehen nicht dem Zauber oder vielmehr dem Geruche des Hollunders. In die Gänge des Urwühlers, des Meister Maulwurf geschoben, verleidet er diesem seine aufregenden Spaziergänge. Besonders wichtig ist er aber zum Schutz der Getreideböden gegen den weißen und schwarzen Kornwurm. Diese schädlichen und gefräßigen Insecten — das erstere eine Motte, das letztere ein Käfer — vernichten oft in der betrübendsten Weise das Besitzthum und die Hoffnung des Landwirths; von den vielen dagegen angegebenen Mitteln hat sich das Eingraben von frischen Hollunderzweigen in die Körnerhaufen und das Auskleiden des Speichers damit, als eines der sichersten bewährt, das noch dazu den Vorzug hat, weder mühevoll noch kostspielig zu sein. Jedenfalls wird der Versuch nichts schaden.

Aus den jungen Sprossen oder Augen des Hollunders läßt sich im zeitigen Frühjahr ein guter Salat zurichten; sie werden mit kochendem Wasser abgebrüht, dieses weggegossen und dann auf gewöhnliche Weise angemacht. Diese Speise gehört mit unter die Recepte zu einem langen Leben; inzwischen ist es nicht rathsam, allzu viel davon zu genießen, weil die Wirkung derjenigen des Bittersalzes ziemlich gleich ist; wer also einen

Digitized by Google

Hollunderbaum im Hofe stehen hat, kann ihn als sein Karlsbad betrachten. Ganz den gleichen Erfolg zeigt ein Absud von der dritten weißen Rinde oder dem Bast vom Stamm und den Wurzeln, welcher sehr bitter und etwas narkotisch schmeckt; als Hausmittel ist er verwerflich, da er leicht Entzündungen in den Eingeweiden veranlassen kann, auch bei größeren Gaben heftige Uebelkeiten erregt. Die zweite grüngelbe Rinde des Stammes, unmittelbar unter der häutigen grauen, ist ein gutes Mittel bei Quetschungen, Verbrennungen und offenen Wunden; sie wird ganz fein geschabt aufgelegt. Die frischen Wurzeln, klein geschnitten und mit Essig oder Branntwein angesetzt, geben ein hie und da gebräuchliches Mundwasser, welches Zahnschmerzen lindern oder verhüten soll. Es bleibt jetzt nur noch von allen Theilen des Baumes das Holz und das Mark. Ersteres ist bei älteren Bäumen sehr fest, schön weißgelb und glatt; es wird besonders zu Schnitzereien, Löffeln, Spinnrocken, Drechslerarbeiten benutzt und hat in guten starken Stücken nicht unbedeutenden Werth. Auch als Brennmaterial ist es ganz tauglich; es liefert ungefähr von 100 Kilo trockenem Holz 1·3 Kilo Asche, und diese enthält nach Werneck 9·78 Procent Potasche. Die vom Mark gereinigten runden Röhren der jüngeren, in gutem Boden gewöhnlich kerzengerade emporschießenden Aeste oder Loden werden zu Weberspulen verwendet; aber was will dieser Nutzen sagen gegen die Knabenfreude der Blaseröhren und verwandter Schießgewehre! Und erst das Mark! Daß es die Uhrmacher zum Reinigen der feinen Metalltheile ihrer Werke vom Oel brauchen, daß es die tanzenden Kügelchen und Figürchen für die Elektrisirmaschine liefert und von betriebsamen ländlichen Künstlern zu allerlei abenteuerlichen Ziergegenständen mit bunter Bemalung verarbeitet wird, das kommt nicht in Betracht gegenüber der außerordentlichen Erfindung des »Hollermännchens« (Haulermännerchen des Märchens) oder des »Stehaufs.« Wie mancher kleine Newton hat an einem solchen die tiefsinnigen Gesetze der Schwerkraft hinter der Schauze des aufgeschlagenen Buches studirt, während der Lehrer an der Tafel im Schweiße seines Angesichtes den Magister Matheseos vordemonstrirte. Und wie einfach ist dieses unübertreffliche Kunstwerk herzustellen! Von dem Mark, das dem Stempel der Knallbüchse weichen muß, ein zollanges Stück, unten als Schwerfuß ein Schusterzweck eingedrückt, oben zwei Punkte, dazwischen ein senkrechter, darunter ein wagrechter Strich mit Tinte als Gesicht und der wunderbare Kerl ist fertig, der, wie man ihn auch wirft, stets stramm auf seine Füße sich stellt, eine Eigenschaft, welche vielen seiner Verfertiger in späterem Lebensalter sehr zu gönnen wäre. In der slavischen Sprache heißt das Holdermännlein Pikulik, d. i. unterirdischer Zwerg, oder Parstuk, Fingermännchen; es sind dies dieselben Namen, welche auch die kleinen Kobolde führen, die der Aberglaube der östlichen Nachbarn unter dem Hollunderbaum wohnen läßt.

Aber Nutzen und Vergnügen sind im großen Korbe der Frau Ellhorn noch nicht erschöpft. Die Verwendung des Unterkleides ihres Stammes und ihrer Arme zum Gelb- und Braunfärben, diejenigen der jungen Schoßenglieder

Digitized by Google

zur Verfertigung der Haarsiebe u. s. w. mögen als unbedeutend bei Seite liegen bleiben. Die gute Frau deckt aber ihren Tisch nicht blos dem ungenügsamen Menschen, wenn er gleich ihr Liebling ist, sie hält auch offene Tafel für die Thiere des Waldes, der Luft und der Gruft. Zwar ist ihre Speisekammer nicht so reich versorgt wie diejenige ihrer Riesenschwester Eiche, welche nach Vallisneri's Beobachtungen allein mehr als 200 verschiedene Arten von Insecten täglich zu Gaste hat; aber dennoch sieht sie eine große Zahl von Besuchern und Almosenheischenden immer bei sich. Sobald sie ihre großen weißen Blüthenteller aufstellt, von welchen der Wind ganze Wolken gelben Samenstaubes wegbläst, so brummt von früh bis spät ein Heer geschäftiger Bienen und ihrer Verwandten über, auf und in denselben und labt sich an Honig und Brot. Gleich unverschämten Geladenen aber schleppt das kleine Volk in seinen Taschen und Körbchen das Meiste von den gebotenen Gaben nach Hause in die wohlverwahrte Schatzkammer, aus der es dann später ein noch stärkerer Räuber sich aneignet; und kaum ist die Beute in Sicherheit, so kommt der kleine Gast wieder und setzt sich von Neuem zu Tische. Für bunte Reihe sorgen mancherlei plumpe Käfer, obenan der goldschillernde Freund der Ameisen, und die Schmetterlinge bilden das Balletcorps der Luft für die Tafelnden, während Fink, Meise, Stieglitz und Amsel das Concert besorgen, aber dabei ihren eigenen Magen nicht vergessen. Noch lebendiger aber geht es zu, sobald die Beeren sich schwarz färben. Dann fallen die Schwärme der geschwätzigen Staare ein, dann kommen die Drosseln, Amseln, Elstern zum Schmaus und zänkische Sperlinge suchen ihnen das Tischrecht streitig zu machen. Wenig würde dem Landmann übrig bleiben für den eigenen Gebrauch, wenn er nicht Schreckbilder aufstellte, um die gefiederten Näscher fernzuhalten; aber diese sind öfters civilisirt genug, um den Aberglauben ihrer Väter zu verachten, und so kann es kommen, daß er eines schönen Tages den Meister »Zwilch« auf dem Kopfe der ausgestopften Katze sitzen sieht, die er zum Wächter seiner »Musbeeren« bestellt hat. Aber im Sprenkel fängt er dafür manchen vorwitzigen Schmarotzer zum Ersatz für das gestohlene Gut.

Der lästigste Gast der Frau Ellhorn ist die schwarze Holderblattlaus. Jedermann hat es gesehen, wie im Frühjahre, wenn die jungen, weichen Loden des Baumes emporschießen, diese mit den Millionen solcher Honigläuse, oft in mehrfachen Schichten übereinander, dermaßen überdeckt sind, daß sie wie in gekörpertem schwarzen Sammt eingehüllt erscheinen. Regungslos sitzen die kleinen Insecten und haben den feinen Saugrüssel durch die Oberhaut der Zweige gebohrt; die erste Colonie setzt sich in einem Ringe, die Köpfe gegeneinander, fest und unaufhörlich vergrößert sich von Tag zu Tag der Schwarm, indem die spontane Entwicklung der Jungen ohne Unterlaß aus den Müttern, in welchen einzig das erste Contingent besteht, vor sich geht. Denn die Blattläuse bringen, höchst bemerkenswerth, lebendige Junge zur Welt, und zwar täglich etliche zwanzig, und setzen dies Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort, so lange sie leben. Sobald die Kleinen das Licht

Digitized by Google

der Welt erblickt haben, sind sie sofort selbstständig; sie entfernen sich von der Mutter und setzen sich bescheiden untenan zu Tisch, worauf sie alsbald, ohne irgend welche Befruchtung, ebenfalls zu Müttern werden. Diese Parthenogenesis oder Jungfernzeugung ist eine der merkwürdigsten Thatsachen der Naturgeschichte, sie ist in der neuesten Zeit, Dank Dzierzon, Berlepsch und Siebold, auch den Bienen nachgewiesen worden. Auf diese Weise erklärt es sich aber leicht, wie in wenigen Tagen ein ganzer Hollunderstrauch von diesen schwarzen Gästen übersäet erschien, so daß der Landmann glaubt, sie seien vom Himmel niedergeregnet oder schwitzten aus der Rinde.

Der berühmte Naturforscher Réaumur hat ausgerechnet, daß es eine einzige Blattlaus im kurzen Laufe eines Sommers zu der respectablen Nachkommenschaft von Fünftausendneunhundert Millionen bringen kann. Da haben dann die Ameisen gute Tage. Denn bekanntlich sind die Blattläuse deren Milchkühe; sie sondern aus zwei Röhren oder Warzen am Hinterleib einen süßen Saft aus, welchem jene kleinen Raubthiere eifrig nachgehen; giebt ihn die Blattlaus nicht freiwillig her, so wird sie gemolken, d. h. von der Ameise durch Streichen und Pressen mit den Vorderfüßen dazu genöthigt. Wem dieser Vorgang zweifelhaft erscheint, der kann sich zur Sommerszeit durch einfache Beobachtung mit unbewaffnetem Auge leicht davon überzeugen.

Das ist es, was ich von Frau Ellhorn und ihrem Haushalte zu erzählen weiß. Es wäre mir lieb, wenn ich ihr ein paar neue Freunde zu den alten gewonnen hätte; denn es schmerzt sie sehr, daß sie von Jahr zu Jahr verlassener dastehen muß und ihre ehedem so weit verbreitete Sippschaft allmählich zusammenschmilzt. Und wie gut würde sie ein Bischen von der alten Hochachtung aufnehmen und belohnen! Nichts ist leichter, wie sie zu verjüngen; es genügt, im Herbst gerade schlanke Stecklinge etwa einen Fuß tief an einer feuchten Stelle in die Erde zu graben; im nächsten Frühlinge schlagen sie schon aus. Es scheint mehrere Abarten des Hollunders zu geben; als die vorzüglichste, einträglichste pflegt man diejenige mit rothen Afterdolden oder Beerenstielen zu betrachten, welche stärkere und bessere Beeren tragen soll, als die grünstielige Art, die auch Wasserhollunder heißt. Da, wie gesagt, Frau Ellhorn mit jedem Plätzchen vorlieb nimmt, das man ihr anweist, so wird es Niemand, der einen Hof oder Garten besitzt, schwer fallen, ihr ein solches anzubieten, das ohnedem vielleicht als öder Fleck eine Unzier wäre. Und da wird sie dann unermüdlich schaffen und sorgen für Nutzen und Vergnügen von Alt und Jung, und wenn sie es auch nicht dahin bringt, daß man wieder den Hut vor ihr abzieht, wie in der guten alten Zeit, so gelingt es ihr doch vielleicht, ihre Freunde zu überzeugen, daß die Natur oft in die unscheinbarste Hand reiche Gaben legt, zu deren Gewinn es nur eines liebevollen Verständnisses bedarf.

Digitized by Google

Die Vogelsprache.

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit Trob,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo! Rückert.

Wer hat eines Vogels Sang andächtig gelauscht und nicht etwas dabei gedacht, nicht versucht, die Töne in der Menschen Rede zu übertragen, ihnen bestimmte Empfindungen unterzulegen? Der Glaube an die Thierseele hat sich sicherlich zuerst gebildet und am stärksten befestigt durch den Gesang der Vögel. Freilich singen sie nicht alle, die Kinder der Luft, ja nur den wenigsten ist diese liebliche Gabe gegeben. Die Classe der Sperlingsvögel ist es bei uns hauptsächlich, die sie besitzt; und gerade diese »Singvögel« bewohnen die deutschen Wälder, haben ihre Heimat in dem gemäßigten Himmelsstriche der alten Welt. Ihrer Zahl und Fähigkeit gegenüber sind andere Welttheile arm an gefiederten Sängern. Nordamerika besitzt zwar die wunderbare Spottdrossel, Java den Mino, Australien den Flötenvogel, Brasilien den Sariama und den Glockenspieler, Peru den Organista — aber so herrlich sie auch zu singen verstehen, sie können sich nicht vergleichen mit dem Fink oder der Nachtigall, in deren Tönen der Mensch mehr finden will, als eine Reihe von Noten, und daher schon unzähligemale versucht hat, sie in seine Sprache zu übersetzen. Zahlreiche Beobachtungen haben dargethan, daß auch die Thiere dem Rufe des Vogels horchen, ihn zu deuten verstehen. Der Jäger hat schon gar oft die Elster, den Häher und die Kohlamsel verwünscht, die den schlauen Fuchs oder das unbedachtsamere Reh vor ihm auf dem Anstand warnen; die Sage von dem Ibis als Wächter des Krokodils ist zwar nicht begründet, wohl aber sind es die Berichte über den südafrikanischen Nashornvogel, die amerikanischen Höhleneulen und andere mit Vierfüßlern in vertrauter Freundschaft lebende Vögel, welche jenen eine nahende Gefahr verkünden, die ihre feinere Organisation früher erfaßt.

Der besondere und wechselnde Ausdruck in den Lauten, im Gesange der Vögel ist für jeden einigermaßen aufmerksamen Beobachter unverkennbar, und der Mensch findet hierin um so eher einen deutlichen Uebergang zur Sprache, als darin nicht nur der Unterschied der Individualitäten hervortritt, sondern sich sogar ganz entschieden gewisse, an die Oertlichkeit gebundene Dialekte wahrnehmen lassen. Jedermann weiß, daß es unter Finken, Nachtigallen, Sprossern gute und schlechte Schläger giebt. Die Vogelhändler haben dafür ganz besondere Nomenclaturen; so für die letzteren Sänger die Touren: David, Woyak, Papst, Doppelschaller, Jakob, Ziack, neuerdings sogar »Patti« u. s. w.; für die Finken die Schläge: Weingesang, Hochzeitgebühr (Hochzeitbier), Weizenbier, Würzebier, Gerichtsgebühr, Reitzu (Weitschuh), Kuhdieb, Malvasier, Sparbazier, Musketirer, Mützeviel, Davidja, Zitzigall, Gikgak, Doppelschlag, Bräutigam, Harzer Schlag, Tambacher,

Digitized by Google

Kienöl oder Ovakja, Pythia oder Trewittja und Gutjahr. Alle diese Schläge, von welchen viele noch Unterabtheilungen haben, bilden sich ganz von selbst aus; es ist kein Zweifel, daß der Vogel damit häufig ein und dasselbe mit anderen Klängen (um nicht zu sprechen: Worten!) sagt — und völlig verstanden wird. Die britischen Vogelkundigen nehmen allgemein Provinzialdialekte der Singvögel an und können genau den Schlag der Stieglitze aus der Grafschaft Kent, der Finken aus Essex und der Nachtigallen aus Surrey von denjenigen anderer Provinzen, z. B. aus Middlesex, unterscheiden, woselbst minder gute Schläger zu finden sind. Dumareau de la Malte, während der ersten französischen Revolution eingekerkert, hatte zur Genossin eine Schwarzamsel, welche er die Marseillaise pfeifen lehrte. Als er die Freiheit erhielt, gab er sie auch seiner Trösterin; mit Verwunderung hörten die Anwohner der Loire Jahre hindurch alle Schwarzamseln des Cantons die Marseillaise singen, welche sie von ihrer gebildeten Schwester erlernt hatten. Beweis, daß der Vogel gutes Ohr für die Melodie besitzt und keineswegs, wie man annimmt, blos auf eine und dieselbe Notenreihe angewiesen ist.

Es ist daher auch kaum in Abrede zu stellen, daß der Vogel recht gut weiß, was er singt, und Gefallen an seinem Singen, an seinen künstlerischen Leistungen hat. Neben den Tönen der Kunst, der feineren Empfindungen, der Liebe steht ihm aber meistens noch eine große Reihe von anderen zu Gebote behufs Ausdruckes der verschiedenartigsten Stimmungen und Mittheilungen. Er schmollt, er zankt, er zetert; er kost, er jubelt, er lockt; er begütigt und warnt seine Jungen, macht anmuthig der Gattin den Hof, bittet brünstig die Alten um Futter; für Furcht und Schrecken, zur Abwehr von Feinden, zum Hilferuf und vielen anderen Empfindungs-Aeußerungen ist ihm eine ganze Scala von Tönen verliehen. Wer hat noch nicht den ängstlichen Ruf des Rothschwänzchens gehört, wenn es den nahenden Menschen von seinem Neste weglocken will, das Gezänke der Spatzen, das Gurren des Taubers, das Piepen der hungrigen Nestvöglein, den Schrei der Schwalbe, wenn der Habicht über ihr schwebt? Alle diese Laute werden genau von Denjenigen verstanden, an die sie gerichtet sind. Zahllose Beispiele dafür erzählt die Naturgeschichte: von den Schwalben, die den eindringlichen Spatz vermauern, von ihrem Zank, wenn ein junges Paar sein Nest an unschicklicher Stelle zu bauen beginnt, von ihren Unterredungen während der Wanderschaft, von den gegenseitigen Mittheilungen der schlauen Sperlinge über reife Kirschen und unschädliche Vogelscheuchen u. v. m.

Wie dürftig ist es dagegen um das Mittheilungsvermögen anderer Thiere, selbst der höchstbegabten Säugethiere bestellt! Ist es da ein Wunder, wenn vom grauesten Alterthum an die Sage von einer wirklichen, selbst bevorzugten Menschen zugänglichen Vogelsprache sich bei allen Völkern ausgebildet und erhalten hat, deren Länder der lebendigen Wälder nicht entbehrten? In den indischen Mythen (Nal und Damajanti), in den Märchen der Araber und der Deutschen nehmen redende Vögel eine der ersten Stellen

Digitized by Google

des phantastischen Wunderapparats ein, den sie entfalten. Als Sigfrid sich im Drachenblut badet, lernt er das Zwiegespräch der Nachtigallen auf der Linde über ihm verstehen, und in zahlreichen deutschen Hausmärchen wird derselben Kunst Rechnung getragen. Allein nicht in diesem Sinne gedenken wir hier der Vogelsprache, sondern es gilt vielmehr unsere Betrachtung der eigenthümlichen Thatsache, daß der Mensch überall bestrebt ist, die Laute der bekanntesten Vögel in seine eigene Sprache zu übersetzen, ihnen Wörter unterzulegen, welche oftmals ebenso sinnig und charakteristisch, wie auch für die Auffassung des Thierlebens von Seiten des Volkes bedeutend sind. Eine besondere Fundgrube für dergleichen Uebertragungen des Vogelsangs bietet das Waldland Thüringen, dessen Bewohner bekanntlich leidenschaftliche Vogelliebhaber und Kenner ihrer Lieblinge sind.

Nicht blos in Deutschland aber versucht man die Wiedergabe der Töne geflügelter Sänger in Worten, sondern auch in anderen Ländern; leider haben diese keinen Bechstein gehabt und es ist daher auch nur wenig aus ihnen über den Gegenstand aufzutreiben gewesen. Wie wir ihn auffassen, das sagt am deutlichsten der Anfang des deutschen Vogelmärchens: »In den alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds ertönte, so rief er: »Smiet mi to! Smiet mi to!« Wenn der Zimmermann den Balken beschlug, so klang's: »Kein' Käs' und Brot das mag ich nicht!« Der Schuster zog den Draht an mit: »Hätt' ich's! hätt' ich's!« während der Hobel des Tischlers schnarrte: »Da hast's! Da hast's!« — Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: »Helf, Herr Gott! Helf, Herr Gott!« aber vom Müller erzählte die Mühle selber, zuerst langsam fragend: »Wer ist da? Wer ist da?« — dann rascher antwortend: »Der Müller! Der Müller!« endlich ganz schnell klappernd: »Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Viertel drei Metzen!« u. s. f. Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die Jedermann verstand, jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte.

Kein anderer wilder Vogel steht dem Menschen so nahe, ist von ihm so genau beobachtet worden, wie die Schwalbe, die gesellige Frühlingsverkünderin (NB. zuverlässig ist sie nicht, und »Eine« macht bekanntlich noch keinen Sommer). Ihr Gezwitscher im Frühjahre deutet der Landmann: »Als ich fortzog, als ich fortzog, waren alle Kisten und Kästen voll; da ich wiederkam, da ich wiederkam, war Alles wüst und leer.« Rückert hat in dem schönen Lied »aus der Jugendzeit«, dessen Vers wir als Motto vorangestellt, das Motiv aus dem Volksmund aufgenommen; er überträgt es gefällig: »Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer; als ich wiederkam, als ich wiederkam, war Alles leer!« — Dergleichen Strophen finden eine Melodie bei jedem empfänglichen Gemüth. In Spanien übersetzt das Volk den Schwalbengesang:

„Iß und trink,
Borg' das Geld,

Digitized by Google

Doch sei flink,
Eh' man Dich hält,
Und flieh, flieh, flieh
Beatriiiiiz!!"

Der Fink, die liederreiche Seele deutscher Wälder, wie man diesen fröhlichen, unermüdlichen Sänger wohl nennen darf, hat von jeher die zahlreichsten Dolmetscher gefunden; vielen derselben kommt es allerdings weniger auf den Sinn, als vielmehr auf den Gleichklang an. Sein »Weingesang« klingt: »Fritz, Fritz, willst Du mit zum Wein geh'n?« Der »Bräutigamschlag«: »Fink, Fink, willst Du denn auch den Bräutigam zieren?« Dann ruft er: »Reit' herzu, Trab!« oder »Schützenbier!« (Schitzkebier in Schlesien) oder »Gut Jahr!«, wie denn überhaupt kein anderer Vogelschlag so viele Abstufungen und Verschiedenheiten zeigt wie derjenige des Finken.

Die Nachtigall singt nicht, sie »dichtet«, denn so heißt es bei den Vogelstellern, und sie bezeichnen mit diesem Ausdruck so recht eigentlich das Wesen ihrer Töne, obgleich die Naturforscher behaupten, der Vogel bewege seinen Schlag nur in einem bestimmten Ring verschiedener Melodien, deren man sechszehn bis vierundzwanzig gezählt haben will. Senlis schreibt: »Wenn die Menschen den Sinn der durch articulirte Silben auszudrückenden Nachtigallentöne zu deuten verstünden, so würden sie in jeder einen verschiedenen Ausdruck geheimer Gefühle des zärtlichen Vogels finden, dessen Liebe mit seinem Sang endet.«

Daß es unter den Nachtigallen besondere Virtuosen giebt, ist bekannt. Die stärksten Schläger sind die ungarischen Sprosser, deren Lockton lautet: »Glock Arr!« Ihre verschiedenartigen Schläge sind schon oben angeführt worden; ihr Lied lautet in Worten: »Zieh' a', zieh' an, David, zieh' a' Glock!«

Den Gesang des Zeisigs verdolmetscht das Volk: »Ziegenfleisch ist zäh!« Den des Stieglitz: »Lüg' nit!« Die Spanier machen den letzteren zum Gehilfen der Schwalbe bei dem Liebeswerk am Kreuze; der Stieglitz zog aus den Gliedern des Heilands die Nägel, und:

„Als auf der Höhe von Golgatha
Jesus am Kreuz verschied,
Sangen Stieglitz und Nachtigall
Klagend das Sterbelied."

Dem Finken ruft der Stieglitz zu: »Fink, bink'!« denn er will von ihm das bessere Lied erlernen.

Die »Himmelsschwinge, Liederfreundin« Lerche ist nächst der Nachtigall am meisten von den Dichtern gefeiert worden und verdient dies, denn sie ist das liebliche Sinnbild des von der Erde sich in den Himmel schwingenden Geistes. Daher singt sie denn auch Gott zu: »Dir, Dir, Dir, nur Dir!« (Chr. von Schmid) und beim Strahl der Morgenröthe: »Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!« (Annette von Droste-Hülshof), dann hoch aus dem blauen Aether im hellen Sonnenschein: »Die Welt ist

Digitized by Google

schön!« (Ebert) »Drum gab der Himmel ihr auch zum Lohne die unermüdlich beherzte Stimme, den Ton der Freude, den langen Frühling! Selbst Philomele, die Liederfreundin, muß ihrem langen Gesange weichen.« (Herder.)

Von der Singdrossel oder Zippe weiß das Volk nur unschöne Worte zu berichten; wenn sie am besten schlägt, ruft sie: »Kuhdieb!« Ihr ganzer Gesang lautet nach Bechstein: »David, David, drei Nösel für eine Kanne! Prosit, Prosit! Kattenhans, Kuhdieb!« — Die Schwarzdrossel dagegen ruft: »David, Hans David!« damit die Leute ihrem Gesang aufmerksam sein sollen. Die Kohlmeise meldet: »Zit is da!« (Zeit ist da!) wenn sie Hunger hat. Stellt sich der Frühling vorzeitig ein, so ist sie die Erste, welche ihn muthig begrüßt und dem durch den Wald wandernden Landmanne angelegentlich zuruft: »Zieh aus den Pelz!« Bringen aber April und Mai noch kalte Tage, dann ändert sie sehr geistreich ihr kurzes Lied und singt vernehmlich: »Flick dir'n Pelz!« (Holtei.) Auch hat sie den Lockruf: »Fink, Fink!« mit dem sie sich für mehr ausgeben will, als sie ist, und empfängt das Weibchen mit dem jubelnden: »Sind Sie da? Sind Sie da?!« — Der Goldammer singt im Herbst ganz betrübt vor der Bauern Fenster: »Bauer, mieth' mich, Bauer, mieth' mich!« aber im Frühling ruft er recht hochmüthig vom Baum herab: »Bauer, behalt' deinen Dienst!« und in die verheißungsreiche Kornernte jubelt er hinein: »Wenn ich ein Sichlein hätt', wollt' ich mit schneiden!« Sein Vetter, der Ortolan, ist blos Künstler (was aber nicht verhindert, daß er gern gegessen wird) und singt mit gehobeneren Tönen dem bäuerlichen Verwandten höhnend zu: »Z' wit gehst (zu weit gehst du), geh' weg, weg!«

Warum der Zaunkönig seit ältesten Zeiten und in allen Sprachen als »König« anerkannt wird, weiß Niemand, als das Märchen; dies erzählt, wie er, unter den Fittigen des Adlers verborgen, sich bei dem Wettflug der Vögel, nachdem jener ermüdet war, so hoch über ihn emporgeschwungen habe, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Da schrie er stolz: »König bin ich! König bin ich!« und so ruft er auch heute noch. Der Sperling, männiglich als unverschämter Gast bekannt, rühmt sich noch seines Handwerks mit dem steten Rufe: »Dieb, Dieb!« Alles, was er sieht, begehrt er und schreit: »Will ich! Will ich!« bis er es hat. Kaum entdeckt er, daß die Weizenkörner im Milchsaft stehen, so ruft er seine Bande herbei: »Milch, Millich!« und wenn er gefunden hat, daß die schreckhafte Vogelscheuche nichts sei, als ein alter Lappen, dann setzt er sich keck darauf mit dem Spottruf: »Zwilch, nichts als Zwillich!« Und das verstehen seine Gesellen sofort und fallen übermüthig in die reifenden Kirschen. Bei diesen hilft ihnen treulich der schöne Pirol und flötet vergnüglich schwelgend: »Viel, oh, viel, oh!«

Die verschiedensten Auslegungen hat der Dreischlag der Wachtel gefunden, welcher übrigens auch sehr abweichend, je nach der Gegend, klingt, von den tiefsten bis zu den höchsten Tönen. Die alten Schulmonarchen legten ihren Zöglingen das »Pickberwick« aus durch den lateinischen Spruch:

Digitized by Google

»Dic, cur hic?« (Sage, zu was du hier bist? oder: Gieb dir Rechenschaft über das, was du hier sollst.) Daher die Wachtel auch hier und da »Dickricksvogel« heißt. Der Bauer aber in der Ernte sagt: Die Wachtel ruft: »Bück den Rück'!« In der Mark deutet man den Schlag: »Pack' Tabak!« Im Volkslied schlägt die Wachtel eine ganze Reihe von Sentenzen; so im Grünen: »Lobet Gott! Danket Gott!«, am Morgen: »Guten Tag!«, Abends: »Dank sei Gott!«, im Regen: »Werd' ich naß!«, im Sande: »Hartes Bett!«, vor dem Waidmann: »Fürcht' mi' nit!«, wenn die Schnitter kommen: »Wehe mir! Tritt mi' nit!«, nach dem Abbringen des Korns: »Ist mir leid!«, im Herbst: »Harte Zeit!« und beim Wandern, zum Abschied: »B'hüt' di' Gott, b'hüt' di' Gott!« Auch in den Kinderspielen und Liedern hat der Wachtelschlag Aufnahme gefunden, z. B. in dem bekannten: »Pickberwick, mein Mann ist Schneider« ꝛc. In Frankreich schlägt die Wachtel dem Bauer in der Erntezeit, welche ihm den Lohn und Gewinn des Jahres bringt, einen sehr weisen Spruch zu: »Paie les dettes! paie les dettes!« (Bezahle deine Schulden.) — Der Wachtelkönig ruft früh Morgens und des Abends im Sommer: »Sack! Sack!« womit er den Landleuten andeuten will, daß sie sich zur Ernte und die Säcke bereit halten sollen. Wenn die Fluren lange geschmachtet haben, dann ist es nach dem Volksglauben Aufgabe des Regenpfeifers, die Wolken herbeizupfeifen, welche die dürstenden Saaten mit der erfrischenden Feuchtigkeit erquicken sollen. Darum lautet auch der Zuruf des Vogels an den Himmel: »Geuß, gieß, giet!« Das Märchen erzählt, der Herr habe einst allen Thieren befohlen, einen Bach zu graben; fleißig erfüllten sie das Gebot; nur der Regenvogel nicht, der vielmehr die andern verspottete: »Schippt, schiebt, zieht!« Da wurde ihm zur Strafe auferlegt, daß er ewig nach Wasser schmachten und rufen solle.

Im Walde hämmert der Schwarzspecht an den Bäumen, und wenn er einen Menschen sieht, so ruft er: »Glück!« indem er rasch verschwindet, denn bekanntlich steht er mit verborgenen Schätzen in Verbindung und weiß allein von allen Vögeln, wo die zauberkräftige Springwurzel wächst. Der Kukuk schreit melancholisch nur seinen eigenen Namen, und zwar, wenn man ihn fragt, so oft, als man noch Jahre zu leben hat. Sein Küster ist der Wiedehopf, der sich im Frühjahr einige Tage früher hören läßt. »Up, up!« (Auf, auf!) ruft er den Bauern zu, damit sie die Stallthüren öffnen und ihre Kühe zur Weide lassen. Er hat sich selber den Namen beigelegt, denn lateinisch heißt er Upupa und im Orient Hudhud. Aus dem Schilf hervor warnt die Rohrdommel die gedankenlosen Rinder: »Bunt herum, rund herum!« Aengstlich fliegt der Kiebitz über seinem Neste, das die Heerde zu zertreten droht, und schreit: »Wo bliev ick, wo bliev ick?« (Wo bleib' ich?) »Quark ook!« antwortet die grämliche Krähe. (Quark auch, das heißt wer wird sich darum kümmern?) Der Rabe aber schnarrt hohl vom Baum herab: »Kopf ab! Kopf ab!« (Heine) und dann: »Grab, grab!« Daß Abends das Käuzlein an die lichterhellten Fenster der Krankenzimmer flattert

Digitized by Google

und vor denselben sein erschreckendes: »Komm mit! Komm mit!« ruft, weiß jedes Kind.

Daß auch unsere Hausgenossen, die gefiederten Insassen des Hofes, ihre Sprachverständigen im Volke gefunden haben, braucht kaum aufgeführt zu werden. Schon im Märchen vom Aschenbrödel gurren die Tauben »Ruckedigu, der Schuck ist voll Blut!« Die Ente stürzt sich, mit der ganzen Festlandwelt zerfallen, in ihren grünen Pfuhl, verächtlich hadernd: »Pracherwerk! Pracherwerk!« »Wat, wat, wat is denn dar to dohn?« (Was, was, was ist denn da zu thun?) gackert die Henne, wenn sie das Nest verbergen will, in welches sie soeben ein Ei gelegt. Der Hahn aber rühmt stolz: »Luter rieck Lüb!« (Lauter reiche Leute!) indem er sich nicht wenig zu gut thut auf den wohlbesetzten Hof. Ruft er aber Knechten und Mägden mit dem grauenden Tag sein »Kikeriki«, dann übersetzen sie es: »'s ist noch zu früh!«

Unsere Zusammenstellung hat sicherlich Lücken, deren Ausfüllung um so interessanter werden müßte, aus je verschiedeneren Gegenden die Auffassungen der Vogeltöne durch den Volksmund stammen. Vielleicht trägt diese Skizze dazu bei, eine vollständigere Samulung zu veranlassen, welche nicht blos sprachliche, sondern auch ethnographische Wichtigkeit haben dürfte. Jedenfalls lebt im Volke, trotz der materiellen Richtung der Zeit, immer noch jene poetische Naturdeutungsgabe, welcher unsere Literatur so kostbare Schätze verdankt. Wir schließen unsere Mittheilung mit dem uralten Wort:

„Mancherlei Vogel, mancherlei Sang!
Besser im Vogelgesang,
Wie im Eisengeklang!"

Das Wunder der Zahl.

Gar häufig vernimmt man das stolze Wort: »Dem menschlichen Geist ist nichts mehr verschlossen, er durchdringt, erforscht, zergliedert Alles, vor ihm hat die Natur keine Geheimnisse, die Schöpfung keine Wunder mehr.« Man hört es sehr oft aussprechen von solchen, welche nur den Schaum von der Oberfläche abgeschöpft haben, sie spötteln über Haller's ewigen Ausspruch: »In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist«, und doch, sobald sie es nur wagen wollten, die einfachsten Begriffe zu entwickeln, so würden sie bald zu den sieben Siegeln des Buches gelangen, die noch kein Mensch geöffnet hat, keiner lösen wird. Auch dem menschlichen Gedanken, dem geflügelten Diener des Geistes ist eine Schranke gesetzt, deren Inschrift gebietet: »Bis hierher und nicht weiter!« Es giebt gewisse Begriffe und Abstractionen, welche ihm geradezu unfaßbar sind und es bleiben werden für alle Zeiten; es sind jene, von welchen erzählt wird, daß Denker im Bestreben ihrer Er-

Digitized by Google

gründung den Verstand verloren hätten, gleich den indischen Weltweisen, die in der Durchdringung des Weltworts Om ihr Leben vergessen. Wen hat nicht Schwindel erfaßt und tiefe Demüthigung, wenn er versuchen wollte, den Raum zu messen oder zu ergründen, was Zeit und Ewigkeit ist?

Das sind die Wunder, welche die schärfste Geistesleuchte nicht erhellt. Ein solches ist auch die Zahl, die unscheinbare aber sichere Helferin des Menschengeschlechts, deren Reihen unzweifelhaft die Treppe bilden zur Höhe der Civilisation. Schon das Wesen ihres Begriffs ist gar nicht so leicht zu erfassen. Was ist denn die Zahl? Zwar lautet die Antwort ziemlich sicher: »Eine Größe als Bestimmung des Wieviel«, allein damit ist die Definition beiweitem nicht erschöpft. Wollten wir sie weiter verfolgen, so würden wir beidiesem Suchen auf die schwindelnden Höhen der Metaphysik gelangen. Zunächst träte uns der innige Zusammenhang von Zahl und Materie entgegen; schon die Aristoteliker lehrten, daß, weil ohne Quantität keine Theilung möglich, die Materie aber die erste Quantität ist, die Zahl nur aus der Theilung der Materie entspringen kann. Indem aber letztere als einzelnes gar nicht gedacht werden kann, so ist die Zahl »so wenig etwas Abstractes, daß wir nur ihr unser Dasein verdanken, daß wir nicht wären, wenn sie nicht wäre. Nicht der denkende Verstand als solcher, sondern der in die Zahl sich entäußernde ist der Vater, wenigstens die nächste Ursache der Dinge und Wesen. Der reine Gedanke giebt nicht Vielheit, aber die Zahl. Sie ist die erste — nicht einzige — Einheit zwischen Denken und Sein, der erste, nächste Uebergangs- und Verknüpfungspunkt des Unendlichen und Endlichen.«

So versuchen die Philosophen den Begriff zu zergliedern, wir dürfen hier ihren verschlungenen Pfaden nicht folgen. Wohl aber sind wir berechtigt, hervorzuheben, daß im Alterthum Zahl und Rede gleichbedeutend waren; das althochdeutsche Zala klingt noch heute in unserem »Erzählen« nach, wie die gleiche Verwandtschaft auch in romanischen Sprachen auftritt, z. B. im Französischen compter und conter, im Italienischen Contare. Der gleichen Wurzel entsprang auch das Wort »Ziel«. Mit Recht kann man daher sagen: Im Anfang war die Zahl — denn in ihrem Begriff einigt sich der des Geschaffenen, das Wesen der Substanz und der Individualität. Schon den Alten war daher die Zahl ein Mysterium, ein geheimnißvoller Schacht, in den ihr Denken sich gern versenkte; der berühmte Weltweise Pythagoras erbaute auf ihr seine ganze Philosophie; ihm war die Zahl der Urgrund aller Dinge, der greifbaren und unbegreiflichen, der Götter und der Welt, sie ist Nomos und Logos zugleich. Daher hat sich auch von jeher an die Zahl der Aberglaube oder die Uebersinnlichkeit geknüpft; Jedermann weiß, daß es heilige Zahlen giebt, vor allen die 3, dann die 7, weniger die 9; die ganze Kabbala, ein gutes Theil der Astrologie, der Nekromantik und ihrer Verwandten war ein Spiel mit Zahlen nach gewissen, geheimnißreichen Regeln. Aber in diesen dunkeln Regionen wollen wir das Wunder der Zahl nicht aufsuchen, vielmehr soll es uns entgegentreten im vollen

Digitized by Google

Lichte des Tages der heutigen Stufe der Naturwissenschaften; wir wollen versuchen, an einzelnen Beispielen die Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Zahl darzulegen, nachzuweisen, wie der forschende Menschengeist sie benutzt hat zur Messung der Größen, ohne aber von diesen eine andere Vorstellung erobern zu können, als die Zahl selber sie ihm bietet, deren Unbegrenztheit ihm doch ewig ein versiegeltes Mysterium bleiben wird und muß.

Mit gleichgiltiger Unbefangenheit sprechen die meisten Menschen von Millionen, ohne sich jemals Rechenschaft darüber gegeben zu haben, was eigentlich eine Million ist. Wenn ein geübter Zähler in der Stunde 3000 Thalerstücke abzuzählen vermag und zehn Stunden täglich diesem in eigener Regie nicht unangenehmen Geschäfte widmet, so braucht er 33⅓ Tag, um die Million fertig zu bringen, und werden die Thalerstücke in einer Linie aneinander gelegt, so bilden sie eine solche von 5 geographischen Meilen Länge; könnte man die Summe aber in einthälerigen Cassenscheinen aufeinander stapeln, so würden diese eine Säule von 840 Fuß Höhe, also der doppelten des Straßburger Münsterthurmes bilden. Vermag man sich nach dieser sinnlichen Vorstellung ungefähr den Begriff von einer Million zu machen, so läßt uns doch die menschliche Phantasie gänzlich im Stich, wenn wir es versuchen wollen, sie als multum in minimo zu erfassen. Der Kieselguhr, eine vielverbreitete Erdart, besteht nach den vertrauenswürdigen Untersuchungen der Mikroskopie gänzlich aus den Leibern oder Schalen von kleinsten Infusorien, von welchen 2000 Stück nur den Längenraum einer Linie bilden, 100 Millionen erst einen Gran wiegen; nach Ehrenberg enthält ein einziger ubikzoll Polierschiefer 1000 Millionen Kieselinfusorien, lebende Einzelwesen, jedes mit einem Kieselpanzer umgürtet; ein Centner des Materials würde demnach die Zahl von 58 Billionen repräsentiren.

Man braucht aber nicht einmal bis zu diesen unsichtbaren Geschöpfen hinabzusteigen, um ähnliche Zahlen zu bekommen. Die grünliche Färbung der arktischen Meere rührt nach dem alten Walfischjäger Scoresby von einer kleinen, kaum zollangen Molluskenart, Clio borealis, her, dem sogenannten Walfischaas, der Hauptnahrung der Walthiere. Nach seinen Messungen und Berechnungen würden auf zwei englische Quadratmeilen Meeresfläche 23.888 Billionen solcher Thiere entfallen, und weil diese Ziffer eine gänzlich unfaßbare ist, so fügte er gleich erläuternd bei, daß, um sie zu zählen, achtzigtausend Menschen seit Erschaffung der Welt, also sechstausend Jahre hindurch, ununterbrochen hätten fortzählen müssen. Im Jahre 1867 haben allein neun deutsche Gemeinden in Südrußland binnen 14 Tagen nach genauer Messung über 5000 Millionen Heuschrecken vertilgt, Billionen jedoch blieben übrig und verheerten das Land.

Wie viel aber ist eine Billion? Bernstein giebt in seinen Volksbüchern darauf die Antwort: »Eine Billion ist eine Million mal Million und sieht in Zahlen geschrieben aus: 1,000.000,000.000. Allein Zahlenreihen geben nicht die mindeste Vorstellung von der Menge, welche sie ausdrücken. Eine Billion ist so viel, daß ein Mensch, der im Stande ist, in jeder Secunde

Digitized by Google

drei zu zählen, an zehntausend Jahre Tag und Nacht zählen müßte, um eine Billion auszählen zu können. Der Inhalt der Sonne beträgt 3700 Billionen Kubikmeilen. Wenn irgend eine Kraft es vermöchte, in jeder Secunde drei solcher Kubikmeilen von der Sonne loszureißen und fortzuschleudern, so bedürfte sie volle 37 Millionen Jahre, um die ganze Sonne zu vernichten. Stellen wir uns vor, daß bei der Entstehung der Sonne sich in jeder Secunde eine Kubikmeile ihrer Masse verdichtete, so müßte es 111 Millionen Jahre gedauert haben, bevor die Sonne fertig wurde!

Zur Messung der Entfernungen im Weltenraum bedienen wir uns der erforschten Geschwindigkeit von Bewegungen. Wir wissen, daß der Schall in der Secunde 1030 Fuß zurücklegt, und daß der Mond ungefähr 52.000 (51.783) geographische Meilen von unserer Erde entfernt ist. Während eine Locomotive, welche stündlich 6 Meilen durcheilt, 361 Tage oder nahezu ein Jahr brauchen würde; um solche Strecken zu vollenden, würde ein Schall von der Erde nach etwa 14 Tagen im Monde zu vernehmen sein. Die Schnelligkeit des Lichtes ist aber 930.000mal größer, als diejenige des Schalls; ein gegen den Mond aufgestellter Spiegel würde den Strahl des ersteren schon nach 2 Secunden an seinen Ausgang zurückgeworfen haben. Die Entfernung der Sonne von der Erde beträgt 20,682.330 geographische Meilen oder ca. 400mal mehr als diejenige des Mondes. Ihr Licht gelangt, nach Römer, zu uns in 8 Minuten 13 Secunden; eine Schallwelle würde 15 Jahre, eine Locomotive beinahe 400 zu dem gleichen Zwecke nöthig haben. In einer Secunde durchläuft das Licht eine Strecke von 40.367 geographischen Meilen. Gemessen wurde seine Geschwindigkeit von den berühmten Physikern Arago, Römer, Fizeau, Foucault und Wheatstone; der Letztere hat im Jahre 1825 einen Apparat dazu erfunden, welcher den millionsten Theil einer Secunde mißt. Diesem ebenso einfachen als wunderbaren Drehspiegel verdanken wir auch das Wissen, daß die Elektricität noch schneller als das Licht ist und in der Secunde 60.000 Meilen zurücklegt.

Der letzte der bekannten Planeten unseres Sonnensystems, der Neptun, ist 30mal weiter von uns entfernt, als die Sonne, seine Entfernung von dieser beträgt nämlich 593,882.000 Meilen, seine Umlaufszeit 164 Jahre, 225 Tage, 17 Stunden, und es bedarf sein Licht 4 Stunden 9 Minuten Zeit, um auf die Erde zu gelangen. Der Komet von 1811 war im mittleren Abstand 214, im größten 427 Sonnenfernen oder 8800 Millionen Meilen von der Erde entfernt. Ein bekannter Astronom reiht daran folgende interessante, bis in die schwindelndste Vorstellungslosigkeit sich erstreckenden Zahlenverhältnisse: Der Mauvais'sche Komet von 1844, welcher 102.050 Jahre Umlaufzeit hat, ist im mittleren Abstand 2184, im größten aber 4367 Sonnenweiten oder 90.000 Millionen geographische Meilen von der Erde entfernt. Der nächste Fixstern, X im Centauren, steht aber noch 50mal weiter ab, als der Mauvais'sche Komet in seiner größten Sonnenferne. Auf ein Jahr Lichtzeit entfallen 63.280 mittlere Sonnenfernen oder circa 1·33 Billionen Meilen,

Digitized by Google

und eine Million Sonnenweiten entspricht 15·8 Jahren Lichtzeit. Demnach ist der nächste Fixstern X des Centauren 4 Jahre 38 Tage Lichtzeit von uns entfernt, d. h. so lange hat es gedauert, bis sein Licht die Entfernung im Weltenraum durchlaufen hat, die ihn von der Erde trennt. Man rechnet, daß auf letzterer jährlich etwa 15 Millionen Centner Baumwolle producirt werden; in feinster Nummer versponnen liefert das Loth Baumwolle einen Faden von der Länge einer Meile. Verspinnt man so die gesammte Baum wollenernte eines vollen Jahrhunderts, dann erst wird der Faden gerade an den Fixstern reichen. Dies ist aber, wohlgemerkt, der nächste, während die entferntesten eine Lichtzeit von 1000 Jahren besitzen, was einer Strecke von 1300 Billionen geographischen Meilen entspricht. Das Licht, das also heute von diesen Sternen zu uns kommt, ist in den Tagen des Vertrags zu Verdun von ihnen ausgegangen. Die Entfernung der Milchstraße beträgt gegen 5000 Jahre Lichtzeit; der Schein, den wir jetzt von ihr mit unbewaffneten Augen erblicken, ist also 1000 Jahre vor Abrahams Zeit von ihr entsendet worden; da aber schon die alten Griechen sie kannten, so muß ihr Dasein in die entlegenste Ferne reichen. Das ist aber noch nichts gegen die unermeßliche Entfernung der Nebelflecken, deren nächster 4·5 Millionen Jahre Lichtzeit aufweist, während die am weitesten beobachteten gar über 20 Millionen haben, was so viel sagen will, daß sie 540 Trillionen Meilen von der Erde entfernt sind!

Eine Trillion ist bekanntlich Billion mal Million, mehr läßt sich zur Verdeutlichung des Begriffs dieser Zahl gar nicht sagen. Und doch kommen wir noch weit, weit über sie hinaus, wenn wir mit ganz geringen Größen oder Zahlen eine Rechnungsart ausführen, welche potenziren oder in die Potenz erheben heißt, und bekanntlich in der fortdauernden Multiplication mit dem nämlichen Multiplicator besteht. Altbekannte Anekdoten erinnern daran, wie sehr von jeher die Menschheit über die wunderbare Zahlenanhäufung gestaunt hat, welche auf diese Weise rasch gewonnen wird. Jedermann kennt die Geschichte von dem sächsischen Schmied, der dem Kurfürsten für den ersten Hufnagel, den er seinem Pferde aufgeschlagen, 1 Dreier, für den zweiten 2 Dreier und so fort abverlangte, so daß der Herr, der wahrscheinlich in Mathematicis nicht sonderlich beschlagen war, zu seinem höchlichen Erstaunen erfuhr, daß er für 14 Nägel 546 Thaler zu bezahlen habe. Oft erzählt ist auch die hübsch ersonnene Fabel von dem Preis, den der Erfinder des Schachspiels sich ausbedungen hatte. Er verlangte von dem indischen Mogul, der sich daran erfreute, für das erste Feld seines Bretts ein Weizenkörnlein, für das andere deren zwei, und so immer das Doppelte. Der Herrscher glaubte leichten Kaufs davon zu kommen, als er sofort diesen Lohn bewilligte, allein er rief Wunder über Wunder, als sich ergab, daß auf das 64. Feld über 9 Trillionen Weizenkörner entfielen, was etwa der Kleinigkeit von 12 Billionen preußischer Scheffel entsprechen würde, einer Quantität, welche von Anbeginn der Welt bis heute beiweitem nicht erbaut worden ist.

Digitized by Google

Was eine Quadratmeile ist, weiß Jedermann; weiß man aber auch was eine Kubikmeile ist, deren, wie wir schon erwähnten, der Sonnenkörper die ganz unfaßbare Zahl von 3700 Billionen einnimmt? Schwerlich weiß er es. Denn eine Kubikmeile, das ist ein Würfel von der Länge und der Höhe einer Meile, ist schon etwas ganz Ungeheures. Es ist nachweislich ausgerechnet worden, daß man in den Raum einer solchen alles auf der Erde, was Menschenwerk ist, dann die gesammte Menschheit selbst, endlich alles Gethier aller Welttheile packen könnte, ohne ihn mehr als etwas über die Hälfte zu füllen. Noch drastischer aber ist das nachfolgende Gleichniß: Gesetzt, es gäbe eine Ziegelmaschine, welche bei ununterbrochener Arbeit Tag und Nacht in jeder Secunde einen Ziegelstein von Würfelform genau in der Größe eines Kubikfußes liefert, so würde dieselbe täglich 86.400, und im Jahre 31,536.000 solcher Ziegelsteine fertigen. Da eine geographische Meile 24.000 Fuß mißt, so würde man zur Bedeckung blos einer Quadratmeile 567 Millionen Steine bedürfen, daran hätte aber die Maschine allein über 18 Jahre zu thun. Allein die Kubikmeile ist auch 24.000 Fuß hoch, es bedarf also zu ihrer Ausfüllung ebenso viel Schichten und Jahre. Daher wird die Maschine Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein, ohne Unterbrechung volle 438.365 Jahre arbeiten müssen, um den Raum einer Kubikmeile auszufüllen. Da aber der Erdball 2650 Millionen solcher Würfel enthält, »so müssen wir bei allem Respect vor einem einzigen solcher Würfel einen ganz besonderen Respect vor der Erdkugel bekommen« — wenn er auchlange noch nicht an denjenigen hinaureicht, welchen uns die solide Sonnenmasse einflößt. Uebrigens ist auch unser Erdkörper in keiner Hinsicht zu verachten. So wissen wir mit ziemlicher Bestimmtheit, wie viele Pfunde sie wiegt, nämlich 14 Quadrillionen, eine Zahl, welche folgendermaßen in Ziffern geschrieben wird:

14,,,,000.000,,,000.000,,000.000,000.000.

Auf welche sinnreiche Weise es der Wissenschaft gelungen ist, diese jeder Versinnlichung spottende Summe mit überraschender Sicherheit, bei der es freilich auf ein paar Trillionen Pfund nicht ankommen kann, festzustellen, das hier zu erzählen, würde zu weit führen; genug, daß der deutsche Naturforscher Reich in Freiberg, die Briten Cavendish und Bailey in den Resultaten ihrer selbstständig angestellten idealen Wägungen hinreichend genau übereinstimmen. Was sind gegen jene die größten Zahlen der irdischen Geographie und Statistik? Die Erdbevölkerung mit 1300 Millionen Menschen, der höchste Berggipfel mit 27.000 Fuß — nur etwas über eine Meile senkrecht — die größte erreichte Tiefe im Erdinnern mit 3000 Fuß bei artesischer Brunnenbohrung oder gar die bewunderten Maße des höchst emporragenden Menschenwerks, der Cheopspyramide, mit 450 Fuß! Wie klein erscheint der Mensch der Schöpfung gegenüber!

Ein bekanntes, wenn auch nicht immer richtig berechnetes, Beispiel von der unerklärlichen Macht der Zahl liefert die sogenannte Zinseszinsen-

Digitized by Google

rechnung. Aus ihr weiß man, daß Zins auf Zinsen in 14 Jahren und ungefähr 18 Stunden, das Jahr zu 365 Tagen gerechnet, die Höhe des Capitals erreichen. Da aber alle 4 Jahre 1 und alle 400 Jahre 2 Schalttage vorkommen, so dürfen auch diese nicht übergangen werden, wie gewöhnlich geschieht, wenn man ermitteln will, zu welchem Capital Ein Pfennig, der zu Christi Geburt auf Zins und Zinseszins von 5 Procent angelegt worden ist, bis zum Jahre 1862 (das wir der Bequemlichkeit halber wählen) angewachsen ist. Wir finden, daß nach 14 Jahren der Pfennig sich verdoppelt hat, in 28 Jahren sind daraus 4 Pfennige, in 42 Jahren 8 Pfennige geworden und so fort. Der Verdoppelungszeitraum ist aber in der genannten Jahreszahl 133mal enthalten, und außerdem ist noch ein Jahr und 104 Tage für die Schalttage hinzuzurechnen. Unterziehen wir uns der Mühe dieser Potenzerhebung, so finden wir, daß sich der Pfennig in 1862 Jahren erhoben hat zu einem Capital von 38 Sextillion, 132.508 Quintillion, 177.389 Quatrillion, 23.035 Trillion, 518.722 Billion, 35.663 Million, 441 Tausend 348 Thlrn. 19 Ngr. 4 Pf., welches mit Ziffern geschrieben so aussieht:

38,,,,,,132 508,,,,,177 389,,,,023 035,,,518.722,,035.663,441.348 Thlr.
19 Ngr. 4 Pf.

Um nur einen, freilich ebenfalls unfaßbaren Begriff von der Ungeheuerlichkeit dieser Zahl zu geben, sei das folgende Exempel gewählt. Wir wollen diese ganze Summe in Cassenscheinen von 1000 Thalern umwechseln, erhalten demnach — für Agio und Wechselgebühren die Bagatelle von einer halben Million Quatrillion abgerechnet — den hübschen Betrag von 38.132 Quintillionen Stück Tausendthalerscheinen. Von diesen bedecken 150 Stück die Fläche einer Quadratruthe, 500 Stück übereinandergelegt sollen scharf gepreßt die Höhe eines Zolls einnehmen. Darnach würden 10,800.000 Stück den Raum einer Kubikruthe ausfüllen; nehmen wir in runder Summe, des unermeßlichen Drucks der Masse gedenkend, 11 Millionen an, so würden 88.000 Billionen gerade eine Kubikmeile — deren räumliche Ausdehnung wir ja schon kennen gelernt haben, bilden. Das gesammte Capital aber würde folglich einen Raum von etwa 433.000 Billionen Kubikmeilen einnehmen, also 162,800.000mal den kubischen Gehalt des Erdballs, welcher 2660 Millionen Kubikmeilen beträgt, und würde die Masse dieser Tausendthalerscheine noch 117mal größer sein als diejenige der Sonne!

Und dagegen versinnliche man sich einmal die Theilbarkeit der Zahl nach abwärts, wenn man so sagen darf. Denn 1 ist nicht die kleinste Ziffer, sie ist nur willkürlich als Markstein angenommen worden und kann wieder in kleinere Werthe zerlegt werden, ebenso wie die Sextillion. Wie die Welt der Zeit noch niemals einen Anfang gehabt, noch jemals ein Ende haben kann, so wenig wir uns dies auch vorzustellen vermögen, so läßt sich auch die Zahl immer und immer wieder in stets kleinere Theile zerlegen, ohne daß sie jemals untheilbar würde.

Digitized by Google

Und darum steht auch das Wunder der Zahl neben demjenigen der Ewigkeit, welcher Haller die Strophe widmete:

„Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge von Millionen auf,
Ich setze Zeit auf Zeit
Und Welt auf Welt zu Hauf,
Doch wenn ich von der grausen Höhe
Mit Schwindel wieder nach Dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl
Vermehrt zu tausendmal
Doch nur ein kleinster Theil von Dir!"

Verkehr mit Geistern.

An einem prächtigen Sonntag der Season entfloh ich, wie Jedermann, der es kann, den verödeten, heißen Straßen Londons, um in der reizenden Parkumgebung der gewaltigen Metropole frische Lüfte und anregende Zerstreuung aufzusuchen. Die Main line der London and South Western Railway führte mich von der Waterloo-Station aus nach den reizenden Gärten von Hamptoncourt. Ich durchwanderte die Bildergalerie des Schlosses, verirrte mich in dem Maze gegen Erlag eines Penny und warf mich dann auf eine Bank in der dunkelschattigen Ulmenallee am Wasser. Weiße und gelbe Seerosen schwammen auf diesem und mischten ihre Düfte mit denen der tausend Blumen in den zierlichen Teppichen des glattgeschorenen, tiefgrünen Lawn; zwischen den knorrigen Stämmen hindurch schweifte der Blick weit hinaus auf umbuschte Wiesen mit den malerischen Staffagen der bunten Inselkühe; es war ein Plätzchen recht zum Ausruhen und Träumen.

Ein kühlender Wind strich leise durch die Zweige; als wollte er mir das Einschlummern wehren, wehte er mir ein Papierblatt in's Gesicht. Mechanisch griff ich danach; es war bedruckt und trug die Ueberschrift: »Spiritualism. Evidence, that spiritualism deserves investigation.« (Nachweis, daß der Spiritualismus eingehender Beachtung werth ist.) Ich las, was dann folgte, und schüttelte den Kopf; denn es war hier kurz auseinandergesetzt, daß die Londoner Dialectical Society ein Comité zur Untersuchung der spiritualistischen Erscheinungen niedergesetzt und dieses sich im Ganzen zu Gunsten der Uebernatur derselben ausgesprochen habe; unter den Mitgliedern der Prüfungs-Commission figurirten aber Namen wie Sir John Lubbock, G. H. Lewes, Professor Huxley, A. R. Wallace und Andere, die jedem Manne der Wissenschaft so bekannt und werth sind, daß es fast befremdend war, sie unter einem solchen Zeugnisse zu lesen. Aufblickend, gewahrte ich jetzt erst, daß derartige Flugblättchen über den ganzen großen Park zerstreut waren, wie ausgesäet. Sie lagen auf den Bänken, stockten zwischen

Digitized by Google

dem Buschwerk, flatterten über den Rasen in vielen Hunderten. Ich nahm ein anderes auf; es führte den Titel: »How to form spirit circles« (Wie man Geisterkreise bildet) und enthielt eine ganz genaue Anweisung zur Herstellung des Verkehrs mit der unsichtbaren Zwischenwelt.

Verwunderlich war weniger die verschwenderische Art der Verbreitung solcher Mittheilungen — dergleichen ist in England nichts Seltenes — als vielmehr ihr Inhalt. Nichtsdestoweniger hatte derselbe auch seine Anziehungskraft; lange mußte ich darüber nachdenken, zu welchen beklagenswerthen Phantastereien der menschliche Geist sich verirren kann im Jahrhundert der klaren Forschung und im Vaterlande der Darwin, Mill, Carlyle. Uebrigens begleiteten mich die ausgestreuten spiritualistischen Flugzettel unablässig auf meinem ganzen Rückweg durch Bushy Park und Richmond Park bis nach Kew, als hätte ein Däumling damit den Pfad markirt; aber es konnte zu einigem Troste gereichen, daß wenige der zahlreichen Lustwandelnden sich darnach bückten; wahrscheinlich war das Experiment heute nicht zum erstenmale gemacht und Alle wußten, was die Blätter brachten und wollten. Jedenfalls aber war ich in dieser Weise vorbereitet auf ein Begebniß, das ich zu den interessantesten meines längeren Aufenthaltes in London zähle und nunmehr vorbringen will.

Am nächsten Abend schlenderte ich durch die Straßen, um ein anständiges Dinner zu suchen, was dort schwerer ist, als Mancher glaubt. Von Trafalgar Square nach St. Martin's Lane aufwärts schreitend, bannte plötzlich der Blick auf einen mir entgegenkommenden und gleichfalls anwurzelnden Mann meinen Fuß; ein Jeder rief des Anderen Namen aus im selben Tempo. Zwei hatten augenblicklich einander wiedererkannt, die vor vierundzwanzig Jahren Freunde gewesen waren und sich seit dieser Zeit nicht gesehen hatten. Er war gleich mir ein Mitglied des »Nobiskrugs« gewesen, einer Gesellschaft, die, aus den angesehensten Schriftstellern und Künstlern einer mitteldeutschen Stadt bestehend, fast allabendlich Gelegenheit bot zu den anregendsten, geistig bewegten Symposien.

Mein Freund, einer der Jüngsten des Cirkels, war Musiker, hochgebildeter Theoretiker und zugleich trefflicher Cellist, dem Jeder, der ihn hörte und kannte, eine bedeutende Zukunft vorhersagte. Dem that nicht Abtrag, daß er mit kleinen hübschen Talenten wie gespickt war; er zeichnete und porträtirte elegant, besonders Meister war er in der Caricatur; die »Düsseldorfer Monatshefte« haben von ihm ganze Suiten lustiger Chargen gebracht; er war ein recht geschickter dramatischer Darsteller, unerreicht in der Puppencomödie, die er improvisirte, indem er mit Korkstopfen, Kartoffeln und Servietten sein drolliges Bühnenpersonal im Handumdrehen schuf und es Evolutionen ausführen ließ, die uns vor Lachen das Wasser in die Augen schießen machten; er sang Volkslieder ganz im Genre, war immer frisch und wohlgemuth, mit Einem Wort ein prächtiger Junge, auch in seiner äußeren Erscheinung. Kein Wunder, daß er einer der willkommensten Gäste des »Nobiskrugs« war, der, als er einem Rufe an den Rhein zu

Digitized by Google

Robert Schumann folgte, wie verwaist erschien und das Fehlen des lustigen Gesellen schwer verwand. Und dieser stand mir nun nach so langer Trennung plötzlich gegenüber, dem Ansehen nach noch ganz der Alte, und drückte mir die Hand. Zeit zu Auseinandersetzungen war nicht vorhanden, er hatte einen Freund zu den Italienern in Coventgarden zu geleiten, doch verabredeten wir ein Rendezvous auf den nächsten Tag in meiner Wohnung, Jermin-Street.

Zu der für London ungewöhnlich frühen Morgenzeit, um neun Uhr, trat der wiedergefundene Freund bei mir ein. Aber er schien wenig Interesse zu haben für die alten Erinnerungen, die ich bei ihm zu wecken beflissen war; er blickte mir immer mit sonderbarem Ernst in die Augen, als wollte er in meine Seele schauen; er fragte weder nach früheren Freunden, noch nach meinem Lebensschicksale. Dies gewahrend, forschte ich nach dem seinigen. »Ich bin nicht mehr Musiker,« antwortete er, »ich habe eingesehen, daß ich es nicht zum Höchsten in meiner Kunst bringen konnte, und so habe ich sie aufgegeben. Das aber war mir zum Glücke; ich fühle, daß ich berufen bin, an der Lösung einer großen Aufgabe, vielleicht der größten des Menschengeschlechtes, mitzuarbeiten, und hoffe, daß ich seither das Meinige redlich dazu beigetragen habe. Wissen Sie, was Spiritualismus ist?« — Ich erschrak ordentlich. »Wie sollte ich nicht?« entgegnete ich; »es sind noch nicht viele Stunden vergangen, daß ich mich über den Unsinn geärgert habe, der im Zeitalter der Aufklärung über Leute schwachen Denkvermögens gekommen ist und sie dem Spotte jedes Verständigen preisgiebt. Was haben Sie mit diesem Taschenspieler-Schwindel zu thun?« — »Vieles!« entgegnete er. »Gerade wie Sie habe ich seinerzeit auch gedacht und gesprochen, ich, der, wie Sie wissen, fast die Fertigkeit eines Bosco in der Prestidigitation besaß, wollte, als mich der Zufall in die Spiritnalisten-Sitzungen führte, absolut in deren Wesen, das mir gemacht erschien, eindringen; allein jeder Schritt brachte mich vom alten Wahne mehr und mehr ab, bis ich den unwiderlegbarsten Beweisen vom Hineinragen einer übernatürlichen Welt in unser nüchternes Leben erlag und bekehrt wurde. Gegenwärtig bin ich Director einer großen Spiritualisten-Gesellschaft in Manchester.«

Ich war ganz starr vor Erstaunen. Er aber begann nun mit fanatischem Eifer für seine Sache zu reden, offenbar in der Absicht, mich zum Proselyten zu machen. Drei geschlagene Stunden kämpften wir mit einander, er, indem er die wunderbarsten Ereignisse der Selbsterlebniß vor mir gaukeln ließ, ich fest auf dem realen Boden der Naturwissenschaften und der Logik. »Viele Hunderttausende,« sagte er, »sind diesseits und jenseits des Oceans schon der beseligenden neuen Lehre gewonnen, welche dazu bestimmt ist, die alten Satzungen umzustoßen und die einzig wahre Religion zu begründen. In ihren Reihen werden Sie Personen aller Stände und Bildungsgrade finden; ist es möglich, daß alle diese nicht urtheilsfähig sind oder sich täuschen lassen? Hier ist die Liste unserer Vice-Präsidenten, unseres Rathes, unserer Ehrenmitglieder, werfen Sie einen Blick auf die darin ver-

Digitized by Google

zeichneten Namen, Sie werden nicht wagen, sie Betrüger oder Betrogene zu nennen. Zahlreiche Werke sind über den Spiritualismus erschienen und bis heute nicht widerlegt worden, unsere Ansichten werden vertreten durch vielgelesene Zeitungen, wie »The Medium«, »The Spiritualist«, für welche ich selber Beiträge geliefert habe; in allen Städten der Vereinigten Königreiche und Nordamerikas, in vielen des europäischen Continents bestehen und blühen Spiritualisten-Gesellschaften. Wir sind eine Macht geworden, mit der die Welt rechnen muß; der Rationalismus kann uns nicht mehr mit wegwerfender Hand beiseite schieben. Wir fußen auf einem Felsen, der stärker ist, als derjenige der Kirche und der sogenannten Wissenschaft, die nicht sehen und erkennen will, was nicht in die Regeln paßt, die sie selber blind aufgestellt hat!«

Der gute Freund wurde immer wärmer, je skeptischer ich lächelte. »Hören Sie an, was ich bisher nur Wenigen vertraute,« fuhr er fort. »Sie wissen wohl — oder wissen auch nicht — daß es der geheimnißvollen Kunst der Photographie gelungen ist, die nur den sensitivsten Naturen wahrnehmbaren Formen der abgeschiedenen Geister festzuhalten, die uns umschweben, sobald wir das Mittel gefunden haben, mit der Zwischenwelt, die unser Erdendasein dem seligen Jenseits verbindet, in Verkehr zu treten. Haben Sie niemals von dem Geiste »Katie King« gehört? Nein? Hier ist seine Photographie, aufgenommen bei Magnesiumlicht in der Behausung seines Mediums, der Miß Florence Cook in Hackney. Blicken Sie in das unheimlich schmerzverzogene Gesicht dieses jungen und schönen, sonderbar costümirten Weibes, und Sie werden der Unterschrift der zahlreichen, unverwerflichen Zeugen, die bei der Aufnahme zugegen waren, nicht bedürfen, um zu erkennen, daß diese Züge, diese Gestalt unmöglich unserer Welt angehören können.«

In der That machte das mir vorgezeigte Geisterporträt einen entschieden unheimlichen Eindruck, und ich konnte mich eines gelinden Schauders nicht erwehren, der dem Freunde nicht entging und ihn mit neuer Hoffnung auf meine Bekehrung erfüllte. »Was würden Sie erst empfinden und sagen, wenn Sie die Meisterwerke des berühmten spiritualistischen Photographen Bouguet in Paris erblickten,« rief er. »Ich würde sagen,« entgegnete ich beharrlich, »daß ich schon ganz andere Kunststücke der Optik und Katoptrik gesehen habe.« — »Gut,« erwiderte der Geisterseher nach einer Pause, »ungefähr ebenso habe ich seinerzeit gleichfalls gelästert. Aber nun hören Sie weiter. Ich weiß es aus zahlreichen Unterhaltungen mit ihm, daß mir ein weiblicher Schutzgeist zur Seite steht. Sein Name ist »Bertha«, der Leib dieser spiritualistischen Freundin lebte im 16. Jahrhundert. Oft habe ich ihres Athems Wehen, die Berührung ihres Kleides, ihrer Hände gespürt, ich sah den Griffel sich auf dem Papiere bewegen, wenn sie mir zärtliche Trostesbriefe schrieb, die ich wie ein Heiligthum bewahre — ihre Gestalt aber erblickte ich niemals, trotz meines heißen Flehens blieb sie mir unsichtbar. Da beschloß ich die Photographie zu Hilfe zu nehmen. Um aber jede

Digitized by Google

Täuschung auszuschließen, erlernte ich sie selbst. Das gelang meiner Kenntniß und Energie bald, ich zitterte vor Erwartung, als ich die erste Platte hinter das gerichtete Objectiv schob, mich selber davor setzte, durch einen Zug die Klappe öffnete und schloß. Unzähligemal an den verschiedensten Tagen und Stunden habe ich das Experiment wiederholt — sehen Sie hier das stets gleichförmig wiederkehrende Resultat?«

Damit brachte er ein Bündel Visitkarten-Photographien hervor, welche alle ihn selbst in voller Schärfe wiedergaben; aber sonderbar, auf jeder fand sich hinter seiner Gestalt ein grauer Fleck, oben licht, welcher mit einiger Phantasie eine weibliche Figur mit weißer Schnepphaube und hohem Stuartkragen, dagegen keine Gesichtszüge erkennen ließ. »Was sagen Sie dazu?« — »Ein Fehler im Objectiv oder in der Platte.« — »Unmöglich,« entgegnete er mit einem Seufzer. »Sie glauben es auch selbst nicht. Sehen Sie, manchmal befällt noch immer mich der Zweifel, allein dann brauche ich blos einen Blick auf diese Karten zu werfen, dann bin ich sofort geheilt und fest. Ich weiß, daß mein Schutzgeist in meiner Nähe weilt, vielleicht steht er in diesem Augenblicke zwischen uns, hört uns und wird schon ein Zeichen geben, daß er da ist.«

Eine erwartungsvolle Pause trat ein, aber es erfolgte kein Zeichen. Mein armer Freund hatte mir das tiefste Mitleid eingeflößt. Nochmals machte ich den Versuch, ihm Vernunft zu predigen. Aber alle meine Einwendungen glitten ab an seinem felsenfesten Glauben; sobald er sich zu sehr in die Enge getrieben fühlte, antwortete er ganz ruhig: »Das wissen wir nicht. Alle ihre Geheimnisse hat uns die Ueberwelt noch lange nicht enthüllt, aber der Tag wird kommen, wo auch dies erreicht worden ist.«

»Ich gebe es nicht auf, Sie zu bekehren,« schloß er endlich. »Ich verhehle Ihnen nicht, daß uns daran liegt, Männer bekannten Namens in der Welt und Wissenschaft für unsere Sache zu gewinnen. Der Verkehr mit den Geistern selbst wird und muß Sie überzeugen; Sie sollen sehen und hören, dann mögen Sie Ihr Urtheil fällen. Es trifft sich gut, daß morgen Abends spiritualistischer Cirkel bei einem bekannten Medium stattfindet. Ist es Ihnen recht, so führe ich Sie dort ein.«

Natürlich griff ich mit beiden Händen zu. Verabredung wurde getroffen, und dann verließ mich der umgewandelte Freund, indem er mir einen Pack Zeitungen und Flugschriften über Spiritualismus zur ferneren Belehrung zurückließ. Aber nur schwer konnte ich des beklemmenden Gefühles Herr werden, das die weite Kluft zwischen dem Manne von Einst und Jetzt in mir hervorgerufen hatte. Den spiritualistischen Newspapers gelang es indessen doch, mir einige Erheiterung zu schaffen; es war mir bei ihrer Lectüre, als sähe ich unmündige Kinder Pfarrer und Professor spielen.

In Simpson's trefflicher Restauration, »Strand«, fanden wir uns am nächsten Nachmittag zum Diner zusammen. Mein Freund war herzlich und heiter, ein Stück der Jugendzeit guckte wieder aus ihm hervor, und ich freute mich wahrhaft, daß das gestern abgebrochene Thema hier nicht

Digitized by Google

zur Sprache gelange. Jedoch zu früh! Als beim Dessert der Wein die Gemüther öffnete, zog er plötzlich mit geheimnißvoller Miene ein Papier aus der Tasche. »Ich erwähnte gestern,« sagte er, »daß mein Schutzgeist wahrscheinlich bei unserer Unterhaltung gegenwärtig sei; hier haben Sie den Beweis davon. Dieses Blatt fand ich heute Früh nach dem Erwachen auf meinem Tische.« Und er reichte mir einen gewöhnlichen, ganz und gar nicht geisterhaft aussehenden Brief, in welchem eine fließende weibliche Hand sich in allerlei metaphysischen Deuteleien erging, welche mit einigem guten Willen allerdings auf unser Gespräch bezogen werden konnten. Unterzeichnet war der Name »Bertha« und darunter stand mit großen, unbeholfenen Kinderzügen in deutschen Schriftzeichen: »ich libe dich«.

Es war als ginge mir ein Licht auf über die Umgebung des Freundes und deren Absichten, doch gebot mir die Delicatesse Schweigen. Dagegen hielt ich ihm vor, daß der Brief völlig im Ductus und Styl des Englisch unserer Tage verfaßt sei, daß er im Ganzen nichts Positives enthalte, daß die Geisterwelt kein Stadium der Vervollkommnung sein könne, wenn sie das Deutsche so stümperhaft tractire — aber dies verfing Alles nicht. Lächelnd gab der enragirte Spiritualist dem Blatt wiederum Platz an seinem Herzen. Solcher Glaube durfte in Israel kaum mehr erwartet, geschweige gefunden werden.

Um acht Uhr trug uns ein Hansome Cab durch das Straßengewirr der City nach Lambs Court Road, Nr. 61. Hier sollte ein Spirit Circle unter Vorsitz des renommirten Mediums Mr. Herne abgehalten werden. Allein unter der Thüre wurden wir bedeutet, daß das Medium plötzlich zu einer Extra-Vorstellung auf der Insel Wight abberufen worden sei, daß aber dafür sein früherer Compagnon (!), Mr. Williams, Southampton Row, Nr. 15, heute Abends einen Cirkel bilden werde. Wir gelangten bald an die bezeichnete Stätte; eine ältere Dame, höchst schlicht gekleidet, feingebaut, mit intelligent-pfiffigem Gesichtsausdruck, empfing uns in einem kleinen Laden par terre — ich vermochte in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden, welche Waaren er enthielt — wechselte mit meinem ihr wohlbekannten Begleiter einige leise Worte und geleitete uns dann über die etwas steile Treppe in ein ziemlich großes Zimmer des ersten Stockwerkes. Hier trafen wir schon Gesellschaft, Männlein und Weiblein durcheinander, die sich fortwährend durch neu Eintretende vermehrte. Erst nach geraumer Zeit erschien das Medium. Mr. Williams präsentirte sich als ein junger hagerer Mann von etwas schläfriger Complexion und linkischem Benehmen; offenbar hatte er sich bisher noch blitzwenig in der guten Gesellschaft bewegt. Er überzählte die Anwesenden, deren Zahl zwanzig betrug, und nahm dann Platz an einem massiven, nackten Mahagonytisch, welcher die Mitte des Zimmers erfüllte. Ihm gegenüber setzte sich ein anderer junger Mann, der die Stelle des zweiten Mediums oder Sub-Directors zu vertreten schien, denn er hatte die düster brennende Lampe vor sich und leitete später die Fragen. Wir bildeten einen doppelten Ring um den Tisch, doch saß die zweite Reihe so

Digitized by Google

weit ab von der inneren, daß der Zwischenraum mehr als Armslänge betrug. Nachdem das Arrangement getroffen war, schlüpfte die kleine Dame des Empfangs in das Zimmer, verriegelte sorgfältig dessen Thür, legte den Schlüssel auf den Tisch, schloß die dichten Wollendamast-Vorhänge der drei Fenster und kauerte sich dann abseits auf einen Schemel. Vorher waren eine alte Guitarre, eine verfallene Spieldose größerer Gattung und einige große Düten von steifem Papier auf den Tisch gelegt worden.

Mein Freund, der, wie ich merkte, hier in hohem Ansehen stand, verlangte mir zu Ehren den »ring test«, den »Beweis des Ringes«. Da kein hölzerner oder metallener Ring von entsprechender Größe vorhanden, so wurde ein solcher ersetzt durch ein Zeitungsblatt, in dessen Mitte ein Loch gerissen, während der Rand völlig intact war. Nunmehr wurde der lebendige Ring gebildet, die Hände der Nachbarn schlossen sich fest aneinander; zur Linken hakte sich der kleine Finger des Mediums in den meinigen, zur Rechten saß mein Freund, dessen Befürwortung ich den bevorzugten Platz verdankte. All ready. Das Licht erlosch, und wir befanden uns in der allertiefsten Finsterniß.

Das Gefühl spannender Erwartung goß eine unheimliche Todtenstille über die Gesellschaft. Die Dunkelheit wurde nicht lichter, als die Augen sich daran gewöhnt hatten, von der Straße scholl kein Ton herauf, gar mancher der anwesenden jungen Frauen, vielleicht auch Männern, mag es wohl etwas bänglich zu Muthe gewesen sein. Nachdem aber eine längere Frist ohne jede Erscheinung vergangen war, regte sich die Ungeduld und machte sich in Worten und Fragen Luft. Mein Freund behauptete, der Ring um den Tisch bestünde heute aus viel zu heterogenen Elementen, als daß die Geister sich vertrauensvoll heranwagen würden, und er schien fast Recht behalten zu sollen. Da — auf einmal fuhr ein fahlleuchtender Funken in senkrechter Linie von oben nach unten durch den Raum. »Er kommt, er ist da!« frohlockten flüsternd die Spiritualisten, und kurz darauf durchschwirrten mehrere Funken in horizontalem Zickzack das Zimmer. Gleichzeitig ging ein kühler Wind durch das heiße Local, der erste Anhauch der Uebernatürlichen. Allein sie selber ließen noch immer auf sich warten. »Man muß sie locken, sie vertrauen machen; stimmen wir ein Lied an, sie lieben gemüthvollen Gesang!« rief mein Freund und intonirte das »Home, sweet home,« das verbreitetste Gesellschaftslied Alt-Englands, in das denn auch sofort zwanzig Kehlen, übel oder wohl, aber immer ängstlich gedämpften Lautes einstimmten.

Mit Einemmale schrak ich zusammen; ich hatte eine Berührung wie mit rasch abschnellenden Fingern an der Schulter gefühlt; jetzt strich es mir über die Haare. »Wer berührt mich?« fragte ich. »Das ist Er!« antwortete das Medium verständnißvoll kurz, mein anderer Nachbar aber ergänzte: »Das ist Peter, der harmlose, neckische Geist, der sich Mr. Williams als Medium zu seinem Verkehr mit der Welt ausersehen hat; auf diese Weise pflegt er sich immer einzuführen; o, wir kennen den Schalk. Willkommen, willkommen, Peter,« fuhr er mit schmeichelndem Tone fort, »du bist ein

Digitized by Google

guter Kerl, Peter; bitte, guter Peter, streichle meinem Freunde das Gesicht, damit er sieht, daß du ihm gut bist.« Und so ging es fort in langer Litanei. Der Geist Peter aber war gehorsam, fuhr mir mit seinen recht fühlbaren Händen über Wangen und Kinn, zupfte und tupfte mich ohne Aufhören; offenbar war ich von ihm bevorzugt, die Anderen bekamen beiweitem nicht so viel von ihm zu fühlen als ich, und sie murrten noch darüber, die Unersättlichen. Ich aber suchte auf alle Weise das Wesen des Contacts zu ergründen; das ist jedoch sehr schwer, wenn die Hände gebunden sind. Als ich aber einmal bei einem Strich über den Kopf diesen heftig schnell zurückwarf, traf er auf so harte Knöchel, daß ich unbedenklich schwören kann: dieser Geist besitzt Gebein.

Nach einer Pause elektrisirten uns plötzlich Klänge, unharmonische Griffe in die Saiten der Guitarre. Zu gleicher Zeit zog sich die Spieldose selber schnarrend auf und begann eine Bellini'sche Melodie herunterzuleiern, bis die Walze mitten in der Arie mit einem schrillen Gicks abschnappte. Nunmehr aber wurde Peter toll; ein Surren über unseren Häuptern mit obligatem Saitengezirpe und schußähnlichem Anprallen an Decke und Wänden macht uns kund, daß die Guitarre Flügel bekommen hat; wir werden angeblasen, heftig mit den Papierdüten auf den Kopf geklopft, daß es laut klatscht; zuletzt wird auch die alte Spieldose verrückt, erhebt sich in die Luft und kreist über unseren Häuptern, ihre Fisteltöne quickend; aber sie besinnt sich rasch und setzt sich hörbar wieder auf den Tisch nieder. Der neckische Geist giebt damit noch keine Ruhe. Auf mich hat er es besonders abgesehen; ich fühle, wie Jemand mir den Stuhl unterm Leibe wegzuziehen strebt. Aber ich mache mich schwer, schlinge die Füße um die Stuhlbeine und erweise mich stärker als Peter, welcher jedenfalls bei Lebzeiten trotz seines Namens kein Hausknecht gewesen ist. Nachdem er in mehrmaligen Ansätzen seinen Zweck nicht erreicht hat, wird er tückisch; mit lautem Gepolter fliegt über mich weg ein Stuhl auf den Tisch und streift mich hart am Kopf. Der Schmerz entreißt meine Hand derjenigen des Nachbars. »Der Ring ist gebrochen!« ruft das Medium entsetzt und packt meinen Arm wie in einer Schraubzwinge. Allgemeine Entrüstung wechselt mit Hohngelächter. »Der Geist ist verscheucht,« seufzte mein Freund.

Es war dem aber nicht so, der gute Peter hatte ein Einsehen und ließ dem Fremdling nicht seine eigene Schuld entgelten. Nach kurzer Ruhe begann wieder das Zupfen und Streicheln, diesmal an Anderen. »O weh, mein Fächer!« kreischte eine Frauenstimme laut auf und schimpfte weidlich über die Ungalanterie des täppischen Geistes. Mein Freund begehrte jetzt den »Ring test«. Darunter versteht man, daß ein völlig geschlossener Ring trotz der Kette der Hände Jemandem um den Arm geschoben wird, und es gehört dieser »Beweis« zu den beliebtesten und, wie sie sagen, überzeugendsten der Spiritualisten. Wie schon erwähnt, sollte ein in der Mitte offenes Blatt Papier bei uns die Stelle des Ringes versehen. Der Adjunct des Mediums trat in Action, er richtete mittelst Klopfens die Frage an den Geist, ob er

Digitized by Google

das Experiment unternehmen wolle. Die Antwort lautete »Ja«. Nunmehr entstand ein sonderbares Rauschen und Rascheln auf dem Tisch, zugleich fühlte ich ein Krabbeln an den beiden äußersten Fingern meiner linken Hand, ebenso vorsichtige Bewegungen derjenigen des Mediums. Aber ich hielt seine Hand fest mit eisernem Griff und preßte die meine an den Tisch. Da sagte plötzlich eine ganz feine, dünne Stimme etwas mir Unverständliches; der Adjunct rief: »Das Papier ist zerrissen!« — »Mach' ein neues Loch hinein, Peter,« schrie mein Freund, der vom Ring test nicht ablassen wollte.

Es dauerte eine Weile, neues Rascheln, abermals Spiel mit meinen Fingern, diesmal mit Anwendung einiger Gewalt von Seiten einer fremden, warmen Hand. »Fühlen Sie nichts an den Fingern?« fragte mich das Medium. »Freilich, wie sollte ich nicht?« erwiderte ich, in demselben Augenblick aber rief jene feine, dünne Stimme, diesmal Allen verständlich: »The ring is done« (der Ring ist fertig), und zu gleicher Zeit flammte die Lampe auf. Der Verkehr mit den Geistern war zu Ende. Alle Augen der Anwesenden aber waren auf meine linke Hand gerichtet. An die beiden letzten Finger derselben aber war das Papier nothdürftig durch einen Riß bis zu den ersten Gliedern geschoben — und dies war der »Ring test.« Ich bewahre den Fetzen sorgsam und kann ihn Jedermann zeigen, der sich für die Wunder des Spiritualismus interessirt.

Die Anwesenden waren in der Mehrzahl unbefriedigt — es fanden sich viele Deutsche beiderlei Geschlechtes darunter — murrten und brachen endlich in offene Verhöhnung des Mediums aus, das — vielleicht an derlei Scenen längst gewöhnt — nur die Achseln zuckte, sonst völlig apathisch sich verhielt. »Das müssen schöne Geister sein,« rief eine stattliche englische Dame und hielt ihren Fächer empor, »die so derb zugreifen, daß sie ein Loch in den Fächer reißen; ein echter Japaner ist es, wer bezahlt mir ihn?« — »Peter,« entgegnete eine tiefe Baßstimme aus dem Hintergrunde, und erneut schallte höhnisches Gelächter. »Wenn es wirkliche Geister sind, die uns diese Gaukeleien vorgemacht haben,« rief ein junger Badenser, »warum zeigen sie nicht ihre Macht bei Tage, im hellen Sonnenlicht? Im Dunkeln ist gut munkeln, ich glaube weder an euren Peter, noch an euren Paul; wir sind beschwindelt worden, das ist Alles!« Aber das Medium achtete nicht der ihm an den Kopf geworfenen Invectiven, es hatte an der geöffneten Thür Posto gefaßt, hielt die gekrümmte Hand hin und nahm das Entrée für die Vorstellung in Empfang, »half a crown« die Person. Die Pförtnerin aber knixte uns zierlich die Treppe hinab und verschmähte keineswegs ein Sixpence-Stück.

Viel sprachen wir nicht, mein Freund und ich, auf dem Wege bis zu der Wiener Bierhalle von Dreher am Strand. Es war gegen elf Uhr, als wir hier eintraten, um uns zu erfrischen. Aber nachdem ich mit tüchtigem Zuge die vertrocknete Kehle genetzt, brach ich los. »Schämen Sie sich nicht,« fuhr ich ihn an, »solches alberne Zeug, das für Dienstmägde und Kinder

Digitized by Google

zu abgeschmackt wäre, als baare Münze anzunehmen oder als solche Anderen aufzubinden? Haben die Geister des Zwischenreichs, wenn es ja welche giebt, wirklich nichts Besseres zu thun, als kindisch elende Späße zu üben, in den Seufzerkasten zu greifen und Stühle zu schleudern? Wahrhaftig, dann tausendmal lieber in nichts zerfließen, als solch' miserabler Geister-Existenz entgegengehen. Und wie kommt dieser Rüpel von Peter, wie kommt Ihre Bertha aus dem 16. Jahrhundert dazu, eine moderne Spieldose als musikalisches Instrument zu bevorzugen? Ja, wenn es noch Harfentöne oder feierliche Orgelklänge gewesen wären! Und was ist der Zweck all' des verrückten Firlefanzes? Soll auf diese Weise die Religion und das Menschengeschlecht wirklich purificirt werden?« Ich redete noch lange ein auf meinen Begleiter, der aber war und blieb verstockt. Endlich sagte er: »Wenn auch heut' Abends Vieles widrig ablief, die Wunder bleiben. Wie wollen Sie die Erscheinungen erklären, die wir doch insgesammt nicht hinwegleugnen können?« — »Nichts leichter als das, hören Sie mir zu,« entgegnete ich.

»Die versammelte Gesellschaft des Cirkels befindet sich von vornherein in einer Aufregung, welche, so begreiflich sie ist, doch das freie Urtheil beeinträchtigt. Die Finsterniß und die Stille erhöhen die Sensibilität. Ein Funken fällt von der Decke, es ist ein Stückchen Phosphor, oben angeklebt und verhüllt mit einer leicht schmelzbaren Substanz, welche durch die aufsteigende Wärme, die so viele Menschen in geschlossenem Raume hervorbringen, zergeht und den leuchtenden Körper frei macht. Die horizontalen Irrfunken sind Fliegen oder Käfer, denen gleichfalls ein winziges Phosphortheilchen angeheftet ist, sie sind in einer Büchse eingesperrt gewesen und ein Helfershelfer hat sie freigelassen. Ein solcher muß vorhanden sein; bei uns war es die alte Dame. Sie hat sich in einen Winkel gedrückt, dort entledigte sie sich der anstreifenden Oberkleider wie der Pantoffeln und konnte sich nunmehr ohne Gefahr frei bewegen. Sie haben sich Mühe gegeben, mir auseinanderzusetzen, was ein »Medium« sei; ich weiß es besser: ein Medium ist ein Nyktalope, das heißt ein Mensch, dessen Augen die Eigenschaft besitzen, bei Nacht ebensogut zu sehen als bei Tage, sein Helfershelfer muß gleich geartet sein; da haben Sie die natürliche Lösung aller Räthsel. Uebrigens ist die Nyktalopie keineswegs eine große Seltenheit unter den Menschen, wie schon Jules Verne auseinandergesetzt hat; sie kann auch künstlerisch herangebildet und geschult werden. Medien sind daher immer zu finden. Aber weiter. Die alte Dame hat sich bequem zwischen den Reihen des Doppelringes bewegen können, denn sie sah; nichts leichter nunmehr, als uns zu berühren, anzublasen und was der Späße mehr waren. Alsdann hat sie das oft eingeübte Kunststück ausgeführt, über den Rücken des Mediums auf den Tisch zu steigen, der nicht umsonst so massiv ist; da war es ihr denn ein Leichtes, die Guitarre umherzuschwingen und die Spieldose reisen zu lassen.

Daß es einem Geiste nicht gelingen sollte, Jemandem den Stuhl unterm Sitze wegzuziehen, wäre etwas befremdlich, bei der alten Dame aber

Digitized by Google

erklärt sich das ganz natürlich. Nun ist auch leicht zu errathen, weshalb das Singen des Cirkels den seligen Geistern so angenehm ist, es übertäubt das etwaige Geräusch der Evolutionen des Helfershelfers; es können übrigens deren auch zwei und mehrere vorhanden sein. Daß Ihr viel gepriesener Ring test kläglich ausgefallen ist, geben Sie selber zu, hier liegt der Schwindel auf der Hand. Das Medium muß aber noch eine Eigenschaft besitzen: es muß Bauchredner sein. Und dadurch erklärt sich auch schönstens die vernommene Geisterstimme, die, gestehen Sie es, für den derben Peter doch etwas zu sehr in der Fistel klang. Während der mißlungene Ringversuch durchgeführt war, hat sich die alte Dame bequem entfernen und ankleiden können. Das aber ist die vollkommen wahrscheinliche Erklärung der sogenannten spiritualistischen Wunder, die uns heute aufgetischt wurden und die nicht einmal gewandte Taschenspielerstückchen waren, sondern ganz gemeine, rohe Täuschungen, berechnet auf die Dummheit der Massen. Was wollen Sie mir hierauf erwidern?«

Mein Freund senkte das Haupt und schwieg lange. Endlich erhob er sich mit einem tiefen Seufzer. »Ich kann nicht mehr zurück,« sprach er fast tonlos. »Seit Jahren haben sich alle Wünsche und Hoffnungen meines Lebens auf diese Eine Sache concentrirt; muß ich sie aufgeben, dann gebe ich mich selber auf, und der Abgrund ewiger Vernichtung gähnt mich an. Schon die Zweifel, die Sie wieder wachgerufen haben, quälen mich bitterlich; es war kein guter Stern, der Sie mir entgegengeführt hat. Und doch vielleicht war es einer — denn mag auch die Schale manchmal schlecht und rissig sein, der Kern ist gut, ist süß. Ich werde die Skepsis niederkämpfen, und auch Sie werden dereinst vielleicht ein Wissender und Schauender sein. Mir bürgt immer noch für die Echtheit meines Glaubens das theure Geheimniß, das ich auf dem Herzen trage; mein Schutzgeist existirt, Bertha umschwebt mein Leben, ich weiß, daß ich eines Tages glücklich sein werde. Und nun — leben Sie wohl!«

»Leben Sie wohl,« entgegnete ich, ihm die Hand drückend, schmerzlich bewegt; ich wagte gleich ihm nicht hinzuzufügen: »Auf Wiedersehen!« Denn ich werde ihn nicht wiedersehen, er ist ein verlorener Mann. Unbedenklich können die Anhänger des Spiritualismus in drei Rangordnungen classificirt werden: Betrüger oder Schwindler, Idioten und Schwärmer. Die Ersteren, welche das Kind gezeugt, getauft und mit dem nöthigen Sandstreu-Apparat für die Augen der Anderen ausgestattet haben, führen ein faules und vergnügtes Dasein, denn nichts schafft bekanntlich höheres Vergnügen, als eine ganze Menge am Narrenseile zu führen; sie bringen ihre Schäfchen in's Trockene und verschwinden dann vom Schauplatz, oft weiß Niemand wohin, wenn sie es nicht zu kolossalen Reichthümern gebracht haben, wie der Amerikaner Hume und Andere seines Gelichters. Die Zweiten, die Dummen, welche natürlich immer die Mehrzahl bilden und niemals alle werden, betrachten die Sache als einen wenig kostspieligen Zeitvertreib und wähnen dabei, sie besäßen Geist, weil sie mit Geistern verkehren; oder sie brauchen

Digitized by Google

einen Trost gegenüber der Unbill ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse; nicht Wenige darunter laufen auch blos einer Heerde nach, zu welcher sie gerathen sind, und machen mit, was Andere vorthun. Am beklagenswerthesten sind die Schwärmer — sie enden gewöhnlich im Irrenhaus. Armer Freund, es ist unschwer zu bestimmen, in welche dieser Classen du gehörst — und wenn nicht der Zünder, den ich dir in die Seele gesenkt, zur läuternden Flamme wird, dann sind deine Lose geworfen. Schade, tausendmal schade, daß um eines kläglichen Mysticismus willen, wegen dessen künftige Jahrhunderte das unsrige schmähen werden, solche Opfer bluten und fallen müssen!

Die modernen Geisterseher.

Der vor einiger Zeit veröffentlichte Aufsatz »Verkehr mit Geistern« scheint in der spiritualistischen Welt diesseits und jenseits des Canals bedeutenden Rumor veranlaßt zu haben, wenn wir den Kundgebungen glauben dürfen, die dem Verfasser seitdem fast täglich zufließen, theils als strafende Mahnungen, theils als Einladungen zur Umkehr, d. i. zum Glauben an das Geisterthum der Zwischenwelt. Einigermaßen übernatürlich muß es dabei zugehen, denn bei gewissen Zuschriften, z. B. derjenigen einer ganz prächtigen Damenhand mit der paraphirten Unterschrift »Lydia« aus Budapest, ist es dem Verfasser rein unerklärlich, auf welche Weise seine genaue Adresse erfahren worden ist. Die vorliegenden Schreiben enthalten einen sonderbaren Mischmasch von Sinn und Unsinn. Das erwähnte wirft mir crassen Materialismus vor und die Unfähigkeit, mich auf die Höhe des Sensitivismus zu schwingen, von der aus allein das Unbegreifliche als gethan erschaut werden könne.

»Begreifen Sie denn nicht,« fährt die schöne Hand fort, von welcher ich beinahe schon vermuthe, daß sie diejenige eines mir gewogenen Schutzgeistes aus dem 12. Jahrhundert oder da herum ist, »daß der Spiritismus einzig und allein dazu berufen ist, alle die großen Fragen zu lösen, an welchen sich Propheten und Philosophen von jeher den Kopf zerbrochen haben? Er beweist auf streng wissenschaftlicher Grundlage (!) die Unsterblichkeit des Menschen, die Ewigkeit seiner Individualität und den »unter passenden Umständen« eröffneten Verkehr der Lebenden mit den sogenannten Todten; er vermittelt die sichere Aussicht auf fortschreitende Entwicklungen in neuen Sphären der Existenz. Der Spiritismus liefert den Schlüssel zum Verständniß aller Religionen alter und neuer Zeit; er erklärt das Wesen der Inspiration und beseitigt den volksthümlichen Wunderglauben durch Enthüllung bisher unbekannter Gesetze. Vor ihm fallen die Unterschiede der Stände, er vereinigt die Menschen, welche bisher durch den scheinbaren Conflict der materiellen Interessen sich fremd gegenüberstanden; er befördert

Digitized by Google

das gleichberechtigte Zusammenwirken von Mann und Frau in vielen neuerschlossenen Lebenslagen; die Freiheit und das Recht des Individuums hält er aufrecht, während er zugleich Schirm ist für die Heiligkeit des Familienlebens. Mit Einem Worte: die Wirkung des Spiritismus auf das Individuum erfüllt dieses mit Selbstachtung, mit Liebe für Recht und Wahrheit, mit Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten und mit der Empfindung des vollkommenen Einklanges zwischen Menschen, Natur und Gott.«

Man sieht, Lydia hat sich fast bis zur Entzückung einer Pythia gesteigert in der Präconisirung ihres Ideals, so daß schüchterne Einwände von ihr schwerlich mehr beachtet werden können. Und so wird sie auch die Antwort schuldig bleiben, wenn sie gefragt wird, was denn der Spiritismus bis heute an erhabenen Ideen oder großen Thaten geleistet hat, wenn er denn so mächtig ist. Die Erfindung des Tischrückens, der fliegenden Spieldosen und des Geisterklopfens wird schwerlich in's Feld geführt werden können als die Quintessenz der Philosophie und als Brücke zu einer neuen Religion. Wie unendlich beklagenswerth aber ist es, wenn offenbar begabte Naturen durch schmählichen Sinnentrug dahin gebracht werden, aus dem wahren Reiche des Geistes sich in geistige Kartenhäuser zu flüchten!

Eine zweite, minder gehaltene Zuschrift aus Wien bittet mich — um den zarteren Ausdruck zu gebrauchen — von Dingen nichts zu schreiben, die ich nicht verstehe; wisse ich doch nicht einmal, daß ein himmelweiter Unterschied sei zwischen »Spiritismus« und »Spiritualismus«: ersterer sei die Lehre von der Geisterwelt, letzterer der Gegensatz von Materialismus. Ich bekenne, daß ich das in England und Nordamerika gebräuchliche Wort ohneweiters angewendet habe; nachdem ich aber, nunmehr aufmerksam gemacht, den trefflichen Daniel Sanders zu Rathe gezogen, finde ich, daß ich völlig im Rechte gewesen bin. Die beiden Bezeichnungen werden gleichwerthig gebraucht; daß ich aber weder vom »Spiritualismus« noch vom »Spiritismus« — wenn man denn doch beide scheiden will — etwas verstehe, gebe ich recht gern zu.

Sehr eindringlich belehrt mich ein anonymer — leider unfrankirter — Brief aus London. »Versuchen Sie doch, ungläubiger Thomas,« sagt er »selber die Bildung eines spiritistischen Cirkels in Ihrem eigenen Hause, ohne dabei die Spiritisten oder ein Medium zuzuziehen — und Sie werden Wunder erleben. Vielleicht nicht gleich das erstemal, allein dann muß die Procedur mit anderen Personen wiederholt werden. Es giebt wenige Familien, in welchen nicht das eine oder andere Medium, das nur seine geheime Kraft nicht kennt, vorhanden wäre.« Und dann folgt eine genaue Anleitung zur Geister-Citation, die der Curiosität halber nachstehend im Auszuge mitgetheilt wird.

Das Zimmer, in welchem die Schemen zu Gast kommen sollen, muß eine angenehme Temperatur haben, jedoch eher kühl als warm sein; es sind Vorkehrungen zu treffen, daß Niemand eintreten und die Sitzung mindestens während einer Stunde Dauer irgendwie unterbrochen werden kann. Der

Digitized by Google

Cirkel besteht am besten aus vier bis sechs Personen, womöglich gleich viele von jedem Geschlecht. Sie setzen sich um einen unbedeckten hölzernen Tisch und fügen auf dessen Platte ihre Hände ineinander, was jedoch nicht unumgänglich nöthig ist, die bloße Auflage genügt in den meisten Fällen. Jeder Tisch ist geeignet, um welchen die Anwesenden bequem sitzen können. Die Entfernung einer Hand von der Tischplatte auf einige Secunden schadet nichts; bricht jedoch ein Mitglied den Cirkel durch Aufspringen, Wegrücken und dergleichen, so werden die Uebernatürlichen häufig, doch nicht immer verscheucht.

Vor dem Niedersitzen wird ein gespitzter Bleistift und einige Blätter weißes Papier auf den Tisch gelegt, damit es den Geistern nicht an Schreibmaterial für ihre Communication fehlt. Leute, die einander abgeneigt sind, dürfen nicht in demselben Cirkel sitzen, denn ein Mangel an Seelenharmonie hält die Geister fern, ausgenommen den Fall der Anwesenheit eines besonders ausgesprochenen Mediums; das Warum ist noch nicht offenbar — trotzdem die Todten auferstehen. Ob man an sie glaubt oder nicht, ist einerlei — doch kommen sie immer dem Vertrauen mehr entgegen. Bis zu ihrer Erscheinung ist es wohlgethan, zu conversiren oder zu singen, aber ja keine Frivolitäten! Eine recht fromme, ernste Empfindung unter den Anwesenden veranlaßt die Geister höherer Ordnung, sich einzustellen, und hält diejenigen niederer Art in geziemendem Respect. Das erste Zeichen, daß die Macht der Unsichtbaren in Wirkung tritt, ist ein kühler Wind, der über die Hände streicht; dann folgen gewöhnlich Bewegungen und Sprünge des Tisches. Sobald diese empfunden und zugleich aus der Luft kommende Töne vernommen werden, so soll, um jede Wirrung zu vermeiden, nur Eine Person das Wort nehmen und mit dem Tisch zu reden beginnen, wie mit einem intelligenten Wesen. Es wird mit ihm verabredet, daß dreimal Klopfen »Ja«, einmal »Nein« und zweimal »Unverständlich« oder »Zweifelhaft« bedeutet.

Sobald er durch dreimaliges Klopfen seine Zustimmung giebt, dann wird er gefragt: »Willst du uns eine Botschaft verkündigen, indem du, während ich die Buchstaben des Alphabets langsam hersage, jedesmal denjenigen bezeichnest, welchen du brauchst?« Erfolgt dreimaliges Klopfen als Antwort, kann das Werk beginnen und von diesem Augenblick an stehen die Anwesenden mit der Geisterwelt in directer Verbindung. Sodann wird die Frage gestellt: »Sitzen wir in der rechten Ordnung, um die deutlichsten Erscheinungen zu gewinnen?« Wahrscheinlich werden dann einzelne Mitglieder die Sitze mit anderen wechseln müssen, bis der rechte Ring des Vertrauens hergestellt ist. Endlich erfolgt die Frage: »Welcher ist das Medium?« Finden die Geister ein solches unter den Anwesenden, so übernimmt dieses nunmehr die Unterhaltung mit ihnen, deren Resultate, oft von den wunderbarsten übernatürlichen Manifestationen begleitet, den Beweis liefern werden, daß die körperlosen Schemen noch alle guten und schlechten Eigenschaften beibehalten haben, deren die Geister in Körpern theilhaftig sind. Ein mächtiges

Digitized by Google

physikalisches Medium ist gewöhnlich ein Mensch von anregender, liebevoller, genialer Natur, äußerst sensitiv gegen »Mesmerische« Einflüsse. Die meisten Medien sind Frauen! Die glänzendsten, überzeugendsten Manifestationen erhält man, sobald das Medium und alle Glieder des Cirkels einander freund oder verwandt, und sämmtlich in glücklicher Gemüthsstimmung sind. Die Geistererscheinungen verlieren durch niedere Erdeneinwirkungen. Familiencirkel ohne Fremde sind die besten. Schon in der ersten Sitzung tritt zuweilen die Macht der Uebernatur in ganz anderen Formen und Symptomen der Vermittlung auf, als durch die bloße Communication — doch das wird der Strebende selber erfahren.

So weit das Recept; einer Analyse glaube ich überhoben zu sein durch das Lächeln, das beim Lesen dieser sonderbaren ernst-verrückten Epistel sich auf die meisten Lippen lagern wird. Wie viele Hinterthüren sind da offen, sobald die Sache nicht geräth — und wo sechs Personen zusammensitzen, ist sicherlich ein Spaßvogel darunter, wenn ihn auch nur die Langeweile dazu macht. Das Merkwürdige bleibt indessen, daß die Geister des Zwischenreiches sich immer ein Möbelstück, einen Tisch für ihre ersten Kundmachungen, und zwar ohne Ausnahme wählen; was sagen wohl die Holzwürmer dazu?

Ein paar liebenswürdige Uebungen in der Kraft der deutschen Sprache übergehend, komme ich zu dem letzten der in dieser echten Feuilleton-Angelegenheit mir zugewendeten Schreiben. Zu diesem kann ich nicht lachen, denn es stammt von eben jenem alten Freunde, dem ich die Bekanntschaft mit dem Spiritualismus verdanke und dessen ich in dem gedachten Aufsatze weitläufigst erwähnt habe. Mit einer besserer Sache würdigen Beharrlichkeit setzt er seine Bekehrungsversuche an mir fort, wie und mit welchen »Tests«, das mögen seine eigenen Worte sagen:

»Als die entsetzliche körperliche Störung, welche meine Hände und Finger schwächte, mich für meine Kunst fürderhin untauglich machte und mich plötzlich mitten aus energischen Studien zur Vervollkommnung in meinem Beruf fast in den Abgrund der Verzweiflung stieß, ergriff mich rettend das erwachende Interesse für jene wunderbaren Erscheinungen einer Ueberwelt, welche Jeden, dem sie einmal geworden, auf immer unwiderstehlich fesseln. Mit einer gewissen Dankbarkeit sehe ich auf diese Wendung in meinem Leben, die allerdings, von Ihrem Standpunkte aus, bei ruhiger Betrachtung, auch ihre bedenklichen, ja gefährlichen Seiten bieten mag. Nun aber bin ich in dieser neuen Welt schon so sehr eingebürgert, so in mir selbst gefestet, daß ich wahrlich eine Ueberstürzung meiner Fassung nicht mehr zu fürchten brauche. Die gewaltigen Erlebnisse, die mir begegnet sind, seit ich Sie gesehen, müssen jeden Zweifel niederschlagen. Einer meiner Freunde, dem zuweilen selber angst und bange wird vor seiner großartigen Begabung als Medium, nimmt augenblicklich meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Wir hatten vor einigen Tagen bei hellstem Gaslicht so kolossale Zeichen der wunderbaren Kraft, daß ich über die Vorgänge selbst ganz

Digitized by Google

perplex war. Sie begannen damit, daß der schwere Tisch, an welchem wir selbviert soupirten, sich so benahm, als säße darunter ein Riese, der mit seinem Rücken allerlei Ulk triebe. Wir traten zwei Fuß von ihm hinweg, nichtsbestoweniger hob und senkte sich der Tisch mit Allem was darauf war, während gleichzeitig ein unaufhörliches Getöse aus ihm hervorbrach, als würde mit wuchtigen Hämmern daraufgeschlagen. Es sollte aber noch besser kommen. Das recht saubere Dienstmädchen räumte ab, die Stube wurde verriegelt, das Gas abgedreht, wir bildeten den Ring. Kaum war dies geschehen, so wurde der Tisch unseren Händen mit unwiderstehlicher Gewalt entzogen und schwebte über unseren Köpfen, während wir alle Vier unsere Hände fest ineinanderschlugen, um darzuthun, daß ein Contact nicht existire. Darauf senkte der Tisch sich wiederum sanft herab und wir hörten etwas darauf fallen. Rasch wurde Licht gemacht — siehe, da lag auf der Tafel mein Paletot, der von dem Vorplatz, wo er aufgehängt gewesen, durch die festverschlossene Thür hieher seinen Weg gefunden hatte. Das Gas blieb nunmehr angezündet und leuchtete in voller Fülle, aber die »Manifestationen« ließen nicht nach. Lautes Toben und Klopfen in einem Wandschrank zeigte an, daß der unsichtbare Schelm sich dort postirt habe. Der Behälter enthielt nur Zeitungspakete und einen alten Hut. (Neue Hüte werden seltsamerweise bei diesen Experimenten immer geschont! Der Einsender.) Abwechselnd flog nunmehr von Secunde zu Secunde die eine oder andere Thürhälfte des Schrankes auf, als ob eine Hand von innen aus heftig dagegen stieße. Als wir den Kasten wieder sorgfältig verschlossen, wurde der im obersten Fache stehende Filz bemerkt, und ich sagte: »Gebt Acht, es geschieht etwas mit dem alten Cylinder!« Lachend zündeten wir unsere Cigarren an — wir waren nur Herren — eine Weile hatten wir uns ruhig unterhalten, plötzlich flogen mit einem heftigen Schlage die Schrankthüren wieder auf und — der Hut stand im unteren Fache!

Mehr aber noch — in sein Inneres eingezwängt war eine Stahlfeder mit Halter, quer festgeklemmt, ferner ein portativer Ink-stand und mehrere sonderbar zusammengefaltete Papiere, sämmtlich beschrieben mit einer uns Allen unbekannten Schrift — das letzte darunter enthielt eine Porträtskizze des Kopfes meiner wohlbekannten Freundin aus dem 16. Jahrhundert! Wir waren sprachlos vor Erstaunen. Die Versuche wurden indessen fortgesetzt. Nachdem der Hut hinter der schweren Fenstergardine versteckt worden war, nahmen wir wiederum unsere Plätze ein — plötzlich fiel klirrend auf den Tisch eine kleine Zündholzdose, Eigenthum unseres Gastfreundes, und gleich darauf ein Taschenmesser, welches Niemand kennen wollte. Wir fragten durch Klopfen bei dem neckischen Kobold an nach dem Eigenthümer, er wurde bezeichnet — und am nächsten Tage stellte sich die Richtigkeit der Antwort heraus.

Kaum hatten wir uns von der Ueberraschung erholt, so schrie lachend unser Wirth: »Da ist ja der Hut!« und wirklich stand der alte Ueberall-und-nirgends hinter meinem Kopf auf der Rücklehne des Fauteuils. »But

Digitized by Google

there's another one!« rief gleichzeitig ein Anderer, auch der Hut unseres Gastgebers hatte vom Vorplatz aus den Weg durch die verschlossene Thür in unsere Mitte gefunden. Noch deliberirten wir über das Wunder, da flog das Zündholzdöschen, welches Mr. H., sorgfältig mit Papier umwickelt, in einem Buche verborgen hatte, wieder zwischen uns hindurch auf den Tisch, ihm folgte von der entgegengesetzten Seite ein Falzbein, und so ging es den ganzen tollen Abend lang.

Am nächsten waren aber die Erscheinungen noch viel mehr gesteigert, wir hatten eine wahrhaft wunderbare »Materialisation«. Durch bezügliche Fragen an die Geister stellte sich nämlich bald heraus, daß der Jüngste unter uns, welcher zum erstenmale in seinem Leben spiritualistischen Sitzungen beiwohnte, ein ungemein starkes Medium sei, und als unser seitheriger Führer Mr. H. selber nach langem Kampf und offenbarem Widerstreben die Superiorität der neuen Kraft anerkennen mußte, schlug er vor, ein »Cabinet« (abgeschlossener Dunkelraum) zu arrangiren, was sofort mittelst Tischdecken und Vorhängen bewerkstelligt wurde. Der junge Mann setzte sich dahinter, wir drehten das Gas ab bis auf ein ganz schwaches Flämmchen. Nicht lange, und es zeigte sich ungefähr in Brusthöhe vor uns ein weißes Wölkchen ohne scharfe Umrisse; auf einmal ballte es sich zusammen und wurde zu einer kleinen, bis auf jedes Fältchen sichtbaren Kinderhand — gleich darauf bewegten sich gegen diese zwei andere Hände — sie winkten, verschwanden, und plötzlich erhob sich eine mächtige Greisengestalt, mit weißem Bart und Gewand, aus dem Boden bis in eine Höhe von zehn Fuß, um sofort wieder zu versinken; gleichzeitig vernahmen wir einen schweren Fall, rasch ward das Gas aufgedreht — da lag das neue Medium bewußtlos auf dem Boden; es hat Tage gedauert, bis der junge Mann sich — ein völliger Neuling — von seinem Entsetzen einigermaßen erholt hatte. Nach der schauerlichen Erscheinung des Phantoms, welche von uns Allen gleichartig gesehen wurde, fingen dann die Späße mit der Zündholzdose wieder an; sie endeten damit, daß ich, schon vor der Hausthür, wieder umkehren mußte, weil ich sie in meiner Tasche fand. — Was nun haben diese Dinge, deren Objectivität nicht mehr bestritten werden kann, zu bedeuten? Entweder öffnen sie neue Bahnen zum Licht oder führen zu einem Triumphe des Materialismus. Was sagen Sie dazu? Geben Sie Antwort!«

Hier folgt sie kurz und gut: Ihr Freund, mein lieber Zauberlehrling, ist ein arger Schalk, er weiß sich und Sie zu unterhalten, Sie jedoch tragen die Kosten. Können Sie wirklich glauben, die Geister der Zwischenwelt hätten nichts Besseres zu thun, als Schabernak zu treiben mit alten Hüten und Zündholzdöschen? Und passen Sie wohl auf, Sie werden gewahren, daß das neue Medium mit dem alten in intimerem Freundschaftsverhältniß steht, als Beide mit Ihnen. Zuletzt einen Rath, den Sie nicht als frivol verwerfen mögen: Sie haben von einem sauberen Dienstmädchen gesprochen — je nun, Sie sind noch ein ganz passabler Herr, trotz Ihrer Achtundvierzig, versuchen Sie es doch, ob Sie nicht diese Iris zum Plaudern

Digitized by Google

bringen können und ich wette, was Sie wollen, daß Sie von ihr mehr über das innere Wesen des Spiritismus erfahren werden, als aus allen Materialisationen der modernen Geisterseher.

Der Verfall des Spiritismus.

Im Monate October des Jahres 1875 hat zu London ganz im Stillen ein Congreß der Spiritisten (oder Spiritualisten, wie die Briten wollen) stattgefunden, zu welchem geladen war, wer nur irgend an das Dasein der Zwischenwelt und ihren geisterhaften Einfluß auf Mahagonytische, alte Guitaren, abgelebte Spieldosen und hysterische Weiber ohne und mit Hosen glaubte. Und sie kamen aus allen Weltgegenden, die getreuen Schafe der Medium-Hirten, besonders zahlreich natürlich aus Großbritannien, dann aus Nordamerika; Frankreich und Skandinavien waren wenig vertreten; aus Oesterreich-Ungarn waren zwei Gläubige, aus Deutschland ein Prinz minimorum gentium anwesend; im Ganzen hat der Congreß gegen zweihundert Theilnehmer gezählt. Er wurde diesmal, entgegen früheren Meetings, mit mißtrauischem Geheimniß umgeben, und auf den Mienen seiner Mitglieder glänzte nicht jene überirdische Reinheit und Zufriedenheit, welche der Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen verleihen soll. Es handelte sich aber auch um ernste Dinge: Zerwürfniß und Bestürzung waren ausgebrochen in der mystagogischen Gemeinde; ihr Fundament war erschüttert worden, die prächtigsten Säulen des Tempels waren geborsten, und er schwankte auf dem bebenden Grunde. Schlag auf Schlag hatten den Spiritismus die empfindlichsten Streiche getroffen; einer großen Zahl von Anhängern waren die Augen aufgegangen, viele schwankten, der Abfall drohte ein allgemeiner zu werden.

Das Zeichen zu diesem Sturm im Glase hatte die »Neue Freie Presse« gegeben. Wir verweisen die Leser auf die beiden vorhergehenden Artikel, welche in dem erwähnten Blatt publicirt waren und worin nach eigenen Wahrnehmungen des Verfassers das Wesen des Spiritismus und das blödsinnige Treiben seiner Akoluthen geschildert ist. Dieselben hatten unter den Letztern jenseits des Wassers viel böses Blut gemacht; in britischen und amerikanischen Blättern der »Spirit Circles« wurde des Aergsten dagegen geschrieen; auch eine Wiener Zeitung hat sich dazu hergegeben, eine Entgegnung aufzunehmen, welche die Richtigkeit jener Mittheilungen kurzweg negirte. Daß damit durchaus nichts gesagt war, ist offenbar; wenn einem vorurtheilsfreien Richter die Wahl gelassen ist, zwischen einem Spiritisten und einem vernünftigen Menschen, so wird er gewiß nicht das Zeugniß des Ersteren annehmen. Die Redaction der »Neuen Freien Presse« wurde bestürmt wegen Aufnahme einer Erwiderung von spiritistischer Seite. Um

Digitized by Google

ihren Lesern volle Gelegenheit zu bieten, den Gegenstand in verschiedener Auffassung kennen zu lernen, sagte sie dieselbe im Einverständnisse mit dem Verfasser der erwähnten Artikel bereitwilligst zu. Allein die nunmehr aus Manchester einlaufende weitschweifige Replik war ein so verworrenes, unsinniges Machwerk in jeder Beziehung, daß der selige Bauernschmid ausrief: »Solches Zeug ist nicht zu drucken — wenn es so in den Köpfen der Spiritisten aussieht, dann ist es kein Wunder, daß sie für das Tollhaus reif erscheinen!« Und so wurde das curiose Actenstück höflich zurückgeschickt.

Aber in England war der Schneeball in's Rollen gerathen und drohte zur Lawine zu werden. Neu ermuthigt erhoben dort die Stimmen geistesklarer Männer den Mahnruf gegen den Humbug der Betrüger und Finsterlinge, und sie wurden gehört — Manche, die sich noch nicht allzutief in den spiritistischen Schlamm gewagt haben, retteten sich beherzt daraus, Andere begannen die Erscheinungen der »Materialisation« und der »Tests« mit nüchterner Kritik zu prüfen, und siehe da, sie gelangten alsbald zu ganz anderen Resultaten als denjenigen, die sie bisher auf Treu' und Glauben hingenommen hatten.

Zuerst hob sich der Schleier von dem Schwindel der Geister-Photographien. Von ihnen ist in den angezogenen Artikeln erzählt worden; sie galten als der sicherste, unleugbare Beweis für das Dasein der Zwischenwesen, deren Gestalten das Licht auf der Platte wiedergab, auch wenn das Auge des Sterblichen sie nicht aufzufassen vermochte. Es wurde dort auch der Name des berühmtesten Geister-Photographen Bouguet in Paris schon mitgetheilt, dessen Leistungen von den Spiritisten mit Gold aufgewogen wurden. Nun, diesen armseligen Eideshelfer hat das Strafgericht zuerst erreicht. Auf die Anzeige eines zur Vernunft gekommenen Gläubigen, eines Engländers von höherem Range, hin wurde plötzlich April des Jahres 1875 eine Haussuchung in seinem glänzenden Atelier gehalten, deren Ergebniß zu seiner sofortigen Verhaftung führte. Denn die unzweifelhaftesten Belege für die allerrohesten Betrügereien wurden alsogleich aufgefunden, und der »Engelmacher« versuchte ihnen gegenüber gar kein Entschuldigen oder Leugnen, im Gegentheile, er verlachte die Leichtgläubigen, die er düpirt, und meinte, ihnen sei recht geschehen, die Dummen wollten eben an der Nase geführt sein. Bouguet, seines Zeichens ein bankerotter Schneider, hatte die Photographie erlernt, um sein Leben zu fristen, und befand sich bald, nachdem ihn Allan Kardec, der Vorstand der Pariser Spiritisten, gewonnen hatte, im flottesten Fahrwasser. Die Photographie des Geistes wurde gewöhnlich zugleich mit derjenigen der Person genommen, welche jenen citirt wissen wollte. Im Vereine mit seiner schlauen Cassierin wußte der Künstler auf allerlei Umwegen, öfters nach mehrmaligen Wiederbestellungen, von den Bestellern Einiges über das Aeußere des geliebten Gegenstandes herauszulocken, dessen Bild gewünscht wurde. Danach ward aus einer Sammlung von gegen dreihundert bewundernswürdig ausgeführten Köpfen aus Wachs und Papiermaché, welche sich Bouguet nach und nach angelegt hatte, der

Digitized by Google

entsprechende ausgewählt, einer Gliederpuppe aufgesetzt und sodann in einen weiten grauen Schleier drapirt; von diesem künstlichen Phantom wurde ein noch dazu verschwommenes Abbild auf Glas genommen und in das Objectiv gebracht, bevor zur eigentlichen Aufnahme geschritten wurde. Dieser ging natürlich all' jener Hocuspocus voran und zur Seite, der bei einer ordentlichen Geister-Erscheinung nicht fehlen darf; Ohnmachten und Krampfanfälle waren dabei so häufig, daß ein besonderes Krankenzimmer für derlei Fälle vorhanden und ein Chirurg stets anwesend war.

Selten kam es vor, daß die Photographien der seligen Geister ihren verstorbenen Körpern unähnlich gefunden wurden; wann es der Fall war hatte der Künstler Entschuldigungen genug zur Hand, citirte wohl auch den Geist zum zweitenmale und machte es dann entschieden besser, da er nunmehr eingehender informirt war. Dagegen gelang es ihm öfters, sich Originalporträts zu verschaffen, nach welchen er dann natürlich mit dem glänzendsten Erfolge zu operiren vermochte, so daß der Ruhm, den ein solcher Glücksgriff verbreitete, stets die Dutzende von Nieten vor und nach ihm überwog. Nicht selten wurde die einzelne Photographie mit 4—5000 Francs bezahlt. Allerdings mußte Bouguet theilen mit zwei Helfershelfern: Leymarie, dem Redacteur der »Revue Spirite«, welcher die Reclame besorgte, und Firman, einem Amerikaner, der als Medium fungirte.

Der noblen Association ging aber trotz alledem das Geschäft zu langsam; sie beschloß daher, es fabriksmäßig vergrößert zu betreiben. Der Preis wurde auf 20 Francs per Karte herabgesetzt und bekanntgemacht, daß für dieses Spottgeld das Abbild jedes Dahingeschiedenen ohne persönliche Vermittlung des Bestellers zu erhalten sei, wenn der Letztere sich nur verpflichten wolle, während einer bestimmten Stunde sich in inbrünstigem Gebete mit Wirkung auf die Ferne hin der frommen Arbeit des Photographen anzuschließen. Da die Thörichten bekanntlich nicht alle werden, so nahm die Geisterporträt-Fabrik allerdings einen ernenten Aufschwung, allein sie hatte sich gleichzeitig den Nagel zu ihrem Sarg geschmiedet. Der Preis war zu gering, um nicht zur wiederholten Versuchung zu reizen; dabei kamen die tollsten Intermezzi vor, bis endlich das Uebermaß unverschämter Gaunerei den schmutzigen Krug zum Ueberlaufen brachte. Die Assisen, vor welchen diese Cause célèbre unter ungeheurem Aufsehen verhandelt wurde, verurtheilten die Betrüger zu hohen Freiheits- und Geldstrafen. Die Spiritisten aber streuten Asche auf ihre Häupter, und selbst die Tische bewegten sich eine zeitlang nicht mehr, aus tiefer Trauer über die böse Welt.

Noch weit heftiger traf aber ein anderer Schlag. In dem beregten Feuilleton »Der Verkehr mit Geistern« erzählt der Verfasser, daß er sich bei der Betrachtung der Photographie des vielgenannten Geistes »Katie King« eines unheimlichen Schauers nicht habe erwehren können. Natürlich hat ihm dabei seine Phantasie einen Streich gespielt, wie das Folgende klärlich ergeben wird. Das interessante Gespenst, um das es sich hier handelt, stammt aus dem 17. Jahrhundert und hieß ursprünglich Annie Morgan; später

Digitized by Google

vertauschte es diesen Namen mit dem volksthümlicheren Katie King. Als Medium hatte es sich die eminente Spiritistin Miß Florence Cook auserwählt, welche mit seinem Beistande Wunderdinge ausführte, die der Gemeinde das Haar sträuben machten bis zum blindesten Dummglauben. Nach jahrelanger Vorbereitung gelang endlich die vollständige »Materialisation«, unter welchem technischen Ausdrucke die körperliche Erscheinung eines Zwischenwesens verstanden wird. Es liegt über dieselbe ein von zahlreichen Zeugen beglaubigtes Protokoll vor, welchem wir das Folgende entnehmen:

An einem schönen Mai-Abende 1874 versammelte sich eine Anzahl hervorragender Mitglieder des Londoner Spiritistenbundes auf der Villa des Mr. Henry Cook in Hackney. Der Geist der Katie King, welcher schon einigemale so herablassend gewesen war, sich bei vollem Tagesschein flüchtig zu zeigen, sollte citirt und bei Magnesiumlicht photographirt werden. Im Salon war durch Vorhänge ein »Cabinet,« i. e. eine Dunkelkammer geschaffen worden. Zunächst wurde das Medium, Miß Florence Cook, von anwesenden Frauen bis auf die Haut auf das genaueste untersucht, dann in ein sackartiges Waterproof-Gewand eingenäht und mit Bändern und Stricken auf das strengste gefesselt, so zwar, daß die letzteren noch an feste Gegenstände angebunden werden konnten und jede Bewegung unmöglich war. Zum Ueberfluß versiegelte ein Mr. J. C. Luxmoore die Knoten mit seinem Petschaft. Nachdem sämmtliche Anwesende sich von der vollkommenen Hilflosigkeit des Mediums überzeugt hatten, wurde dasselbe auf eine Chaiselongue gelegt und in das Cabinet getragen. Wenige Minuten darauf trat eine weiße Gestalt in den Eingang der Dunkelkammer, Jedermann sichtbar. Es war der Geist Katie King, gekleidet in ein weißes, schlaff anliegendes und kurzes Gewand, das die »wundervollen Schultern und Arme« — mit etwas großen und knotigen Händen, die über der Brust gekreuzt waren, freiließ. »Ihr weißes Kopftuch war zurückgeschlagen, so daß das reiche braune Haar deutlich sichtbar war. Ihre großen, glänzenden Augen waren von dunkelblauer oder grauer Farbe. Ihre Haltung schien erregt, fast als ob sie lebte, ihre Wangen und Lippen waren frisch und roth.« Katie benahm sich ganz ungezwungen, wandelte auf und ab, machte ihre Bemerkungen über die Anwesenden, welche vor Entzücken außer sich waren, und kam endlich sogar ganz aus dem Cabinet hervor.

Als das Gesinde der Villa sich durch die geöffnete Salonthür hereindrängen wollte, verbat sich der subtile Geist diese Belästigung; dagegen lehnte er sich vertraulich an Mr. Luxmoore's Schulter, spielte mit dessen Augenglas und kraute ihm schelmisch den Kopf. Ja er ließ sich sogar herbei, die Handlampe selbst zu ergreifen, um sein Gesicht damit zu beleuchten. Eben war das materialisirte Zwischenwesen wieder vor den Eingang der Dunkelkammer getreten, als plötzlich zu Jedermanns Entsetzen über ihm ein langer kräftiger rechter Mannsarm in der Luft erschien, welcher die Faust schüttelte, dann mit den Fingern seltsame Bewegungen machte. Sofort kehrte sich Katie erbost um und interpellirte den frechen Eindringling. »Es ist

Digitized by Google

doch eine Schmach,« sagte sie, »daß ein anderer Geist sich hineinmengt, während ich mich photographiren lassen will! Er solle sich scheeren« — und so that denn auch gehorsam der fremde Schäker. Unter der Einwirkung des in das Cabinet fallenden Lichtes schien indessen die Kraft des Mediums immer schwächer zu werden, womit natürlich auch der Geist zerging; zuerst verschwand der untere Theil der Gestalt, dann sank sie allmählich zusammen, bis nur noch die Büste über dem Boden sichtbar war; der übrige Körper schien völlig verschwunden. Ihre letzten Worte waren eine Mahnung an die Anwesenden, einige Minuten sitzen zu bleiben und zu singen, »denn es sei ein starkes Stück, keine Beine zu haben, um darauf zu stehen« (»for it was a sad thing, to have no legs to stand upon«). Dem Befehle ward gehorsamt, und siehe da, nicht lange darauf kam Katie wieder in ganzer Gestalt zum Vorschein, wie früher, und eine zweite photographische Aufnahme konnte erfolgen. Dann schüttelte der Geist Mr. Luxmoore die Hand, trat in das Cabinet zurück und rief den Anwesenden zu, das Medium zu entfesseln. Die einzige Bedingung, welche die gute Katie King bei ihrer Materialisation gestellt hatte, war gewesen, daß Niemand seine Augen auf sie heften dürfe, während sie dem Photographen stand; sie ist natürlich treulichst erfüllt worden. Die ganze Sitzung dauerte zwei Stunden mit einer halbstündigen Erholungspause für den angegriffenen Geist.

Die Photographien waren trefflich gerathen und wurden zu Tausenden unter dem Publicum verbreitet. Es ist nicht zu leugnen, sie haben der Sache des Spiritismus zahlreiche Proselyten gewonnen. An dem Bericht stießen sich Wenige, er war von guten Namen unterschrieben, und deren Autorität verzeiht man in England sogar die Stupidität. Der Geist Katie King aber bekam nunmehr erst Geschmack an der Sache und begann auf Gastrollen in der Materialisation zu reisen. Er wanderte von Medium zu Medium, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, endlich sogar über's große Wasser nach Nordamerika. Das Alles muß ja Geistern eine Kleinigkeit sein. Aber obgleich unter den smarten Yankees, seinen Erfindern, der Spiritismus fast noch üppigere Blüthen treibt, als im alten Mutterlande, so erreichte doch des Schicksals Stimme, welche bekanntlich nach Clauren-Hauff der Zug des Herzens ist, auch die gute Katie King. Anfänglich hatte der Geist recht nette Geschäfte gemacht. Von New-York durch sein Medium nach Philadelphia gebracht, war es ihm gelungen, in dieser Stadt der Nüchternheit die nüchternsten Köpfe verrückt zu machen, wenn sie es nicht vorher schon in gewissem Grade waren. Dies scheint namentlich der Fall gewesen zu sein bei Mr. Robert Dale Owen, einem politischen Schriftsteller von Ruhm, Sohn des bekannteren Chartisten, früher eine Zeitlang Gesandter der Vereinigten Staaten in Neapel. Dieser Herr hatte sich in seinen alten Tagen dem Spiritismus zugewendet und war von der Materialisation des Geistes Katie King dermaßen enthusiasmirt worden, daß er seinen Gefühlen in einem transscendentalen Essay des »Atlantic Monthly« geräuschvoll Luft machte. Für ihn war die beseligende Erscheinung diejenige eines weiblichen

Digitized by Google

Messias, der jedem Ungläubigen das unvergängliche Dasein in der alten Körpergestalt nach dem Tode ad oculus demonstrirte und damit das Fundament legte zu einer neuen Religion für alle Völker der Welt. Leider aber war dieser ambrosianische Lobgesang auch die Sterbehymne der Katie.

Wie es kam, weiß man nicht recht genau; es wird jedoch erzählt, ein geriebener Reporter — und es giebt deren in Amerika — habe es sich in den Kopf gesetzt, der Sache auf den Grund zu kommen, und es sei ihm geglückt. Zum höchsten Erstaunen der Welt, zur Verzweiflung der Spiritisten, erschienen gleichzeitig mit dem Owen'schen Artikel: »Katie King's Bekenntnisse«. Es waren so plumpe Scherze, die darin enthüllt wurden, daß sie Jedem, der nur irgend einmal Interesse an der Sache genommen hatte, die heftigste Schamröthe in's Gesicht treiben mußten. Annie Morgan war ein ganz gewöhnliches, ungebildetes Dienstmädchen, welches anfangs des Spaßes halber sich dazu hergab, den Mediums an die Hand zu gehen, später aber Geschmack an der Ueberlistung so vieler Höhergestellten fand und ein lucratives Gewerbe daraus machte. Die Mittel, welche behufs der Täuschung in Scene gesetzt wurden, sind so einfältig und roh, daß man darüber lachen müßte, wenn man den Ekel überwinden könnte und die Trauer über die unbegreifliche, bodenlose Leichtgläubigkeit oder Verkehrtheit von Menschen des 19. Jahrhunderts, die sich nichtsdestoweniger zu den Gebildeten zählen. Ihnen Vernunft predigen hilft aber nichts, nur Thatsachen, wie die erzählten, können sie erschüttern. Aber auch das nicht einmal, sie nennen dieselben einfach: Prüfungen!

Daß die Enthüllungen des ehemaligen Geistes jenseits und diesseits des Oceans gewaltiges Aufsehen machten, ist leicht erklärlich. Am schlimmsten wirkten sie auf den armen Mr. Dale Owen; umsonst hatte er sich alle Mühe gegeben, seinen Verhimmlungs-Artikel zurückzuziehen, zu unterdrücken — er war schon in alle Welt gegangen, und alle Welt lachte. Da brach denn bei dem Unglücklichen in vollster Wucht aus, was bei den gesammten Spiritisten unter der Decke schlummert — er wurde wahnsinnig und befindet sich gegenwärtig im Irrenhause. Fürwahr eine deutliche Warnung! Die Geschichte erhält aber ihre Pointe erst durch das Folgende: Katie King ist die Gattin des Reporters geworden, der sie so klug interviewte; das war der Preis, um welchen sie einzig ihr Geheimniß auf Kosten ihrer Reputation hingab. Aber dergleichen macht in Amerika berühmt, nicht anrüchig. Ueberdies war sie eine hübsche Person und hatte sich einen Nothpfennig beiseite gebracht.

Nicht blos die Dichter, auch manchmal die Feuilletonisten sind Propheten, wenn sie gleich öfters im Vaterlande nicht gelten. Allein wer die beiden oben citirten Mittheilungen über die modernen Geisterseher einigermaßen im Gedächtnisse behalten hat, der wird zugeben, daß Verschiedenes jetzt schon eingetroffen, was damals vorhergesagt worden ist. Jede Narrheit gedeiht bis zur gewissen Höhe, dann stürzt sie der Schwindel in den Abgrund, aus dem sie freilich zuweilen — wenn auch erst nach Jahrhunderten —

Digitized by Google

wieder emporkriecht. Die sogenannte »psychologische Doctrin«, wie ihre verblendeten Anhänger sie zu nennen beliebten, war mit der »Materialisation« auf den Gipfel des menschenmöglichen Unsinns gelangt, jetzt ist sie im Abwärtsrollen begriffen — und zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehört der Verfall des Spiritismus.

Der Baum des Kletterns.

(Eine [natürlich wahre] amerikanische Bärengeschichte von Fritz Kornäcker.)

Drei Wochen waren vergangen, seit ich Fort Destance und damit die letzte Stätte der Civilisation verlassen hatte. Ich gehörte zu Lieutenant Beale's Colorado-Expedition, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten, um den fernen Westen namentlich in Ober-Californien und im oberen Mexico zu durchforschen, nebenbei aber um zu prüfen, ob die Kameele sich als Lastthiere in nordamerikanischen Steppen eigneten und der Einführung zu diesem Zweck werth seien. Wir hatten deren etliche zwanzig Stück und sie bewährten sich vortrefflich, aber da zuletzt ihre Beobachtung den Hauptzweck der Expedition zu bilden schien, so ward mir dies langweilig; ich sagte mich daher von derselben los und beschloß in Begleitung eines kühnen und treuen Mestizen vom Comanche-Stamm mit Namen Ulluk, das ist Spottdrossel, quer durch die Colorado-Steppe nach Puebla de los Angelos oder San Fernando zu dringen. Wir waren trefflich bewaffnet und ausgerüstet, bewährte Jäger und Trapper, mit allen Gefahren und Listen des Urwaldes wie der Steppe vollkommen vertraut, so daß unser Unternehmen kein besonderes Wagniß erschien. Muthig aber vorsichtig schlugen wir uns auch durch die Indianergebiete der Navajoes, der Zunnis, der Wallpays, Jampays, Chimjuhhuebes, Mohaves und wie die verzettelten Stämme zwischen Sonora und dem Utah-Territorium alle heißen mögen, ohne jemals mit ihnen in Conflict zu gerathen; der Jagd nach Gefallen fröhnend, durchlebten wir herrliche freie Tage, und ich wenigstens dachte mit einiger Angst an ihr Ziel, das mich wieder in die Welt der Gesetze zurückrief.

Heute marschirte ich ganz allein. Ulluk war am Tage vorher an einem der Nebenflüsse von Bell-Williams-Fork zurückgeblieben, wo er seine Biberfallen aufgestellt hatte; da bei deren Besorgung jeder Ueberzählige von Nachtheil ist, so war ich getrost vorausmarschirt; wir hatten verabredet, uns am Fuße des Pilot-Knob (Knauf des Führers oder Führerspitze), eines isolirten, weithin als Landmarke sichtbaren Berggipfels wieder zu treffen, und so streifte ich jetzt einsam durch die Wüste.

Die war es aber wirklich. Noch vor Erscheinen der Sonne hatte ich mein etwas frostiges Nachtlager — ich war zu müde gewesen, um nach

Digitized by Google

Hinterwäldler-Regel ein Feuer anzuzünden — unter einigen Cottonbäumen verlassen; allmählich blieb die ohnedies hier auf dem Hochplateau dürftige Vegetation zurück; nackter Boden weit und breit; höchstens hob hier und dort ein gigantischer Greisen-Cactus sein graues Haupt und die stacheligen Arme in die reine frische Morgenluft. Unverdrossen schritt ich vorwärts über den harten, mit Kies und Gerölle bedeckten Boden; am Horizont erschien, völlig vereinzelt, ein mächtiger Baum von sonderbarer Form; diesen ersah ich mir zur Raststätte, um in seinem willkommenen Schatten zu frühstücken und die heiße Tageszeit zu verbringen.

Endlich war ich diesem Ziele nahe genug, um wahrnehmen zu können, daß dem Stamme die Krone fehlen müsse, als ich plötzlich zur Seite in der Prairie einen dunklen Körper bemerkte, der, von einer muldenförmigen Vertiefung geschirmt, bisher dem Blicke entgangen war. Es fuhr mir sogleich durch den Kopf, ein Bison könne dort in einer Sumpflache sich pflegen, wie es dieser riesigen Büffel Gebrauch ist; und weil frisches Fleisch und aufregende Jagd in der Steppe immer willkommen sind, nahm ich die Büchse herunter, setzte sie in Stand und schlich, den Wind gewinnend, vorsichtig auf den Gegenstand zu. Bald gelangte ich in Schußnähe, jetzt sah ich auch, daß er sich bewegte und im gleichen Augenblick stieg ein ungeheurer Bär aus der Grube, richtete sich auf die Hinterfüße zu einer entsetzlichen Höhe und brummte mich zähnefletschend an. Ich war verloren, wenn meine treue Büchse versagte, Hand und Auge mich im Stiche ließen; allen Muth zusammennehmend, lag ich im Anschlag und wartete, bis die drohende Bestie wieder auf alle Viere gefallen war, um mich anzunehmen; einen Moment lang visirte ich, als ob ich aus Stein gehauen sei, dann spielte der Stecher — ein Krach und wie ein kurzes Echo darauf der Klapp, der dem Jäger sagt, daß die Kugel aufgeschlagen; ich hatte dem Unthier gerade zwischen die Augen gehalten, da es den Kopf senkte.

Aber wer malt mein Entsetzen, als ich gleich danach, den verziehenden Pulverdampf hindurch, gewahrte, daß der Bär keineswegs tödtlich getroffen, sondern vielmehr im Begriffe sei, nunmehr Vergeltungsrecht zu üben. Wahrscheinlich war meine Kugel an dem furchtbaren Beine seines Schädels abgeprallt, denn er schüttelte nur, wie betäubt, ein paarmal den ungefügen Kopf, um dann gleich in den allen Jägern des Westens bekannten Bärengalopp zu fallen, natürlich gerade auf mich zu.

Da galt kein Besinnen, zum abermaligen Laden war nicht Zeit, mit dem Messer in der Hand das riesige, durch seine wüthende Grausamkeit berüchtigte Raubthier zu erwarten, wäre Wahnsinn gewesen — so wendete ich mich denn zur schnellsten Flucht. Aber so leichtfüßig ich auch damals war, so sehr die Todesangst meine Füße beflügelte, ich fühlte und hörte — denn zum Umsehen hatte ich keine Zeit — daß der Zwischenraum von dem grimmigen Verfolger bis zu mir immer geringer wurde. Und doch war der vorhin erblickte Baum, von welchem ich Rettung hoffte, nicht mehr allzu fern. Zuerst ließ ich die schwere Büchse fallen; mit erwachender Hoffnung merkte

Digitized by Google

ich, daß ich nunmehr entweder rascher laufen konnte oder der Bär sich aufgehalten habe; gleich darauf entführte mir der Luftzug meinen grauen Filzhut, und als nach einer Minute gar kein Ton von den klatschenden Pranken des alten Burschen mehr zu mir drang, wagte ich, mich umzuschauen — wirklich, da stand Meister Braun oder vielmehr Grau, beschnüffelte meinen langgedienten Hut auf das genaueste, wendete ihn mit den Tatzen hin und her und schien sich gar nicht viel mehr um mich zu kümmern. Wahrscheinlich mochte er denken: Du entgehst mir doch nicht; immer laufe nur zu, ich werde dich schon einholen! Denn in der That erschien weit und breit, auf Meilen Sicht hinaus, kein Zufluchtsort, als einzig der Baum inmitten der Steppe.

Es war eine jener californischen Riesencedern, welche bis zur Höhe von 400 Fuß und darüber in den Himmel schießen und unten am Boden oft 30 Fuß im Durchmesser haben. Diese hier schien die letzte eines dereinstigen Haines zu sein, leider war sie in der Mitte abgebrochen, wahrscheinlich vom Blitze oder Sturme; das Holz ihrer Krone lag in der Menge von gewiß mehr als zwanzig Klaftern rings zerstreut auf dem Boden. Das Alles beobachtete ich im athemlosen Laufe, denn der Bär hatte seine Filzstudien beendet und war mir wiederum auf den Fersen. Nunmehr gewitzigt, löste ich den Riemen, mit dem ich mein Blanket (Wollendecke) um die Schulter geschlungen trug; das gab wiederum fast fünf Minuten Vorsprung, meine Waidtasche, welche meine gesammten übrigen Habseligkeiten enthielt, ebensoviel; gerade als die Bestie die letztere unwirsch mit einem Prankenschlage beiseite schleuderte, hatte ich den Fuß des rettenden Stammes erreicht. Glücklicherweise war derselbe von unten bis oben mit Aststrünken und kürzeren Zweigen besetzt, so daß es mir nicht schwer hielt, mich mit Aufbietung der letzten Kräfte emporzuschwingen; bald hatte ich in etwa dreißig Fuß Höhe einen sicheren Aststitz gefunden, und hier nun suchte ich auszuschnaufen. Vorläufig war ich beruhigt und wähnte mich sicher geborgen; denn allgemein wurde ja berichtet, der graue Bär Californiens sei kein Kletterer. Als ich daher meinen bösen Verfolger bald nach mir ankommen, seine mächtigen Fänge mit den fußlangen Krallen an dem Stamme emporrecken sah, als wolle er sich in seiner vollen Enaksgröße zeigen — da war ich schon wieder ganz guten Muthes und rief dem zudringlichen Gaste hinab: »Ja, recke dich und strecke dich nur, zu mir herauf langst du doch nicht; diesmal laß' dir den Appetit vergehen!« Dies schien er sehr gut zu verstehen, denn er erhub ein recht klägliches Gewinsel, kratzte sich, auf den Hinterbeinen sitzend, wo es ihn juckte, und leckte mit der langen rothen Zunge eine Blutspur ab, die ihm über die schwarze Nase lief, wahrscheinlich aus der Schürfwunde meiner Kugel.

Eine Zeitlang betrachteten wir uns gegenseitig äußerst gemüthlich; auf einmal stand der Bär auf und begann den Baumstamm zu umkreisen. Aha, dachte ich, als er dies mehreremale hinter einander vollführt hatte, du willst das Indianer-Kunststückchen nachmachen, womit sie den Truthahn

Digitized by Google

fangen, der sich den Hals abdreht, indem er dem seinen Sitz umkreisenden Bratenliebhaber immer nachschaut; aber damit ist's gefehlt, mein Alter, ich bin selber ein Geriebener! Und um mich sowohl zu unterhalten als zu stärken, zog ich eine kleine Zinnflasche, welche für alle Fälle in der Tasche meiner Blouse steckte, hervor und nahm einen Zug herzstärkenden Cordials; mein Frühstück vollendete ich mit einer Tafel Bouillon-Chocolade, wie sie nur die mexicanischen Jäger und Gambusinos (Goldsucher) als concentrirtestes aller Nahrungsmittel zu bereiten verstehen, und fühlte mich danach wunderbar gekräftigt.

Unheimlich zu Muthe ward mir aber sofort wieder, als ich den Blick hinabwarf. Denn siehe, Meister Grizzly hatte sich nicht nur der ganzen Länge nach emporgerichtet, sondern auch mit den Vorderkrallen einen abstehenden Ast ergriffen und versuchte sich daran emporzuhissen. Ich wollte zwar Miene machen, ihn auszulachen, aber das verging mir, da ich wahrnahm, daß das Thier mit eben solcher Kraft als Geschicklichkeit den Baum zu erklimmen begann. Aber das ist ja gegen die Naturgeschichte! wollte ich rufen, allein das Wort erstarb mir im Munde, als ich überdachte, daß man dies kein Klettern, sondern nur ein Steigen nennen könne. Das aber kann der graue Bär, versichere ich euch, Leser, und wer es nicht glauben will, den wünsche ich in meine Lage, um sich Ueberzeugung davon zu verschaffen. Natürlich war ich über diese Perfidie, diese pure Wortklauberei, welche dem heimtückischen Vieh zwar das Klettern, aber keineswegs das Steigen verbietet, ganz außer mir, was aber keineswegs verhinderte, daß ich sofort einen beschleunigten Rückzug oder vielmehr Emporzug antrat, denn ich selber stieg nunmehr, was ich steigen konnte, von Ast zu Ast, höher und höher, während ich gleichzeitig die dunkle Gestalt meines verwünschten Gegners sich ebenfalls von Sprosse zu Sprosse nach oben heben sah. Endlich durchbrach ich ein dichteres Astgewirr — o weh, hier war der Stamm zu Ende, quer abgebrochen.

Da saß ich nun in der schwindelnden Höhe berühmtester Thürme ohne andere Waffen als mein treues Bowiemesser, der Gnade des blutdürstigsten aller Raubthiere anheimgegeben. Denn wenn ich mich auch vertheidigen gewollt hätte — es war klar, daß ein einziger Prankenschlag mich in weitem Bogen durch die Luft befördern mußte, um unten anzulangen als mißgestalteter Klumpen! Der kalte Schweiß trat mir aus allen Poren, ich vernahm das Schnaufen des langsam, aber sicher emporsteigenden Feindes und glaubte mein letztes Stündlein gekommen. Und nirgends, nirgends Rettung? — Nirgends. Die Steppe lag im Sonnenbrand so todt, als sei sie die Grabdecke der Welt, am ganzen unermessenen Horizont nichts Lebendes zu gewahren, dem ein Hilferuf hätte gelten können; wie ein Finger hob sich in weitester Ferne der Kegel des Pilot-Knob gen Himmel.

Verzweifelt irrten meine Blicke um mich her — da fielen sie auf die Mitte des abgebrochenen Stammes; hier zeigte sich eine schwarze Oeffnung, von brandigem Holze umgeben; der Baum war offenbar kernfaul gewesen

Digitized by Google

und deshalb so rein, fast glatt abgebrochen. Ich griff hinüber, auch das Holz der weiteren Ringe war ganz schwammig und weich — hier war vielleicht doch noch Rettung; rasch schwang ich mich von meinem Aste auf die Stammesmitte, wo ich sofort einbrach und mehrere Fuß niederglitt, während ich einen ungeheuren Schlund zu meinen Füßen spürte. Diesmal vielleicht doch noch glücklich entronnen! sagte ich, Hoffnung schöpfend, zu mir selber und begann mit gespreizten Beinen, nach Schornsteinfeger-Art, abwärts zu rutschen; es ging ganz gut, zumal die innere Holzwand größtentheils schon so vermorscht war, daß man den Fuß einbohren und eine Stütze zum Ausruhen gewinnen konnte. Auf einmal aber erschrak ich bis in's tiefste Herz; vernehmlich drang das Kratzen und Scharren zu mir herein in die Fluchtröhre, welches mir verkündete, daß mein grimmer Verfolger sich jetzt draußen in gleicher Höhe mit mir befände — kaum einen Fußbreit von mir entfernt! Hätte ich einen Revolver bei mir gehabt — er lag in der Waidtasche — so würde ich versucht haben, eine Kugel durch das weiche Holzmark zu treiben — aber es war vielleicht besser, daß ich nicht in die Versuchung kam. Mit beschleunigter Geschwindigkeit setzte ich meine Niederfahrt fort, während sich die Höhlung des Riesenstammes immer mehr erweiterte.

Schon war ich so weit hinabgelangt, daß ich einen hellen Lichtstrahl wahrnahm, der aus einer Oeffnung dicht am Boden in das Innere fallen mußte, als ich abermals erschrak, und zwar noch tödtlicher als das erstemal. Denn unverkennbar schallte zu mir aus der Tiefe von etwa vierzig Fuß, die noch unter mir war, empor ein grausiger, ein wohlbekannter Ton — aber so hart, so trocken, so energisch, wie ich ihn vorher noch niemals gehört hatte. Es war der Warnungsruf der Klapperschlange. So schwebte ich denn zwischen Himmel und Erde, in einer Situation, in der sich gewiß noch kein Menschenkind befunden hatte, zwischen den beiden gefürchtetsten Creaturen der Schöpfung, einer davon unfehlbar zum Opfer bestimmt. Diesmal rieselten mir die Schweißtropfen zur Abwechslung heiß über den Körper; nur mit Mühe gewann ich so viel Besinnung, um mich durch Einbohren und Gegenstemmen vor unwillkürlichem Niedergang zu schützen.

Auch die Ueberlegung des hartgesottenen Backwoodsman kehrte bald wieder. Was war zu machen? Die scheußliche Schlange mußte getödtet oder vertrieben werden; ich tastete an meinem Körper herum, fand aber außer dem in der Scheide des Gürtels wohlverwahrten Messer nichts mehr als meinen gefüllten Kugelsack. Halt, dachte ich, das thut's vielleicht! — ließ die Kugeln in meine hohle Hand gleiten und warf sie hinab. Aber es klapperte nach dem Wurf wieder so höchst eindringlich, daß ich wohl merkte, das Mittel habe nicht geholfen. Abermals betastete ich mich in voller Verzweiflung; schon wollte ich probiren, ob der Ausguß eines kräftigen Branntweins vielleicht den Wurm vertreibe, als ich plötzlich etwas Hartes in der Brusttasche fühlte und gleich darauf so jauchzend mein: Gerettet! hervorstieß, daß ich beinahe hinabgeglitten wäre. Ich trug nämlich hier verwahrt

Digitized by Google

als Reserve das nothwendigste Requisit für den Wüstenwanderer, eine große flache Blechbüchse mit Streichzündhölzern, und zwar stark geschwefelte, wie sie im Freien nothwendig sind. Diese zog ich hervor, warf zuerst den Deckel hinab — Klappern — entzündete eines, mit diesem die gesammte Masse und ließ sie fallen. Aber dieses infernalische Spectacel, dies Klappern, Zischen, Sprühen, der Gestank und Qualm — es war kaum zum Aushalten, desto tröstlicher die alsbaldige Gewißheit, daß das Unthier aus seinem Verstecke hinausgeräuchert war, denn gleich darauf hatte es schon wie aus weiter Ferne geklappert, dann war es mäuschenstill geworden. Einigermaßen beruhigt, aber immer noch verzagt genug, rutschte ich nunmehr aus meiner unbequemen Lage hinab, glücklicherweise ohne Gefährde; die Klapperschlange war besiegt durch die Industrie!

Da saß ich denn nun unter recht interessanten Umständen im Innern einer californischen Riesenceder, als Gast einer fürchterlichen Giftschlange und den Besuch fürchtend eines grauen Bären, mit dem liebenswürdigen Beinamen »Schädelknacker«, welchen ihm die Indianer wegen seiner sonderbaren Mahlzeitsgewohnheiten beilegen. Ich verstopfte vor allen Dingen das Loch, welches der Schlange als Ausgang gedient hatte, und richtete dann meinen Blick empor, in die gewaltige Höhe meiner Sicherheits-Esse; wie ein kleiner Stern erschien dort die Oeffnung, welche mir Einlaß gewährt hatte. Aber Himmel, was war das? Sie ist auf einmal verdunkelt — nein, nicht — doch jetzt wieder, und dauernd — kein Zweifel, der Bär hatte meinen Weg entdeckt und schickte sich an, mir zu folgen. Dies verkündete mir denn auch sogleich ein tiefes Brummen, welches herabtönte, gleichsam als unheilverkündender Gruß: Du bist entdeckt, ich kriege dich doch! Und was nunmehr anfangen? In neuer Verzweiflung zog ich mein gutes Bowiemesser, um wenigstens nicht ganz ohne Gegenwehr umzukommen; aber wenn ich an den bevorstehenden Kampf dachte, knickten mir doch die Beine. Um dazu mehr Licht zu gewinnen, öffnete ich das vorher zugestopfte Loch; dabei brach gleich ein Stück Rinde mit heraus, das es um die Hälfte vergrößerte. Noch einmal Aussicht auf Rettung! Mit Hilfe meines Messers hatte ich in kurzer Frist einen hinlänglich großen Ausschlupf eröffnet; Gefahr war in Verzug, denn ich vernahm schon deutlich das Niederrutschen des Bären in der Höhlung, welches wegen seiner kolossalen Dimensionen etwas langsam von statten ging — ich schob die Beine hinaus, drängte und zwängte nach — und stand im Freien.

Aber wohin? Auf viele Meilen kein Schutz, kein Obdach. Ich dachte wohl zunächst an meine Büchse, allein bis ich diese erreicht und geladen, hätte mich der Bär zwanzigmal eingeholt. Es war trostlos — aber es blieb kein anderes Mittel — wieder den Baum hinauf. Noch war ich nicht hoch, als ich schon das Krachen der Rindenstücke hörte, die der Bär mit den Krallen abriß zur Erweiterung der Oeffnung, um mir zu folgen.

Was soll ich die Einzelheiten dieses Tages der Qualen weiter ausmalen? Genug, sechsundzwanzigmal stieg ich den Baum hinan, und ebenso

Digitized by Google

oft folgte mir unverdrossen, racheschnaubend und immer heißhungriger das Unthier. Trotz der entsetzlichen Ermüdung ging doch die Jagd von Tour zu Tour schneller und schneller von statten; pfeilschnell glitt ich jetzt im Innern des Stammes herunter, wobei mein schlanker Körperumfang mir das einzige Uebergewicht gegen meinen, wie ein Stier massiven und knochigen Verfolger einen bestimmten Vorsprung verlieh, der sich aber bei meiner zunehmenden Erschlaffung immer mehr verringerte, trotzdem das Niedersausen jetzt völlig gefahrlos ging, indem sich aus den abgeriebenen Fetzen meiner Kleider und den abgescheuerten Haaren des Bären ein ellenhohes, elastisch weiches Polster im Stamm-Ende des hohlen Baumes gebildet hatte.

Als ich zum sechsundzwanzigstenmale niederglitt, war mein Entschluß gefaßt; er lautete: Keine Flucht mehr, Kampf um's Leben! Daher, unten angekommen, aus der jetzt fast mannshohen Oeffnung der Rinde geschossen in einem Wirbel von Lumpen, Haaren und Staub, blieb ich dicht daneben stehen, keuchend, mit hervorquellenden Augen und trockener Zunge, aber mit letzter Geisteskraft alle Muskeln spannend, das scharfe Bowiemesser in der erhobenen Faust. Wenn der Bär am Fuße angelangt, wollte ich, sobald er sich anschicke, aus der Oeffnung zu treten, mich auf ihn werfen und ihm, ehe er sich zur grausigen Umarmung zu erheben vermöchte, den Stahl in die Seite, in das Herz bohren. Komme dann, was da wolle — jedenfalls wäre ich nicht unrühmlich gefallen, nicht ungerächt an diesem hartnäckigen Dickschädel! Vielleicht habe ich meine fürchterliche Erbosung gegen das »Biest« damals für Muth genommen — genug, ich stand fest vor dem Eingange des Hohlbaumes auf der Mordwacht. Noch einen raschen Blick warf ich hinaus in die Welt — sie lag so still, so friedlich, mußte es denn durchaus aus ihr geschieden sein? Aber keine Hoffnung fern und nah; ich war nur auf mich selber angewiesen.

Angstvolle Minuten der Erwartung verliefen, der Bär kam nicht. Meine Spannung fing schon an nachzulassen, Furcht begann an die Stelle der Aufregung zu treten, und sobald dies der Fall ist in solcher Lage, dann ist das Verderben gewiß — aber der Bär kam nicht. Ich lauschte mit allen Sinnen, kein Geräusch im Baume, am Stamm oder zwischen den Aesten war er ebenfalls nicht zu entdecken. — Was sollte das bedeuten? Schon dachte ich daran, nunmehr davonzulaufen, um wenigstens mein Gewehr in die Hand zu bekommen, jedoch zugleich auch, daß mein blutdürstiger Gegner vielleicht nur eine Kriegslist gebrauche und darauf warte, um hervorzubrechen und mich zu verzehren. Ich beschloß daher, auszuharren.

Aber horch! Ein dumpfes Geräusch wälzt sich heran, ich fühle die Erde unter mir leise erzittern, und dort in den Strahlen der niedergehenden Sonne qualmt eine rothe Wolkenwand aus dem Boden. Was ist das? O ich kenne es, ich, der alte Büffeljäger, der vom Red River bis zum Missouri, von Texas bis zu den Oddschibbewähs die Prairie durchzogen — das ist eine gewaltige Bisonheerde, und gerade auf mich zu nimmt sie ihren Strich. Bringt sie mir Rettung, bringt sie neues Verderben? Ich bin ohne Waffen,

Digitized by Google

allein, von zwei Seiten tödtlich bedroht — also zum siebenundzwanzigsten-male den Stamm hinan! Wenn man da einen lieben langen Tag hindurch mit grauen Bären und Klapperschlangen gerauft hat, will man sich doch nicht von ungeschlachten Büffeln die Knochen zu Brei zertrampeln lassen.

Wie der Sturmwind nahte die Heerde; es waren ihrer Tausende. Der Staub der Steppe wirbelte vor ihnen rings um sie auf, dröhnendes Gebrüll erschallte aus der dichtgedrängten Masse, deren springende Rücken erschienen wie die gepeitschten Wellen eines fahlbraunen Meeres. Wer einen solchen Büffelzug nicht gesehen hat, der kann sich keinen Begriff machen von der Großartigkeit dieser Erscheinung — um sie aber recht würdigen zu können, braucht es gestählte Nerven und einen sicheren Standpunkt der Betrachtung. Die Führer der Heerde, ein Dutzend alter, furchtbar aus-sehender Stiere, die rollenden Augen blutrünstig unterlaufen, mit grauen Wollenmähnen und schäumigen Mäulern, deren Anblick mich fast meine Situation vergessen machte, waren bis auf etwa fünfzig Schritte vor meinen Baum gelangt — da hoben sie plötzlich die Nasen in die Luft, streckten die Schwänze empor, blieben halten und scharrten unter wüthigem Gebrülle, das mich selber erbeben machte, den Grund. Aber nur einen Augenblick, dann prallten sie ab zur Rechten und umkreisten, gefolgt von der ganzen Heerde, meinen luftigen Hochsitz in weitem Bogen. Aha, dachte ich, sie wittern den Bären oder mich oder uns Beide zusammen! Und von neuem fiel mir schwer auf's Herz meine verzweifelte Lage!

Plötzlich — ist es ein Traum? Nein, nein, Menschenstimmen, ein Schuß, es nahen Retter, ich bin erlöst! Und siehe da, dicht hinter der flüchtigen Bisonheerde sprengt einher auf stolzen Indianer-Rossen eine zahl-reiche, bunte Jagdpartie. Die Adlerfedern und Scalp-Locken wehen im Winde, aber auch das Baumwollenhemd und der unförmige Strohhut des Hinter-wäldlers sind unverkennbar, graubefiederte Pfeile fliegen, Kugeln pfeifen, der Lasso schwirrt — heute wird das Lager schwelgen in saftigen Bison-rücken und Büffelzungen. Und auch ich will meinen Theil haben. — »Zu Hilfe, zu Hilfe, ihr Leute, helft einem Christenmenschen vor dem bösen Feind in Gestalt des grauen Bären!«

Das war eine Verwunderung, als die Jäger mich auf der Ceder entdeckten! Sie vergaßen der schon reichlich gesättigten Jagdlust über meiner Erzählung. Als ich ihnen sagte, daß in dem hohlen Baume ein riesiger grauer Bär stecke, lachten sie zuerst ungläubig; gleich darauf aber kniete ein halbes Dutzend Apachen vor der Oeffnung des Hohlstammes. Alle fuhren zurück wie auf Commando. »Wah!« riefen sie, »der Stranger (Fremdling) spricht wahr, der große Graue ist darinnen!« — Sie hatten den Bären gerochen. Weil aber einen solchen zu erlegen mehr Werth hat, als das Niederwerfen von hundert Büffeln, deren auch schon eine erkleckliche Zahl getödtet in der Steppe lag, so beschloß die Partie, welche aus Hacienderos (Gutsbesitzern) vom unteren Colorado, einigen Waldläufern, virginischen Trappern und einer Horde Apachen bestand, die Bisonjagd aufzugeben und

Digitized by Google

sich mit dem liebenswürdigen Gesellschafter zu beschäftigen, der mich den ganzen Tag über so angestrengt unterhalten hatte. Vor Allem ward ich freigebig mit nothwendigen Garderobestücken versehen, meine auf der Flucht verstreuten Habseligkeiten wurden herbeigeholt, verschiedene Schlücke »auf den Schreck« genommen, und alsdann sollte es an den Bären gehen.

»Ich begreife nur nicht,« sagte ich, »daß die Bestie plötzlich in dem Baume stecken geblieben und nicht mehr herausgekommen ist. Vielleicht ist sie eingeschlafen oder gar todt.« — »Fremder,« sagte Frappejuste, ein sechs Fuß langer Canadier, der sich der Partie angeschlossen hatte, »Fremder, Ihr seid ein Grüner. Old Grizzly ist viel gescheidter als Ihr, hat aber auch eine feinere Nase. Den Anzug der Büffel merkte er, ehe Ihr noch eine entfernte Ahnung von der blassen Spur einer unbestimmten Idee davon hattet; vielleicht hätte er's mit ihnen aufgenommen, obgleich er einer solchen Heerde gegenüber, welche ihn zu Tode stößt und stampft, durch die Ueberzahl gewöhnlich den Kürzeren zieht; aber er witterte zugleich uns, seine Todfeinde, und darum blieb und bleibt er in seinem Versteck. Verstanden, Fremder?« — Ich begnügte mich mit dieser Lösung des Räthsels.

Mittlerweile wurden Vorkehrungen getroffen, um den Bären, meinen persönlichen Feind, mit aller Bequemlichkeit und Heiterkeit aus seinem Versteck zu treiben und unschädlich zu machen. Vier Apachen waren auf schnellfüßigen Rennern westwärts geritten und kamen nach einer Stunde wieder, jeder mit einem Arm voll zäher Eisenholzpfähle vor sich auf der Decke. Diese wurden rings um die Ceder in den Boden eingeschlagen und dann mit den scharfen Tomahawks zugespitzt. Jedermann half dabei, die Arbeit ward im Handumdrehen vollendet. Abseits von dem Baume war inzwischen schon ein lustiges Feuer entzündet worden, an welchem die Bisonrücken an grünen Eisenholzstäben duftig brodelnd schmorten, daneben aber auch ein anderes Wildpret, europäischen Gaumen minder zusagend. Denn als die Apachen die übereinandergeworfenen Reste der Cedernkrone als Feuermaterial aufrafften, ertönte plötzlich ein Allen wohlbekanntes Klappern, und hervor schoß eine Schlange von nie gesehener Größe, armdick und mindestens neun Fuß lang, die jedoch sofort mit einem Pfeil an den Boden geheftet wurde und durch Frappejuste's langes Canadiermesser ihren Kopf einbüßte, wobei die Interessenten sich gerade so kühl benahmen, als hätten sie es mit einem Regenwurm zu thun. Die abgehäuteten Theile der Schlange aber, ganz appetitlich aussehende weiße Fleischcylinder, schmorten neben den Büffelbuckeln als Delicatesse für die Indianer.

Allein die ersten, die bevorzugtesten Zierden eines Mahles in der Steppe oder in den Felsengebirgen fehlten noch: gedünstete Bärentatzen! Sie herbeizuschaffen, kostete wenig Zeit und Arbeit. Ein Haufen recht zerkleinerten, trockenen Holzes ward in der Ausgangsthür der hohlen Ceder aufgeschichtet, oben darauf packten die muthwilligen Apachen unter der Anleitung des erfahrenen Frappejuste Bärenhaare, Wollenlumpen, Büffelmist, zündeten dann den Scheiterhaufen an und zogen sich zurück, indem sie auch

Digitized by Google

noch den bisherigen Zugang mit spitzen Palissaden besteckten. Binnen wenigen Minuten gerieth der Compost in lichten Brand, und wie durch einen Schornstein wälzte der infernalische Qualm sich durch den Hohlbaum himmelan. Da ward ein furchtbares Gebrüll vernehmbar, die riesige Ceder schien zu wanken, oben auf ihrer gebrochenen Spitze erschien mitten im Dampf ein dunkler Klumpen, im Augenblick darauf prasselte derselbe herab, und aufgespießt lag das Ungethüm zu unseren Füßen, gepfählt, überdies noch durchbohrt von zwanzig Kugeln und der doppelten Pfeilzahl, welche die vom Blut berauschten, Alles vergessenden Jäger auf den Tyrannen der Steppe sinnlos abgesendet hatten. Daß dabei einem Apachen beide Wangen von einer Kugel durch- und ein Halbdutzend Zähne ausgebrochen wurden, ein Halbbreed aber sich einen Pfeil ausziehen lassen mußte, dessen Wunde ihm gewiß mehrere Wochen lang das Sitzen garstig verleidete — das gehörte mit dazu und erhöhte nur die unbändige Lust. Lucullischer getafelt, tapferer gezecht, toller gejohlt und gelacht ist niemals auf der Steppe worden, als an diesem Abend in der Colorado-Wüste. Den geschmorten Bärenpranken vermochte ich aber die ihnen in reichlichem Maße werdende Ehre nicht anzuthun — mir graute davor!

Wanderer! Wenn du eines schönen Tages in der liebenswürdigen Begleitung einer dem großen Geist — das ist dem Branntwein — innig ergebenen Rothhaut die angenehme Gegend durchschreitest, welche sich zwischen dem Schwarzwald (anders sind die »Black Forest Mountains« nicht zu übersetzen) und den Dombergen (Dome Mountains) in dem Winkel zwischen Rio Gila und Colorado erstreckt, dann wird plötzlich dein Führer stehen bleiben, mit dem Finger ausdrucksvoll nach dem einsamen, vom Brande geschwärzten Rumpf einer gebrochenen Ceder deuten und — dich um einen Schnaps bitten. Giebst du ihm denselben, dann erzählt er dir vielleicht die vorstehende, wahre, selbst erlebte Geschichte, wenn auch nicht so schön und genau wie ich, aber dramatischer, denn er hat das Theater der Begebenheit vor und für sich. Und wenn er den Namen des weißen Pelzjägers nennt: Hüpsil-Rik-ehm, so bin ich das, und er lautet verdeutscht: »der weiße Mann von jenseits des Oceans, welcher vor dem grauen Bären flieht« — woraus die Prägnanz der Indianersprache hervorgeht — und zum Schlusse seiner Geschichte wird er nochmals um einen Schnaps bitten und dann sagen: Dort steht der »Baum des Kletterns!«

Digitized by Google

Gesammelte kleine Schriften

von

Dr. Wilhelm Ritter von Hamm.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Gesammelte kleine Schriften

von

Dr. Wilhelm Ritter von Hamm.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Dr. Leo Přibyl.

Zweiter Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1881.
(Alle Rechte vorbehalten.)

Digitized by Google

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

Inhalt.

Reiseblätter.

	Seite
Von der unteren Donau	3
1. Am Hafen in Galatz	3
2. Tultscha	8
3. In der Dobrudscha	14
In der Sommerfrische	20
1. Im Schatten der Kastanien	20
2. Regen in der Sommerfrische	26
3. Eidechsenjagd	31
Skizzen vom Nil	39

Haus und Küche.

Unsere lieben Kleingewerbetreibenden	93
Der Knopf. Eine Faschingsbetrachtung	97
Die deutsche Küche	104
Das Diner des Vicomte von Vieil-Castel	112
Wurst	117
Cognac	124
Luxusgerichte	130
1. Die Auster	130
2. Caviar und Genossen	157
3. Weltweine	171
a) Madeirawein	173
b) Portwein	179
c) Champagner	186
4. Indische Vogelnester	202
5. Die Trüffel	212

Erinnerungen an Geschiedene.

Justus v. Liebig	231
Emanuel Fellenberg, ein Reformator der Landwirthschaft und seine Anstalten in Hofwyl	241

Digitized by Google

Seite

Fritz Gerstäcker 271
Auf der Vogelwiese 282
Karl Ernst Bock 288
Die alte Heloise 295
Ein Abend mit Ferdinand Lassalle 301
Ernst Keil und sein Blatt 313
Der Gründer der „Gartenlaube“ 322
Der „Friesen“ des schleswig-holsteinischen Heeres 329

Anhang.

Dr. Wilhelm v. Hamm. Von Dr. Leo Pribyl 337

Digitized by Google

Zweiter Band.

Digitized by Google

III.

Reiseblätter.

Digitized by Google

Von der unteren Donau.

1. Am Hafen in Galatz.

Das Ziel der Eilboote der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ist die Stadt Galatz. Vier Tage brauchen die prächtigen, mit allem Comfort ausgerüsteten Steamer zu der Fahrt, die am fünften beendet ist. Von Giurgewo ab, wo die nach Bukarest Reisenden sich ausschiffen, wird sie immer einförmiger. Das System der Doppelstädte ist bekanntlich längs der Donau auffallender vertreten, als an irgend einem anderen Strome. Wie die dem äußeren Anschauen nach etwas verwahrloste Festung Rustschuk mit Giurgewo, so bilden auch Turtukai und Oltenitza einen türkisch-rumänischen Zwilling, bei welchem das Malerische auf der ersteren, das Reelle, der Verkehr auf der letzteren Seite hervortritt. Lange Weidigt-Inseln theilen von hier ab den majestätischen Fluß, sie liefern das Material für die ausgezeichneten Korbflechtereien der Bulgaren; die Walachen kümmern sich nicht um derlei Handerwerb; das Recht des Besitzes dieser Eilande ist strittig, die Occupation sichert sie den Türken.

Dann erscheint am rechten Ufer die berühmte Festung Silistria, deren Citadelle von mäßiger Anhöhe trotzig niederschaut — sie macht gegenüber den früher passirten Werken von Semendria, Neu-Orsowa, Widdin, Nikopoli, Sistow, Rustschuk den Eindruck des Gepflegten und Tüchtigen; man erinnert sich gern ihrer heldenmüthigen Vertheidigung im Krimkriege durch den Obersten Grach, und selbst der Laie vermag sich einen Begriff zu machen von der Schwierigkeit der Einnahme dieser parallelen Gürtel bis an den Stromrand herabziehender Erdwerke.

An der altrömischen Station Rassowa auf dem rechten Gestade vorüber erreicht der Dampfer den Haltpunkt Czernawoda, wo die Donau in einem Bogen sich dem Schwarzen Meere auf die kleinste Distanz während ihres ganzen Laufes nähert; eine Eisenbahn verbindet sie mit dem pontischen Hafen Küstendsche. Leider rentirt dieselbe sich wenig, seitdem der Schienenweg von Rustschuk nach Varna eröffnet ist. Dann folgt eine ziemlich monotone Fahrt auf dem breiten, sich träge dahinwälzenden Flusse, dessen Lauf nunmehr nordöstlich gerichtet ist. Für die Eintönigkeit der unabsehbar sich hindehnenden schilfigen Uferlandschaften entschädigt aber gewöhnlich das Leben und Treiben auf dem Deck des Dampfers, dessen buntes Insassengemisch Gelegenheit zu den interessan-

Digitized by Google

testen ethnographischen Studien bietet. Die dritte Classe hat entschieden das nmerische Uebergewicht erlangt, und stundenlang kann man da Nationalitäten und Charaktere — oft recht belustigende — studiren, ohne müde zu werden. Auf der rechten Seite begleiten uns flache, vegetationslose Höhenzüge, links dehnt sich die Puszta, unterbrochen von den in regelmäßigen Abständen errichteten Douanen-Wachhäuschen, deren vom Fieber geschüttelte Bewohner, in der Sonne gelagert, gleichgiltig dem vorübereilenden Dampfer nachstarren. Nur auf der bulgarischen Seite erheben sich hier zusammenhängende Ansiedlungen am Strombord; aber sie machen den Eindruck der Verkommenheit, die türkischen Städte Hirsowa, Dojan, Matschin — letzteres eine Veste, wenigstens mit Wällen und crenelirten Mauern umgeben. Beide Ufer sind vollkommen flach, unabsehbar hin dehnen sich rauschende Schilfgelände und braune Weidegründe, aus welchen dort und da ein struppiger Baum sich hebt, daran magere Rinder oder Schweine die schlammbepanzerten Pelze reiben.

Wahrhaft befremdlich klingt aus der stillen Einsamkeit plötzlich zur Linken der schrille Pfiff der Locomotive, deren Bahn eine unendlich lange Rauchschlange am Horizonte zeichnet. Gleich darauf erscheint auch das Ziel: ein dichter Mastenwald verkündet die Nähe der Stadt Braila. Sie ist ein bedeutender Handelsplatz, Nebenbuhlerin oder vielmehr Zwillingsschwester von Galatz, das jedoch immer noch den ersten Rang behauptet. Zwischen beiden strömt der Serethfluß, die Eisenbahn überschreitet ihn auf der Barboschi-Brücke. Von einer Höhe jenseits der Stadt, welche mit vielen hübschen Gebäuden einen durchaus europäischen Eindruck macht, winkt das Denkmal herab, errichtet zum Gedächtniß der Erstürmung im Jahre 1829 durch die Russen unter Diebitsch; auf einer hohen eisernen Pyramide wächst das griechische Kreuz bewältigend über den Halbmond hinaus.

Von hier ist es kaum noch eine Stunde Fahrt bis nach Galatz. Vom Strom aus gewahrt man wenig von diesem bedeutenden Verkehrsorte; von der oberen, auf dem etwa dreißig Meter steil abfallenden Plateau erbauten Hauptstadt lassen sich nur wenige weiße Mauern und blaue Kuppeln gewahren; die Häuserzeile am Quai wird verdeckt durch das Gewirr zahlloser hier vor Anker liegender Fahrzeuge aller Art, welche sofort ein günstiges Vorurtheil für die Handelsthätigkeit des Platzes erwecken. Ein Hafen ist jedoch eigentlich nicht vorhanden; die einzigen Anstalten zur Bequemlichkeit des Verkehrs sind die Piers der zahlreichen hier anlaufenden Dampfer. Die Donau ist an dieser Stelle besonders tief, wenn auch nicht sehr breit. Wer Studien über Form und Bau der Schiffe machen will, der findet an der Lände von Galatz die schönste Gelegenheit. Neben dem prachtvollen Dampf-Eilboot der Messageries liegt die plumpe türkische Galiote mit sonderbar hohem Heck und Castell; eine schmucke englische Brigg reibt sich an der schmutzstarrenden griechischen Barke; dem koketten rumänischen Kanonenboote gesellt sich die ungefügige Lodka aus Akjerman oder Tiraspol am Dniester; riesige Remorqueure schleppen ganze Flottillen von Getreideschiffen heran, dazwischen Leichter und

Digitized by Google

Tschinakel, Jollen und Gigs in steter Bewegung. Dazu die Bemannung in einer Musterkarte von Trachten aller Abend- und Morgenländer, die Möven, welche über dem majestätischen Strome kreisen, der eintönige Gesang der Matrosen bei der Arbeit, das Gesurre von Tausenden geschäftig durcheinander wogender Menschen — das Alles giebt ein lebhaft gefärbtes Bild.

Es verliert etwas von seinem Reize, sobald der Passagier Terra firma betritt und nunmehr gezwungen ist, in dem Gewühl um sein Dasein zu kämpfen. Was aus einiger Ferne pittoresk erscheint, kann bei unmittelbarer Berührung Ekel erwecken, und die interessanten Nationalitäten sind nicht immer die liebenswürdigen. Hundert braune, wahrscheinlich niemals ernstlich gewaschene Hände strecken sich aus Lumpen dem Gepäck des Reisenden entgegen, als sei dasselbe herrenloses Gut, Jedem erreichbar; sechs fassen zugleich den leichten Handkoffer an, und über eine Hutschachtel entspinnt sich sofort eine Balgerei. Wer aber nur das Glück gehabt, ein Stück anzufassen, der will auch dafür belohnt sein, und sucht brüllend wie eine Rohrdommel sein Recht geltend zu machen. In dieser Weise umringt, bedroht, vergewaltigt, erreicht der Tourist endlich eine über und über mit Monate altem Straßenkoth bespreukelte »Karutze« und wirft sich mit tiefem Athemzuge auf deren zerfetzte Polster, froh, den frechen Peinigern entgangen zu sein. Aber er irrt sich; lange noch begleiten bar- und schnellfüßige Mitglieder der jungen Moldau zu beiden Seiten das Gefährte, um durch Beharrlichkeit zu erzwingen, was sie als einen den Fremdlingen auferlegten Decem betrachten. Wölfische Köter gesellen sich mit heiserem Bellen zu dem gröhlenden Gesindel, und so zieht der Gast mit großem Cortège vor dem Hotel auf, woselbst sich sofort eine ähnliche Scene, nur um einige Grade verfeinert, aufspielt.

Wenn er überhaupt ein Hotel aufsucht, was seine Bedenklichkeiten hat. Schreiber dieses hat nach vierundzwanzigstündiger Probe das erste der Stadt verlassen, um sich in einem Han oder Karawanserei einzuquartiren, welches, von einem griechischen ehemaligen Schiffskoch etablirt, wenigstens Unverfälschtes für billigen Preis bot, anstatt der schlechten französischen Imitation zu unendlich hohem. Allein hier soll nicht von den Gasthäusern der Stadt Galatz erzählt werden, so mancherlei Interessantes sie auch für den Gastrosophen, den Ethnographen und den Entomologen bieten. Ebensowenig gilt es einer Umschau in der oberen, der eigentlichen Stadt, mit ihrer eigenthümlichen Mischung von Occident und Orient, ihrem wunderbaren Stadtpark ohne Schatten, ihrem bretternen Theater und ihren den Kosaken-Wachtstationen am Kuban nachgebildeten Beobachtungsthürmen für die — ganz vortreffliche — Feuerwehr. So viel Anziehendes sich berichten ließe über die nationalen Gegensätze, die hier stündlich aufeinanderplatzen, über die sonderbaren Mischlingsverhältnisse der Bevölkerung, unter welcher die Juden einen besonders bevorzugten Rang einnehmen durch den Ruf der Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, den sie genießen — gegenüber den Phanarioten und den sogenannten Malteſern, den Auswürflingen der Mittelmeer-Inseln — so geht doch der

Digitized by Google

Zweck dieser Skizze nur dahin, den Leser zu einem kurzen Spaziergange längs des Stromufers einzuladen.

Steigt man auf der breiten westlichen Freitreppe aus der oberen Stadt hernieder zum Hafen, so wird der Neuling wenig angenehm berührt von der Atmosphäre, welche ihn empfängt. Ein Gemisch der Aromе von Theer, Kaffee, Johannisbrot (Bockshörndel) und gedörrten Fischen kitzelt seine Geruchsnerven in nicht gerade anmuthender Weise. Die zahlreichen Schiffe und Kaffeehäuser, unter letzteren am besuchtesten dasjenige der Börse, erklären sofort die Provenienz der beiden ersteren Emanationen; die der anderen werden Schritt vor Schritt illustrirt durch die kolossalen Anhäufungen der Schotenfrüchte der Carruben, welche, aus den Mittelmeer-Ländern eingeführt, hier ihren hauptsächlichen Stapelplatz zu haben scheinen, und durch die nicht minderen von silberweißen, gedörrten Fischchen, den sogenannten Donau-Häringen, dem gemeinsten Nahrungsmittel der Stromanwohner, dessen Geschmack seinem Hautgoût vollkommen entspricht. Das Gewühl auf dem Quai ist zu jeder Tageszeit, nur die Mittagsstunden in der heißen Jahresperiode ausgenommen, stets ein außerordentliches; die bunten Trachten, das Sprachgewirr, die seltsamen Gestalten, welche bei jedem Schritte aufstoßen, verfehlen nicht ihres fast betäubenden Eindruckes auf den Fremdling. Auffallend findet es dieser, daß in der Menge so wenige Weiber vertreten sind; das Morgenland hat schon begonnen; die Vertreterinnen des Geschlechts zeigen sich entweder an den Eingängen der Verkaufsläden oder sind Moldavauer Bäuerinnen in zierlichem Sonntagsputz.

Die Hälfte der geschäftig wogenden Massen scheint dem Volke Gottes anzugehören, der jüdische Factor ist hier in seinem Elemente, allein auch die Handarbeiter sind der größeren Zahl nach Hebräer, und zwar sehr kräftigen Schlages; ihre Musculatur läßt sich bequem beurtheilen, da die gesammte Kleidung derselben wenig bedeuten will und bei den Schiffsträgern zum Beispiel einfach aus einem Paar Schwimmhosen und einem um den Kopf gewundenen Tuche besteht. Auch die Kutscher der Hunderte von Miethwagen, Karutzen und Birschees, welche auf den verschiedenen Stationen einer Fahrt harren und die Vorübergehenden zu einer solchen noch viel dringlicher einzuladen pflegen, als die höflichen Wiener Einspänner, sind meistentheils Juden. Wir lassen uns verlocken, ein derartiges Gefährt zu besteigen, und bedenten den Berschar, dessen singendes Polendeutsch uns nahezu unverständlich ist, er möge uns längs des Quais spazierenfahren nach Osten bis zum Bahnhofe.

Ein eigenthümliches Gemisch von Civilisation und Naturwüchsigkeit entfaltet sich allenthalben an diesem Ufer. Die Schilder und Firmenaufschriften der Häuser repräsentiren fast alle Hauptsprachen der Welt, vom Deutsch an bis zum Arabischen; die Verkehrssprache ist aber noch immer die von den Venetianern oder Genuesen überkommene Lingua franca. Neben dem prachtvollen Modewarengewölbe, in welches nur Dandies mit Lackstiefeln — sonderbar, daß diese allenthalben im Süden als erstes Requisit der Verfeine-

Digitized by Google

rung gelten! — treten, öffnet sich die halb in der Erde vergrabene Pforte einer niedrigen Matrosenschänke, aus welcher ein Qualm von Oel-, Knoblauch- und Weindünsten hervordringt, und Besucher in den gewagtesten Costümen anzieht. Hier fesselt eine Gruppe ausgeladener englischer Maschinen den Blick; daneben schwingen zigeunerartige Gestalten ein großes, in einem Stangendreifuß aufgehängtes Pergamentsieb zur Reinigung von Getreide auf der offenen Straße. Weiter hinaus erheben sich eine großartige Dampfmühle, Magazine, Handelshäuser, während ein paar Schritte abseits zu Schilfhütten führen, in welche ganze Colonien von Arbeitern oder auch von Bettlern und noch schlimmerem Gesindel sich eingenistet haben.

Allmählich beginnt das Geräusch des Hafens zu verhallen, wir gelangen in das Gartenviertel von Galatz, in welchem aber die Augen vergeblich nach einer schattigen Baumgruppe umherspähen. Saubohnen, Gurken, Kohl und Zwiebeln, auch Artischoken ꝛc. werden hier von Bulgaren zum Verkauf gezogen. Diese sind bekanntlich die fleißigsten und geschicktesten Gärtner der Welt; insbesondere verstehen sie sich auf die Bewässerung, obgleich sie dieselbe mit den primitivsten Sakiehs — plump hölzerne, durch Ochsen oder Büffel betriebene Schöpfwerke — ausführen. Das Wasser, welches dazu verwendet wird, ist durchgängig brackisch; es schmeckt alkalinisch salzig, trotzdem das Meer noch ziemlich weit entfernt ist. Das Gleiche ist aber auch der Fall mit demjenigen der Limane des Pruth, welche hier in weitgedehnten, von Röhricht erfüllten, mit zahllosem Wassergeflügel belebten Sumpfspiegeln beginnen. Der Fluß selber nämlich mündet keineswegs in einem, sondern in zahlreichen Armen in die Donau; ganz träge schleicht hier sein Gewässer dahin und wühlt sich Bahn durch den torfigen Schlamm der angeflößten, von der kräftigeren Fluth des Hauptstromes zurückgestauten Deltas, deren Gestalt von Jahr zu Jahr sich ändert, ebenso wie das Netz der einzelnen Mündungscanäle. Wo heute noch eine breite Landzunge hinausläuft in die Mitte der hier gebildeten Hafte, da ist im nächsten Jahre Sumpf oder See, und umgekehrt. In der ganzen Breite zwischen Galatz und Reni ist daher völlig unpraktikables Terrain, weil es durchaus von den willkürlichen Ergüssen des Pruth occupirt wird. Dieser ist jedoch insofern von Wichtigkeit für Galatz, weil auf ihm große Holzvorräthe herabgeflößt werden; im Innern des Landes ist das Holz seit Jahren Gegenstand einer Raub-Ausbeutung ohnegleichen, welche gegenwärtig schon eine totale Devastation zur Folge gehabt und den einstigen Ueberfluß bedeutend beschränkt hat. Große Holzmagazine, deren Material meistentheils der Bukowina entstammt, befinden sich unterhalb des Hafens.

Die Flachwasser und Moräste machen die Gegend, deren alleiniges Trinkwasser ohnedies der Donau entstammt, zu einer durchaus ungesunden, fieberbringenden. Um so unbegreiflicher mußte es erscheinen, daß gerade am Rande derselben die Russen im Jahre 1828 ein großes Hospital errichtet haben, dessen zerfallene Reste halb im überwuchernden Unkraut verborgen, lange Zeit hindurch in einer Art abergläubischer Scheu von den Einwohnern gemieden wurden. Am 7. Mai des gedachten Jahres hatten die Russen unter

Digitized by Google

dem Vorwande des Bruches der Verträge von Kainardschi, Jassy und Bukarest, sowie der Nichterfüllung der Convention von Akjerman seitens der Türken den Pruth überschritten und von den Fürstenthümern Moldau und Walachei Besitz ergriffen. Eine zweite Occupation der Stadt Galatz durch die Heere des Czars fand statt von 1848 bis 1851, eine dritte von 1853 bis 1854; in dem letzteren Jahre ward sie durch die Oesterreicher besetzt, welche bis 1857 daselbst verweilten. Die Letzteren stehen noch heute daselbst im besten Andenken; von den Anderen — schweigt oder vielmehr redet die Geschichte.

Unmittelbar bei der Stadt Galatz ist die Donau wenig breit; ein Kahn trägt bequem in fünfzehn Minuten hinüber auf das türkische Ufer — eine Fahrt, welche der Schreiber dieser Zeilen zum Oefteren zurückgelegt, um der Jagdlust zu fröhnen oder vielmehr um zu schießen. Denn zu jagen gab es in dieser traurig flachen Oede von Amaranthen, Disteln, Sandkletten, Ginster — ohne sonstigen Strauch und Baum — nichts als etwa die Ziesel, deren Löcher das schon auffallend zerrissene und zerklüftete Terrain noch unsicherer machten, einige träge Geier und die flinken Möven am Strande, die aber viel zu klug waren, um sich häufiger preiszugeben. Während eines derartigen Jagdzuges wurden wir einmal von einem bis an die Zähne bewaffneten Arnauten auf dürrem, hinkendem Klepper angehalten; da wir aber weder ihn verstanden, noch er uns, wir auch in der Ueberzahl waren, so ließ er sich mit einigen Piastern beschwichtigen und schied von uns unter überschwenglichen Höflichkeitsbezeigungen.

Schon als ich zum erstenmale die Donau-Reise von Wien bis zur Sulina-Mündung zurücklegte, im Jahre 1858, machte mich der berühmte Geograph Kreil, in dessen Gesellschaft ich mich zu befinden das Glück hatte, auf die bedeutenden Gebirgszüge, Ausläufer des Balkans, aufmerksam, welche Galatz gegenüber sich zu erheben beginnen und von West nach Ost die Dobrudscha durchziehen, während thatsächlich auf vielen, selbst orographischen Karten letztere durchaus als eine sumpfige Niederungsgegend bezeichnet wird; daß sie dies aber zum weitaus größten Theile durchaus nicht ist, habe ich auf späteren wiederholten Streifzügen durch die Dobrudscha, dieses vielleicht am wenigsten bekannte Land Europas, nur zu wohl erfahren.

2. Tultscha.

Am 21. Juni des Jahres 1858 bin ich zum erstenmale von Galatz nach Tultscha gefahren, um eine in der Nähe der letzteren Stadt angesiedelte französische Familie zu besuchen; öfters habe ich später den gleichen Weg zurückgelegt, aber niemals wieder in so interessanter und illustrer Gesellschaft wie damals. Es befanden sich nämlich die Mitglieder der europäischen Donau-Commission gleich mir an Bord des kleinen Dampfers »Zrinyi«: Omer Pascha, ihr Präsident, ein in Wien gebildeter, feiner Herr, welcher vortrefflich Deutsch sprach; der britische Ingenieur-Capitän Hartley, einer

Digitized by Google

der schönsten Männer, die mir jemals im Leben aufgestoßen; der berühmte Meteorologe und russische Staatsrath Kupfer; der preußische Oberst Malinowsky, und der österreichische Consul v. Martyrt. Außerdem war auch noch ein moldavanischer Oberst von der Gesellschaft, mit dem ein Zufall mich in nähere Berührung brachte. Wenige Monate später hieß der Colonel: »Alexander Cusa, Hospodar der Moldau und der Walachei«.

Ruhig strömt die mächtige Donau dahin, stellenweise erscheint sie wie ein breiter See, dessen Ufer zum Theile hinter hohen Schilfmauern verborgen sind. Dies ist insbesondere auf der linken Seite im weitgedehnten Gebiete der Pruth-Mündungen der Fall; auf der türkischen steigt die braune Steppe herab bis an's Gestade, während im Hintergrunde zerrissene Gebirge immer ansehnlicher näher treten. Wer nicht im Vorüberfahren ausdrücklich darauf hingewiesen wird, der übersieht den wahren Einstrom des Pruth gänzlich, zumal er ziemlich schmal und von völliger Wildniß umgeben ist: denn die Stadt Reni, auf den Karten dicht daran gezeichnet, liegt noch ziemlich weit entfernt davon. Diese schaut, vom Fluß aus gesehen, recht malerisch zwischen grünen Bäumen — hierzulande eine Seltenheit — hervor, umzirkelt von einem Kranze zahlreicher Windmühlen mit achtfachen Leinwandflügeln.

Eine andere Unterbrechung der eintönigen Uferlandschaft bringt dann auf der rechten Seite die Festung Isaktscha, bei welcher im Jahre 1853 der erste Kanonenschuß des Krimkrieges fiel, gerichtet gegen die russischen Dampfer, welchen hier von den türkischen Batterien die Passage stromauf erfolgreich gewehrt wurde. Vom Schiff aus sind begraste Erdwerke zu gewahren, ob aber das Städtchen eine wirkliche Festung sei, weiß ich nicht zu sagen. Der Strom verbreitert sich hier noch einmal in ungewöhnlicher Weise; fast unabsehbar glänzen Wasserspiegel, so weit das Auge reicht, gebildet von träge dahinschleichenden Flüßchen, welche dort und da einmünden, oder Ueberbleibsel der Winterwasser, die sich in den Bodenmulden gestaut haben.

Dem Fischreichthum der Donau an dieser Stelle, welchem der Tourist manche Ueberraschung für Augen und Gaumen dankt, entspricht das Gewimmel der Vogelwelt, die in den Schilfmorästen sichere Brutstätten findet; die Reiher stehen in langen Tirailleurketten längs der Ufer, mit schwerfälligem Flügelschlage weichen die Pelikane dem heranbrausenden Dampfer aus, um ein paar hundert Schritte weiter sich wieder in ihr Element zu tauchen; zahlreiche spitzbeschwingte Möven, Uferschwalben, Taucher und Scharben kreisen über ihrem Jagdgebiet, bewacht von weißen See-Adlern, welche zuweilen blitzgeschwind aus der Höhe niederstürzen, um ihren Zubringern einen eben erhaschten Fisch abzujagen.

Auf dem linken Ufer erscheinen in einiger Entfernung Thürme oder Minarets, sie verkünden die Stadt Ismail, welche die Russen dermaleinst zur Metropole der unteren Donau-Länder zu machen gedachten, die jedoch aus ihrer künstlichen Erhebung rasch wieder zurückgesunken ist auf das Niveau einer öden

Digitized by Google

Provinzialstadt ohne Existenzberechtigung. Hier zweigt sich der nordöstliche Arm der drei großen Donau-Mündungen, die Kilia, ab, ein fast stagnirendes Gewässer, welches jede Bedeutung verloren hat und fast nur noch von seichtgehenden bessarabischen Lodken befahren wird. Gleich darauf werden die hervorragenden Gebäude des Höhenzuges, an den sich die Stadt Tultscha auf dem rechten Ufer lehnt, sichtbar, allen voran das Palais der »Regulirungs-Commission der Donau«.

Von sämmtlichen Emporien des unteren Donaulaufes macht Tultscha, mindestens von außen, den angenehmsten Eindruck. Die Stadt hebt sich, auf die bekannten »sieben« Hügel gelagert, amphitheatralisch empor in einem Häusergewirre, dessen Regellosigkeit und halbes Ruinenthum vielleicht seinen größten Reiz bilden. Ein paar Moscheen mit banfälligen Minarets überragen das graue Chaos der zerrissenen Dächer, längs dem Quai präsentiren sich einige stattlichere Gebäude abendländischen Charakters — mehrere Schiffbauwerfte machen sich bemerkbar. Der Strom fließt hier still und majestätisch; kurz unterhalb der Stadt theilt er sich in die beiden Hauptarme seiner sechs Mündungen, die Sulina und den St. Georgs-Canal (Kedrille Bogasi), von welchen die erstere des kürzeren Laufes halber bekanntlich zum Verkehrswege erhoben worden ist, trotzdem letztere die beiweitem größere Wassermasse abführt. Auf dem geräumigen, wenig gepflegten Quai herrscht, wenn auch nicht das Gewühl wie in Galatz, so doch immerhin ein reges Leben. Viele Waaren lagern hier unter freiem Himmel, der Einschiffung harrend; darunter fallen besonders die mächtigen Haufen flacher Brote auf, welche zu Proviant bestimmt sind. Tultscha ist vorzugsweise die Stadt der Bäcker und versorgt mit deren dem civilisirten Geschmacke wenig zusagenden Producten die gesammte Handelsflotte. Von dieser liegt daher hier immer eine beträchtliche Anzahl Fahrzeuge vor Anker.

Der Handel befindet sich gänzlich in den Händen der Griechen, wie meistens im Orient; Niemand kann mit ihnen concurriren in der Schlauheit, der es hierzulande bedarf, um Geschäfte zu machen und dabei nicht übervortheilt zu werden. Uebrigens steht die hiesige hellenische Gemeinde in besserem Geruch und Ansehen als diejenigen anderer Handelsplätze der unteren Donau. Man begegnet vielen Macedoniern in ihrer Landestracht, vornehmere Kaufherren wissen dieselbe mit dem französischen Salongewand geschickt zu combiniren. Völlig europäisch-civilisirte Kleidung sieht man nirgends, namentlich, Gott sei Dank, keinen Cylinder. Als ich das letztemal hier landete, lag gerade ein mächtiger Panzerdampfer der türkischen Marine am Quai; Officiere und Mannschaft sahen sehr sauber und stattlich aus, ganz anders, als ich sie fünfzehn Jahre früher in Tophane am Goldenen Horn öfters zu beobachten Gelegenheit hatte. Auch ihr imposantes Boot mit zwei gewaltig langen, blinkenden Stahlkanonen auf Deck machte einen entschieden günstigen Eindruck.

Ein Spaziergang durch die Stadt Tultscha, welche nach Einigen 20.000, nach Anderen 60.000 Einwohner haben soll, bietet Vieles, was

Digitized by Google

den Sinnen des Fremdlings verwunderſam vorkommt. Ganze Rudel von gelbrothen, hageren und ſtruppigen Hunden, die ſich keck für Schakale ausgeben könnten, knurren ihn zähnefletſchend an, wenn er ſie mit dem unerläßlichen Knüttel aus dem Wege jagt, den ſie ſonſt trotzig behaupten; ſie leben nur vom Unrathe der Straße, deſſen zur Genüge vorhanden iſt, und bilden mit den grauen, trägen Geiern, die auf Dachfirſten oder abgeſtandenen Bäumen ſitzen, die einzige Ortspolizei. Jedes Geſchäft wird hier, wie allenthalben im Orient, im Freien betrieben. Mag die Gaſſe noch ſo eng, dunkel und ſchmutzig ſein — und ob ſie es ſind! — ſie iſt doch der Salon und die Werkſtätte der Anwohner. Inmitten derſelben ſtechen halbnackte Juden, welche das Fleiſcherhandwerk allein in Händen haben, ein halbes Dutzend Schöpſe ab, umringt von einer gierigen Kötermeute, die auf die Eingeweide wartet; der ſerbiſche Schuſter giebt ſeine Pechdrahtkünſte an fabelhaften Fußbekleidungen jedem Vorübergehenden preis; bulgariſche Laſtträger, ſtämmige Geſellen, rennen dem Unachtſamen einen Balken an den Kopf und ſchreien dann: »Guarda!«; die magyariſchen Bäcker ſtellen ihre Bretter voll Teigformen vor die Thür, wahrſcheinlich um ihnen das myſtiſche Arom der Atmoſphäre zugute kommen zu laſſen; Moldavaner Bettler in den claſſiſchſten Lumpen, die ſich nur denken laſſen, heiſchen mit eintönigem Geſang ein Almoſen; Zigeuner ſchleppen lebende Pferde-Cadaver hinter ſich her; prächtig gekleidete Kawaſſen mit einem ganzen Waffen-Arſenal an und um ſich, ſtoßen rückſichtslos zur Seite, wer ihnen nicht raſch ausweicht; eine Viehheerde, graue Ochſen, fettſchwänzige Schafe und ſeidenhaarige Ziegen bunt durcheinander, wird von berittenen Tataren escortirt; finſter blickende Tſcherkeſſen mit hohen Lammfellmützen und unendlich langen Flinten werfen begehrliche Blicke auf Alles und Jedes, denn Alles und Jedes iſt ihnen eine Herrlichkeit; ein Trupp Soldaten kommt vom Exerciren heim, in guter Ordnung — aber ſonderbar, die meiſten tragen ihre Schuhe neben dem Gewehr baumelnd in der Hand und laufen barfuß; der Officier ſieht aus, als ob er ſelber es am liebſten auch thäte. Im Bazar, der an das türkiſche Viertel ſtößt, ſchaut es etwas ärmlich aus; Tabak und Pfeifenköpfe, Kupferwaaren und Thongeſchirre ſcheinen die Hauptartikel zu ſein, um welche hier gefeilſcht wird.

Auffallend erſcheint es dem Schlendernden, daß ihm in der türkiſchen Stadt ſo wenige echte Türken begegnen; aber deren giebt es auch nicht viel mehr in Tultſcha. Die Mehrzahl derſelben iſt ſchon vor dem Krimkriege ausgewandert und nicht zurückgekehrt; deshalb erſcheint auch das türkiſche Viertel im Oſten der Stadt außerordentlich öde und vereinſamt. Die Hälfte der Häuſer ſteht leer und zerfällt in Ruinen; nur da und dort noch kauert ein eisgrauer Alter mit blendend weißem Turban auf der Schwelle und ſaugt an ſeinem Tſchibuk, oder eine vermummte weibliche Geſtalt macht ſich in dem kleinen Gärtchen zwiſchen Zwiebeln und Roſen zu ſchaffen, während völlig nackte Kinder ſich davor im Sande wälzen. Allein nicht Ein Blick der Neugierde fällt auf den Vorüberwandelnden; er iſt für dieſe gravi-

Digitized by Google

tätischen, gemessenen Koranbeter nicht auf der Welt. So geht er denn fast mit einiger Befangenheit fürbaß bis zu dem Kaffeehause, welches den Mittelpunkt dieses Quartiers bildet und so ziemlich die gesammte männliche Bevölkerung desselben tagsüber in seinen Räumen sieht. Denn mehr als vierzig bis fünfzig türkische Familien wohnen gegenwärtig nicht mehr hier. Dicht daran stößt der Friedhof der Moslims mit seinen himmeldeutenden Cypressen und beturbanten Grabsäulen. Der Türke liebt die Aussschau auf seine dereinstige Schlummerstätte; überall erblickt man in den orientalischen Städten kleine Privatfriedhöfe inmitten belebter Stadtstraßen. Zahllose Pfade führen zwischen den verrasten Hügeln dahin, jeder führt in eine originelle Vorstadt, die etwas von ferne einer Wiese gleicht, auf der das gemähte Heu in Schober gesetzt ist; aber bei näherem Zutreten offenbaren diese sich als wahrhaftige Wohngebäude, Schilfhütten, die sich die Bulgaren, das Arbeitervolk der unteren Donau, hier errichtet haben. Sie ziehen sich in Terrassen empor an der Lehne einer steil in die Donau vorspringenden Felsenklippe — das Wahrzeichen von Tultscha, die Nase der Dobrudscha-Gebirge.

In der großen, weiten Niederung ist der Gipfel dieses seltsamen Ausläufers ein impressioneller Standpunkt. Weit hinaus schaut das Auge über das Wassergewirr, in das sich der liebe heimatliche Strom hier am Ende seiner Laufbahn verstrickt; glitzernde Wasserspiegel wechseln mit wogenden Schilfmeeren; aus der weiten Oede tauchen nur seltene Spuren des Menschenwerkes hervor, es ist ein erhebend melancholischer Ausblick.

Aber zum Schwärmen ist nicht Zeit, noch Ort — die Erhöhung, welche das weiteste Panorama bietet, ist das Parapet einer bemoosten Schanze; die weitere Umschau trifft auf zwei Geschütze, der Punkt ist ein Fort. Und wie ich noch darüber nachdenke, daß diese Umwandlung eine ganz neue sein müsse, schnarrt mir die Stimme eines über und über bebarteten Bimbaschi dränende Laute zu. Natürlich verstand ich nicht, was der martialische Mann befahl, aber ich stieg herab, und plötzlich, nach diversen Verständigungsversuchen, klangen vaterländische Töne an mein Ohr, und der gestrenge Unterofficier entpuppte sich als ein Thurybrückler erster Classe aus Wien, der als Barbier sein Glück in der Türkei versucht und, weil er zu oft in die Kopfhäute schnitt, endlich aus Verzweiflung das dem seinigen verwandte blutige Kriegshandwerk ergriffen hatte. Die Herzlichkeit seiner Begrüßung des Landsmannes, die treue Anhänglichkeit, die der Biedere diesem bewährte, hat mich manchen schönen Piaster gekostet. Friede sei mit ihnen! Uebrigens verdanke ich diesem Wackeren, dessen enormes Fassungsvermögen ich verschiedenemale in der Lage war fast abergläubisch zu bewundern, die Bekanntschaft mit dem ungarischen Unternehmer, der den Felsen regelrecht als Steinbruch ausbeutete und damit glänzende Geschäfte machte, namentlich nach Odessa. Ob der Thonschiefer sich freilich zum Straßenbau eignete, wage ich nicht zu entscheiden; es handelte sich auch ja nur darum, daß er bezahlt werde.

In Tultscha befindet sich auch eine zahlreiche sogenannte deutsche Gemeinde. Daß ich von ihr zuletzt rede, hat nicht seinen Grund darin,

Digitized by Google

weil ich mir das Beste bis zuletzt aufgespart. Im Gegentheile. Die Wahrnehmungen, welche ich gesammelt, haben mir deren Besuch nach dem ersten ein- für allemal verleidet. Es wohnt da, in schmutzige Lehmhütten oder in grubenartige Semlanken vergraben, ein Volk, welches vom Deutschthum weiter nichts als die Sprache und die lächerliche Prätension behalten hat, mehr zu sein als andere Ansiedler. Dieser Anspruch findet seine Stütze aber keineswegs in germanischem Selbstbewußtsein, sondern, kläglicherweise, im Wahn auf die Schutzherrschaft des weißen Czars. Wie die Leute zu dieser Auffassung ihrer Nationalität gekommen sind, werde ich später, bei der Schilderung meiner Besuche der deutschen Ansiedlungen in der Dobrudscha, mittheilen. Hier nur so viel: Die Deutschen bilden in Tultscha eine Gemeinde ganz für sich; sie zählen etwa 3000 Seelen und halten sich vom Verkehr mit den übrigen Gruppen des hierher verschlagenen Völkerbabels ziemlich fern. Wenn sie aber von den Anderen nichts wissen wollen, so diese noch weniger von ihnen. Ich sage es mit schauwollem Schmerz: diese deutschen Ansiedler stehen auf der untersten Stufe des Ansehens der zahlreichen Nationalitäten, die sich hier kreuzen. Und — wie ich leider aus eigener Erfahrung sprechen muß — nicht ganz mit Unrecht. Es ist ein verkommenes, selbstsüchtiges, nur auf nackten Erwerb mit allen Mitteln ausgehendes Geschlecht germanischer Race, das hier Posto gefaßt hat, und je weniger man mit ihm zu thun bekommt, um so besser wird man dabei fahren. Getreidebau, Viehzucht und namentlich Handel mit — zum größten Theile gestohlenem — Holz sind die Haupterwerbsquellen der deutschen Colonen in Tultscha. Im Ackerbau und in der Viehzucht sind sie freilich den anderen Insassen — von Autochthonen kann nicht die Rede sein — weit voraus, aber es wird versichert, daß im Vieh- und Getreidehandel selbst der schlaueste Zigeuner dem deutschen Bauer nicht die Schuhriemen löse.

Seitdem die europäische Donau-Commission ihren Sitz in Tultscha aufgeschlagen hat, insbesondere seit Oberst von Drigalski als »Inspecteur général« an ihrer Spitze stand, entwickelte sich das gesellige Leben in der vorgeschobenen Stadt auf das erfreulichste. Die prächtigen Routs in dem palastartigen Hotel der ersteren werden Allen, welche das Glück hatten, daran theilzunehmen, in freundlichster Erinnerung stehen. Im Uebrigen war der Fremdling, welcher die Stadt auf Tage oder Wochen zum Aufenthalt erwählt hatte, hinsichtlich des socialen Verkehrs ganz auf die griechische Gemeinde verwiesen; auch die Italiener haben eine beträchtliche Colonie daselbst, allein hinsichtlich der Solidität und der Vergangenheit werden zuweilen Bedenken gegen deren einzelne Mitglieder laut. Die meisten Aerzte gehören der letzteren Nationalität an, aber auch die Barbiere. Viele Lycanden sind im Besitze von Oesterreichern. Mit ungetheiltem Vergnügen erinnere ich mich der angenehmen Abende, welche ich verlebte im Hause einer corfiotischen Familie, deren Capo eines der bedeutendsten Proviantgeschäfte betrieb. Die Einrichtung war eine ganz orientalische, ein Harem vorhanden, aber die

Digitized by Google

Frauen nahmen theil an den Symposien, unverschleiert, nur durch die Gewandung daran erinnernd, daß man sich nicht in Paris oder Wien befinde. Wo mögen diese wunderbaren Gestalten heute weilen? Denn in Tultscha bleibt ein vernünftiger Handelsherr nur so lange, bis er genug erworben hat, um anderswo den Aufenthalt daselbst vergessen zu können.

Die Stadt ist von einigen Befestigungen, Erdwerken, umgeben, welche dem Laien wenigstens nicht sonderlichen Respect einflößen können. Nichtsdestoweniger ist ihre Lage mit dem dicht hinter ihr emporsteigenden Höhenzuge derart, daß ein Uebergang von jenseits der Donau mit wenigen Batterien leicht abgewehrt werden könnte. Gewöhnlich wird Tultscha als die Hauptstadt der Dobrudscha bezeichnet; sie ist es aber nicht, als solche gilt vielmehr officiell Babadagh am Brackwassersee Ramsin, ein schmutziges Fiebernest ohnegleichen. Die einzige Nacht, welche ich in dieser Metropole der Gelsen und anderer kleiner wie großer Ungethüme zugebracht habe, muß mir einen Ablaß verschafft haben für ein ganzes Jahrtausend Fegefeuer.

3. In der Dobrudscha.

Wer die Dobrudscha für ein von etwelchen Sümpfen unterbrochenes Flachland hält, den wird die Fahrt von Tultscha nach Babadagh von dieser Ansicht gründlich bekehren. Deine drei mageren Zottelklepper mögen davon Zeugniß geben, du ewig feixender und hungriger Leif-Chane, Juden- und Pferdejunge, der du mich auf dem übel duftenden Heusack deiner Birschee diese Unstraße hinlang kutschirtest — ein Rad des mit Stricken zusammengekoppelten Gefährts mindestens immer in der Luft. Gleich hinter der Stadt schon ging es bergan; nach welchen Marken mein Lenker sich gerichtet, um sein befohlenes Ziel zu erreichen, mag Allah wissen, denn Wege waren nicht. In wild zerrissenen Ravinen schlängelte sich das in allen Gelenken knackende Wäglein zwischen Felsen und Geröll, Buschwerk aus Stechpalmen, Steineichen, Weiden und Ginster dahin, bald zur Hälfte über einem jähen Absturz hängend, bald in die Senkrechte emporstrebend, als wolle es sammt dem Rößlein einen Purzelbaum schlagen. Da galt es denn festhalten, die Zähne zusammenbeißen und den Körper dem sich unabänderlich verrückenden Schwerpunkte anbequemen, damit er nicht bei plötzlichem Rucke über die niederen Leitern fliege, und wenig Neigung war vorhanden zu behaglicher Umschau. Es gab aber auch wenig zu sehen: gelber Lehm, graues Gestein und verbissener Buschwald bildeten einzig die Composition der Landschaft. Manchmal flog träg ein weißer Seeadler auf oder es hockte ein nackthalsiger Geier furchtlos auf dem bleichenden Gerippe eines gefallenen Weidethiers — das war Alles auf Stunden weit.

Die erste Station, welche ich erreichte, zugleich nächstes Ziel meiner Reise, war die Ansiedlung einer französischen Familie, mit welcher ich in früheren Zeiten bekannt geworden war. Sie lag ein paar Kilometer von dem Dorfe Kataloi entfernt inmitten einer baumlosen, braunen Hochebene

Digitized by Google

und machte nichts weniger als den Eindruck des Wohlstandes und der Civilisation. Niedere, weißgetünchte, mit Schilf gedeckte Lehmhütten bildeten die Hauptgebäude, von welchen eines Wohnung der Gutsherrschaft, das andere eine Schänke oder vielmehr das »Hôtel de la grande Nation« war, wie über der Eingangspforte gemalt stand.

Es bedurfte der unverwerflichsten Legitimation, um meine früheren Bekannten davon zu überzeugen, daß ich ich sei; sie wollten es durchaus nicht glauben, daß ein Reisender ohne besondere Zwecke sich aus dem Culturlande in diese schauerliche, welteutlegene Einöde verirren könne. Wer ihnen den Gedanken eingegeben, sich auf der Stelle anzubauen, wo wir uns befanden, muß nicht recht bei Troste gewesen sein; es war dafür auch nicht der kleinste Grund vorzubringen. Enfin, es war geschehen, und nun hieß es ausharren und — dulden. Denn es ging ihnen recht schlecht, den guten gastfreien Leuten. Der Franzose ist bekanntlich einer der ungeschicktesten Colonisten, die es giebt; das bewahrheitete sich an dieser Familie und an Anderen in Gretschi, in Izgliza u. s. w., welche sämmtlich nicht begreifen lernten, daß die Türkei nicht Frankreich sei. Vor Allem glaubten sie sich vor ihren Nachbarn auszeichnen zu müssen; sie thaten stets das Gegentheil von dem, was diese unternahmen; bauten Haricots anstatt Kukuruz und züchteten Pferde an der Stelle von Rindern und Schafen. Durch solche verkehrte Wirthschaft kamen sie trotz ihrer höheren Bildung und größeren Mittel sichtlich immer mehr zurück und hatten neben dem Schaden noch den Spott ihrer rohen Angrenzer zu tragen. Besonders schlecht waren sie unter diesen auf die Deutschen zu sprechen. Dagegen standen sie mit den Türken, der Obrigkeit, weit besser als die Letzteren und hatten von Willkürlichkeiten und Erpressungen wenig zu leiden. Besonders begünstigt erschien die Cantine, welche, gleichfalls von Franzosen gehalten, ein Rendezvous der auf Steuereintreibung umherstreifenden Kawassen und Arnauten zu sein schien.

Die Zahl der deutschen Colonien in der Dobrudscha beträgt fünf oder sechs; ihr Mittelpunkt ist der Flecken Atmadscha, wo auch ein protestantisches Bethaus und ein von Preußen gesendeter und dotirter Geistlicher sich befindet. Eine derselben ist das Dorf Kataloi, welches ich schon am nächsten Tage, trotz der unzufriedenen Mienen meiner freundlichen Wirthe, besuchte. Sich eine Idee von einem derartigen Gemeinwesen zu machen, wird aber Jedem schwer fallen, der das Ding nicht gesehen hat. Anfänglich gewahrt man blos eine Anzahl von um hohe Stangen geschichteten Heuschobern und roh geflochtenen Maiskörben, erst allmählich zwischen denselben rundliche Erhöhungen, welche die Dächer der Wohnungen vorstellen. Diese sind nämlich völlig in die Erde gegraben, sogenannte Semlanken, wie sie im südlichen Rußland üblich. Daher stammen sie auch. Denn der größte Theil der deutschen Ansiedler hat sich nicht direct vom alten Vaterlande hierher gewendet, sondern auf dem Umwege über das Czarenreich. Der Krimkrieg war die Ursache dieser Vertauschung.

Digitized by Google

Kaiserin Katharina II. hatte, um das eroberte Neurußland möglichst rasch zu bevölkern und zu cultiviren, deutsche Ansiedler unter vortheilhaften Bedingungen dahin geladen, welche viele Tausende verlockten; eine davon gewährte ihnen die Befreiung vom Militärdienste, also eine exceptionelle Stellung im russischen Unterthanenverbande. Als im Jahre 1853 die Wiener Conferenz keine Ausgleichung des zwischen Czar und Sultan entstandenen Conflicts zu bewirken vermochte, erklärte der Erstere durch besonderen Ukas alle Landesangehörigen für militärpflichtig, und sofort begann die Recruten-Aushebung auch in den deutschen Colonien. Diese beriefen sich auf verbriefte Gerechtsame — allein vergebens. Das war denn doch der germanischen Zuversicht auf Fürstenwort und Regierungs-Versprechungen etwas zu viel zugemuthet; eine von Tag zu Tag sich steigernde Aufregung lief durch die damals schon über 300.000 »Seelen« zählende Bevölkerung der deutschen Ansiedlungen von Akkerman bis nach Tiflis; ein Sturm von Petitionen erging an den weißen Czar; umsonst, es blieb bei dem Ukas. Da ermannten sich die Leute. Sie traten in Conventikeln zusammen und beschlossen die Auswanderung. Anfangs war nahezu die Hälfte der Colonisten zu dieser letzten Zuflucht geneigt, allein je näher die That heranrückte, um so mehr fielen ab. Zuletzt hatten sich nur etwa 20.000 Personen zur Aufgabe ihrer bis dahin ganz befriedigenden Verhältnisse entschlossen. Ein kleiner Theil davon wendete sich wiederum der alten Heimat zu, ein anderer suchte »Neuland« in Amerika oder Nordafrika, die Mehrzahl nahm die von der Türkei bereitwilligst erfolgte Einladung an und zog nach der Dobrudscha. Allein als die guten Leute anstatt der Bäche voll Milch und Honig schwere Arbeit der Urbarmachung eines bis dahin jungfräulichen Bodens vorfanden, begann ihnen die Unklugheit des Wechsels aufzudämmern, und nunmehr seufzten sie wehleidig zurück nach den »Pfeben, Zwiebeln und Lauch« des verlassenen, schon ziemlich cultivirten, daher ertragsfähigeren Landes. Daneben waren sie aus dem Regen in die Traufe gerathen, denn das Gesetz der Türkei behandelte sie als Rajah nicht besser wie der kaiserliche Ukas. Daher Unzufriedenheit, Auflehnung gegen Polizeimaßregeln und Steuereintreiber, namentlich aber stete Behelligung der Consuln, welche helfen sollten, wenn einem Colonen die Kuh gepfändet oder einem andern wegen Holzdiebstahls die Bastonnade zuerkannt worden war.

Gerade die aus Neurußland Eingewanderten befanden sich hier völlig in der Schwebe; sowohl die deutschen als die russischen Consuln desavouirten sie vollständig, und wohl mit Recht. Daher denn bitterliche Klage bei allen Colonisten, die ich besuchte, über die neuen Verhältnisse. Mit hübschen Ersparnissen waren sie nach der Dobrudscha gezogen, allein auch in diese Provinz wälzte sich damals der Krieg und raubte ihnen, was sie in besseren Zeiten erübrigt. Ein Theil der armen Leute versuchte die Rückwanderung, jedoch vergeblich; das russische Gouvernement gestattete ihnen nicht mehr die Wiederansiedlung, sondern schaffte sie auf Regierungskosten wieder zurück in die Türkei.

Digitized by Google

Allmählich haben sich aber die Colonisten, welche man »Deutsche« kaum mehr nennen kann, obgleich sie nur ihre alte Muttersprache reden und verstehen, dennoch in die neuen Verhältnisse gefunden und schlagen mit deutscher Beharrlichkeit und russischer — Unverfrorenheit aus denselben heraus, was sie können. Sie führen eine weit bessere Wirthschaft als die meisten anderen Ansiedler, namentlich als die Franzosen, welchen sie ebenso spinnefeind sind, wie diese ihnen. Sie bauen Mais, Kartoffeln, Gerste und Roggen, den sie dem Weizen ihrer transrhenanischen Nachbarn vorziehen; Weide für ihr Vieh haben sie zur Genüge, an Brennmaterial fehlt es nicht. Ehe die Dobrudscha nach jahrhundertelanger Vernachlässigung auf dem Wege der Colonisation der Cultur zugeführt wurde, waren ihre Höhenzüge prächtig bewaldet. Jeder deutsche Bauer ist aber bekanntlich ein fanatischer, rücksichtsloser Holzverwüster, und der Abstand zwischen den bewaldeten Hängen und der baumlosen, sonnverbrannten Ebene von Neurußland war zu augenfällig, als daß nicht sofort in die neuen Ankömmlinge die Manie der Axt gefahren wäre. Dieser verfielen sie alsbald vollständig; unbarmherzig schlugen sie ohne Wahl und Qual die stattlichen Schirmwälder nieder weit und breit; das gefällte Holz fand in den Donaustädten, namentlich in Tultscha, stets willige Abnehmer, da die Preise billig waren, indem es doch im Grunde unrechtlicher Aneignung entstammte. Zuletzt wurde diese Freibeuterei selbst den langmüthigen türkischen Behörden zu arg, und es erfolgte ein Verbot des Holzfällens, aber nur zum Verkaufe. Es fehlte nicht viel, daß die deutschen Colonen deshalb eine Revolution angezettelt hätten; glücklicherweise besannen sie sich rechtzeitig eines Besseren. Sie gehen jetzt nicht mehr so offen zu Werke, wie früher, aber Holz — annectiren sie doch, und wohin ihr Arm reicht, dort sind die Forste unwiederbringlich verloren. Dies ist umsomehr zu bedauern, als der ganze nördliche und westliche Theil der Dobrudscha ein überaus wasserarmes Land ist; es fehlt gänzlich an Quellen, Bächen und Flüssen; meistens wird der Wasserbedarf aus den Niederschlägen in Cisternen gesammelt; wo Ziehbrunnen angelegt werden können, müssen diese überaus tief gegraben werden und liefern gewöhnlich nur ein brackisches Wasser. Mit der gedankenlosen Devastation der Wälder muß aber diese Calamität in immer steigendem Maßstabe zunehmen. Daran pflegt jedoch der Bauer nicht zu denken, in der Dobrudscha so wenig wie — anderswo; sein Wahlspruch lautet: »Après nous le déluge«, nur übersetzt er etwas frei.

Der ursprünglichen Nationalität nach sind die meisten deutschen Colonisten Schwaben und sprechen ihr heimatliches Idiom mit solch' unverfälschtem Accent, daß der Wadeleswirth an ihnen seine helle Freude haben würde. Allerdings mischen sich auch russische Ausdrücke ein, allein nur selten; die Wenigsten verstehen die russische Sprache in genügender Weise, wie ich dies seinerzeit überhaupt bei allen deutschen Ansiedlern im südlichen Rußland gefunden habe, die sammt und sonders mit merkwürdiger Zähigkeit an den alten Mutterlauten festhalten. In der Colonie Atmadscha besteht die Mehrzahl der Einwanderer aus Preußen der Provinz Posen; sie gehören meistens

Digitized by Google

schon der zweiten und dritten Generation an; ihre Voreltern sind in Folge der Befreiungskriege im Jahre 1815 nach Rußland ausgewandert; sie haben sich mehrfach mit den Schwaben amalgamirt. Da die preußische Regierung diese Colonie fortwährend unterstützt, so steht sie in dem besten Flor unter allen, sie ist auch der Bevölkerung nach die größte.

Außer Franzosen und Deutschen haben aber noch zahlreiche andere Nationalitäten von dem oft bestrittenen, Jahrhunderte hindurch geradezu verödeten Boden der Dobrudscha Besitz ergriffen. Vor Allem und am zahlreichsten die Tataren aus der Krim, welche sich dem Joche der russischen Herrschaft nicht beugen wollten. Sie sind ein gutmüthiger, dabei schlauer Menschenschlag, große Viehzüchter, insbesondere Roßkundige, aber dem eigentlichen Ackerbau abhold. Den Centralpunkt ihrer Ansiedlung bildet das große Dorf Gretschi. Ich kann mir nicht versagen, hier eine Anekdote mit Bezug auf dieses harmlose Volk einzuschalten. Der dem Namen nach gewiß nicht unbekannte Brennecke — nicht derjenige Beckmann's, sondern ein weiland Doctor und Realschul-Director in Posen und zugleich »Erzieher Sr. Excellenz des Ministers des Innern von Rumänien, Herrn Michael Cogolnitscheanu« (so steht es in der Widmung geschrieben) — hat, dem Drange seines Herzens und seiner Tinte folgend, im Jahre 1870 ein Buch über »Die Länder an der unteren Donau« verübt, in welchem unter anderen hoch ergötzlichen Schnurrpfeifereien Folgendes zu lesen steht: »In Rücksicht (sic!) auf die Tataren wollen wir (plur. maj.) noch bemerken, daß sie Leichen verzehren. So ist es neulich in Tultscha, der Hauptstadt der Dobrudscha, (falsch!) vorgekommen, daß ein Kind in Brot verbacken und aufgespeist worden ist.« — Diese in jeder Beziehung interessante Uebertragung der alten gehässigen Sage von den Juden auf die Mohammedaner, welchen, wie jenen, alles Unreine bekanntlich durch ihr höchstes Gesetz verboten und ein Gräuel ist, läßt, wie noch zahlreiche andere Stellen des Werkes, einen tiefen Blick thun in die Erziehung, welche der Herr Minister Omnipotens von Rumänien unter der Aegide des guten Brennecke empfangen zu haben so glücklich gewesen ist. Aus dieser Kinderbackerei der Tataren erklärt sich Vieles in der neuesten Weltgeschichte.

Ganz andere Leute sind die Tscherkessen, die nach Schamyl's Untergang ebenfalls lieber ihr Vaterland verließen, als unter dem verhaßten moskowitischen Zwange zu leben, und denen die Türkei, wie jedem Flüchtigen, einerlei, welcher Nation und Confession, ihre Grenzen gastfrei geöffnet und sie da und dort auf Staatsgrundbesitz angesiedelt hat. Allein die Söhne des Kasbek sind nicht dazu geschaffen, den Pflug zu führen und friedlich den Boden auszubeuten. Ein gestohlenes Pferd oder Rind hat für sie dreifach höheren Reiz, als ein selbstgezüchtetes; sagt ja doch eines ihrer Sprichwörter: »Mit dem Handschar kauft man am billigsten!« Die großartigen Raubzüge, welche sie dereinst in die immer grünen Buschwälder von Imeretien und Mingrelien, in die Thäler des Rion und Terek unternommen, müssen hier natürlich aufhören; allein die Katze läßt das Mausen nicht.

Digitized by Google

Die so oft mit einem ritterlichen Nimbus eingerahmten Helden des Kaukasus haben bei ihren deutschen Nachbarn in der Dobrudscha das ärgerliche Renommée erworben, daß sie unverbesserliche Viehdiebe seien, das Ungeziefer mit einer Art von nationalem Cult pflegten und sich vor einem guten Bauernprügel weit mehr fürchteten, als vor der Flinte irgend eines Gouvernements-Kawassen. Sie selbst sind immer bewaffnet bis unter die Zähne, allein diese Armatur ist meist nur auf den Schein gerichtet; ihre Gewehre treffen immer nur das, was sie nicht treffen sollen. Daß jeder Tscherkesse bereit sei, für ein Paar Ochsen sein Weib und für ein halbes Dutzend Hammel seine Tochter zu verkaufen, darauf schwören deutsche und französische Colonen. Dagegen loben sie die Kaukasier als das mäßigste, genügsamste und leichtest zu behandelnde Volk, wenn man ihm nur seine kleinen und einige großen Schwächen nachsieht. Viele Freude und sonderlichen Gewinnst hat die Türkei aus der Aufnahme der glaubensverwandten Tscherkessen bis jetzt nicht gehabt, eher das Gegentheil. Ihre Aule (Ansiedlungen) mit den zeltartigen Isbas (Hütten) erstrecken sich in der Dobrudscha von Gretschi über Küstendsche bis Varna; außerdem befinden sich größere kaukasische Colonien in der Provinz Rumili zerstreut, ferner auf der Halbinsel Gallipoli und im Waldgebirge des Dragodjna. Die in der Nähe von Constantinopel und Adrianopel seinerzeit begründeten Ansiedlungen der naiven Verächter von Mein und Dein mußten im Interesse der öffentlichen Sicherheit aufgehoben werden.

Nächstdem finden sich als Colonen: Bulgaren, die den Ruf haben, die fleißigsten Ackerbauer und geschicktesten Gärtner zu sein; als letztere werden sie bekanntlich im ganzen Orient vor allen anderen Nationen bevorzugt; Griechen, besonders aus Macedonien und von den Inseln, in deren Händen aller Großhandel ist, während die Juden sich auf das kleinere Geschäft werfen, nebenbei aber namentlich als Hauderer und Frachtfuhrleute fungiren. Die Eisenbahn von Czernawoda nach Küstendsche hat dem letzteren Betriebe vielen Abbruch gethan, die eigentliche Dobrudscha ist aber durch dieselbe vom großen Verkehr ziemlich abgeschnitten worden. Aufgefallen ist es mir zum ersten Mal in Tultscha, daß die Juden sämmtlich deutsch sprechen und verstehen, allerdings jenes polnische Judendeutsch, welches ungewohnten Ohren ebenso klingt wie Hebräisch; aber der Deutsche kann sich ihnen doch verständlich machen, selbst wenn er nicht versteht. Und die gleiche Beobachtung habe ich gemacht in ganz Rußland, Kleinasien und Egypten; überall pflegte das Volk Gottes germanisches Idiom, freilich nach seiner Weise. Wer wollte demnach daran zweifeln, daß es in Oesterreich und Deutschland ein Neu-Palästina gegründet habe? Das orientalische Sprichwort sagt: »Der Jude macht den Christen, der Zigeuner den Juden, der Grieche den Zigeuner, der Moskowiter macht sie Alle.« Nichtsdestoweniger sind die zahlreich in der Dobrudscha herumziehenden Zingari dieselben Parias, die sie waren, als sie vor Jahrhunderten von den Ufern des Indus oder Ganges auszogen. Sie nähren sich schlicht und redlich durch Viehcuren, Pferdehandel (meist ohne Geld), Schmiedearbeit — sie sind die einzigen Hufschmiede des

Digitized by Google

Landes, und zwar sehr geschickte — endlich durch Diebstahl. Den letzteren verzeiht man diesen Naturkindern leichter wie jedem Anderen — weiß man eben, daß der Instinct sie treibt, und dann sind sie wirklich wenig wählerisch bei ihren Annexionen. Aber auch echte Russen reihen sich unter das bunte Völkergemisch der Dobrudscha, und zwar die aus dem orthodoxen Heimatlande grausam verbannten altgläubischen Lipowaner, deren Klöster Mittelpunkte vorzüglicher Cultur, namentlich von Obst und Wein, sind.

Allen diesen zusammengewürfelten Nationalitäten gegenüber befinden sich die Herren des Landes, die Türken, in der entschiedenen Minderzahl. Außer den politischen Behörden und ihrem Gefolge sind auffallend wenige Osmanen in diesem von jeher der Hohen Pforte etwas entrückten und gleichgiltigen Landstriche ansässig; die Mehrzahl derselben besteht aus Handeltreibenden oder Zurückgezogenen, die in der Stille von den Zinsen eines kleinen Capitals leben wollen; besonders gering vertreten ist unter ihnen der Stand der Gutsbesitzer, vornehmlich der kleineren Landwirthe.

Für Ansiedlungen ist die ganze Dobrudscha, deren östlicher Theil mit weiten, ungesunden Sumpfgebieten und Brackwasserseen erfüllt ist, wenig geeignet. Dagegen werden die Russen in diesem allerdings nur dünn bevölkerten Lande vielleicht mehr Sympathien finden, als fast in jeder anderen Provinz des osmanischen Reiches. Die bedingungslose Gastfreundschaft, welche das letztere zu allen Zeiten den Ausgestoßenen anderer Nationen gewährt hat, wird, meiner Ansicht nach, auf diesem Terrain des hartgebackensten Egoismus nur schlechten Lohn finden. Der Umschwung kann aber nicht ausbleiben, sobald einmal die dort ansässigen Völkerschaften den Unterschied auf eigene Kosten kennen gelernt haben werden.

In der Sommerfrische.

1. Im Schatten der Kastanien.

Fern im Süd das schöne Spanien — ist ein Land, dem man viel mehr Gutes und Böses nachsagt, als es in der That verdient. Einen Vorwurf wird man ihm aber nicht hinwegnehmen können: es ist das Land ohne Schatten. Wer jemals die catalunische Ebene oder die Mancha zur Sommerszeit durchzogen, den trösten niemals wieder die buschreiche Vega von Granada und der lichtwipfelige Palmenwald von Elcho, nicht der Korkhain von Murcia oder gar die spärlichen »Kastanien an des Ebro Strand«. Den Mangel an Schatten theilen mit der iberischen Halbinsel andere Touristenziele, vornehmlich das schöne, leider immer noch viel zu wenig gewürdigte Tirol. Hier haben es die klimatischen und ökonomischen Verhältnisse in den prächtigsten Thälern zuwege gebracht, daß Schirmpflanzungen und Forstbestände weit ab von den Wohnstätten gelegen, daher im Hochsommer erst

Digitized by Google

nach gewaltigen Schweißopfern zu erreichen sind; Getreide, Reben, Wieswachs vertragen eben keine intensive Beschattung, und die Temperatur des größeren Jahrestheiles läßt den mattesten Sonnenstrahl willkommen erscheinen. Vielbesuchte Sommerfrisch-Orte, wie Bruneck im Pusterthale, haben erfreuliche Anstrengungen gemacht, durch geschmackvolle Anlagen diesem Uebelstande abzuhelfen; selten liegt eine Fremdenstation so dicht im Grünen, wie das neue Südbahn-Hotel in Toblach. Es giebt aber einen Ort in Tirol, und zwar im Süden jenseits des Brenners, welcher nicht allein durch Klima und Lage exceptionell begünstigt ist, sondern auch den reichen Schatten der Kastanien besitzt, welchen die poetische Licenz nach Spanien verlegt hat. Es ist das ansehnliche, von der Brennerbahn durchschnittene Dorf Vahrn bei Brixen.

Uralt römischen Ursprungs, im Mittelalter ein besonders stattlicher Ort, ist Vahrn in der Neuzeit gewissermaßen erst wieder entdeckt worden, und zwar von den Malern. Vor Allen war es der geniale Selleny, der die Reize dieses wundervollen Winkels in sich aufgenommen und durch seinen Stift verewigt hat; zahlreiche berühmte Skizzen des der Kunst leider zu früh entrissenen Meisters haben hier ihren Vorwurf gefunden. Es giebt aber auch wenige Gegenden, welche in so reichem Maße vereinigen, was Augen, Sinne und Gemüth anzuregen, zu fesseln vermag. Ein längerer Aufenthalt berechtigt mich vielleicht zu einem Urtheile, welches, freilich in durchaus individueller Auffassung, sich wiederholt dahin ausgesprochen hat: Ich kenne so ziemlich ganz Europa und habe in ein paar andere Welttheile hineingeschaut, aber nirgends und niemals ist mir ein reizenderes, lauschigeres Fleckchen Erde vorgekommen, so recht geschaffen, um auszuruhen von dem aufreibenden Lebensgetriebe, um zu sinnen und zu träumen, um mit tiefen wohligen Zügen neue Kraft zu trinken für den Kampf um's Dasein, den Jeder in seiner Art zu führen hat. Werde ich der Uebertreibung, der Voreingenommenheit bezichtigt, so berufe ich mich auf berufene Gewährsmänner, wie Noë, Steub, Johannes Nordmann, du Prel, Amthor und Andere, denen es das idyllische Nest angethan hat gleich mir. Leider vermag die Beschreibung dem Eindruck und der Empfindung nur in völlig ungenügender Schwäche gerecht zu werden.

Vahrn ist am östlichen Abhange des Eisackthales gelegen und zieht sich an den Vorbergen der Sarnthal-Alpen in weitem Bogen, amphitheatralisch emporgebaut, hin; die äußersten Gehöfte der Gemeinde reichen bis halbwegs Brixen und nahe zur Franzensfeste, sie stehen eine gute Wegstunde auseinander. Auf weitblickendem Hügel springt das schmucke Kirchlein vor, und ernst überwacht der graue Zinnenthurm der Burgruine Salern die zu seinen Füßen geschmiegten Dorfkemenaten. Wohin das Auge sich richten mag, findet es eine prachtvolle Ausschau, welche alle Grade von dem Lieblichen bis zum Erhabenen durchläuft. Gegen Norden schließt die imposante Pyramide des Eidechsberges, hinter welchem die weiße Spitze des Hochfeilers aus dem Zillerthale hervorlugt, neben der schön gerundeten Gitsch

Digitized by Google

»Gitsch« heißt hier zu Lande das Mädchen), die zur wilden Kreuzspitzgruppe gehört, das waldumhegte, in tiefen Mulden ausgebuchtete Thal; im Westen winken schneebedeckte Hörner aus dem Pusterthale herüber, während der stattliche Höhenzug des Plossenberges — dessen leicht erreichbarer Gipfel eine der berühmtesten Rundschauen in ganz Tirol bietet — sich als nächste Wand erhebt; dort, wo er mit dem Freienbühel, den das blendend herableuchtende Wallfahrtskirchlein von Mariahilf gleich einer Schneeflocke ziert, abschließt, schießen die Nadeln einiger Dolomiten in das Blau, deren Ausläufer als zerrissene, von Rinnsalen durchfurchte Mauer die südliche Thalsperre bilden. Im Osten wölben sich die rundlichen Formen des Urgebirges, bis zu den Firsten dunkel bewaldet; da und dort lassen die Schluchtrisse ehrwürdige Firnhäupter der Ferne gewahren. Zwischen diesen grandiosen Rahmen breitet sich ein lachend liebliches Gelände, dessen wechselreiche Gestaltung an jedem jungen Morgen neu entzückt. Die fünf W, welche das Herz des Landmannes schwellen machen: Wiesen, Wald, Weide, Wein und Wasser, stellen sich in den wunderbarsten Gruppirungen und Farbenabstufungen neben und zu einander. Eisack und Rienz durchwallen hier, in stumpfem Winkel zusammenprallend, mit wildem Wellengedränge und weithin schallendem Brausen die Niederung, auf deren breitester Sohle sich die Stadt Brixen einbettet, die gar lieblich und anmuthend aus ihrem frischgrünen Gürtel emporsteigt. Leider »verschandelt«, wie der Wiener zu sagen pflegt, ein prätentiös hingestelltes architektonisches Ungethüm im reinsten Kasernen- oder Fabriksstyl den freundlichen Eindruck des alten Bischofsitzes und die gesammte Landschaft; es ist das jüngst erbaute Knabenseminar, im Volksmunde mit Bezug auf sein bauliches Aeußere »Schwarzfärberei« geheißen. Neben der Brennerstraße her durchzieht der Schienenweg, eines der Bindeglieder zwischen Nord und Süd, die geneigte Ebene, deren rasche Senkung veranlaßt, daß die ohne Dampf aus den Brennerhöhen herabgleitenden Eisenbahnzüge von einer grauen Dampfwolke eingehüllt erscheinen, weil ihre Bremsklötze in Rauch aufgehen. Allenthalben erheben sich die spitzigen Thürme heller Kirchen, die von den schönsten Punkten aus das Umland beherrschen; wie von eines Säemanns Wurf zerstreut, liegen die weißen Einzelhöfe zwischen Matten und Feldern, aus den höchsten Waldregionen tauchen da und dort Ansiedlungen empor. Wo dem Felsen ein Stückchen achtbarer Grund abzuringen war, da macht sich der Menschenfleiß geltend, oft in überraschender Weise. Denn ein kerniger Volksschlag wohnt hier, arbeitsam, intelligent, festhaltend an altem Wesen und väterlicher Sitte, nicht leicht zugänglich, aber treu wie Gold und ehrlich. Es ist bewundernswürdig, wie diese braven Leute ihren Grund und Boden auszunützen wissen; sogar den Wald halten sie mehr in Ehren, als dies anderwärts in Tirol im Schwange ist, und das will viel sagen.

Das Dorf Vahrn ist äußerst unregelmäßig zusammengewürfelt und seine Straßen bieten mitunter etwas bedenkliche Passagen. Dagegen fordert die Bauart seiner Häuser die Aufmerksamkeit heraus. Alle sind von Gärten

Digitized by Google

umgeben oder flankirt, von Bäumen überwölbt, an manchen bilden riesige Weinstöcke, bis zu Mannesstärke, Lauben, welche die Fahrwege überspannen. Neben den unverkennbaren Bauerngehöften, deren Schindeldächer mit Steinen beschwert sind, fallen viele Gebäude von besonderer Architektur in's Auge, mit vergitterten Erkern, Thurmanbauten, Zinnen und mächtigen Thorschwibbogen; es sind alte Edelsitze, Beweis von der früheren Bedeutung oder Werthschätzung des Ortes. Auch an Villen neueren Baustyls fehlt es nicht; die schönste und höchste Lage, dicht unter der Ruine Salern, behauptet darunter diejenige des geschätzten Advocaten Dr. Desaler aus Brixen. Mitten durch das Dorf strömt der Schaldersbach. Das ist ein Wildwasser, wie es wenige giebt. Zur Zeit der Schneeschmelze, im Vorsommer muß man es sehen. Dann ist es ein Strom, der in weißen Schaum-Cascaden unter Donnergetöse herabstürzt mit unglaublicher Wucht von der Höhe der Schreitspitze, die gegen Westen die wildromantische Waldschlucht sperrt, welche unter dem Namen des »Schaldersthales« ebenso berühmt ist, wie ihr einsames, nur auf dem Saumpfad, der neben dem Wildbad die Sohle bildet, erreichbares Bad mit seinem Magenwasser, das im Renommée steht, den Ansatz des Weinsteins gefällig zu lösen, daher besonders gern von den Bozenern besucht wird. Ein zweites Bergwasser, das aus der Spillukschlucht niederbraust, durchschneidet den nördlichen Dortheil. Wenn die Wässerzeit ist Wiesen ist, dann vertheilen sich hundert Bächlein über die Hänge, da rieselt, plätschert und rauscht es allenthalben, weithin vernehmbar, besonders in der stillen Nacht, die das vieltönige Concert zu symphonischem Einklang bringt, der den Müden lieb in den Schlummer murmelt.

Das Schönste aber an und von Vahrn ist sein Kastanienwald. Er allein ist der Reise werth, er ist's, der den Wanderer festhält und ihm das Scheiden schwer macht. Dicht drängt er sich an die Häuser heran, er setzt sich durch das Dorf selber fort; sobald man über des Hauses Schwelle tritt, befindet man sich in seinem Schatten. Und welcher Schatten! Aber auch welche Bäume! Solche Riesen werden äußerst selten in Europa noch getroffen werden. Erreichen sie gleich nicht den vielbemeldeten Umfang ihres illustren Collegen am Aetna, so sind sie doch so respectabel, daß vier Mann kaum im Stande sind, die ehrwürdigsten Stämme zu klastern. Deren aber finden sich viele neben den jüngeren, die nur ein paar hundert Jahre zählen, und dem alle Altersstufen durchlaufenden Nachwuchse. Die Formung dieser imponirenden Edelbäume ist meistentheils eine überraschend schöne; nicht wenige darunter waren Motive vielbewunderter Landschaftsgemälde; ein uralter von merkwürdig bizarrer Gestalt scheint aus einem Bilde von Nikolaus Poussin getreten zu sein. Ihre knorrigen Aeste breiten sich weit aus und beschirmen einen großen Umkreis. Wenn dann die Sonne mit heißen Strahlen die Gefilde sengt, ist es ein wonniges Lagern im kühlen Schatten der Kastanien; ihre glänzenden Blätter, deren gelbe Blüthenbüschel im Juli den Baum wie mit einem duftigen Spitzengewirk überziehen, wehren jedem Pfeile der Mittagskönigin, nur das Gold derselben stiehlt sich durch die Zwischen-

Digitized by Google

räume und schafft einen märchenhaft schönen Anblick. Es giebt keinen prächtigeren, keinen fesselnderen, keinen interessanteren Wald weit und breit, als den Kastanienwald von Vahrn, gegen welchen die berühmte Nußbaum-Allee von Interlaken an und für sich ziemlich armselig erscheint. Nach Norden läuft er aus in einen mit Birken gemischten Bestand; diese Vereinigung der Vertreter von Laubbäumen der am weitesten von einander abstehenden Horizontal-Regionen des Pflanzenwachsthums macht sich ungemein gut und ist nicht ohne sachliches Interesse. Sie gestattet es auch, daß man nach Belieben den Grad des Schattens aufsuchen kann, den man seinem Bedürfniß zuträglich hält. Ein völlig ebener Schlenderweg führt in den Kastanienwald, an dessen bevorzugten Stellen überall bequeme Bänke aufgestellt sind, die jedoch häufig mit einem moosbepolsterten Felsblock oder dem kurzen weichen Grase vertauscht werden. Er befindet sich im Gemeindebesitze; die einzelnen Bäume werden an die Eingesessenen zur jährlichen, nicht unbeträchtlichen Nutznießung vertheilt. Die Ernte der Früchte gestaltet sich zum Volksvergnügen.

Wem der Kastanienschatten nicht genügt oder gefällt, der findet in einem prächtigen Nadelholzwalde aus Fichten und Lärchen auf dem rechten Ufer des Schaldersbaches gewürzige, der Brust wohlthätige Harzluft, noch größere Kühle und dieselben Bequemlichkeiten, wie unter dem ersteren. Ueberhaupt ist der gesammte Baumwuchs in dem Dorfe selbst und in seiner nächsten Umgebung ein ganz ungewöhnlicher; selten wird man so stattlich bekronte Nußbäume, solche breitästige Kirschbäume erblicken, wie sie hier an den Begrändern, in den Gärten und vor den Häusern stehen.

Daher findet der Spaziergänger auch überall Schatten und der Betrachtung werthe Partien längs seiner Pfade, während sich in der Ferne die schönsten Aussichten aufthun, deren Panorama mit je hundert Schritten kaleidoskopisch wechselt. Jeden Tag kann man neue Wege einschlagen, und es braucht lange Zeit, um ihre Mannigfaltigkeit nur einigermaßen zu erschöpfen. Zugleich ist Vahrn ein äußerst gelegener Mittelpunkt für weitere Ausflüge, zu welchen diejenigen nach Franzensfeste, Mühlbach, Burg Rodeneck, Neustift, Brixen, Schloß Pallaus, Tschötsch, Velturns, Bad Schalders u. s. w. nicht einmal gerechnet werden sollen.

Wer den Ort nicht kennt und blos seine geographische Lage erwägt, der wird geneigt sein, ihm Sommers über eine ungewöhnlich hohe Temperatur zuzuschreiben. Aber er würde irren: der Umstand, daß hier niemals die Hitze zu excessivem Grade anzusteigen vermag, bildet eine der angenehmsten und werthvollsten Eigenthümlichkeiten dieses Aufenthaltes. Am 30. Juli 1877 zeigte um Mittag das Thermometer in der Stadt Brixen +26 Grad Réaumur, während es gleichzeitig in Vahrn nur 22 Grad markirte — eine Höhe, welche nur ganz ausnahmsweise während der heißesten Zeit überschritten wird. Aber auch aus dieser Atmosphäre führt ein Gang von etwa fünfhundert Schritt in die kühlste Waldesnacht; am genannten Tage war die Mittags-Temperatur im Schaldersthale nur +12 Grad Réaumur. Denn

Digitized by Google

die Wasser bringen von den schneegekrönten Höhen stetige Kühlung herab und vermehren dieselbe durch ihre Zerstäubung während des Sturzes. Morgens und Abends ist es daher im höchsten Sommer stets frisch, und an Schlaflosigkeit vor Hitze ist nimmer zu denken. Köstlich ist die Luft; es ist ein täglich und stündlich neu empfundener, unbeschreibbarer Genuß, ihren reinen Aether zu trinken. Nicht minder vortrefflich ist das Wasser; was sind alle Hochquellenleitungen gegen diesen eisig-kühlen flüssigen Krystall! Eine besondere Annehmlichkeit besteht darin, daß die Berge, zu deren Füßen sich das Dorf hinstreckt, dasselbe, sowie seine gesammte Flur, einbegriffen den Kastanienwald und die besten Spazierbahnen, von Mittag an vor der Sonne schützen, welche dann hinter sie getreten ist, so daß man allenthalben im Schatten wandelt, während das herrliche Thalgelände und seine Gebirgswände im goldenen Scheine erglänzen. Vahrn hat, beiläufig gesagt, eine Seehöhe von 666 Metern, die Ruine Salern liegt kaum 70 Meter höher, während man bis zum Bade Schalders 1200 Meter erklimmen muß.

Die Frage nach Unterkunft und Verpflegung, welche für bestimmte Touristengruppen die wichtigste ist, will ich in der Kürze dahin beantworten: beide lassen, nicht geradezu übertriebenen Ansprüchen gegenüber, wenig zu wünschen übrig, sie genügen zum Theile sogar hohen. Seitdem Vahrn wieder wie in alter Zeit gewürdigt und besucht zu werden beginnt, haben sich viele Hausbesitzer auf die Annahme von Gästen eingerichtet, mehrere Gasthöfe sind vorhanden; eine rege Thätigkeit beginnt sich zu entwickeln, welche hoffen läßt, daß der Ort mit der Zeit zu dem Ziele gelange, eine bevorzugte Fremdenstation zu sein. Die Krone aller seiner Etablissements bildet gegenwärtig die Villa Mayr, als Pension eine Dependance des Hotels »zum Elephanten« in Brixen, bekanntlich wo nicht des besten, so doch des gemüthlichsten in ganz Tirol. Sein Proprietär, Herr Hanns Heiß, ein hoch intelligenter, auch auf anderen Gebieten für die Volkswohlfahrt ungemein thätiger Mann, hat für seine Schwiegermutter, Frau Th. Mayr, den alten Clementenhof in Vahrn, das einstige Gerichtshaus der bischöflichen Burg Salern, erworben und denselben blos nach den Plänen und unter der Leitung eines Brixener Kunstfreundes ganz reizend zu einem behäbigen Heim umgebaut, welches äußere stylvolle Eleganz mit anständig bequemer Einrichtung vereinigt. Die Romantik ist dabei nicht zu kurz gekommen, das Alterthümliche wurde pietätvoll erhalten; in den Verließen liegen jetzt treffliche Getränke kühl, alte Bildwerke, Oefen und Jahrzahlen deuten auf ein Rückwärts von drei Jahrhunderten. Die Villa steht in einem hübsch angelegten Garten, sie hat von allen Fenstern die wunderbarsten Ausblicke, uralte Kastanien beschatten einen Theil der Anlage, der von einem krystallhellen Bächlein besäumt ist. Küche und Keller sind trefflich bestellt. Eine freundliche Schaffnerin waltet des Ganzen unter der Leitung des Wirthes, der mit seiner liebenswerthen Gattin fast täglich seine Schöpfung besucht und jedem berechtigten Wunsche mit seltener Beflissenheit entgegenkommt.

Digitized by Google

Gar manche Sommerfrische habe ich schon aufgesucht, niemals war es mir aber gelungen, jenes ungeduldige Mißbehagen abzustreifen, welches den an stete Arbeit gewöhnten Mann befällt, wenn er dazu verurtheilt worden ist, sich eine zeitlang dem bittern Nichtsthun hinzugeben. Hier endlich habe ich es getroffen, zum ersten Male in meinem Leben. Von Tag zu Tag habe ich den Reiz dieses wundervollen Aufenthaltes stärker empfunden, ohne Ermüdung, ohne Wunsch nach Wechsel. Und so ist mir denn auch der Abschied recht schwer geworden von dem lieblichen Vahrn im Schatten der Kastanien.

2. Regen in der Sommerfrische.

Tak, tak, tak — mit verzweifelt eintöniger Regelmäßigkeit fallen die Regensträhne auf die Blechkuppel des vergitterten Erkers meines Zimmers im alten, phantastisch umgebauten Edelhause zwischen den hohen Alpenmauern des Thales von St. Andrä. Tak, tak, tak — klatscht es unaufhörlich nieder Tag und Nacht, ohne andere Unterbrechung, als diejenige eines Gusses angesammelter Niederschläge aus der übervollen Dachrinne. In den monotonen Discant der aufprallenden Tropfen mischt sich als Baß das Brausen der toll gewordenen Wildbäche, die den waldumhegten Sommersitz umarmen und zur Insel machen. Seit fünf Tagen sind die Schleusen des Himmels geöffnet, und der Wässerer scheint den Sperrhebel verloren zu haben. Der Schnee, der die Berge ringsher mit weißem Tuche bespannt hat bis herab zu den Weingärten, deren graue Reben noch kaum die ersten flammigen Blätterfähnchen aufzustecken gewagt haben, benützt die Gelegenheit der allgemeinen wässerigen Lösung, um in breiten Bändern von Jochen und Kogeln niederzurieseln; doppelte Zufuhr schwellt die zu Strömen gewachsenen Rinnsale, in welchen es kocht und schäumt wie in einem riesigen Hexenkessel. Es ist, als ob der Firn ungeschmolzen von der Ferne herabfugle, so weißen Schaumes voll stürzen die Wasser mit unheimlicher Gewalt abwärts. In rasenden Sprüngen, eine der anderen voranhastend, überkollernd, durcheinanderzischend, sich gegenseitig in Wasserstaub zerreibend, rollen die Wellen, mit Donnergetön rütteln sie an den mächtigen Graniten, die sich, seit Jahrtausenden von ihnen glatt geleckt, ihrem Laufe entgegenstemmen; das armselige Menschenwerk der Stege haben sie mit Hohngetöse hinweggerissen und werfen die mannesstarken Balken gegen die Felsen, daß sie zerkrachen gleich einem Schilfrohre. Weithin sind die Ufer überfluthet, in übermüthigem Siegestaumel erobern die Wasser neue Gebiete, graben sich Betten durch Wiesen und Ackerland, wandeln die Wege in Bächlein und bespülen die Schwellen der holzbraunen Hütten.

Wasser überall, auf der Erde, in der Luft. Das steinbeschwerte Schindeldach gewährt gegen seine Zudringlichkeit so wenig Schutz wie die feste Mauer oder das eingefugte Glas. Es schlägt sich in Perlenbläschen an den Wänden nieder und überzieht die Fensterscheiben mit zelligem Be-

Digitized by Google

wurfe, in dem man Namen schreiben kann. Solche melancholische Beschäftigung vermag jedoch nicht lange vorzuhalten, die feuchte Gardine wird zerstört, um einen Ausblick zu gewinnen. Dieser, obgleich meteorologisch trostlos, fesselt länger. In der That ist die Vielgestaltigkeit der Lufterscheinungen wunderbar und wohl der dauernden Betrachtung werth. Mein Erkerfenster gewährt bei günstigem Himmel Aussicht auf eines der schönsten Stückchen Erde; aus der wunderlieblichen, grünen, flußdurchzogenen Ebene steigen jenseits erst sanfte Berghänge, dann an dunklen Wäldern und saftigen Matten reiche Alpen empor bis zu unnahbaren Schroffen und mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln. Zierliche Kirchthurmspitzen, weiße Villen und Einzechten tauchen überall hervor aus malerischer Umrahmung; von den schöngerundeten Hügeln des Urgebirges blicken graue Ruinen in die Niederung, deren Oval durch eine vielthürmige Stadt geschlossen wird; aus der Ferne überragen rothe Dolomitzacken das minder steile Vorgebirg. Stundenlang kann man hinausschauen auf das wechselvolle Bild der Landschaft, ohne zu ermüden; täglich entdeckt man an und in ihm neue der Beachtung werthe Partien; schon die Veränderungen der Beleuchtung verleihen ihm je nach den verschiedenen Tagzeiten immer frische Wirkungen. Nunmehr aber bietet es einen ganz anderen Anblick, bedrückend düster, oft drohend dunkel, aber stets großartig, nicht weniger anziehend als im hellen Sonnenlichte.

Anfänglich verschließt eine grauliche Wolkenwand jegliche Fernsicht. Wie eine in den Himmel gebaute Mauer steht sie vor der Gegend, so fest und einig, als wollte sie niemals wieder weichen. Aber plötzlich berstet sie ohne wahrnehmbaren Grund, durch die weite Bresche erscheint als trostvolle Verheißung, daß die Sintfluth noch nicht gekommen, ein oft geschautes Gelände, eine Kapelle, ein Stück Waldwiese, eine vielgetheilte Ackerflur, aber in finsterer Färbung, als ob jenseits schon die Nacht hereingebrochen sei, dennoch in so scharfen Umrissen, so klar, wie selten am lichten Tage. Leider verkündet dieses tiefe Trauergewand, daß es lange noch nicht genug ist des wässerigen Segens von oben, nach der altbewährten Bauernregel: »Wenn die Wälder und Hecken schwarz scheinen, thun sie Regen wecken«. Im nächsten Augenblicke wallt eine weiße Nebelcourtine empor und verschließt das kaum gezeigte Medaillon, sie löst sich auf in schwankende Sänlen eines schwer bleifarbenen Gewölbes, plötzlich bricht dieses nieder, als sollte es erdrücken, was über den Boden ragt; mächtige Finsterniß lagert sich über das Thal; schärfer plätschern die Güsse, lauter rauschen die Wasser. Aus der Schlucht hervor tönt zischendes Pfeifen, der Wind beginnt sein Sturmlied zu singen. In spitzem Winkel prasseln die Regenfäden gegen die Fenster, die Wetterfahnen kreischen in das Concert. Am Firmament erhebt sich wilder Kampf zwischen schwarzen und weißen, grauen und gelben Wolken, sie wälzen sich wuchtig über und über, als sollten sie sich gegenseitig zermalmen; sie durchbohren sich mit langen Spießen, sie prallen wider einander gleich gewappneten Kriegern, die sich im Ringkampfe tödtlich umarmen. Verliert der Sturm seine Macht, dann wird es Frieden in der Luftregion, aber

Digitized by Google

diese bringt kein neues Leben. Die feindlichen Gewalten sind verschmolzen zu dem eintönigen grauen Bahrtuch, das sich von neuem beharrlich über die Wahlstatt breitet, wie zuvor; wiederum rinnen die vom Winde auf Momente verscheuchten meteorischen Wasser erdwärts, und es regnet, regnet, regnet!

Zuweilen sieht es aus, als ob die Sonne den Sieg davontragen sollte. In dem Wolkengewoge zeigt sich, zumal mit dem hereinbrechenden Abend, öfters ein fahler heller Punkt, der seinen Umkreis stetig vergrößert, bis plötzlich funkelnde Strahlenpfeile daraus hervorschießen. Dann zerreißt das eherne Gewölbe, und es erscheint, den Blicken ein Labsal, das Fleckchen klaren Himmels, das der Matrose eine »blaue Schürze« zu nennen beliebt. Die Nebel heben sich, die Landschaft wird stückweise sichtbar, und auf das frostige Schwarzgrün des Gebirgsabhanges malen sich leuchtende Runde; sie huschen, von den verdichteten Wasserdämpfen gejagt, dahin, dorthin; in dem einen Augenblicke umgeben sie mit feuriger Aureole ein Wallfahrtskirchlein auf der Kuppe des Bühels, im andern hüllen sie eine ernste Fichtengruppe in glänzendes Gold; Irrwischen gleich, gleiten sie hüpfend, des ihnen folgenden Auges spottend, von Ort zu Ort, oder etwa wie die Blende-Reflexe, die ein muthwilliger Knabe mittelst des Spiegels längs der Häuser hinwirft, um die Mädchen an den Fenstern zu necken. Aber sie erregen nur trügerische Hoffnungen, diese ephemeren Lichtblicke, welche Frau Sonne mitleidig herabsendet, um zu verkünden, daß sie noch in alter Reinheit und Wärme hoch über dem nassen Erdenjammer wandle. Denn gleich darauf quillt wiederum der weiße Brodem mächtig aus den durchtränkten Gründen, das blaue Fleckchen Himmel zieht sich zusammen, die zerflatterte Decke schließt sich, und abermals steht die graue Nebelmauer aufgebaut, als sei sie der Weltabschluß.

Das wechselreiche Spiel der Wolken läßt sich wohl Stunden hindurch mit immer neu geweckten Interesse betrachten, aber nur schwer beschreiben. Ihre Metamorphosen gestalten sich oft so überraschend plastisch, daß sie der Phantasie vorauneilen, der es nicht schwer gemacht ist, die Züge der Einherien oder den Ritt des wilden Jägers getreulich darein zu erblicken. Wer sich in diese wirren, aufregenden Gestaltungen vertieft, dem wird die mythische Symbolik der Edda verständlicher, zumal wenn er sich der Benützung weit hergeholter Commentare entschlägt. Jedermann hat übrigens schon die Figuration der meteorischen Dämpfe nach seiner Auslegung gedeutet: wo der Eine Fratzen, erblickt der Andere Götterleiber, Dem gestalten sie sich zu gespenstischen fliegenden Holländern, Jenem zu riesenhaften Thierkörpern, und der Dritte erblickt nur formlose Gebilde des Zufalls, die der Wind jagt und ändert.

Der Blick auf die Erde ist noch ungleich trostloser als der in den Himmel. Nur die nächsten Objecte der Umgebung sind überhaupt sichtbar, und zwar wie durch ein dichtes Spinngewebe, zu Zeiten auch wie durch ein Nesseltuch oder ein Rauchglas. Die Bäume haben sich sämmtlich in

Digitized by Google

Hängespecies verwandelt, ihre Aeste sind von den darauf schlagenden und lastenden Tropfenmengen zu Boden gebeugt, sie trauern über den Gräbern der Hoffnungen fleißiger Landleute. Das in die Aehren geschoßte Korn lagert in gleichförmiger Richtung übereinander, die Furchen der Aecker stehen voll Wasser, aus welchem braune Schollen-Eilande hervorgucken; das Gras scheint auf den Wiesen zu schwimmen. Die Dächer der Häuser bilden Kieselflächen und die abschüssigen Gartenwege Cascaden. Was trocken ist, scheint von der Erde verbannt, nur das nasse Element bringt Leben und Bewegung. Ab und zu versucht ein vorwitziger Fink sein Locklied aus irgend einem Blattversteck hervor, aber im besten »Reitzug« bricht er es ab, weil er vermuthlich selber einsieht, daß er sich lächerlich macht. Wenn das Prasseln des Niederschlages eine kurze Unterbrechung erfährt oder ein mattherziger Sonnenblick momentelang die Menschenkinder zum Besten zu haben versucht, ertönt wohl auch vom Walde her des Kukuks Schrei, aber so schläfrig. Und immer nur einmal. Wer ihn jedoch zum erstenmale hört und fragend anruft: »Kukuk, wie lange regnet's noch?« der erhält sofort zehnfache Antwort und kann sie auf Tage oder Wochen deuten.

Es ist heute Feiertag — aber Wald und Haide feiern das Fest der Freude nur mit schweren Thränen. Auch die Menschen, die sich im Vertrauen auf den Kalender nach den Sommerfrischen geflüchtet haben, sind dem Weinen näher als dem Lachen. So anziehend die Beobachtung einer Steeple-Chase der Wolkenrosse an und für sich auch sein mag, der professionelle Luftschnapper verlangt nach mehr. Allerdings bildet, wie üblich, das Wetter einen unerschöpflichen Gegenstand der Conversation und das fortwährende Gelaufe zum Barometer eine recht gesunde Motion; allein nichts ermüdet mehr als Klagen und Fragen, deren Erwiderung man selber auf der Zunge hat; amüsant ist es auch nicht, wenn der Luftschwermesser hartnäckig auf seiner Position zwischen »Veränderlich« und »Schlecht Wetter« beharrt und trotz aller Liebkosungen oder Bosheit sich nicht einmal zur Formirung des kleinsten Häubleins verstehen will. Kein Wunder, wenn man in solchen Tagen abergläubisch denkt und zuletzt sogar die Bauern, deren man etwa habhaft wird, um Rath fragt. Vor Himmelfahrtstag waren diese guten Muthes: »Wartet nur,« sagten sie, »bis unser Herr auffi gefahren ist; der wird es unserm Herrgott schon erzählen, wie es auf seiner Erd' ausschaut, und dann wird's gewiß besser!« Aber in der Prachtkirche des benachbarten Stiftes ist unter prasselndem Regen und dennoch gewaltigem Menschenzufluß unser Heiland, more solito, mittelst Stricken längst in den Himmel befördert worden, die meteorische Krisis hält aber nichtsdestoweniger an. Abermals werden die Bauern befragt; jetzt aber kratzen sie sich hinter den Ohren, und was sie entgegnen, ist so despectirlich gegen das ewige Regiment, daß es sich nicht wiedergeben läßt.

Da die Verzweiflung bekanntlich ihren Humor hat, so gestaltet sich das Zusammensein der auf den engen Raum unserer Pension beschränkten Gesellschaft der heterogensten Charaktere allmählich befriedigend, dann

Digitized by Google

gemüthlich, zuletzt belustigend. Es verhält sich damit — das etwas verletzende Gleichniß möge verziehen werden — wie mit einer Schafherde beim Schneesturme; nach den ersten drohenden Stößen des Orkans rennen die Thiere kopflos aus und durch einander, nachher aber drängen sie sich möglichst dicht zusammen, schützen und erwärmen sich gegenseitig und trotzen so den verderblichen Elementen. Glücklicherweise befanden sich in unserer kleinen Colonie nicht nur einige unternehmende Mitglieder, wohl ausgerüstet mit den kleinen socialen Hilfsmitteln zu einem plaisirlichen Todtschlag der Zeit oder des Geldes, was ja dasselbe ist, sondern auch einige kostbare Originale, trefflich geeignet zur Zielscheibe aller möglichen Vexirungen oder schlechten Witze (die guten sind langweilig) und, was mehr ist, auch jederzeit bereit, sich dazu herzugeben. In ihre Benützung wurde Unglaubliches geleistet; zuletzt mußte sich sogar der Herr Post-Expeditor, der zugleich den Briefträgerposten versieht, zum Mitschuldigen hergeben; besonders spaßhaft entwickelte sich die Geschichte eines angeblichen Lotterie-Gewinnstes mit festlichem Souper und Tags darauf erfolgendem Widerruf. Ein Theil des Cirkels setzt sich unmittelbar nach dem Frühstück zum Kartenspiel; die älteren Damen sind erpicht auf Bezigue, Patience und Rabouge, während eine Gruppe von reifen Herren treulich am Tarok festhält. Ein weißlockiger Türke erweist sich als eminenter Professor der Kartenkunst und lehrt einigen wohlgenährten rosigen Münchnerinnen das anmuthige Spiel »Klabberjass«, welches Wort ein schnurriger deutscher Autor aus dem Italienischen abstammen lassen und »Calabrias« geschrieben haben will, während es doch nur die verketzerte Aussprache von »Clairvoyance« ist, einem wohlbekannten französischen Kartenspiel. Auch das Whist zählt seine Anhänger, und selbst unschuldigste Divertissements, wie Kreuzmariage, Huck und Schwarzer Peter, kommen zeitweilig zur Abwechslung an die Reihe. Lectüre ist gesucht — die hysterischen Altjungfer-Novellen einer ganzen Anzahl defecter Blaustrümpfe erlangen ein Ansehen, das sie bei hellem Himmel nirgends mehr finden, und es wird sogar ein unglückliches Wesen entdeckt, welches den Roman »Unersetzlich« — entsetzlich! — schon bis zur Hälfte gelesen zu haben vorgiebt, was nicht geringe Besorgniß im Kreise der Näherstehenden erregt.

Niemals ist das »Vivos voco!« mit solchem Enthusiasmus begrüßt und befolgt worden, wie hier, wann die Mittagsglocke ertönt. Denn das Essen bedeutet nicht blos Ernährung, sondern auch Unterhaltung, und diese kann niemals gut genug sein. Zum Glück dürfen wir uns zufrieden erklären; der Wahlspruch unseres Hauses lautet, entgegengesetzt demjenigen der deutschen Industrie: »Billig, trotzdem vortrefflich!« Das einzige Mangelhafte bei unseren Symposien ist, daß manchmal Erstickungsanfälle vorkommen, unvorsichtigen Lachens halber. Natürlich scheidet man, einmal vereinigt, nicht so bald wieder auseinander, und es wird ein großer Aufwand an menschlichem Scharfsinn verwendet auf Erfindungen, um die Länge der Nachmittage zu verkürzen. Nicht die undankbarste darunter war die Zusammenstellung einer Menagerie, wie sie sich noch niemals einem hohen Adel und verehrungs-

Digitized by Google

würdigen Publikum producirt hatte; eine mit etwas primitiven Behelfen durchgeführte Maskerade war gleichfalls nicht zu verachten, und viele Confusion erregte es, als bei Strafe festgesetzt wurde, Jedermann mit einem besonderen, ihm beigelegten Titel zu begrüßen und seiner Würde gemäß zu behandeln. Da sah man den Alten vom Berge mit der schlanken Prinzessin Mimi, die Gräfin v. Salern neben dem Ritter Kuno v. Geierstein, den braven Mehemed Pascha und die Marchesa Lora, ein Fräulein Leichtsinn, eine Tante für Alle und so fort. Ein bischen Blödsinn darf bei solchem verrückten Wetter ja wohl Entschuldigung beanspruchen. Auch ein bischen Medisance — an der es wahrhaftig nicht fehlte; unsere Gesellschaft zählte mehr Frauen als Herren, und darunter geistreiche, schöne, junge. Aber es war dafür gesorgt, daß das überschäumende Gefäß friedliche Ableitung finde; hatte sich einmal der Stoff auf den spitzen, bösen Zünglein allzu sehr gehäuft, so diente als Blitzableiter ein sehr anzuempfehlendes Gesellschaftsspiel, Orakel genannt, bei dem man die schönsten Sottisen harmlos anbringen kann, ohne der schlimmen Absicht geziehen werden zu können; nur gilt es dabei, schlau genug zu sein, um sie auch an den rechten Mann oder die rechte Frau zu adressiren.

Sonderbar, zur Arbeit, zur ernsthaften Beschäftigung gelangt man nicht in einer solchen trüben Zeit, trotz aller Vor- und Ansätze. Jeden Morgen erhebt man sich mit dem festen Entschluß: »Heute bestimmt!« Die vertrocknete Tinte wird aufgefrischt, ein schöner Bogen Papier hervorgezogen, eine neue Feder in den Halter gesteckt. Dann beginnt man mit der Sammlung der Gedanken — aber das ist eine formidable Mühsal. Auf dem Flur ertönt ein helles, wohlbekanntes Lachen — vielleicht klopft sogar ein feines Fingerlein schelmisch lockend an der Thür — oder ein Commando-Baß erschüttert die Corridorwölbung: »Es fehlt noch ein Mann!« — und vorbei ist's mit den Vorsätzen, den Gedanken und dem Arbeiten. Ihretwegen bezieht man nicht Sommerfrischen, hauptsächlich wenn sie besonders frisch sind. »Wasser macht lustig,« sagen die Araber. Das Faullenzen ist schwer zu erlernen, aber ungemein angenehm zu betreiben. Der Tag vergeht am raschesten beim Nichtsthun, sobald dieses mit einem schillernden Geschäftigkeitsmantel seine schnöde Blöße verdeckt. Und Abends ist man viel müder, als nach dem angestrengtesten Fleiße. Das Schlummerlied singen uns die fallenden Regentropfen: Tak, tak, tak!

3. Eidechsenjagd.

Niemals habe ich dem Angelsport, der bekanntlich ebensowenig den Namen »Sport« verdient, wie die unwürdigste aller menschlichen Arbeiten, das Rudern, — die Strafe der Galeerensklaven — einen Geschmack abgewinnen können. Ich habe versucht, den Fisch zu berücken mit gebogener Stecknadel an den Lagunen des Altrheins und habe mit englischem Rollzeug die Fliege tanzen lassen über'm Gewässer schweizerischer Seen, stets habe ich dabei

Digitized by Google

ausnehmende Langweile empfunden, und nebenbei Mitleid mit dem zappelnden, spannenlangen Opfer. Um so überraschender ist es mir selber gewesen, als ich mich ertappte über dem Gefallen an einer ganz ähnlichen Uebung, welche minder im Schwunge, jedoch nichtsdestoweniger interessant genug ist, um mit der Erzählung davon ein Blättchen zu füllen. Müßiggang ist aller Laster Anfang, und deshalb entwickeln sich in wohliger, nichtsthuender Sommerfrische gar manche bedenkliche Keime, welche manchmal in erschreckender Weise um sich wuchern würden, wenn nicht glücklicherweise durch kluge Gesetze der Natur und der Polizei dafür gesorgt wäre, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. So habe ich mich denn auch verleiten lassen, allen Ernst des Daseins ein paar Wochen lang weit hinter mich zu werfen und mit lustigen Mädchen Tag für Tag hinauszuziehen auf die — Eidechsenjagd. Da dieses edle Waidwerk meines Wissens noch keinen Doebel oder Flemming gefunden hat, wird die Kunde davon Manchem neu, vielleicht auch willkommen sein.

Ein merkwürdiges Original ist der Verführer gewesen. Unter das bunte Häuflein, das in einer südtirolischen Waldbucht ein behagliches Nest gefunden, hatte sich ein seltsames Menschen-Exemplar verirrt, ein weißgelockter, weißbärtiger Mann ohne Schatten, den alle Welt für einen Türken oder Mameluken hielt, der aber jeder Anspielung auf sein früheres Leben behutsam aus dem Wege ging. Er behauptete, krank zu sein, war aber nur faul; um das ihm zu Gebote stehende Uebermaß an Zeit todtzuschlagen, hatte er begonnen, durch mancherlei Lectüre seiner früher offenbar etwas vernachlässigten Bildung zu Hilfe zu kommen; was er dabei einheimste, suchte er wieder an den Mann zu bringen, wobei die komischesten Quidproquos zu Tage kamen; abgesehen davon und von der solchen Leuten eigenthümlichen Empfindlichkeit, war er ein guter Kerl, gern gefällig und namentlich jederzeit bereit, sein Licht thunlichst leuchten zu lassen. Dieser sonderbare Kauz war durch »Brehm's Thierleben« auf naturgeschichtliche Liebhabereien gekommen und unterhielt eine kleine Menagerie von allerhand Kriechgezieser; besondere Neigung widmete er den Sauriern; durch langen Aufenthalt in südlichen Ländern war er mit ihren Arten, ihrer Lebensweise und Fangart bekannt geworden. Es freute ihn höchlich, wenn Jemand sich für seine Lieblinge interessirte; er lud insbesondere gern die jungen Damen zu deren Besichtigung ein; diese sprachen bald den Wunsch aus, in den Besitz eines Lacertarinms zu gelangen, und von ihnen theils gedrängt, theils aus eigener Neigung, die vielleicht dem Sehnen nach Abwechslung entsprang, entschlossen sich die Herren, darunter leider auch solche, die etwas Besseres hätten thun können, Unterricht in der neuen Jägerei zu nehmen und »hinaus zum fröhlichen Jagen« zu ziehen, aber nie — ohne Damen. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, namentlich wenn er liebe, lachende, lose Gesellschaft haben kann.

Das Jagdrevier war ein weites und wunderbares. Es ist eines der schönsten Thäler der Welt, in dem sich Nord und Süd die Hände reichen;

Digitized by Google

wohin das Auge schweift, entzückende Fernsicht, die Nähe ein bunter Wechsel von sorgsamer Cultur und üppigem Naturwuchs. Die Gelände sind allenthalben mit locker geschichteten Steinmauern eingefriedet; das Material dazu bieten die Gerölle, welche im Schmelzschneewasser von den Bergen herabtollen; oft genug ist es cyklopisch massig, und Staunen muß der Fleiß erregen, welcher diese gewaltigen Blöcke aufeinanderthürmt zur Befreiung und zur Schirmwand des Ackers. Aus den Spalten der Felsenzeilen wuchern Sauerdorn und Attich, Hagerosen und Hollunder, Geißblatt und Rainweide in verschlungenem Gewühl empor; saftiger Epheu kriecht daran hin; rothe, gelbe, blaue Flechten überziehen die Granite und Porphyre; dazwischen zartfahnige Gräser, duftiger Thymian, Glocken, Sterne, Kelche, Rosen der Blumen in allen Farben. Es singt und summt allerorten; aus den Kronen der breitästigen Kirsch- und Nußbäume, im Halmenmeere des Weizens, im mastigen Grünklee; Vögel und Insecten schwelgen in der Sommerwonne; Falter flattern, Schrecken schwirren, Ameisen-Karawanen kreuzen die Pfade, Käfer laufen hastig hin und her, Hummeln und Bienen tauchen in die Blüthen — tausendgestaltiges Leben und Weben auf Schritt und Tritt.

Einen fesselnden Mittelpunkt desselben bilden die geschmeidigen Echsen, die, vom warmen Strahl hervorgelockt, sich auf den Steinen sonnen, aber mit Blitzesgeschwindigkeit in Schlangenlinien enteilen, sobald ihnen Gefahr in der ungeschlachten Menschengestalt entgegentritt. Es ist unmöglich, sie zu übersehen und dann von ihrem Wesen und Treiben nicht angezogen zu werden. Hier zwischen den Felsenzäunen ist zunächst die schlanke Mauer-Eidechse unser Wild. Glaube nur Niemand, es sei keine besondere Kunst, das Thierchen zu fangen; ist es erwachsen und gewitzigt genug, dann spottet es der behendesten Finger. Wie ein graubrauner Pfeil schießt es dahin mit unberechenbaren Windungen, und einmal mißtrauisch gemacht, läßt es sich kaum jemals wieder beikommen. Gerade diese gemeinste aller Lacerten ist am schwierigsten zu erhaschen, besonders dort, wo sie den Menschen als Feind kennt, der aus betrübendem Aberglauben sie nebst ihrer ganzen Sippe haßt und verfolgt. Aber sie gehört nur zur niederen Jagd und bleibt unbeachtet, wenn auf edleres Wild gepürscht wird. Zwar die grüne, dunkelbraun gestreifte Zaun-Eidechse, die in den Steinhaufen längs des Weges oder an den Feldrainen zuweilen recht träge wartet, bis die Hand sich nach ihr ausstreckt, und die braunbunte, weißgetigerte Berg-Eidechse, die sich am liebsten im Wurzelgeflecht der Wiesensträucher ansiedelt, gehören noch zur Mittelsjagd. Das Hochwild ist die Smaragd-Eidechse, die Königin der europäischen Schuppen-Echsen. Sie ist ein prächtiges Thier. Ihr Panzer leuchtet in dem brillantesten Grün, das sich nur denken läßt, und ist über und über mit helleren oder dunklen Knöpfchen wie mit Edelsteinen besäet, der Hals schillert im lebhaftesten Blau, die Bauchschilder haben weißgelbe Färbung. Das Thier erlangt eine ansehnliche Größe; ich habe ein altes Männchen besessen, welches vom Kopf bis zur Schwanzspitze 0·72 Meter maß. Die Gestalt vereinigt Kraft, Ebenmaß und Gewandtheit, der schön

Digitized by Google

geformte Kopf, die hübschen, handähnlichen Füßchen und der lange Schweif mit seiner außerordentlichen Beweglichkeit geben der Smaragd-Echse etwas ungemein Graziöses, Elegantes, und wer sie beobachtet, begreift, weshalb die Alten den Inbegriff der zierlichen Gewandtheit in der Eidechse verwirklicht sahen und der Heide Goethe ein gefälliges Mädchen der Lacerte verglich.

Als ich zum erstenmale auf die Eidechsenjagd auszog, that ich es jungen Naturforscherinnen zuliebe, die, von dem alten Türken angestiftet, durchaus ihr Glück versuchen und gleich eine kleine Sammlung der flinken Kriechthiere als Trophäen mit zurückbringen wollten. Es war gegen neun Uhr Vormittags, die Sonne brannte schon warm hernieder, aber der Thau hing noch glitzernd an den Halmen; das aber ist gerade die rechte Zeit und Witterung; je mehr das Taggestirn sich dem Zenith nähert, um so aufgeregter, wilder, vorsichtiger wird die kleine lebendige Welt, die sich zu unseren Füßen tummelt in unzähligen Formen. Unsere Jagdausrüstung war ziemlich einfach; sie bestand aus einem festen, geraden und leichten Stab, am besten ein Stück englisches Angelrohr, von anderthalb bis zwei Metern Länge; am dünnen Ende desselben ist eine leichtläufige Schlinge von doppeltgedrehtem Roßhaar — wie für den Dohnenstieg üblich — gut befestigt. Das ist das Jagdgewehr; außerdem ist noch ein etwas geräumiges leinenes Säckchen nothwendig zur Aufnahme der Beute. Schon im Dorfe liefen die Mauer-Eidechsen an den Wänden auf und ab zu Hunderten; ein paarmal versuchten wir an ihnen unser Heil, aber vergeblich, wir waren noch allzu sehr Anfänger, die Hand zitterte uns, und im rechten Momente traf die Schlinge niemals ihr Ziel. Ja, wenn die flinken Geschöpfe stillgehalten hätten! Aber das thaten sie leider nicht, wie Quecksilber rannten sie auseinander, verschwanden in ihren Löchern und guckten gleich darauf wieder fünf Schritte entfernt aus einer Ritze hervor, als wollten sie sich über uns lustig machen. Wir zogen weiter; auf dem bekannten Schlenderwege wächst aus der Terrassenmauer ein uralter Berberitzenstrauch, unter seinen Wurzeln spielen die Gruensen, wie dort die Smaragd-Echsen genannt werden, so lange die Sonne scheint. Auch heute waren sie da, aber nur, um uns zu äffen. Mit aller erdenklichen List und Vorsicht suchten wir das verhängnißvolle Roßhaar über die blauschillernden Kehlen zu schieben, es gelang niemals. Bis zur Mittagszeit mühten wir uns ab — die Gluth des ehernen Himmels trieb uns endlich heimwärts, ohne Beute, verdrießlich, und zu dem Schaden brauchten wir für den Spott nicht zu sorgen. Aber wir empfingen auch neue Belehrung und schwuren, es besser zu machen.

Am nächsten Tage wanderten wir, die beiden Fräulein aus Wien und meine Wenigkeit, schon in aller Frühe durch die beperlten Wiesen, dem See entgegen. Das Thal verengt sich, die Berge rücken näher zusammen, endlich bilden ihre steilen Felsabstürze einen Kessel ohne jeden Ausgang. Hier sammeln sich die Wasser zu einem dunkelgrünen, träumerischen Spiegel; hundertjährige Fichten und kolossale Steinblöcke schauen in die Tiefe, aus

Digitized by Google

der hie und da eine grüne Insel hervorragt; dort, wo des Anfangs seichte Stellen sind, rauscht der Schilfwald im Morgenwehen, braune Kolben, rothe Blumenbinsen drängen sich daraus hervor; dann, wo es schon tiefer wird, schwimmen tausend weiße und gelbe Seerosen zwischen ihren saftgrünen Tellerblättern, bis zuletzt der freie, glatte Wasserplan die verrätherische Unergründlichkeit deckt, darin der boshafte Nix seine Menschennetze knüttet. Ein breites Ufer, auf dem der Sonnenstrahl widerprallt, ist übersäet mit Trümmern des Urgebirges, die sich von den Bergwänden losgelöst haben; zwischen ihnen wuchern Farne, blaue Orchideen, hochstrebende Königskerzen und schwarzbeerige Wachholderbüsche; ein feiner Moosrasen zieht sich, gleich einem elastischen Laufteppich, am Gestade entlang. Einsam ist's hier, fast unheimlich, aber schön; jedes laute Wort, jeden leisen Ton wirft das Echo zurück, hin und wider; es ist, als ob Gnomen in den düstern Runsen hockten und mit den Klängen Fangball spielten. Hier ist auch das rechte Terrain für die Eidechsenjäger. Selten lenken Wanderer ihre Schritte durch die stille Waldeinsamkeit, jenseits führt eine bequeme Straße zu den Zielen der Menschen. Daher ist auch das Gethier der Oede kecker, unvorsichtiger, es kennt noch nicht die Hinterlist der großen Räuber. Und so glückte denn auch hier der erste Fang, dem dann viele gefolgt sind.

Wo ein schönrandiger Haiderosen-Strauch auf dem Gerölle sich wiegt und weithin würziges Arom versendet, da fiel das erste Opfer. Es war ein wunderbarer Echserich, unzweifelhaft ein ehrwürdiger Häuptling im Volke der Smaragdenen, der vor seinem Schlosse Malepartus der Ruhe pflog und schläfrig blinzelnd in die Sonne blickte, in der sein perlengesticktes Gewand funkelte gleich dem Rheingolde. Baronesse Chloe hatte das Wild zuerst erblickt: »Versuchen Sie es,« raunte sie mir zu, »ich zittere zu sehr.« Fräulein Toni aber hielt schon auf alle Fälle das Säcklein bereit, diesmal in sicherer Hoffnung auf ein Halali. Jagdfieber hatten wir alle Drei. Vorerst prüfte ich die Schlinge und befeuchtete dieselbe mit Speichel, so daß sich an ihrem Zuzug ein kleiner Spiegel bildete; Alles in in Ordnung, näherte ich mit ausgestrecktem Arme die Ruthe dem Kopf der Eidechse. Sie schlief aber nicht; erschreckt hob sie bei der Annäherung des unbekannten Dinges den Oberkörper, sicherte einen Augenblick und war gleich darauf verschwunden. Malediction! Ich glaube, einer meiner lieben Begleiterinnen ist ein Thränchen des Verdrusses im Auge gestanden. Aber still, nicht gerührt, da ist sie wieder! Argwöhnisch hebt sich ein züngelndes Köpfchen aus dem Geklüft, die Sonne loht so wunderbar, der breite Stein ist so wohlig warm. Mit einem eleganten Schwung liegt das Reptil wieder auf dem verlockenden Lotterbette. Abermals nähert sich die Schlinge, wenngleich schwankend, oft abirrend, denn die Aufregung steigt mir in die Kehle und meine Muskeln gehorchen nicht mehr; der Eidechs stutzt, aber er ist zugleich neugierig, er folgt der curiosen Erscheinung mit den Augen, mit dem Kopfe, ohne vom Lager zu weichen; jetzt meine ich den Vortheil zu erfassen und streife rasch die Schlinge über — aber, o weh! der Zug war verfehlt, hat

Digitized by Google

das Thier nur berührt, und dieses ist abermals verschwunden. »Wir warten,« rufen die Mädchen, »und wenn bis morgen; sie kommt wieder.« Und richtig, die Eidechse kam wieder, aber diesmal dauerte es blos zehn Minuten, die zur Neuherstellung des Fang-Apparates verwendet wurden, bis sie abermals in ihrer vollen Schönheit und Länge auf dem Steine lag. Man sollte glauben, das thörichte Geschöpf sei jetzt gewitzigt gewesen, aber im Gegentheile, es war nunmehr weit neugieriger und verwegener als zuvor. Wahrscheinlich dachte es, das eigenthümliche fremdartige Ding, das ihm da vor der Nase tanze, schade ihm ja nichts, so sei es wohl der Mühe werth, es zu ergründen. Und so ließ sich die Eidechse noch zweimal die Ungeschicklichkeit des Jägers gefallen, sie floh zwar jedesmal, aber immer bälder kam sie zurück, immer vorwitziger, bis — endlich! Ein Ruck, und da hing der kleine Lindwurm in der Luft und zappelte und wand sich, bis das scharfe Haar sich fester zuzog, dann blieb er regungslos. Aber um so agiler vollführten die Mädchen einen leidenschaftlichen Siegestanz unter hellem Triumphgesang um das Opfer. Der Weidsack nahm es alsbald auf, und zwar diesmal sammt der Schlinge, welche kurzweg vom Stocke abgelöst wurde; wir wußten noch nicht, daß ein Griff hinter die Ohren das Thier wehrlos macht, so daß auch der Fangdraht leicht abgestreift und wieder benützt werden kann. Es ist wahrscheinlich kein Knabe, der seinen ersten Hasen erlegt hat, so übermüthig vergnügt und beutefroh gewesen, wie an diesem Julitage wir Drei, zwei rosige Mädchen und auch ein Knabe, aber ein alter.

Als solchergestalt der erste Erfolg errungen war, gab es kein Halten mehr. Tag für Tag lagen wir dem neuartigen Waidwerk ob, und ich schäme mich fast, es zu gestehen, mit immer wachsender Passion. Ich habe andere Jagden mitgemacht zur Genüge, aber ich weiß nicht, ob mir das Herz so klopfte, als ich zum erstenmale einen Fuchs durch die Stangen meinem Stand entgegentrotten sah, wie, als die erste Berg-Eidechse lüstern vor meiner Schlinge umhergaukelte. Und so tief habe ich mich nicht geärgert, da ich den einzigen Hirsch, dem ich jemals feindlich gegenübergetreten, auf zwölf Schritte brillant fehlte, als da die glücklich Gefangene sich aus der Schlinge wieder befreite, indem sie bei zu senkrechter Haltung der Ruthe mit dem Vorderfuße an dieser eine Stütze gewann und trotzdem, daß Fräulein Toni sich der Länge nach über den Ausreißer stürzt, in's Steingeklüft entrann, ach, mit Verlust des langen nachzuckenden Schweifes — der dem Thiere jedoch glücklicherweise nachwächst, wenngleich langsam. Die Smaragd-Eidechsen ließen sich immer am leichtesten, wenngleich stets mit Aufwand vieler Künste und Geduld erhaschen; sie scheinen die dümmsten oder vertrauensseligsten unter ihrer Sippe zu sein; am schwierigsten, wie schon gesagt, gelingt der Fang der ganz gemeinen Mauer-Eidechse. Solch geschmeidiges, fast unsichtbar schnell hingleitendes, solch ein abgefeimt gescheites Wesen giebt es kaum noch einmal unter allem Gethier. Wo sie Feinde wittert, ist sie völlig unnahbar, in der Mittagshitze zumal scheinen ihre Sinne und Verstandeskräfte dermaßen geschärft, daß die Jagd auf sie

Digitized by Google

eine ganz vergebliche wird. Und gerade dann, wenn ihrer Tausende die Steinhalden beleben, an senkrechten Mauern hinaufrennen wie auf ebenem Boden, und man oft mit Einem Griff ein Dutzend fassen zu können meint. Aber nichts da — sie huschen vor jeder verdächtigen Bewegung davon wie Irrwische, mit so zierlicher Gewandtheit, in solchen Schönheitslinien, daß das Auge die Hand zähmt. Und dennoch gelingt es, sie zu berücken, es gilt nur zu warten und des Foppens nicht müde zu werden. Endlich führt die naseweise Keckheit der kleinen Hexe doch das feine Köpfchen in die gefährliche Masche, und dann hilft kein Wehren und Beißen mehr, mögen auch die kleinen Kiefern sich noch so krampfhaft in den Finger oder das Tuch graben. Mit besonderem Glück habe ich einen kleinen Schmetterling neben der Schlinge an der Rutheuspitze aufgesteckt und vor den Thierchen herumtanzen lassen; man muß sich nur davor hüten, daß sie nicht darauf losschießen, weil sie sich dann das Schnäuzchen hart anstoßen und danach gewiß nicht wiederkommen.

Was macht man mit den gefangenen Eidechsen? höre ich fragen und antworte darauf: Man setzt sie in das Lacertarium und hat dann tausend Freuden daran. Das Lacertarium aber ist ein Blechkasten mit Glaswänden nach allen Seiten, der gut schließbare Deckel ist mit zahlreichen Luftlöchern versehen. Auf den Boden dieses Behälters kommt eine Lage feiner Sand, darüber eine bis zehn Centimeter starke Schichte feines Moos; an der einen Seite befindet sich ein kleines, oblonges Wasserbassin, welches herausgenommen werden kann. Der ganze Palast muß etwas länger sein, als der längste seiner Bewohner, sein Aufstellungsplatz der sonnigste, den die Lage bietet. Da hinein versetzt der glückliche Jäger seine Gefangenen, welche sich anfangs unwirsch geberden und tief unter das Moos verkriechen. Aber wenn am zweiten oder dritten Tage die Sonne das Haus schmeichelnd durchwärmt, hebt sich plötzlich ein spitzes Köpfchen mit edelsteinglänzenden Aeuglein aus dem Moose und lugt sichernd umher in der neuen Welt. Nun einen Käfer, einen Mehlwurm, eine Glattraupe eingeführt — da leuchten die Augen noch einmal so lebhaft, ein zweigespaltenes Züngelein fährt fieberisch zwischen den Kiefern hervor, plötzlich öffnet sich ein weiter Rachen, und mit Einem Ruck ist der Raub verschlungen. Es dauert keine acht Tage, so nimmt die Smaragd-Eidechse ihrem Pfleger schon das lebende Futter aus den Fingern; todte Insecten verschmäht sie, läßt sich aber manchmal täuschen, wenn dieselben so bewegt werden, als ob sie lebten. Brachkäfer, Schmetterlinge, vor Allem aber Heuschrecken sind ihr Lieblingsfutter. Und sie sind unersättliche Schlinger.

Es hat manchmal schwer gehalten, ihrem Bedürfnisse gerecht zu werden, namentlich in und nach Regenzeiten; glücklicherweise kommen sie an trüben und kühlen Tagen niemals aus dem Versteck hervor. Aber viele Stunden mußten geopfert werden, um Nahrung für die Gefangenen beizuschaffen, und die beiden jungen Damen gingen nie spazieren ohne Käferschachtel und Schrecken-Netz. Denn wir hatten eine zahlreiche, dabei gemischte Gesellschaft

Digitized by Google

zu versorgen: sieben Smaragd-, zwei Berg- und mehrere Mauer-Eidechsen; daneben befanden sich im selben Gelaß zwei Schleichen und zur Belebung des Ganzen eine Anzahl Hirschkäfer, ein blauer Carabus und ähnlicher Coleopteren mehr, an die sich selbst der alte Eidechskönig, der als erster Insasse wüthend das Palastrecht wahrte, nicht wagte. So oft ein neuer Bewohner eingeführt wurde, gab es erschreckende Kämpfe; hin und her, ingrimmig um sich hauend, fuhren die erbosten Thiere, packten sich mit den breiten Rachen, wanden sich in Knäueln und kämpften, bis ein Sieger das Feld behauptete, und das war immer das alte Männchen. Es schonte auch das schöne — hier gerade viel schlichter und unansehnlicher gefärbte — Geschlecht nicht. Mit einiger Einbildungskraft konnte man sich an diesen täglich wiederkehrenden Balgereien die Kämpfe der brünstigen Nil-Krokodile oder der amerikanischen Alligatoren versinnlichen. Die grausamste Raubgier sprach sich aus in der Art und Weise, wie die Smaragd-Eidechse etwa einen verspäteten Maikäfer behandelte; das Zermalmen desselben war durch die Scheiben hörbar, zwanzigmal warf sie das gequälte Thier umher, bis sie es mundgerecht zum Verschlingen gepackt hatte. Dem gegenüber lernen die Lacerten sehr schnell ihren Pfleger kennen und werden so zutraulich zahm, daß man mit ihnen machen kann, was man will. Die Baronesse Chloe hatte binnen wenigen Wochen die Bewohner ihres Lacertariums so zu Sklaven zu machen gewußt, daß sie an ihr auf und ab liefen oder sich verbargen, wie dereinst am sonnigen Stein der Seegestade. Und der Fall ist wiederholt vorgekommen, daß entwischte Exemplare nach mehrtägiger Abwesenheit plötzlich wieder auf dem Deckel des Lacertariums saßen, sich ruhig greifen und einsperren ließen.

Als der Sommer zur Rüste ging, die Tage fühlbar kürzer, die Morgen und Abende kühl geworden waren, zogen wir an einem warmen Mittage zum letztenmale wieder nach dem lieben See, diesmal nicht, um zu jagen, sondern um zu befreien. Im entlegensten Winkel des Felsenkessels, auf mühsam zu erklimmendem Plateau öffneten wir die mitgebrachten schweren Waidsäcke — wir gaben unseren Gefangenen die Freiheit wieder. Einen nach dem andern setzten zarte Hände auf das Moos, ich glaube sogar, daß jeder zuvor geküßt worden ist. Die Thiere wußten anfangs mit ihrer Freiheit nichts anzufangen, sie blieben ruhig, wie rathlos in unserem Bereich. Der König war es, der zuerst in eine Steinkluft fuhr, nur zögernd, in langen Zwischenräumen, folgten die andern. Als das letzte verschwunden war, gab es einige nasse Blicke und Seufzer. »Sie kommen im nächsten Jahre alle wieder, wenn wir sie locken,« tröstete sich und uns die Baronesse. Und so ziehen wir denn auch sicherlich, wenn wir's erleben, mit der Sommerwende wieder selbander auf die Eidechsenjagd.

Digitized by Google

Skizzen vom Nil.

»Behera« hieß, nach dem Namen einer der Mudirjehs oder Statthalterschaften von Unterägypten, der Dampfer, welchen wir in Bulak, dem Hafen von Masr-el-Kahira, der siegreichen Hauptstadt, bestiegen, um eine Nilreise nach Oberägypten anzutreten. Die großartige Gastlichkeit des Vicekönigs hatte ihn nebst zwei andern Dampfschiffen den Nachzüglern der Suezfahrt nach der Eröffnung des Suezkanals am 16. November 1869 zu diesem prächtigen Ausfluge zur Verfügung gestellt; es mögen im Ganzen über 120 Personen von dieser außerordentlichen Gunst Gebrauch gemacht haben, von welchen, nebenbei gesagt, die wenigsten zu den wirklich Eingeladenen zählten.

Die »Behera« war ein langes, schlankes Boot mit einer etwas lotterigen Maschine von achtzig Pferdekraft und schleppte ein Proviantboot, das zugleich den Backofen trug, der täglich frisches Brot lieferte. In ihrem Kielwasser folgte der Dampfer »Feyrous« mit zwei großen Nilbarken, Dahabien, im Schlepptau, sämmtlich mit Gästen besetzt, jedoch ohne überfüllt zu sein. Die Gesellschaft, welche wir an Bord fanden, war so bunt als möglich: Deutsche, Engländer, Belgier, Franzosen, Italiener und Holländer, darunter nur drei Damen, zwei kühne Britinnen, eine davon ein auffallend schönes, junges Mädchen, ohne jede Begleitung, und die dritte eine bekannte treffliche Holländerin, welche die Welt durchreist, um Autographen zu sammeln.

Es begleitete uns Hassan-Efendi, ein Beamter des Ministeriums des Aeußern, welcher ziemlich fertig französisch sprach, als Regierungscommissär und Reisemarschall; neben ihm fungirten mehrere Gouvernementskawassen, deren malerische Arnautentracht vortheilhaft abstach von den schmutzigen Fetzen, womit die braune und schwarze Schiffsmannschaft nothdürftig behangen war. Eine bedeutende Zahl von Camerieren, sämmtlich Italiener, sorgte aufmerksam für die Bedürfnisse der Gäste; zwei Köche, ein Franzose und ein Spanier verstanden trefflich ihre Kunst, und wenn auch das Fahrzeug im Punkte der Reinlichkeit Einiges zu wünschen übrig ließ, so durfte man doch sonst im Ganzen recht zufrieden sein und war es auch. Die Cabinen waren geräumiger und wohnlicher eingerichtet, als es diejenigen der Lloydschiffe sind; gespeist wurde sehr gut, es fehlte nicht an Madeira, Marsala, Bordeaux und Champagner; besonders anzuerkennen war aber die stete Güte und Frische des Trinkwassers, dessen Qualität auf den Seeschiffen so viele Seufzer auspreßt. Es war Nilwasser, in großen Filtrirgefäßen geklärt und in den Gullies, den ausgezeichneten ägyptischen Wasserkrügen aus porösem Thone, bis zur wohlthätigsten Brunnenfrische abgekühlt.

Das war aber auch eine unerläßliche Bedingung zum Wohlbefinden unter einem Himmel, der im December um die Mittagszeit 24 Grad R.

Digitized by Google

im Schatten ausgab, während die Sonne selbst so unerträglich brannte, daß man zu den außergewöhnlichsten Mitteln Zuflucht nahm, um sich gegen ihre sengenden Strahlen zu schützen. Dagegen war es Abends und am frühen Morgen so kühl — die Temperatur sank mehrmals bis auf 8 Grad — daß man Mantel oder Plaid nicht entbehren mochte. Eine nicht geringe Plage der Nächte waren die »Bestien mit den scharfen Gesichtern«, die Gelsen oder Mosquitos, welche den nordischen Fremdlingen die Haut empfindlich tätowirten, zu geschweigen von anderem kleinen Gethier, gegen welches mit Zacherl's persischem Pulver zu Felde gezogen werden mußte. Bei Tage störten die Vibrationen der Dampfmaschine derart, daß es nicht möglich war, anhaltend zu schreiben. Zur Sammlung des Geistes ist überhaupt das Leben auf einem ägyptischen Schiffe wenig geeignet. Die besten Vorsätze werden zunichte in der unbeschreiblichen Trägheit des Kef, des arabischen dolce far niente, die sich auch der energischesten Seele bemächtigt und nur selten durch gewaltsames Aufraffen gebrochen wird. Das träumerische Hindämmern, gesteigert durch die narkotischen Wolken des unerläßlichen Tschibuk, wird so schnell unter diesem Himmel zur Gewohnheit, daß das tagelange Brüten der Moslem auf einem und demselben Flecke gar nicht mehr auffällt. Ihm geben sich unsere Kawassen mit ungeminderten Pflichteifer hin. Sie unterbrechen ihren Kef nur, um, gleich der übrigen Bootsbemannung, zweimal täglich ihr vorgeschriebenes Gebet zu verrichten; sie breiten dazu säuberlich einen Teppich auf dem Boden aus, entledigen sich der Schuhe und sprechen unter mehrmaligem Verbeugen und Niederwerfen auf die Stirn ihre Sure, ohne sich darum zu kümmern, was ringsum sich regt und bewegt.

Diese überall zu beobachtende, wirklich ernste Frömmigkeit erweckt ein gutes Vorurtheil für das Volk bei jedem Denkenden. Sonst aber scheint sie gar wenig zu passen zu dessen sonstigen Gewohnheiten. Es kann keine ärgeren Schwätzer und Schreier geben als die Aegypter; immer scheinen sie im Zanke begriffen, was mit drei Worten gesagt werden kann, dazu brauchen sie dreißig; einen Satz wiederholen sie zehnmal nacheinander, und daß das Land frei von Lungenkrankheiten ist, hat man zu beobachten reichlich Gelegenheit. Ungemein groß ist daher auch der Unterschied zwischen Türken und Aegyptern; jene schweigsam, ernst, antheillos für Alles, was sie nichts angeht, würdevoll und gemessen; diese Schwadroneurs und Criards, lustig, lebendig, neugierig bis zur Zudringlichkeit, ohne Scheu und Scham, wenn es gilt, einen Vortheil zu erhaschen; der Gegensatz tritt am auffallendsten zu Tage, wenn man eine der feierlich-stillen Straßen Stambuls mit dem ohrenzerreißenden, nerventödtenden Lärm und Spectakel der Muskihstraße in Kairo vergleicht. Die unangenehmen Eigenschaften der Aegypter traten auch bei unseren Schiffsleuten hervor; Alles betasten sie wie die Kinder, schreien und zanken den ganzen Tag, was aber noch schlimmer ist, auch die halbe Nacht; sie haben manche Verwünschung der Passagiere wegen Störung des besten Schlafes auf dem Gewissen lasten, scheinen jedoch nicht schwer daran zu tragen.

Digitized by Google

Höchst patriarchalisch ist das Verhältniß des Kapitäns der »Behera« zu seinen Steuerleuten und Matrosen; zwar zeichnet er sich vor ihnen durch eine Uniform und unten ausgefranste Beinkleider aus, welche entschieden weiß gewesen sind, das hinderte aber nicht, daß sie sich gegenseitig die Fäuste unter die Nase halten, gleich darauf aber wieder eine Friedens-cigarrette mit einander rauchen, und zwar buchstäblich, einer die eine, der andere die andere Hälfte. Eigentlicher Commandeur des Schiffes ist aber nicht der Kapitän, sondern der Pilot, ein siebzigjähriger, dunkelbrauner Araber mit einem vollständigen elfenbeinweißen Gebiß schön geformter kleiner Zähne, daß ihn manche gefeierte Modedame darum beneiden würde; er kauert den ganzen Tag in weißem Turban und blauem Kaftan im Schnabel der Prora und schreit mit heller Stimme seine Befehle aus, welche dreifach und vierfach wiederholt, stationsweise bis zum Steuermann gelangen, der, in höchst unbequemer Stellung auf dem hohen Decke des Steuers stehend, die Ruderpinne mittelst Stricken regiert.

Die Cabinen des Schiffes befinden sich alle auf Deck; es sind zwei Cajüten vorhanden; die erste war natürlich schon von den Franzosen und Italienern mit Beschlag belegt, ehe wir daran dachten, uns um die Plätze an der Tafel zu bekümmern, wir müssen daher mit der zweiten Cajüte vorlieb nehmen, welche übrigens heller und freundlicher als die erste ist und ganz dasselbe Menu servirt bekommt. Hier hat sich denn gleich auch ein deutscher Club gebildet; da Oesterreich, Württemberg, Bayern, Sachsen, Preußen und Hessen-Darmstadt unter uns vertreten ist, so repräsentiren wir auf dem Nil recht schön die deutsche Einheit, »l'Allemagne unie«, dem ein Italiener seinen Trinkspruch ausbrachte, nachdem Schreiber dieser Zeilen den ersten Champagnerkelch auf das Wohl unseres gütigen Wirths, des Vicekönigs, zu leeren vorgeschlagen hatte. Den Tag darauf dankte Hassan-Efendi in wohlgesetzter französischer Rede, welche auch unsere officielle Toastsprache ist. Uebrigens bilden wir Oesterreicher die Mehrheit des deutschen Clubs der »Behera«, wir sind vier an der Zahl, darunter ein Transleithanier, welcher hier Alles natürlich ganz liebenswürdig mitmacht.

Nach der Beschreibung des Boots und der Gesellschaft, mit welcher wir fahren, können wir zu derjenigen der Nilfahrt selber übergehen. Es wird nützlich sein, vorauszuschicken, daß wir keineswegs beabsichtigen, dem Leser Schilderungen der ägyptischen Landschaften, Kunstdenkmale und Alterthümer aufzutischen. Diese findet er in zahlreichen Reisehandbüchern und Specialschriften zur Genüge; dagegen vermißt er gar Vieles in solchen, und gerade dieses wollen wir in unseren Skizzen zu veranschaulichen trachten. Wir versuchen, Land und Leute zu schildern, wie sie ein praktischer Mann sieht, welchem national-ökonomische Fachkenntniß und einige durch viele Reisen geschärfte Beobachtungsgabe zu Gebote steht, der nebenbei ein Auge für das Schöne hat und sich noch daran zu erfreuen versteht. Wenn unser Urtheil in manchen Punkten von demjenigen unserer Vorgänger abweicht, so beweist dies, daß wir mit anderen, nicht aber, daß wir mit schwächeren Augen

Digitized by Google

gesehen haben; wir berichten nur, was wir selbst erblickten, und werden das Urtheil, welches wir fällen, nach jeder Richtung hin vertreten.

In Bulak herrschte reges Marktgewühl, als wir uns an Bord begaben. Wir benützten die Gelegenheit, um im ersten besten Kaffeehause höchst primitive Strohsessel zu kaufen, da auf den Dampfschiffen gewöhnlich Noth an Sitzen zu sein pflegt. Diese Vorstadt der Capitale zeigt insofern ein originelleres Straßenleben, als das fränkische Element darin nur vereinzelt vertreten ist, während es in den belebten Theilen von Kairo während der Saison fast vorherrscht. Punkt Mittag sollte die »Behera« die Anker lichten; in Aegypten ist es selbstverständlich, daß man froh sein kann, wenn es um fünf Uhr Nachmittags geschieht. Wir vertrieben uns die Zeit des Wartens mit Besichtigung der höchst vernachlässigten Hafen-Quais; in nicht geringes Staunen versetzt wurden wir durch die ungeheure Menge von Agricultur-Maschinen, welche hier aufgestapelt war. Dampfpflüge von Fowler in Leeds, Howard in Bedford, Lotzaine in Nantes, große Finishing-Dreschmaschinen von Clayton & Shuttleworth in Lincoln, Ransomes & Sims in Ipswich, Duvoir & Cumming in Orleans, Balancepflüge, Cultivators, Drahtseile, Tackles, Pferderechen zu Hunderten nebst vielen anderen Maschinentheilen lagen und standen hier in großen Haufen durcheinander wie Kraut und Rüben; man sah es nicht wenigen werthvollen Stücken darunter an, daß sie schon jahrelang hier campirt haben mußten, unter freiem, allerdings stets heiterem Himmel, aber doch aller Unbill des Windes, des Sandstaubes, des Nebels und Thaues ausgesetzt, und wußten nicht, worüber man sich mehr wundern sollte, über diesen massenhaften Import, oder über die grenzenlose Sorglosigkeit, womit hier Hunderttausende ihrem Schicksale überlassen, verschleudert wurden. Es sei nur zur näheren Bezeichnung bemerkt, daß allein acht Stück complete Dampfpflüge auf dem Quai von Bulak lagerten, mehr als in ganz Oesterreich und Deutschland vielleicht im Gebrauche sind; diese allein repräsentiren einen Werth von 200.000 Gulden. Den Rest der Zeit suchten wir in einer arabischen Kaffeeschänke zu tödten, aber auch dies gelang schlecht bei erbärmlichem Brasil und noch schauderhafterem Caporaltabak aus möglichst schmutziger Nargileh.

Endlich, endlich traten die Matrosen an's Gangspill und schläfrig wurde der Anker gehoben, während das Schiff in allen Flanken und Fugen zitterte und stöhnte, wie das beladene Kameel, das mit dem Stachelstocke zur Bewegung eingeladen wird. Wir schwammen, noch einen Gruß hinüber nach dem Palast des Khedive in Gezireh mit seinem der Alhambra entlehnten, märchenhaft prächtigen Kiosk inmitten eines Zaubergartens der Armida, in dessen Harem die österreichischen Minister einlogirt waren, während der Kaiser das verschwenderisch ausgestattete Schloß selbst bewohnte, noch einen Blick auf das seltsam durcheinandergeschachtelte Häusermeer der Stadt, auf die Tausende von Fahrzeugen aller Art, deren schräge Raaen einem vom Winde gebeugten Walde glichen, auf das Gewühl am Strande und auf dem Strome, und schon trieben wir in der Mitte der gewaltigen

Digitized by Google

Fluth, vorüber am viceköniglichen Schlosse Kasr-el-Nil, wo gerade der hölzerne Ballsaal wieder abgebrochen wurde, der für eine Festnacht zu Ehren des Kaisers von Oesterreich errichtet worden war, an der gartenreichen Moses-insel Rhoda, an dem Schlosse von Gizeh auf der westlichen Seite mit der wundervollen Kieselsteinmosaik der verschlungenen Wege seines großen Parkes, hinaus in die freie Landschaft des Nilthals.

Doch nicht lange dauerte die Fahrt des ersten Tages, nach wenigen Meilen legten wir an bei dem Dorfe Bedreshin am rechten Stromufer; denn noch ist der Fluß nicht auf seine normale Wasserhöhe zurückgesunken, und die Ueberschwemmung wirft so viele Sandbänke und Untiefen in seinem Bette auf, die nur der geübte Blick des Nil-Lootsen an der Färbung und Bewegung der Wasser zu erkennen vermag, daß es gefährlich wäre, bei Nacht zu fahren. Diese sinkt hier ungemein rasch herab, fast plötzlich verschwindet die Sonne am Horizont, und augenblicklich nach ihrem Erlöschen durchfröstelt ein kühler Nachtwind das von der Mittagsgluth versengte Gebein. Ebenso plötzlich kommt auch die Sonne in der Frühe zum Vorschein, sie erscheint nicht vor $6^1/_2$ Uhr und geht um $5^1/_2$ Uhr unter, und ehe sie hervortritt, ist es noch viel kälter als des Abends. Geisterhaft im fahlen Zwielichte des Morgens winkten uns die Pyramiden nach und die Minarets der Alabastermoschee auf der Citadelle von Kairo, als wir die zweite Tagesreise begannen, auf der uns zur Linken eine zeitlang die gewaltigen Steinbrüche von Tura begleiten, die das Material der Pyramiden und der Tempel von Memphis lieferten, während zur Rechten die Pyramiden von Sakkara und Daschur über Palmenwipfel nach uns herüberschauen.

Ruhig in behaglicher Breite fließt hier der heilige Strom, dem ein reiches Land und eine vieltausendjährige Cultur ihr Dasein verdanken. Noch sind große Strecken mit dem befruchtenden Wasser von der jährlich wiederkehrenden Ueberfluthung bedeckt, oder in schwärzlich glänzenden Schlamm verwandelt, welche das Gesetz über Bodenerschöpfung und Ersatz in natürlichster Weise so vollständig durchführt, daß die ärgste Raubwirthschaft seit unvordenklichen Zeiten dem Lande von seiner gerühmten Fruchtbarkeit auch noch nicht den kleinsten Bruchtheil zu nehmen vermochten. Und diese ist wirklich so groß, daß Derjenige, welcher nur europäische Bodencultur kennt, sich schlechterdings davon keinen Begriff machen kann. Die Jahreszeiten laufen hier durcheinander fast ohne Unterschied; neben dem blühenden steht der reife Mais, da läuft eben der Weizen in wundervoll lichtgrünen Breiten auf, dort wird die doppelt mannshohe, schwerkolbige Durrha geerntet; die schlanken Dattelpalmen sind eben ihrer gewichtigen Fruchttrauben entledigt worden, und unter ihnen entsenden die Mimosen oder Cassiabäume aus goldgelben Blüthenkugeln zarte Vanilledüfte. Doch ist jetzt gerade die Zeit der Hauptbestellung; auf dem nassen Schlamme, den die Nilfluth zurückgelassen, säet der Fellah ohne jede weitere Vorbereitung Weizen, Bohnen, Luzerne, deren Samen einsinken und Wurzel schlagen, verschont von Eggen und Walzen; auf den höheren, abgetrockneten Lagen ist aber auch der Pflug

Digitized by Google

thätig. Dieser ist ein primitives Werkzeug, genau dasselbe, wie es vor fünftausend Jahren geführt wurde, wie mehrere Gräbern entnommene altägyptische Pflüge im Museum zu Bulak beweisen; nur hat das eiserne Zeitalter eine geschmiedete Pflugschar zu dem sonst ganz aus Holz und Palmbaststricken zusammengenestelten Instrument gefügt. Gezogen wird dasselbe meistens von einem Kameele und einem Ochsen, aber auch zwei Kameele, Büffel und Esel müssen als Zugthiere dienen, Pferde werden zur Ackerarbeit nur selten verwendet. Der ägyptische Pflug ist ein Haken, d. h. er wühlt den Boden blos sieben bis dreizehn Centimeter tief auf, ohne ihn zu wenden; letzteres ist aber auch bei der Art der Bodenbefruchtung nicht nothwendig. Geglättet und geebnet wird der Boden mittelst eines viereckigen Palmbalkens, vor welchem ein Gespann gehängt wird; da, wo der Nil durch seine Strömung auf den Feldern Hügel zusammengeschoben hat, werden diese mittelst des Muldbrettes ausgeglichen, welches die Flamänder sicherlich den Aegyptern abgesehen haben.

Wo der Fellah zu arm ist, um Zugthiere halten zu können, bearbeitet er seinen Acker auch nur mit der Haue, einem schweren Werkzeuge mit gebogenem Blatte, durch dessen Oehr der Stiel gesteckt wird. Der Fleiß der ägyptischen Landleute ist bewundernswürdig, aber man kann sagen, sie arbeiten so eifrig nur aus Trägheit, um die Sache so bald als möglich los zu werden und sich dann dem träumerischen Nichtsthun hinzugeben, das die größte Wonne der Orientalen ist. Durch die stets höher steigenden Ansprüche, welche der Fiscus an die Steuerzahler stellt, wird den armen Fellachin (Plural von Fellah) immer mehr von ihrem süßen Kef genommen, und der unerbittliche Steuereinnehmer zwingt sie, sich mit Culturen zu beschäftigen, welche weit größere Ansprüche auf Arbeit erheben, aber auch lohnendere Ernten abwerfen als Weizen und Bohnen. So sind Baumwolle, Zuckerrohr, Mais und Indigo unter die ägyptischen Culturgewächse aufgenommen worden.

Wir wissen ganz genau, welche Feldfrüchte und Gartengewächse die alten Aegypter cultivirten. Sagten es uns nicht die Bibel und andere Schriften des Alterthums, so würde uns das unvergleichliche, wunderschön geordnete Museum in Bulak davon eine vollständige Uebersicht geben. Hier finden sich, den Mumiengräbern entnommen, die Samen von Weizen, Gerste, Bohnen, Erbsen, Kichern, die Knoten von Lein, noch so frischen Aussehens, als seien sie vor wenigen Tagen abgeriffelt, Mohnköpfe, Nüsse, Granatäpfel u. s. w.; ein ganzes Körbchen voll fünftausendjähriger Eier zeigt, daß die ägyptischen Hühner der Vorzeit gerade so auffallend kleine Eier legten, wie die heutigen. Unzweifelhaft ist die bessere Bodencultur und mit ihr edleres Saatgut aus dem Nilthale nach Europa eingewandert. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, den ägyptischen Ackerbau zum großen Theile umzugestalten durch Einführung des Baumwollbaues in Folge des nordamerikanischen Krieges. King Cotton hat auch hier die Herrschaft erlangt, und sein hiesiges Erzeugniß ist das beste der Welt; aber es verlangt

Digitized by Google

ganz anderen Aufwand an Arbeit und Pflege, wie der geduldige Weizen oder die genügsame Mohrenhirse (Durrha, Sorghum, die Hauptbrotfrucht Afrikas), vor Allem eine tiefe Pflugfurche, wie sie der Fellah mit seinen armseligen Hilfsmitteln nur mit wahrer Verschwendung an Zeit und Kraft zu leisten vermag. Als daher der Baumwollbau plötzlich riesigen Aufschwung nahm, war die Dampfbodencultur, welche bisher nirgends als in England festen Fuß gefaßt hatte, plötzlich wie mit einem Schlage und auf Ordre auch in Aegypten eingeführt, und zwar in einer Ausdehnung, wie sie kaum in ihrer Heimat zu finden war. Halim Pascha, der letzte Sohn Mehemed Ali's und Onkel des jetzigen Vicekönigs, ein höchst intelligenter und fortschrittsfreundlicher Mann, machte damit den Anfang. Trotz unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten kam die Sache doch bald so schön in Zug, daß selbst die Spötter schweigen mußten; binnen zwei Jahren waren mehrere hundert Stück Dampfpflüge im Lande thätig, der Vicekönig schoß dem ersten Dampfpflugfabrikanten Fowler eine beträchtliche Summe vor zur Vergrößerung seiner Werke, und Concurrenten säumten nicht, diesem das Feld streitig zu machen, obwohl vergeblich. Die tiefe gründliche Arbeit der mittelst Dampf bewegten Pflüge, Cultivatoren, Eggen und Schollenbrecher machte sich bei dem Baumwollbaue durch ein Mehrerträgniß von dreißig Procent und darüber bezahlt; alle Welt wollte nun natürlich Dampfpflüge haben, und bald fehlte es an Leuten, die damit umgehen konnten.

Zwei deutsche Ingenieure waren es vorzugsweise, welche die Dampfcultur im Nilthale einführten, leiteten und zu hoher Vollkommenheit brachten, Max Eyth, ein Württemberger, Working-Partner von Fowler, derjenige Halim Paschas, und A. Töpfer aus Stettin, der des Vicekönigs. Es gelang ihnen sogar, intelligente Fellachin zu tüchtigen Maschinenwärtern heranzubilden, was wirklich etwas sagen will. Allein selbst diese erwiesen sich nur so lange zuverlässig, als sie unter Aufsicht waren; entfernte sich dieselbe, so brach alsbald der leichtsinnige Fatalismus des verkommenen Volkes hervor. Daher kein Wunder, daß jeder Dampfpflug zugleich eine Maschinenwerkstätte erheischte für die steten vorkommenden Reparaturen; dieser Umstand, verbunden mit dem Rückgange der Baumwollpreise und dem Aufhören der Rinderpest, welche die Heerden des Landes in empfindlicher Weise decimirt hatte, ließen so plötzlich, wie er gekommen, den Eifer für das Dampfpflügen wieder erkalten, in Aegypten faßt man Alles rasch und großartig an, beendigt aber Weniges und läßt das Beendigte zerfallen seit uralten Zeiten. So ist es denn gekommen, daß jetzt nur noch wenige Dampfpflüge im Nilthale im Gebrauche sind, und Maschinen im Werthe von vielen Millionen halb verschlämmt, aufgegeben im Felde liegen, wie auf dem Hafenquai von Bulak.

Wunderbar reich und mannigfaltig stellt sich das Leben auf und an dem Strome dar. Keiner der alten Welt zeigte so belebte Ufer, selbst der Rheinstrom nicht. Ueberall sind Tausende von Menschen in den Feldern beschäftigt oder hocken in malerischen Gruppen auf dem Strande, um die

Digitized by Google

vorübergleitenden Dampfungeheuer anzustaunen; große Heerden von Ziegen weiden in den Feldern, zwischen ihnen Esel und Kameele, schwarze Büffel und das hochbeinige, lichtrothe Rindvieh, welches erst in Oberägypten dem Zebu und dem großhörnigen Schlage des Sudan Platz macht, der heute noch genau so aussieht, wie er auf den ältesten Denkmälern dargestellt ist. Alle diese Thiere sind willig und sanft, ein Beweis dafür, daß sie gut behandelt und als Hausgenossen betrachtet werden. Ueberaus verbreitet ist die Geflügelzucht, Hühner und Truthähne werden allenthalben in großer Anzahl gehalten, am meisten aber Tauben, welchen in eigens aufgebauten Thürmen bequemere Wohnungen errichtet sind, als ihre Herren sich selber gönnen. Zahlreiche Schiffe jeder Art und Größe, bis zum Rande so beladen, daß eine aufgeklebte Lehmwand vor dem Einschlagen der Wellen schützen muß, durchfurchen das Gewässer nach allen Richtungen, ihre in schönen Curven geblähten lateinischen Segel an den langen, schrägen Raaen geben ihnen, aus der Ferne gesehen, ungemein zierliche Formen. Nicht geringen Reiz verleihen dem Bilde die Schaaren wilden Geflügels, welche der Fischreichthum des Nils ernährt. An den Gestaden stehen ernsthaft die grauen und gesträußten Reiher, auf den Sandbänken sonnen sich Hunderte von riesigen Pelikanen, Geschwader von Kranichen ziehen in langen Winkeln durch die Luft, Taucher baden sich in den Fluthen, Geier und Dohlen kreisen von Strand zu Strand, und hoch über den Felsengipfeln schweben gewaltige Adler in majestätischem Fluge.

Aber der Jagdlustige — und von zehn Nil-Reisenden sind neun mit der Flinte bewaffnet — mag sich die Lust nach einem guten Schusse nur vergehen lassen. Die Vögel sind gescheit genug, das qualmende Dampfboot und die greell bemalte Dahabie von der dunklen Barke der Fellachin zu unterscheiden und rauschen lange vor der Schußweite vorsichtig in der Lust. Wer der Jagd auf dem Nil pflegen will, muß sie zum Geschäft machen, sie nicht nebenbei gelegentlich betreiben wollen.

In Beni-Suef sahen wir Abends bei trübem Laternenschein die ersten Tänzerinnen von Beruf. Es waren hübsche Gestalten, noch junge Mädchen, weiße und braune, letztere mit goldenen Nasenringen, Spangen um Arme und Füße, angethan mit goldgestickten Brocatgewändern, behängt mit wunderlichen Goldzieraten, namentlich Münzen, mit welchen auch die vielen Dutzend dünnen Zöpfe, worin ihre straffen Haare geflochten, dicht besteckt waren. Ueber ihren Tanz läßt sich weiter nichts sagen, als daß er jedes ästhetische und sittliche Gefühl empört. (Non est saltatio, sed coitus perpetuus in aërem.) Eintönig erklingt dazu die Tarabuka, die kleine arabische Trommel, und der Refrain ist das im Orient beliebteste, dem Fremden in der unverschämtest zudringlichen Weise immer und immer wieder zugeworfene Wort »Backhschisch!« Dies Trinkgeld oder Almosen wird aber nicht etwa bittend geheischt, sondern in fast gebieterischer Weise gefordert, gleich als sei es ein berechtigter Zoll, der von den Reisenden erhoben werden muß. Im Anfang ärgert man sich darüber, später nimmt man es gleichmüthiger oder

Digitized by Google

schafft sich die Zudringlichsten mit einem Hiebe der Nilpeitsche vom Halse, der übrigens ohne jede Auflehnung hingenommen wird. Von Ehre oder nationalem Bewußtsein hat der Aegypter keinen Begriff, solche ideale Gestalten, wie sie About in seinem »Ahmed le Fellah« schildert, giebt es im wirklichen Leben nicht, oder so selten, daß es nur einem bevorzugten Lieblinge der Götter gelingen kann, sie aufzufinden und dichterisch zu verarbeiten.

Der Fellah kennt nur Eine Lebensaufgabe: Erwerb. Er ist übrigens nüchtern und sparsam, es ist fast unglaublich, in welch' einfach roher Weise er wohnt, sich kleidet und nährt; seine Häuser sind aus Nilschlamm zusammengeklebte Ställe, in welche man bei civilisirten Völkern auch das verachtetste Thier nicht einquartieren würde; Möbel kennt er nicht; seine Lumpen bilden auch sein Bett; Kinder bis zu 14 Jahren laufen häufig ganz nackt umher; seine Speisen sind das flache Kuchenbrot aus ungebeuteltem, von den Weibern auf der Handmühle gemahlenem Durrhaschrot, Zwiebeln und Lauch, Kohl, Rüben, Mais, Datteln und Zuckerrohr, überhaupt fast nur Vegetabilien, selten schlachtet er an Festtagen ein Schaf; die thierische Kost liefern ihm vorzugsweise Ziegenmilch und daraus bereiteter Käse, Fische, Eier und Tauben, letztere macht er aber immer lieber zu Geld. Man sagt, daß es ihm bei dieser ärmlichen Lebensweise und trotz der hohen Abgaben, welche ihn und seine Arbeit belasten, immer noch gelänge, einen kleinen Schatz zu erwerben, den er dann sorgfältig vergräbt. Er ist nicht Eigenthümer des Ackers, den er bebaut, sondern nur eine Art Erbpachter; das ganze Land gehört dem Vicekönig, den Paschas und einigen reichen Besitzern, so daß das Grundeigenthum sich nur in wenigen festen Händen befindet. Wenn es dem Gebieter gefällt, so kann er in jedem Augenblicke den Fellah von seiner Scholle verjagen und ihm die Hütte über dem Kopf abbrechen; Beispiele dieser Härte kommen täglich vor.

Die Steuerlast der ägyptischen Bevölkerung ist eine größere, als die jeder andern Nation der Welt, und würde sie erdrücken, ohne die außerordentliche Fruchtbarkeit, welche der Nil dem Lande spendet, fast ohne alles Zuthun. Am höchsten ist die Grundsteuer, welche jeder Fellah entrichten muß, auch wenn der Acker ihm nicht gehört. Unter Mehemed-Ali wurde ein Bodenkataster (Tari) entworfen, nach welchem alles Land je nach seiner Qualität jährlich in drei Classen abgeschätzt wird. Dies geschieht durch die Verwaltungsbehörde, welche zusammengesetzt ist aus dem Mudir, Statthalter der Provinz, (Unterägypten hat fünf, Oberägypten sechs Mudirjehs; die größeren Städte bilden Bezirke unter besondern Gouverneuren), dem Nazir-Kism, Kreisaufseher, dem Hakir-Chatt, Bezirksvorsteher, und dem Scheich-el-Beled, Ortsvorstande. Letzterer hat den meisten Einfluß bei der Abschätzung und mißbraucht denselben häufig in unverantwortlicher Weise. Unter dem jetzigen Vicekönig ist die Grundsteuer von 90 bis auf 150 Piaster vom Fadan (Ackermaß, = $^1/_4$ Hektare) gestiegen.

Außerdem wird aber auch noch eine besondere Abgabe von 10 Procent vom Bodenwerth erhoben. Sämmtliche Pflanzenerzeugnisse des Feld-

Digitized by Google

banes sind mit 30 Procent besteuert, nicht minder ist es das Nutzvieh; ein Kameel mit 30, ein Pferd mit 15, ein Ochs mit 20, ein Büffel mit 25, ein Esel mit 10, ein Schaf mit 4 Piastern jährlich. Erhoben werden ferner die Dattelpalmensteuer von jedem Baume, die Einkommensteuer (Werko) von Industriellen und Handwerkern, eine Marktsteuer (H'iml) von sämmtlichen zum Verkaufe gebrachten Producten, und eine Dienstbotensteuer welche durchschnittlich 11 Procent vom Lohne beträgt oder von 50—150 Piastern jährlich. In Kairo erhalten Lohn ein Koch 100 Frcs., ein Kawaß (Sicherheitswache oder Jäger, wenn man will) ebenso viel, ein Kindermädchen 40, ein Portier 50, ein Kutscher oder Hausdiener 80 Frcs. monatlich inclusive Wohnung, allein ohne Beköstigung; ein Sais (Läufer, welcher der Equipage vorauzulaufen und ihr Platz zu machen hat) bekommt ca. 15 Mark nebst der Kost. Die landwirthschaftlichen Arbeiter werden meistens in Naturalien oder Ueberlassung von Ackerland bezahlt; nur auf größeren Gütern sind sie nöthig, der Fellah bewirthschaftet sein Grundstück nur mit seiner Familie, doch helfen Nachbarn und Freunde sich gegenseitig aus. Häuser sind steuerfrei, wenn ohne Miethwohnungen, letztere bezahlen eine Abgabe, welche den zwölften Theil der Miethe beträgt. Die drei Classen der Grundsteuer richten sich nach der Zahl der Ernten, welche der Acker im Jahre zu liefern vermag. Wie weit der Steuerdruck geht, möge daraus entnommen werden, daß z. B. keine einheimische Leinwand verkauft werden darf, wenn sie nicht den Regierungsstempel trägt, der natürlich hoch bezahlt werden muß. Durch diese verkehrte Maßregel ist denn auch der einst blühende Leinbau und Flachsbetrieb Aegyptens auf ein Minimum herabgeschwunden.

Aber kehren wir wieder zurück zu den kaleidoskopischen Bildern der Nilfahrt. Der Reiz der Landschaft, welche wir höchst gemächlich durchdampfen, liegt nicht in den wechselnden Scenen, welche sich den Blicken darbieten, sondern in ihrem fremdartigen Charakter und dem ewig heitern, rein blauen Himmel, der sich darüber wölbt. Palmenhaine, gruppenweise vertheilt, begleiten den Wanderer längs der gesammten Fahrt, und führwahr, es ist ein königlicher Baum, die schlank in die Lüfte emporstrebende Dattelpalme, welche das Brot der Wüste trägt, mit ihrer graziös sich entfaltenden Federkrone und dem aus Astresten gebauten, schuppigen Stamme. Die tiefer im Süden neben ihr auftretende Dumpalme kann sich mit ihr nicht messen, obgleich ihr schönes Fächerblatt auf mehrfach verzweigtem Schafte an und für sich malerisch genug wirkt. Dazwischen bilden feingefiederte Mimosen mit ihrer Unzahl von gelben Blüthen, dunkelbelaubte, mächtige Sykomoren, breitschotige Nil-Akazien und zartgrüne Tamarisken den Bestand der Gehölze, in deren Schatten sich die Ortschaften bergen. Diese selbst, ohne Wahl und Plan angelegt, wie das Bedürfniß des Augenblicks es gebot, sind nach unseren Begriffen ein Conglomerat der armseligsten Gelasse, wie schon oben erwähnt, ganz aus Nilschlamm erbaut, der zu diesem Behufe in längliche lufttrockene Steine in Form der deutschen Torfsoden geknetet wird, deren Mörtel ebenfalls wieder nur Nilschlamm bildet. Aus diesem sind auch die

Digitized by Google

Zwischenwände und Treppen, wo solche vorkommen, angefertigt, und es ist für einen schweren Europäer schon ein Wagstück, eine derartige Treppe zu erklimmen. Das Dach besteht aus wagerecht gelegten, in die Hälfte gespaltenen Palmstämmen, mit Reisig und Schlamm verbunden; es genügt völlig in dieser regenlosen Zone und ist der Aufenthalt der Kinder, des Geflügels und der Hunde.

Tiefer im Süden findet man häufig Fellahwohnungen ganz ohne Dach, nur aus einer Ringmauer bestehend, natürlich ohne Thür. Letztere besteht in bessern Häusern aus eingeführtem weichen Holz; nicht selten sahen wir auch, namentlich in der Gegend von Theben, Mumien-Sargbohlen dazu verwendet. Das Schloß, wenn vorhanden, ist kunstvoll, aber höchst einfach aus Holz derart gefertigt, daß der Riegel nur mittelst eines besonders dazu passenden Schlüssels gehoben werden kann. Nur die Wohnungen der wohlhabenden Bevölkerung haben Fenster mit Muscharabien, d. i. vergitterten Läden oder Vorsetzern, die Fellahhütte begnügt sich mit höchstens einem Luftloch, das gelegentlich mit Lumpen oder Stroh verstopft wird. Von der Aermlichkeit der innern Einrichtung einer solchen Hütte kann sich nur der einen Begriff machen, der eine solche öfters besichtigt hat, wozu wir jede Gelegenheit benutzten. Das ganze Geräth besteht aus Töpferwaare, weiter ist nichts vorhanden, eine Bank aus Nilschlamm längs der Wand dient als Sitz, Bett und Werktisch. Wohlhabendere bedecken den gestampften Lehmfußboden mit Palmbastmatten oder Teppichen, und haben statt der Bank Divans aus Palmblattrippen, wie die Hühnerkäfige, welche mit schlechten Sitzpolstern belegt sind; vielleicht hängt an der Wand noch ein kleiner Spiegel aus Glas, oder ein größerer aus polirtem Blech, wie letztere in Afrika noch allgemein üblich sind.

Die Kleidung des ägyptischen Landvolkes entspricht seinem Heim. Sie besteht bei beiden Geschlechtern aus einem Hemde oder einer Tunica von Leinwand oder Baumwollzeug und darüber einem dunkelblauen Ueberwurf, den die Weiber vor das halbe Gesicht ziehen, wenn ein Fremdling ihnen begegnet; denn gewöhnlich gehen sie unverschleiert. Die Kopfbedeckung bildet bei den Männern ein Turban oder der Tarbusch, bei der Arbeit und im Hause aber ein einfaches Käppchen, gewöhnlich aus Filz; ein gleiches tragen die Frauen, aber kleiner, und den Ueberwurf darüber. Fußbekleidung ist ein unerhörter Luxus. Höchst spaßhaft war es zuweilen anzusehen, wenn die naiven Leute so bekannt mit uns geworden waren, um sich in unsere nächste Nähe zu wagen, mit welcher Verwunderung sie unsere Handschuhe betrachteten, sie zaghaft mit zwei Fingern anfaßten und emporzupften, um sich zu vergewissern, ob das Leder unsere eigene Oberhaut sei, und mit einem Schrei zurückfuhren, wenn man sie abzog. Sie wurden aber bald befreundet mit diesem Modeartikel, und ein paar Herrenhandschuhe ward das beneidetste Geschenk für eine Dorfschöne, deren Kinderhändchen allerdings in Nr. 8 sich ausnahmen wie die Nadel im Sack. Schönere Hände und Füße, als dieses Volk besitzt, haben wir noch nie gesehen; besonders sind

Digitized by Google

die letztern fast immer untadelhaft, erstere häufig durch harte Arbeit entstellt.

Die Männer, deren wir freilich weit mehr erblickt haben als Frauen, sind ein prächtiger, schlanker Schlag Leute; junge, noch nicht durch die Anstrengungen des Feldbaues zerrüttete Burschen zeigten öfters wahre Antinonsgestalten. Bei Mädchen von 7 bis 12 Jahren, welche stets unverhüllten Gesichts einhergehen, erinnerten die lang geschlitzten großen Augen mit den dunklen Sternen im matten Weiß an die Bilder der schönen Königinnen auf den altägyptischen Tempelwänden. Die Fellahs sollen, abgesehen von ihrer Duldsamkeit gegen die kleinen lebenden Schmarotzer, an ihrem Körper reinlich sein und die täglichen Waschungen nie versäumen; bei den Kindern scheinen dieselben aber so wenig vorgeschrieben als das Fasten im Ramadan; mindestens können wir bezeugen, daß hier der Gradmesser der Civilisation noch ein weites Gebiet zu erobern hat; über alle Beschreibung ekelhaft ist die Ansiedlung von Fliegencolonien auf der Kruste, mit welcher das Antlitz der hoffnungsvollen Jugend überzogen ist; sie werden geduldig ertragen und nicht verjagt, wie man sagt, um einem Gebote des Koran zu folgen; Aerzte wollen behaupten, daß die Fliegen, wo nicht die Ursache, so doch die Uebertrager der Ophthalmie seien. Auf reinliche Kleidung wird allgemein wenig gehalten, das Waschen im lehmigen Nilwasser ist eine sauere, wenig ausgiebige Arbeit. Auch die frische Luft genießt man draußen so rein und reich in vollen Zügen, daß man sie im Innern der Wohnungen entbehren zu können glaubt. Der übel riechende Qualm, mit dem diese stets angefüllt sind, rührt nicht blos von der penetranten Hautausdünstung der Menschen und Thiere her, welche diese Räume einträchtig zusammen bewohnen, sondern auch von dem Feuerungsmaterial. Dasselbe besteht zum größern Theile aus Mistkuchen, gesammelten Abfällen des Nutzviehs, welche mit Händen und Füßen geknetet, geformt und an der Sonne getrocknet werden. Sie bilden solchergestalt nicht blos ein nothwendiges Gebrauchsmaterial, sondern auch einen Handelsartikel, der überall im Kleinverkauf feilgehalten wird.

Schon in den Straßen von Kairo sieht man die Kinder umherlaufen und in eifriger Concurrenz die hinterlassenen Spuren der Reit- und Lastthiere mit den Händen aufraffen und sorgsam in Strohkörbchen bergen. Zur Düngung aber werden diese Stoffe nirgends verwendet. Uebrigens ist der Bedarf des Fellah-Haushalts an Brennmaterial äußerst gering, da in demselben kein Ofen geheizt und wenig gekocht wird; das Backen der Brotkuchen auf heißen Steinplatten erfordert das meiste davon. Der Rauch des häuslichen Feuers sucht sich Ausweg, wo er kann, daher riecht man denn auch das Dorf weit eher schon, als man es sieht, und jeder Gegenstand darin führt diesen entsetzlichen Geruch nach brenzlichen thierischen Resten an sich; das Brot schmeckt oft so danach, daß es für den Fremdling völlig ungenießbar ist.

Den schönen Wuchs, den geschmeidigen biegsamen Körperbau der Männer des Volkes konnten wir recht bewundern unterhalb des koptischen

Digitized by Google

Klosters Sitteh-eh-Mariam; es liegt auf schroffem Felsen über dem Strome und neben ihm erhebt sich weithin leuchtend das weiße Grabmal eines Deutschen, Grafen Solms-Rödelheim, der vor einigen Jahren daselbst seinen Tod fand.

Als der Dampfer vorüberrauschte, warf sich vom östlichen Ufer ein Dutzend bronzefarbener Gestalten in den Strom und schwamm, Arm um Arm ausgreifend, herüber nach dem Schiffe, um sich von den Passagieren ein Bakhschisch zu erbetteln; diejenigen, welche das Boot verfehlten, schwammen bis an's westliche Ufer und eilten ihm auf diesem in gewaltigen Sprüngen nach, immer mit voller Kehle nach dem verdienten Almosen schreiend. Da konnten wir so recht die entwickelte Muskulatur, die Kraft, Ausdauer und Gesundheit der wohlgenährten Leute beobachten; es wurde an Bord eine Sammlung für sie veranstaltet und in wohlverkorkter Flasche dem Strome übergeben; augenblicklich stürzten aus vollem Dauerlauf heraus die strammen Gesellen sich in die kühle Fluth und erhoben ein Wettschwimmen nach dem Gastgeschenk.

In Minieh, einer ansehnlichen Stadt auf der westlichen Stromseite, kamen wir des Abends an, gerade zur Vorfeier des Monats Ramadan und zu einem Hochzeitsfeste. Letzteres wurde begangen von einem Paar aus dem bessern Handwerkerstande, aber mit Aufbietung alles erdenklichen Pomps. Den Zug, der von Straße zu Straße zog, um vor gewissen Häusern, wahrscheinlich von Freunden, eine Art Fackelständchen zu bringen, eröffnete eine zahlreiche Musikbande, und zwar was für eine! Sie spielte mit arabischen Instrumenten europäische Weisen; Niemand hat noch die Marseillaise, das bevorzugte Stück, in derartiger Weise executiren gehört, wie sie hier von Fiedel, Clarinette, Tamburin und Trommel executirt wurde zur höchsten Befriedigung des zahlreich nachströmenden Publikums. Den Musikern folgten drei Reihen von Laternenträgern, mit je drei Laternen an einem Stabe; dann kamen ernst, scharf umherblickend, die Haremswächter; den Schluß bildete ein großer, zeltartiger Baldachin von weißem Stoff, von sechs Dienern an Stangen getragen, auf allen Seiten dicht bis herab an den Boden geschlossen. Nur so lange der Zug in Bewegung war, wurden die Vorhänge der Vorderseite zurückgeschlagen, und man konnte alsdann sehen, daß der Raum dieses Allerheiligsten etwa ein Dutzend Weiber barg. Voran in der Mitte ging die Braut, ganz bekleidet oder vielmehr umwickelt mit einem hochrothen, in Gold und Blumen gestickten Seidenstoff; auch das Gesicht war gänzlich darein verhüllt; vor der Stirn und über der Brust glänzten reiche Gehänge mit Hunderten von kleinen Goldmünzen. Rechts und links gingen die Brautführerinnen, eine davon ein nur wenig verschleiertes, hübsches Mädchen, fast ebenso gekleidet wie die Braut, die andere ein Kind. Von Zeit zu Zeit brach aus dem Zelt ein helles, durchdringendes Jauchzen hervor; er klang wie: Gurruriihi! ob es die Braut oder wer sonst ausgestoßen, war nicht zu ermitteln. Sobald der Zug vor einem befreundeten Hause stillhielt, trat augenblicklich einer der Haremswächter vor

Digitized by Google

die Zeltöffnung, zog die Vorhänge zu und blickte ingrimmig nach den neugierig sich hinzudrängenden Franken.

Da wir hieraus schließen durften, daß eine specielle Einladung zur Theilnahme an den ferneren Genüssen und Ceremonien des Festes an uns nicht ergehen werde, so besuchten wir lieber den Markt, der sich vor den illuminirten Moscheen beim Scheine von Hunderten von Lampions jeder Art etablirt hatte, um den letzten Abend vor dem Ramadan oder Ramazan, wie die Araber aussprechen, dem Fastenmonat, zu feiern. Es waren nur Mangerie, Lebensmittel, zum Kaufe gebracht, und zwar vorzugsweise Obst und Leckereien, beide von wenig appetitlichem Aussehen. Uebrigens scheint hierzulande die Vorfeier noch das Beste am ganzen Festmonat zu sein. Wir begegneten in den Straßen den Gewerken oder Zünften der Handwerker, welche unter Anführung ihrer Scheichs oder Zunftvorsteher mit Pechflammenbecken und Laternen einherzogen und lustige, meistens sogar obscöne Lieder sangen, während sie nebenbei die Embleme ihrer Zunft und alte Fahnen mitführten. So hatten die Schmiede einem geduldigen Esel eine große Platte von Nilschlamm auf den Sattel geklebt und auf dieser ein mächtiges Holzkohlenfeuer entzündet. Sie hielten vor uns, im Augenblick war ein kleiner Amboß in die Erde gestoßen und ein rothglühendes Stück Eisen aus dem Feuer gerissen, das nunmehr die beturbanten Gesellen mit den Hämmern bearbeiteten unter schallendem Gesang und Gejohl der umherstehenden dichtgedrängten Masse. Was die lustige Bursche sangen, lautete nach der Uebersetzung unsers freundlichen Reisegefährten, des österreichischen Consuls in Ismailia, ungefähr folgendermaßen: »Wie das Eisen stark wird durch Feuer und Hämmern, so sind die Araber stark durch Sonne und Arbeit. Seid gegrüßt, ihr Fremdlinge, möchtet ihr stark werden, wie dieses Eisen, seid gegrüßt, zieht in Frieden!«

In ähnlicher Weise begegneten uns Schuhmacher, Korbflechter, Fischer. Letztere führten ein großes Netz mit sich, daß sie von Zeit zu Zeit über die Kinderschaar ringsum auswarfen; sie fingen damit ein allerliebstes kleines Mädchen und brachten es vor uns mit dem Gesang: »Wir haben einen Fisch gefangen, einen großen Fisch, einen schönen Fisch. Hier, o Fremder, bringen wir den Fisch, den schmucken Fisch. Hat das Land, aus welchem du kommst, o Fremder, solche liebliche Fische? Kauft Fische! Wer kauft schöne Fische, Fische, Fische!« So geht es die ganze Nacht hindurch, mit dem Morgengrauen beginnt der ernste, freudlose Tag. Alle Handwerker sind in Aegypten in Zünften vereinigt, welche sich ihre Zunftmeister oder Scheichs wählen; Zunftladen und Herbergen besitzen sie nicht; die Vereinigung ist nur dazu da, um bei festlichen Gelegenheiten in geschlossener Masse zu paradiren.

Eben erst wieder nach besonders ausgiebiger Ueberschwemmung in seine Ufer zurückgekehrt, zeigt der Nil an deren scharf weggerissenen Rändern die unergründliche Tiefe des edlen Bodens, den er in dem engen Thale zwischen den Bergen der Arabischen und der Lybischen Wüste seit Jahrtausenden abgesetzt hat. Bis auf eine Tiefe von drei Meter und darüber ist derselbe

Digitized by Google

völlig homogen, eine schwarzbraune, fette Thonerde, nirgends von andern Bodenschichten durchzogen. Diese Qualität nimmt ab mit der Entfernung vom Strome; die schon an die Wüste grenzenden Außenfelder haben eine starke Beimischung von dem gelben, fein zertheilten Sande, den der Wind von dem Nilgebirge Jochen herabweht. Den Anbau hindert dieselbe nicht, sie verwehrt nur die Cultur von anspruchsvollen Gewächsen, wie Baumwolle und Zuckerrohr, erleichtert dagegen wesentlich die Bearbeitung. Diese wird um so schwieriger, je fetter die Gründe sind, je reichlicher sie durch die Inundation befruchtet wurden. Der Zustand des Bodens im Stadium der Abtrocknung nach derselben ist ein ganz eigenthümlich abnormer. Die noch trügerisch schillernde Oberfläche ist schon fest genug geworden, um den Fuß zu tragen, aber sie ist durch furchtbare Risse oft in der Weite von mehrern Zollen in lauter große Tafeln oder Schollen zerspaltet, so daß sie das Ansehen eines geborstenen Eismeeres erhält. Diese Schollen zerfallen niemals, wie in nördlichern Gegenden dies geschieht, durch die Einwirkung der wechselnden Witterung, im Gegentheile werden sie von der Sonne immer fester gebacken; da gilt es denn vor Allem, den rechten Zeitpunkt zu erfassen, um den Pflug in's Feld zu setzen. Da aber dieses ärmliche Werkzeug nur Aermliches zu leisten vermag, und bis jetzt, wie schon oben berührt, die Einführung verbesserter Geräthe am Eigensinn und der Indolenz der Bevölkerung gescheitert ist, so kommt es vor, daß der Acker zu den genannten höhern Culturen oft acht- bis neunmal hintereinander gepflügt werden muß, ehe er in den richtigen Zustand gelangt. Die Verschwendung an Zeit und Arbeit, die daraus hervorgeht, scheint aber den wenigsten Einheimischen aufzufallen.

Allein es ist nicht die Bearbeitung, welche die Ernten sichert, sondern die Bewässerung. Diese ist die Hauptaufgabe des Landmannes, und er führt sie mit bewundernswerthem Eifer durch, unterstützt durch ein großartiges System von Canälen, auf deren Anlage und Unterhaltung die Regierung nicht geringe Sorgfalt verwendet. Am ausgebreitetsten ist deren Netz im Delta, der fruchtbarsten Landschaft Aegyptens, und in der Oase Fayom, in welche der Bahr-el-Yussuf, der Josefscanal, den Segen des Nils trägt; aber auch weithin stromaufwärts sieht man dieselben allenthalben, und sie befinden sich größtentheils in vortrefflichem Zustande.

Sobald der Strom in seiner Höhezeit sie mit Wasser gefüllt hat und sich nun zurückzuziehen beginnt, werden diejenigen, deren Bett über dem normalen Wasserstande liegt, durch Dämme abgesperrt, zu welchen die Erde von der wimmelnden Bevölkerung in kleinen Strohkörben hinzugetragen wird; auf diese Weise wird das kostbare Element im Landesinnern so lang zurückgehalten, bis es endlich verdunstet. Warum man statt der jährlich aufzuwerfenden Dämme nicht Schleusenthore baut, erscheint unbegreiflich. Werden die erstern bei der herannahenden Ueberschwemmung durchbrochen, so gestaltet sich bekanntlich diese Eröffnung der Fruchtbarkeitsquelle zu einem Volksfeste, an welchem Alt und Jung mit Begeisterung theilnimmt, und dem

Digitized by Google

officielle Weihe zu geben, das Gouvernement niemals unterläßt. Da die Canäle zwischen Dämmen laufen, so muß das Wasser zur Bewässerung der Felder aus ihnen gehoben werden. Es geschieht dies, gleichwie auch längs der Niluser selbst unmittelbar aus dem Strome, oder aus den zahlreichen, eigens zu diesem Zwecke gegrabenen Brunnenschachten im Innern des Landes durch unzählige Wasserhebemaschinen. Diese sind von der primitivsten bis zur vollendetsten Construction in Anwendung. Wir haben Fellahs gesehen, die, am steilen Ufer hinab- und hinaufkletternd, unermüdlich einen gewöhnlichen Thonkrug füllten und damit die Saaten tränkten. Die höhere Stufe nimmt der Schaduf ein, dessen einfachste Form darin besteht, daß zwei Männer einen Korb an Stricken in das Wasser hinablassen und mittelst eines Schwunges dasselbe auf den höher gelegenen Acker schlendern. Die vervollkommnete Construction besteht in einem System von Schöpfgalgen, unseren Ziehbrunnen ähnlich, bei welchen ein Nilschlammklumpen den undurchlassend geflochtenen Korbeimer contrebalancirt; je nach der Uferhöhe stehen zwei bis drei solcher Galgen hintereinander und heben das Wasser des Stromes oder Canals von Stufe zu Stufe in Reservoirs, bis es auf der obersten in die Bewässerungsrigolen abfließt; jeder Schöpfgalgen wird von einem Manne bedient. Die Sakieh dagegen wird durch thierische Kräfte bewegt. Sie ist ein Schöpfwerk urältester Construction; an einem nothdürftig runden Holzrad sind mittelst Baststricken thönerne Krüge festgebunden, welche sich mit Wasser füllen, das sie bei der Umdrehung auf dem höchsten Punkte in eine Rinne ausgießen. Ein ganz hölzerner Göpel, der allen Grundsätzen der Krafterspariß Hohn spricht, von Büffeln, Rindern, Eseln oder Kameelen, einzeln oder paarweise gedreht, vermittelt die Uebertragung. Nur selten sieht man statt der Thonkrüge wirkliche Schöpfräder mit Kästen verwendet.

Da eine jede Schöpfmaschine einer Steuer unterliegt, so kennt man deren Anzahl im Lande ziemlich genau; sie ist ungemein groß; allein im Delta sind deren über fünfzigtausend während der Saison in Thätigkeit; danach läßt sich ermessen, welche Ausdehnung überhaupt die Bodenbewässerung hat.

Allein nicht genug damit; seit ungefähr zehn Jahren sind auch viele mittelst Dampfkraft betriebene große Wasserhebemaschinen längs des Nils und der Hauptcanäle errichtet worden, und überall sieht man neue entstehen, deren Schornsteine öfters der Landschaft einen ganz industriellen Charakter aufprägen. Sie erheben sich dicht am Ufer, welches mit einem massiven Mauerwerke zum Schutze der Saugrohre versehen ist; gewöhnlich sind es deren zwei, von 12 bis 14 Zoll Durchmesser und 16 bis 24 Zoll Hubhöhe. Gehoben wird das Wasser durch ein Paar rotirende oder Centrifugalpumpen, welche mittelst einer Dampfmaschine von 20 bis 24 Pferdekraft betrieben werden; gewöhnlich hat letztere drei Kessel. Eine dergleichen Wasserhebemaschine liefert stündlich 1000 bis 1200 Kubikmeter Wasser. Neben den feststehenden sind aber auch zahlreiche locomobile Maschinen von 6 bis 10 Pferdekraft thätig. Auf 10 bis 12 Fadan Land rechnet man eine

Digitized by Google

Sakieh mit Zweigespann, und sie giebt täglich Wasser für einen Fadan hinreichend. Mit einem Doppelschaduf bewässern zwei Männer täglich einen halben Fadan; ebenso viel in günstiger Lage mit dem Schleuderkorb. Bewässert werden alle Feldfrüchte ohne Ausnahme; am wenigsten bedarf dies die Durrha, am meisten das Zuckerrohr und die Baumwolle. Auch die Gärten dürfen einer reichlichen Feuchtigkeitszufuhr nicht entbehren. Ueberhaupt ist das Wasser sowohl Träger als auch wichtig selbstthätiges Agens der ägyptischen Fruchtbarkeit; wo es nicht hingelangt, sich nicht findet, da tritt sogleich die nackte Wüste an die Stelle üppiger Gartenfelder.

Siut ist eine der bedeutendsten Städte Aegyptens und zählt über 25.000 Einwohner; bei den Arabern heißt sie Masrzucoir, d. i. Klein-Kairo. Die Umgegend ist überaus fruchtbar und wohlangebaut, doch treten hier schon die nackten Berge der Libyschen Wüste in die Stromnähe. Eine ägyptische Stadt unterscheidet sich von dem Fellahdorfe durch nichts als durch ihre Minarets und ihren Bazar. In Letzterem concentrirt sich das Leben der Bevölkerung. Diese engen, von Kaufläden in ununterbrochener Reihe begleiteten Straßen, welche oben von Haus zu Haus mit Brettern, Matten oder Schilf überdacht sind, um schattig kühl zu sein, bilden die Promenade, den Erholungsort der Städter. Sie sitzen entweder vor den Gewölben, um bei Kaffee und Pfeifen, die der Kaufmann darbietet, stundenlang um den geringsten Gegenstand zu feilschen, oder vor und in den Kaffeeschenken und in den Buden der Barbiere.

Der Bazar von Siut ist der reichste von allen, die wir seit Kairo erblickt haben. In die Augen fallen besonders die wirklich geschmackvollen feineren Thongefäße, die man hier findet; unsere Künstler waren entzückt über deren Form und Ornamentation; in Europa hat man nirgends dergleichen, zumal um die billigen Preise, die dafür gefordert werden. Und dennoch hat der arabische Kaufmann die schlimme Gewohnheit, Unerfahrenen, wenigstens den Fremden, gegenüber, für seine Waare dreimal so viel zu verlangen, als wofür er sie lassen kann, und es gelingt ihm nur zu häufig, auf solche Weise einen zu fangen. Unreellität im Handel und Wandel ist in der That eine der schlimmsten Eigenschaften des ägyptischen Volkes, die ihm schon seit dem grauen Alterthum anklebt, man kann ihm gegenüber bei Geschäften nicht genug vorsichtig sein. Auch der Felddiebstahl ist an der Tagesordnung wie bei uns; Niemand macht sich ein Gewissen daraus, einen Gemüsegarten im Vorbeigehen zu plündern, oder einige Schäfte Zuckerrohr abzubrechen, um das süße Mark, eine Lieblingsleckerei aller Classen, zu naschen; daher haben die Dörfer auch besondere Feldwächter angestellt, die mit langen, eisenbeschlagenen Stöcken Tag und Nacht patrouilliren, um die Früchte zu beschirmen.

Dagegen kommt das Vergreifen an anderem Eigenthum äußerst selten vor; in dieser Hinsicht ist Aegypten eines der sichersten Länder der Welt. Wir hatten bei dem Sturme auf die Bahncoupées in Suez unsere Koffer ohne jedes Recepisse in den ersten besten Packwagen geworfen und fanden

Digitized by Google

sie richtig in Kairo nicht vor. Drei Tage lang bangten und liefen wir um dieselben; endlich wandten wir uns an Ali Pascha Nubar, den Director der Posten und Eisenbahnen. »Beruhigen Sie sich, meine Herren«, sagte derselbe, »in Aegypten geht nichts verloren!« Er fuhr selbst mit uns nach dem Telegraphenamte, und am nächsten Morgen bekamen wir unser Gepäck unversehrt wieder, das mittlerweile die Excursion nach Alexandria gemacht hatte; Hunderten war es ähnlich ergangen, kein Stück gerieth in Verlust. In Europa wäre es bei dem unbeschreiblichen Trouble der Suez-Invasion wahrscheinlich nicht so glatt abgegangen, geschweige denn, daß einer der höchsten Staatsbeamten sich um den verlornen Koffer eines Fremdlings bekümmert haben würde.

Bei Sint beginnt der Weizenbau großartige Dimensionen anzunehmen, unabsehbare Flächen prangten im hellen Saftgrün des eben aufgelaufenen Getreides, eine wohlthuende Augenweide. Obgleich der Cerealienbau Aegyptens im letzten Jahrzehnt bedeutend beschränkt worden ist, erzeugt das Land doch noch genug, um eine bedeutende Ausfuhr zu ermöglichen. Leider ist aber die Qualität des ägyptischen Kornes auf europäischen Märkten gering geachtet; das Mehl daraus hat immer einen leisen Bittergeschmack und Moschusgeruch, der seine ausschließliche Anwendung zu Gebäck beeinträchtigt. Man schiebt die Schuld auf die bloße Bodendüngung durch den Nilschlamm, der nicht genug Phosphorsalze enthalten soll; wir finden dies weder historisch begründet, noch recht glaublich.

Daß der ägyptische Weizen heute noch so vollkörnig und schön ist, wie er nur immer zur Zeit der Pharaonen sein konnte, davon haben wir uns mehrfach überzeugen können; auch an dem daraus bereiteten Brot konnten wir keinen Tadel finden. Der Weizen nimmt die dritte Stelle in der Fruchtfolge Unterägyptens ein. Zuerst kommt auf den Acker Mais, welcher in drei Monaten zur Reife gelangt; eingesäet wird Luzerne nach $2^1/_2$ Monaten, sie erreicht ihr volles Wachsthum ebenfalls binnen drei Monaten und wird alsdann ausgerissen, nicht abgemäht; auf sie folgt Weizen, welcher fünf Monate bis zur Reife braucht. Auf diese Weise macht der Fellah mindestens drei Ernten im Jahre, die Zwischenernten ungerechnet, denn vor dem Klee werden zugleich mit dem Mais Bohnen, Melanzanen (Eierfrucht) und Gemüse gebaut, während nicht selten die Ränder des Ackers noch mit Kürbissen, Melonen, Ricinus u. dergl. garnirt sind.

Der Fellah düngt seine Aecker niemals, höchstens seine Gartengewächse. Rationelle Landwirthe dagegen, deren es allerdings nur unter den größeren Besitzern, und zwar nicht allzu viele giebt, haben hie und da schon die Nothwendigkeit des Gleichgewichtes zwischen Erschöpfung und Ersatz eingesehen und versuchen neuerdings mit Glück die Anwendung von condensirten Düngstoffen, namentlich bei den Culturen der Industriepflanzen. Sie rechnen auf jeden Tag der Ueberschwemmung durch Nilwasser vier Tage für die Verdunstung, einen Tag zur Vorbereitung, so daß am sechsten Tage die Einsaat vor sich gehen kann. Ihre Fruchtfolge erstreckt sich gewöhnlich über

Digitized by Google

mehrere Jahre; die Baumwolle bedarf zur Reife vier bis fünf Monate, dann folgen Bohnen, welche vier Monate brauchen, dann Weizen; auf diesen gewöhnlich Gurken, Melonen, Kürbisse u. dergl. Letztere Früchte entwickeln sich äußerlich ganz schön, erlangen aber nicht den Wohlgeschmack wie in den südlichen Donauländern und am Schwarzen Meere, wo sie nicht bewässert werden. Zur Bearbeitung von hundert Fadans Land bedarf es fünf Zweigespanne. Der Arbeitslohn ist gering, auf den größeren Gütern erhält der halb gezwungene Taglöhner täglich circa $^1/_2$ Frcs., und zwar meistens in Naturalien.

Als wir von unserem Rundgang in den Feldern zurückkehrten, kündigte der Schuß einer am Ufer aufgepflanzten Kanone den Sonnenuntergang an. Nunmehr beeilt sich Alles nachzuholen, was der Fastentag des Ramadan untersagt; das erste ist gewöhnlich die Pfeife oder Cigarrette und ein langer Trunk Nilwasser. Nur der Ausländer trinkt dasselbe filtrirt, der Eingeborne zieht es aber vor, wie es ist, schlammig trüb, und hält es in dieser Form weit besser und gesünder. In der That schmeckt es auch so ganz vortrefflich und wir haben es oft mit langen Zügen in der quälenden Hitze auf der Antiquitätenjagd geschlürft, ohne daran zu denken, daß der Nil nicht allein der Bringer des Segens, sondern auch der große Abzugscanal für ganz Aegypten ist. Was ihm in dieser Hinsicht zugemuthet wird, entzieht sich der Beschreibung.

Von der oft berufenen fröhlichen Herrlichkeit der Nächte und ihres Lebens während des Ramadan haben wir wenig oder nichts gesehen; die Bazars waren leer und dunkel, das Treiben der Straßen gänzlich erloschen; Jedermann hatte sich in sein Haus zurückgezogen und speiste en famille. Wir hatten Gelegenheit, in Siut eine Dampfmühle französischer Construction zu besichtigen; sie scheint gute Geschäfte zu machen nach den Hunderten, welche sie Nachmittags umdrängten zum Ankauf ihres Bedarfes im Kleinverkauf; wir beobachteten dabei, daß nur sehr wenige sich Feinmehl holten, die Mehrzahl scheint das ungebeutelte Mehl für den Hausbrauch vorzuziehen. Sehr große Dampfmühlen haben Alexandria und Kairo aufzuweisen, oder vielmehr Bulak, die Hafenstadt des letzteren. Im Uebrigen fertigt der Fellah gewöhnlich sein Mehl oder vielmehr sein Schrot noch ganz in derselben Weise, wie es seine Vorfahren und die Pfahlbauvölker vor vielen tausend Jahren gethan haben; er zerreibt die Körner in einer Steinmulde mit granitenem Läufer, zu dem mancher alte Koloß oder Sarkophag das Material geliefert haben mag. Außerdem sieht man in jedem einigermaßen bedeutenden Dorfe Göpelmühlen, welche mit Ochsen, Büffeln oder Eseln betrieben werden.

Aegypten ist kein Land der Industrie; die Urproduction ist seine Aufgabe und sein Heil. Es fehlt zum Gewerbebetrieb im Großen an Menschen, namentlich an anstelligen. Der Fellah ist durchaus nicht dazu angethan, in geschlossenen Räumen dauernd zu arbeiten; er zieht das härteste Tagewerk im Freien um kärglichen Lohn dem gewinnbringendsten Verdienste in den

Digitized by Google

Fabriken vor. Er bedarf der freien Luft und des Waſſers, um ſich wohl zu fühlen, ſeinem Naturell widerſtrebt das ewige Einerlei und die geregelte Ordnung der Manufacturen; niemals lernt er ein Stück gerade ſo zu machen wie das andere.

Die induſtriellen Unternehmungen, durch welche ſchon der geniale Despot Mehemed Ali und nach ihm die anderen Vicekönige ihrem Lande und dem eigenen Säckel raſch aufzuhelfen gedachten, waren und blieben daher Treibhauspflanzen, welche ebenſo raſch welkten, als ſie eingeführt worden waren. Als der Baumwollbau in Aufnahme gerieth, etablirten ſich mehrere Baumwollſpinnereien, ſie ſtellten ſchon nach kurzer Friſt den Betrieb ein. Von den vielen Baumwollmühlen Giu's, welche mittelſt Dampfkraft das Entkörnen und Sortiren des Productes beſorgen, iſt gleichfalls die Mehrzahl wieder eingegangen; man iſt größtentheils zum alten Verfahren mit Handgeräthen zurückgekehrt, oder verkauft die Baumwolle blos nothdürftig gereinigt. Nur die Rohrzucker-Fabrikation hat feſten Faß gefaßt und ſich in einer beträchtlichen Anzahl von größeren Etabliſſements über das Land verbreitet. Wir hatten Gelegenheit, mehrere davon zu beſichtigen; zur kurzen Beſchreibung wählen wir diejenige zu Herment in Oberägypten, am weſtlichen Ufer, nicht weit von Luxor, maleriſch gelegen zwiſchen ſchattigen Hainen von Palmen und Sykomoren. Sie iſt, wie faſt alle ihresgleichen, Eigenthum des Vicekönigs, nachdem ſie früher dasjenige Muſtapha Paſchas geweſen war. Das Etabliſſement beſteht aus zwei vollſtändigen Fabriken nebeneinander und wird von Franzoſen, intelligenten Männern, geleitet. Die geſammte Maſchinerie ſtammt aus den berühmten Ateliers von Cail in Paris und macht ihrem Urſprung alle Ehre. Das geſchnittene Zuckerrohr kommt zunächſt zwiſchen die Quetſchwalzen (Broyeurs), welche von je vier Mann ununterbrochen geſpeiſt werden, während fünfzig Leute mit dem Wegſchaffen der Bagaſſe, der ausgepreßten Rohre, beſchäftigt ſind. Letzteres wird ausſchließlich als werthvolles Brennmaterial zur Keſſelfeuerung benützt. Der Saft wird aus dem eiſernen Ablaufcanal durch ein Montejus in die Abdampfkeſſel mit Doppelboden gehoben, welche mittelſt Dampf geheizt werden. Es ſind deren acht Stück in jeder der beiden Fabriken vorhanden. Nach dieſer Operation (Décantage) erfolgt die Filtration mittelſt Knochenkohle in fünfzehn Stück eiſernen Colonnen-Apparaten. Nunmehr gelangt der Saft zum Eindampfen in die Vacuumkeſſel (Evaporateurs) und aus dieſen zur zweiten Filtration. Beendet wird der Haupttheil der Fabrikation ſodann in den Apareils à cuire le sucre; findet ſich viele Unreinlichkeit in dem Zucker, ſo wird er in beſonderen viereckigen Kufen von Eiſen ausgewaſchen. Die kryſtalliſirte Maſſe wird auf zwei Brechmaſchinen (Moulins à diviser le sucre) zerkleinert und in zwölf Stück Schleudermaſchinen (Centrifuges) von ihrem überſchüſſigen Waſſer- oder Melaſſegehalt befreit. Das Erzeugniß jeder Fabrik beträgt jährlich 60.000 Centner ägyptiſch (à 45 Kilo) Zucker. In der vollen Campagne ſind über tauſend Menſchen dabei beſchäftigt, lauter Männer; Weiber arbeiten in Aegypten

Digitized by Google

niemals im Taglohn. Der Bedarf an Zuckerrohr wird zum größten Theile auf dem zu der Fabrik gehörigen vicekönigliche Gute selber erzeugt, welches 30.000 Fadans umfaßt und durch zwei mächtige Dampf-Wasserhebemaschinen bewässert wird. Die Ernte erfolgt von December bis in den Februar, das letztgewonnene Rohr ist immer das beste. Die Campagne dauert vier Monate. In Folge der starken Irrigation hat der von den Broyeurs abfließende Saft nur eine Dichtigkeit von vier Grad Beaumé. Die Knochenkohle wird in dem Etablissement selber angefertigt, ebenso besitzt dasselbe eine Maschinenfabrik zur Herstellung von Reparaturen.

Zwei Uebelstände sind es, mit welchen die Fabrikation zu kämpfen hat. Der erste besteht darin, daß die Production des Rohmaterials von dem industriellen Betriebe ganz getrennt ist und einem besonderen Verwalter untersteht, der nur die Massenerzeugung im Auge hat, diese durch übertriebene Bewässerung erzwingt, und so der Fabrik ein unnützes Quantum von Wasser im Rohre zur kostspieligen Verarbeitung übergiebt. Ganz der gleiche Fall ist es mit dem von den umwohnenden Fellahs angekauften Zuckerrohr, diese sind schlau genug, das ihnen gegebene Beispiel in noch gesteigerter Potenz nachzuahmen.

Ein zweiter Umstand, der den Reinertrag schmälert, ist der exorbitante Preis der Steinkohlen, deren man nur englische zur Verfügung hat; sie sind von ganz schlechter Beschaffenheit, nichtsdestoweniger stellt sich der Preis in Herment auf 110 Francs die Tonne! Zwar erspart die Bagasse viel an deren Verbrauch, aber diese Benützung ist gleichfalls eine Verschwendung, denn sie ist ein treffliches Futter für die Hausthiere und könnte als solches weit höher verwerthet werden. Der Zucker wird nicht raffinirt; er kommt als Rohzucker in den Handel; sein Aussehen ist nicht lockend, körnig, sehr porös, dunkel gefärbt bis zum Braunroth; nichtsdestoweniger ist seine Qualität vorzüglich, er ist ohne jeden Beigeschmack und viel süßer als der europäische Rübenzucker; wir haben gefunden, daß man kaum die Hälfte davon zur gewohnten Versüßung seines Thees oder Kaffees braucht wie daheim. Im Inland wird bis jetzt nur ein kleiner Theil des Productes consumirt, das meiste davon geht über Alexandria nach ausländischen Raffinerien.

Im Delta, wo allein der Reisbau betrieben wird, giebt es eine Anzahl von Reismühlen zum Schälen der Frucht, welche, wenn sie für das Ausland bestimmt ist, gewöhnlich durch Chlor gebleicht und dann polirt wird, um ihr ein besseres Ansehen zu verleihen.

Industriemäßig betrieben wird die Töpferei. Es ist kein Land der Welt, wo dieselbe so nothwendig für den Hausbedarf ist und so Bedeutendes leistet wie in Aegypten. Dies muß schon seit den ältesten Zeiten der Fall sein, denn alle Ruinen sind dermaßen von Scherbenbergen umgeben, daß man sich verwundert fragt, wo sie wohl hergekommen sein mögen. Es ist schon erwähnt worden, daß das Mobiliar des Landvolkes fast nur aus Thonwaaren besteht, selbst das kleine halbmondförmige Gestell, in welches die Weiber während des Schlafens den Kopf legen, ist aus gebrannter Erde

Digitized by Google

gefertigt. Der Hauptsitz dieser Industrie ist die hübsche Stadt Kenneh in Oberägypten mit circa 15.000 Einwohnern und deren Umgegend; die zierlichsten Kunstgefäße und Schmucksachen oder Phantasie-Arbeiten haben wir auf den Bazars von Siut und Assuan angetroffen. In der That übertrifft deren Vollendung Alles, was man in diesem Artikel irgendwo sehen kann; allein nicht diese Gegenstände, welche vorzugsweise für die Kauflust der Reisenden berechnet sind, bilden das Gros der Fabrikation, sondern vielmehr die gewöhnlichen Wassergefäße, welche zu Millionen gefertigt und nach allen Theilen des Landes versandt werden. Ihre Formen sind sehr mannigfaltig, doch hat man sie für gewöhnlich nur in drei bis vier verschiedenen Größen. Die mächtigsten davon, welche einen halben Eimer und mehr Inhalt fassen, dienen sowohl zur Aufbewahrung des Getreides als des Wassers. Sie werden mit Stricken aneinander gebunden, zu einem originellen Floß vereinigt, welches außer der Bemannung noch eine hohe Ladung kleinerer Gefäße trägt und damit sicher den Nil hinabschwimmt bis Alexandria. Die Gullies, so heißen die Thonflaschen, sind eine unschätzbare Eigenthümlichkeit Aegyptens, sie sind schwach gebrannt und porös, so daß an ihrer Oberfläche eine unaufhörliche Verdunstung stattfindet, welche ihren Inhalt stets angenehm frisch und kühl erhält; des abträufelnden Wassers wegen bedürfen sie auf der Tafel eines Untersatzes; sie sind weit wirksamer und billiger als die spanischen Alcarrazas; ihre Einführung wäre insbesondere für Städte, welche ihren Trinkbedarf aus Wasserleitungen beziehen, eine Wohlthat; man begreift nicht, daß sie bis jetzt so wenig nachgeahmt worden sind. An dem Material liegt dies schwerlich; es ist dies ein halbfetter, plastischer Thon von braunrother Farbe, welchem zur Herstellung der Porosität die Asche des Halfehgrases beigemischt wird; nach dem Brande, welcher mit Sorgfalt nur ganz schwach geschieht und in welchem wohl das ganze Geheimniß ihrer Bereitung ruht, sehen sie röthlichgrau aus, fast ohne alle Glasur. Wir haben Proben der ägyptischen Thonerde zum Behufe der chemischen Untersuchung mitgebracht. In Kenneh nahmen wir die Gelegenheit wahr, der Fabrikation beizuwohnen; auf der gewöhnlichen Töpferscheibe, wie sie schon zu Moses' Zeiten üblich war, und mit keinem anderen Handwerkszeug als einem viereckigen, an den Winkeln abgerundeten Stück Kupferblech fertigt der ägyptische Töpfer mit unglaublicher Geschicklichkeit und Raschheit die kunstvollsten Gefäße; seine Hand, seine Finger machen Alles, wie durch Zauberei erstehen unter ihnen die trefflichsten Gebilde; in der Zeit von fünf Minuten sahen wir sechs ganz verschiedene Formen entstehen, darunter eine Hohlkugel von einem Schuh Durchmesser, wie sie keine Drehbank kunstgerechter liefern könnte.

Was zu wünschen übrig läßt, sind die Verzierungen der gewöhnlichen Thongefäße, sie bestehen blos aus geraden oder gewellten Linien und Zickzacks, die mit dem Fingernagel oder einem kammartig zugeschnitzten Hölzchen eingeritzt werden; dieses Kunstwerk verrichten meistentheils die Kinder, welche als Lehrlinge fungiren. Auf diesem Felde könnte ohne erheblichen Aufwand

Digitized by Google

noch viel Schönes geleistet werden; daß Sinn dafür vorhanden ist, beweisen die künstlerisch ausgeführten Ziergefäße aus Thon, deren wir schon gedachten. Der Preis einer mittelgroßen Gullah, wie sie für den Tisch paßt, ist im Detail 1 Piaster oder $^1/_7$ Franc; im Großen kauft man um die Hälfte billiger. Kenneh allein fabricirt und versendet jährlich viele Millionen von diesen Gefäßen, wir sahen Magazine, in welchen sie zu Hunderttausenden aufgeschichtet lagerten.

Der ägyptische Handwerker verschmäht bis heute beharrlich alle die Hilfsmittel, deren sich derjenige civilisirter Länder mit Vortheil bedient, er ersetzt sie jedoch zum Theile durch die Geschicklichkeit seines Körpers, den er in merkwürdiger Weise zum Dienste der Arbeit zu zwingen weiß. Der Schuster hält den Pechdraht, der Drechsler das Pfeifenrohr mit den Fußzehen, dem Tischler ersetzt der schwerste Körpertheil die Schraube der Hobelbank, dem Schlosser die Kniee den Schraubstock, es ist fast unglaublich, wie sich diese Leute mit ganz armseligen Werkzeugen zu behelfen wissen. Und dabei kann man nicht sagen, daß sie schlecht arbeiten, untaugliche Producte liefern; nur da, wo es genau ankommt auf Maß und Richtung, ist kein Verlaß auf sie. Ihre Schuhe schlottern auf den Füßen, ihre Blechgefäße sind schief und krumm gelöthet, am Metall sieht man jeden Hammerschlag oder Feilstrich.

Wer ein passendes Fenster, ein brauchbares Eisengitter, eine Zimmertäfelung haben will, muß sie in Kairo oder Alexandria machen lassen. Die europäischen Möbel, deren sich die Wohlhabenderen immer mehr bedienen, kommen alle aus Frankreich; sehr verbreitet sind die Marseiller Strohsessel; wir fanden aber auch häufig feinere Wiener Möbelfabrikate, welche auf dem Bazar in Alexandria gekauft waren. Die Weberei wird von den Fellahs vielfach betrieben auf dem einfachsten Stuhl, der sich wenig von dem Weberrahmen der Pfahlbauten unterscheidet, auch die Blaufärberei ist in jedem Dorfe zu Hause, doch ist der ägyptische Indigo nicht von der Güte des indischen, vielleicht liegt es auch an der Besorgung der Küpe, daß der dunkelblaue Ueberwurf, den das Landvolk trägt, so arg verschießt. Die Leinen-Industrie liegt dagegen sehr darnieder, die Baumwolle verdrängt auch hier, wie überall, den solideren Flachs; einen anderen Grund dieses Verfalles haben wir schon oben genannt.

Der Erwähnung werth ist noch die vielfache Verwendung, welche die Eingeborenen von dem Half oder Halfehgrase, einer Segge, zu machen wissen. Es werden daraus Matten und Körbe geflochten, Fliegenwedel und noch viele andere Gegenstände angefertigt; in Oberägypten verkauft man daraus zierliche Mulden, Körbchen, Flaschen aller Art, zum Theil gefärbt, welche außerordentlich fest und dauerhaft sind, sogar das Wasser halten. Ebenso geschickt sind die Fellachin in der Flechterei aus Stroh und Palmbast. Jedermann weiß, daß die Dattelpalme, der gerühmte Phönix der Pflanzenwelt, in allen ihren Theilen und zu allem Möglichen benutzbar ist; besonders fällt auf die Benutzung ihrer zähen Blattrippen zur Herstellung

Digitized by Google

von Sesseln und Bänken, welche, wie schon erwähnt, das Aussehen eines weitläufig vergitterten Hühnerkäfigs haben, auch als solcher dienen müssen, bei aller Leichtigkeit aber ungemein sicher und dauerhaft sind. Es gehört auch einiger Erfindungsgeist dazu, einen Baum gehörig auszunutzen, welcher jahrein jahraus, einerlei, ob er Datteln bringt oder nicht, Stück für Stück an die Regierung bis $2^1/_2$ Francs Steuern zu entrichten hat. Der Oelbaum ist in Unterägypten zwar eingebürgert, aber nur sparsam, und liefert keinen nennenswerthen Ertrag; den Oelbedarf decken die ausgebreiteten Culturen von Sesam und Ricinus, neuerdings auch für industrielle Zwecke das aus den Baumwollsamen gewonnene Oel, während deren Rückstände, die Baumwollölkuchen, als geschätztes Mastfuttermittel in den Handel kommen.

Einförmig, immer in gleichem Charakter, zieht sich die Landschaft auf beiden Stromufern dahin. Immer und immer die gleichen Ortschaften ohne alle hervortretenden Auszeichnungen, zwar von Palmenhainen umschattet, aber auch die Palmen langweilen mit der Zeit. Die Bergketten, welche das Nilthal gegen die Wüsten abschließen, treten bald ferner, bald näher auf; manchmal tauchen ihre Kalkwände, mit den schwarzen Oeffnungen der eingemeißelten Grabzellen senkrecht in das Wasser, dann wieder weichen sie weit zurück und lassen Raum für das Werk des Landmannes. Von fern erblickt man öfters weiße Zinnen, sie verwandeln sich aber bei genauerm Anblick aus Ritterburgen in friedliche Taubenthürme, welche die Lehmhütten überragen und mit viel größerer Sorgfalt und Sauberkeit ausgeführt sind als diese selbst. Ihre Construction ist sinnreich, sie bestehen aus lauter Thonkrügen, mit der Oeffnung nach außen, durch Nilschlamm verbunden, weiß getüncht, mit rothen Zinnen, ringsum mit Sitzstangen besteckt. Jeder Krug dient einer Taubenfamilie als Wohnung. Es ist ganz unglaublich, in welchen Massen dieses Geflügel in Aegypten gehalten wird; jedes Dorf zählt davon Hunderttausende, die in ungeheuern Schwärmen ihre Flugkreise beschreiben. Alle sind von einerlei Art, blaugraue Feldflieger. Man will behaupten, sie brächten den Saaten großen Nachtheil, davon ist jedoch wenig zu bemerken. Trotzdem der Weizen, wie wir uns überzeugen konnten, ganz unverhältnißmäßig dünn gesäet wird, war er doch überall gleichmäßig und in vollem Bestande aufgelaufen; die Fellahs behaupten, die Tauben läsen nur die Unkrautsamen auf; jedenfalls liefern die Ufer des Nils diesen Vögeln einen unerschöpflichen Fund animalischer Nahrung. Auch in der Normandie finden sich die Taubenthürme und ihre Bewohner in ähnlicher Anzahl; hier ist es constatirt, daß die letztern sich ihre Hauptnahrung von den Borden des Meeres holen, ohne die Feldfrüchte wesentlich zu beeinträchtigen. Dagegen liefert die Taubenzucht dem Aegypter nicht nur einen beträchtlichen Zuschuß billiger Fleischkost, sondern auch in dem Taubenmist einen gesuchten Absatzartikel, welcher zur Düngung der Gärten und Gemüsepflanzungen benutzt und gut bezahlt wird.

Hühner werden viel gehalten, darunter eine stattliche, hochbeinige Varietät ohne Kamm, deren Fleisch besonders geschätzt ist. Auffallend ist die

Digitized by Google

Kleinheit der ägyptischen Hühnereier, sie sind durchschnittlich wenig größer als Taubeneier. Truthühner werden ebenfalls viele für den Verkauf gezüchtet, dagegen sieht man äußerst selten Gänse, die doch im Alterthum die bevorzugten Opfergaben und Braten waren, wie auf vielen bemalten Tempel- und Gräberwänden zu sehen ist; auch unter den Hieroglyphen nimmt die Gans eine häufig wiederkehrende Stelle ein. Eigenthümlich ist es, die großen weißen Aasgeier und die starken Schmarotzerweihen friedlich mitten unter dem Hausgeflügel sitzen zu sehen, ohne an Feindseligkeit zu denken.

Neben der Dattelpalme tritt nunmehr auch die subtropische Dumpalme immer häufiger auf, deren grauer, glatter Stamm krumm emporwächst und sich in mehrere Aeste theilt, die mit dichten Fächerblättern gekrönt sind. Die Ernte der Durrha ist jetzt in vollem Gange; die Fellachin hauen mit der Hacke die bis 12 Fuß hohen, mehr als zollstarken, rohrigen Halme ab, welche an ihrer Spitze eine gewaltige Rispe von über Faustgröße voll runder, stärkemehlreicher Körner trägt. Kein anderes Getreide erzeugt auf der gleichen Fläche so viel Nahrungsstoff; es werden daraus beliebte berauschende Biere, Bonza und Merieſa gebraut; das Stroh dient als Futter, Bedachungs- und Feuerungsmaterial; aus der entkörnten zähen Rispe werden Besen gefertigt, daher auch der europäische Name »Besenkorn«. Neben jedem Durrhafeld erblickt man einen aus Nilschlamm auferbauten kleinen Thurm, dessen Bestimmung uns so lange räthselhaft blieb, bis wir sahen, daß er einem Wächter als Standort diente, der mit Peitsche und Geschrei die Vögel aus den milchigen Körnern, denen sie vorzugsweise nachgehen, verjagte.

In Kenneh, welche Stadt eine halbe Stunde vom Nil entfernt liegt, fanden wir beim österreichischen Consular-Agenten freundlichste Aufnahme. Derselbe, Guriagis Dohut, ist ein vermögender, angesehener Kopte und bewohnt ein stattliches Haus. Er veranstaltete uns zu Ehren eine glänzende Fantasia mit vollem Orchester; der Ruf der Tänzerinnen von Kenneh als der besten Aegyptens bewahrheitete sich, allein ob sich gleich die vier berühmtesten Gawaziehs im reichsten Goldschmuck mit Spangen um Arme und Füße vor uns unermüdlich drehten und umschwangen, so ließ uns doch das Schauspiel sehr kühl, ja es langweilte uns herzlich, während die anwesenden Eingeborenen mit leuchtendem Entzücken zusahen und horchten.

Die Kopten oder Kophten, wie sie selbst sich nennen, nehmen unter der ägyptischen Bevölkerung eine bevorzugte Stellung ein; sie sind nach den Türken die angesehensten, wenngleich nicht beliebtesten Einwohner, aus ihnen recrutirt sich vorzugsweise der Stand der Subalternbeamten, der Kaufleute und deren Gehilfen, der Gemeinderechner, Steuererheber und öffentlichen Schreiber. Sie sind Christen; ihre Kirchen gleichen aber den Moscheen, mit Ausnahme des Ikonostas, das mit schlecht gesudelten Heiligenbildern über und über behängt ist. Wir fanden in den koptischen Kirchen viele alte Handschriften und Bücher, vermochten aber nicht, eine Acquisition zu machen; für ein zerrissenes koptisches Evangelium mit ziemlich hübsch gemalten

Digitized by Google

Initialen verlangte der Küster — denn dieser war es doch wohl, der uns herumführte — nicht weniger als hundert Guineen. Im Aeußern und in ihren Gebräuchen sind die Kopten ganz Muselmanen, sie unterscheiden sich von diesen in der Kleidung nur durch den schwarzen Turban; obgleich sie nur Eine Frau haben dürfen, so befolgen sie doch die Gesetze des Harems so eifrig wie der strengste Anhänger des Propheten.

In Kenneh spielt bekanntlich eine Scene des Halbromans »Ahmed le Fellah« von Edmond About, der, wie man erzählt, auf ausdrücklichen Wunsch des Vicekönigs geschrieben ward, zuerst in der »Revue des deux Mondes«, dann, zur Eröffnung des Suezcanals, als besonderes Buch erschien, welches ganz deutlich mit der Prätension auftritt, die Landwirthschaft Aegyptens und die Lage der Fellachin verbessern zu wollen. Es wäre sehr leicht, an den lächerlichen Irrthümern und Rathschlägen darin nachzuweisen, daß der Verfasser nicht einmal das A-b-c dessen, was er lehren will, kennt; doch das möge auf einem andern Blatte stehen.

Wir benutzten nur die Gelegenheit, um Erkundigung einzuziehen, ob About blos erfunden oder seinen Helden wirklich nach der Natur gezeichnet hat; letzteres scheint in der That der Fall zu sein. Ein Fellah, Ahmed-Hussein, auf räthselhafte Weise reich geworden, der französischen und englischen Sprache vollkommen mächtig, besaß in Kenneh ein Gut, wo er oft wohnte und nunmehr auch begraben liegt. Denn vor ungefähr fünf Monaten war er, ein Mann im Anfange der Dreißiger Jahre, im Nil ertrunken; er kreuzte den Strom in dunkler Nacht verwegen mit seiner Barke; diese schlug um, und er, obgleich ein trefflicher Schwimmer, erlag. Vorher schon soll er den größten Theil seines Vermögens ebenso rasch verloren haben, als er es erworben hatte.

Alle romantische — zudem herzlich schlecht erfundene — Zuthat des Werkes ist Gabe des Verfassers; besonders die rührende Geschichte von dem Tode des Vaters Ahmed's; derselbe starb nicht an Entkräftung bei den Canalarbeiten in Kantara, sondern war wohlbezahlter Diener der »Peninsular and Oriental Company« in Suez. Wir haben dies aus ganz authentischer Quelle und führen es an, weil denn doch das About'sche Buch einiges Aufsehen bei den Laien gemacht hat, namentlich unter den Suezfahrern.

Die Wüste denkt man sich gewöhnlich als eine unermeßliche Sandebene; das ist ein Irrthum, sie bildet vielmehr ein vielfach coupirtes Terrain, von Höhenzügen durchschnitten, in Mulden aufgewühlt; häufig tritt nackter Fels zu Tage, oder bröckeliges Gerölle macht den Schritt unsicher; sie zu durchwandern ist eine Qual; die Sonne brennt hier doppelt heiß, nirgends Kühlung, Wasser, Schatten. Wenn gar der Wind sich erhebt, dann wird dem Ungewohnten die Lage fast unerträglich; in einigen Augenblicken ist er über und über mit feinem Sande bedeckt, gegen welchen nichts schützt, der überall eindringt; er knirscht zwischen den Zähnen, verwundet die Augen und peinigt die Haut. Glücklich, wer nur eine kleine Strecke des Landes der Oede zurückzulegen hat, und gleich uns auf einem flüchtigen Schimmel-

Digitized by Google

hengste sitzt, aber ohne das Sattelwerk, dessen hölzerner Bock und küchenschüsselförmige Steigbügel, in welche man mit hoch hinaufgezogenen Knieen reiten muß, eine andere Art Marter bilden, um so empfindlicher, wenn man sie neun Stunden eines glühendheißen Tages hindurch erdulden muß, wie wir, als wir die Tempelruinen von Abydos besuchten. Es war ein ganzes Geschwader, das da aufritt, und es kamen dabei manche Scenen vor, welche das Lachen herausforderten. Bewundernswerth erschien die Ausdauer und Genügsamkeit der Reitthiere. Sie waren vor Tagesanbruch erschienen und kamen erst nach Sonnenuntergang wieder in die Nähe ihrer Heimat, die bei manchen noch stundenweit entfernt war, den ganzen, lieben, langen Tag hindurch hatten sie kein Körnlein Futter, kein Hälmchen Stroh, keinen Tropfen Wasser erhalten, und dennoch thaten sie willig ihre Schuldigkeit bis zum letzten Augenblicke.

Der Aegypter behandelt im allgemeinen seine Thiere sehr gut, was schon daraus hervorgeht, daß man niemals bösartigen Exemplaren begegnet; man staunt oft darüber, daß in dem Gewühle der ihre Donkeys und Ponies anbietenden Eseltreiber oder Pferdeführer kein Unglück durch Schlagen und Beißen geschieht. Mit der Fütterung und Pflege sieht es dagegen erbärmlich aus, geputzt wird ein Thier niemals, gefüttert nur gelegentlich, Ställe sind nicht vorhanden, es treibt sich in der Nähe der Wohnungen oder auf den Feldern herum, und frißt, was es findet. Der Fellah glaubt, was er sich selbst, dürfe er auch seinen Thieren zumuthen, und während des Ramadan fastet er ja auch den ganzen Tag!

Die ägyptischen Pferde lassen sich in vier verschiedene Racen oder Schläge eintheilen. Das Delta erzeugt ein schweres, kurzleibiges Roß mit langen Haaren und Fesselzotteln, es wird zum schweren Zug, namentlich auch für die Artillerie verwendet. Ein zweiter Schlag Unterägyptens hat Juckerformen; es ist edles Blut, wahrscheinlich turkomanisches, darin; er liefert flinke Carrossiers und Pferde der Cavallerie. Von der arabischen Race sieht man nicht selten ausgesucht schöne Thiere im Besitz der Paschas, Officiere und reichen Privatleute, doch haben auch die Wüstenbewohner, schlechthin allgemein Beduinen genannt, häufig edle Araberrosse in ihrem Besitze, die nur etwas allzu niedrig und kurz gebaut erscheinen, wahrscheinlich in Folge von Degeneration, wenn sie auch ihre gute Abstammung auf den ersten Blick erkennen lassen. In Oberägypten tritt noch dazu die hohe, schlanke Dongola-Race, vorzügliche Reitthiere von Adel und Kraft, welche häufig mit den ersterwähnten Schlägen gekreuzt werden. Hier sahen wir auch zum erstenmale Pferde im Acker gehen.

Das Pferd wird in Aegypten nur in den Städten und beim Militär beschlagen. Der Schmied bedient sich des bekannten Wirkmessers, mit dem er sehr vorsichtig arbeitet, er nimmt vom Strahle des Hufs gar nichts, von den Trachten nur die abgestorbenen Ränder hinweg. Das Eisen ist ein Blech, welches den ganzen Huf deckt; es wird mit acht Nägeln angeschlagen. Die Geschicklichkeit der Beschlagschmiede ist sehr groß, sie bedürfen zu ihrer

Digitized by Google

Arbeit nur die Hälfte Zeit wie die meisten europäischen, und verrichten sie fast immer besser; Fußleiden sind bei den ägyptischen Pferden weit seltener als bei uns, sie haben durchgängig trockene Beine, schön geformte und gesunde, stahlfeste Hufe.

Auch von dem Rindvieh des Nilthals lassen sich vier Racen unterscheiden, wenn wir den Büffel mit dazuzählen. Wir haben derselben schon oben theilweise gedacht und fügen als Ergänzung nur hinzu, daß die Rindviehzucht weit schwächer und nachlässiger betrieben wird, als zu wünschen wäre; von einer ordentlichen Molkereiwirthschaft ist nirgends als auf einigen Meiereien des Vicekönigs die Rede; die Butter wird aus Italien, Oesterreich und Bayern bezogen; und doch ist das Material der einheimischen Rinderarten ein vortreffliches. Die Fehler im Baue der unterägyptischen Racen, enge Flanken, Langbeinigkeit, Knochenüberschuß, wären leicht durch Wahlzucht zu verbessern und daraus Musterthiere zu schaffen; wir kennen keine europäische Rinder-Race mit so feingeformtem, sanftem Kopfe, im Zuge sind diese Thiere ganz vortrefflich. Noch besser aber gefallen uns die afrikanischen Zebus mit schwach ausgesprochenem oder nur angedeutetem Höcker; sie sind von kleinerer, feinerer Statur, niedriger, aber ungemein zierlich und schön gestaltet; sanfte, willige Thiere, bequemen sie sich zu jeder Arbeit, geben aber leider noch weniger Milch als die unterägyptische Kuh und die Büffel. Letztere, ganz schwarz, mit spärlichem Haare und rückwärts gekrümmten Hörnern, sind viel gutmüthiger, als diejenigen Italiens und der Donauländer, sie werden sowohl als Spann-, wie auch als Reitthiere benutzt; die Büffelkuh giebt eine besonders fette Milch.

Im Alterthum müssen die ägyptischen Rinder-Racen von ganz anderer Beschaffenheit als heutzutage gewesen sein; in den Felsengräbern von Beni-Hassan erblickt man treffliche Abbildungen von ihnen, welche ganz die Formen der besten Berner Race haben und rothgescheckt sind. Hier kann man sich auch davon überzeugen, wie groß damals der Bestand der Hausthiere war; Gazellen, Antilopen, Steinböcke, Reiher, Löffelgänse zählten zu denselben, dagegen erblickt man unter den Bildern weder Kameele, noch Schafe. Von den letztern lassen sich gegenwärtig drei verschiedene Racen unterscheiden: die syrische, mit außerordentlich entwickeltem Fettschweife und langer Kammwolle; die nordafrikanische, kurzwollig mit minder starkem Fettansatz an den letzten Rückenwirbeln, und in Oberägypten die libysche oder äthiopische, von schwarzer oder brauner Farbe, mit reicher, ganz grober Wolle und bis zur Erde reichenden langen Schwänzen; sie gleicht der hochschottischen Land-Race, ist aber größer von Statur. Weit mehr werden Ziegen gehalten, deren Heerden allenthalben in den Feldern zerstreut sind. Sie bilden das bevorzugte Hausthier, das auch der ärmste Fellah hält; von kleinem Körperbau, mit kurzen Hörnern oder ganz ungehörnt, sind sie äußerst genügsame Thiere, welche den großen Vorzug ihren europäischen Verwandten gegenüber haben, daß sie nicht genäschig, daher keine Culturfeinde sind; ihre Einführung in den Karstgegenden, wo die Ziegenhaltung jeder Aufforstung

Digitized by Google

im Wege steht, würde gewiß lohnend sein. Sie haben langes Haar, das zu groben Geweben benutzt wird; ihre Milch bildet ein Hauptnahrungsmittel, auch wird daraus ein schmieriger, nicht gerade wohlschmeckender Käse bereitet. Die Zucht der Esel ist in Aegypten ganz allgemein. Die gewöhnliche Race ist von kleinem, niedrigem Körperbau, jedoch ungemein kräftig, genügsam und ausdauernd. Man bedient sich ihrer als Reit- und Lastthiere, was sie als solche leisten, ist unglaublich. Man kann sich davon schon in Kairo und Alexandria überzeugen, wo sie den Dienst der Droschken oder Comfortables versehen, sie gehen einen ungemein fördernden Paß und auch ihr Galop ist nicht zu verachten; an nichts gewöhnt der Fremde sich rascher wie an die Benutzung dieser Thiere zum Reiten. Die Sattel lassen freilich viel zu wünschen übrig; der Fellah reitet ganz ohne sie, schnallt höchstens eine Decke auf und regiert den Esel ohne Zaum blos mit Zuruf oder dem Stabe. Eine besonders schöne Race sind die weißen persischen Esel, welche von Wohlhabenderen gehalten werden; sie sind hoch, schön geformt und nehmen es in der Gangart mit dem Pferde auf; dafür stehen sie auch hoch im Preise und werden mit 1000 Francs und darüber bezahlt, während ein sehr guter einheimischer Esel für 200 Francs zu haben ist.

Zahlreich werden Kameele oder vielmehr einbuckelige Dromedare gehalten, deren es viele Schläge giebt; man sieht davon ganz weiße, gelbe, isabellfarbige, braune und schwarze. Im Allgemeinen unterscheidet man zwei Racen, das Lastkameel und das Reitkameel; letzteres, Heggin genannt (von Hadji = Pilger, Wanderer), ist schnellfüßig und läuft einen raschen Paß, gute Thiere seiner Art werden sehr hoch bezahlt; der Vicekönig unterhält eine besondere Kameelreiterei bei seiner Armee. Das Lastkameel trägt 6 bis 12 Centner und darüber mit Bequemlichkeit, es vertritt in Aegypten vollständig das Frachtfuhrwerk, wird auch, wie schon mehrfach erwähnt, zu den verschiedensten Diensten des Landbaues verwendet. So nützlich das Thier, so nachlässig wird es behandelt. Es ist keineswegs ein geduldiges Geschöpf, wie man gewöhnlich annimmt, sondern störrisch und launenhaft bis zum Exceß, wenngleich an den vielen Fabeln, die man von ihm erzählt, wenig Wahres ist. Auch zum Reiten wird es benutzt. Wir haben auf seinem Buckel die Reise von Assuan nach Philä und zurück gemacht, können aber nur wenig Erbauliches darüber berichten. Im Schritt geht es noch damit, wenngleich der harte Sattel für unsereinen höchst unbequem ist, und die schaukelnde Bewegung des Paßganges bei der großen Sitzhöhe leicht eine Empfindung ähnlich der Seekrankheit hervorruft; Trab oder Galop sind aber kaum auszuhalten und bringen selbst geübte Reiter häufig in Verlegenheit. Das Kameel soll mit einem Futter zufrieden sein, welches selbst der Esel verschmäht; wir haben beobachtet, daß es keine Gelegenheit vorüberläßt, um ein Maul voll saftigen Krautes von bebauten Feldern oder von Bäumen zu erhaschen.

Noch verdient ein Wort über die Hunde gesagt zu werden. Im ganzen Orient bilden dieselben bekanntlich eine Art Gesundheitspolizei,

Digitized by Google

welche die Straßen von den faulenden Abfällen reinigt, die Jedermann unbedenklich auf sie wirft. Während sie jedoch in den Städten völlig herrenlos sich umhertreibend und von der fortune du pot leben, sind sie in den ägyptischen Dörfern an Haus und Familie attachirt, bilden die Wächter des Eigenthums und werden als solche auch in den Feldern verwendet. Es ist eine häßliche fuchsige Race mit spitzem Kopfe und langem, buschigem Schweife; sie hat Aehnlichkeit mit ihren auf den Denkmälern zahlreich abgebildeten Vorfahren, aber nicht mehr deren schlanke, hohe Gestalt und getigerte Färbung.

In Luxor-Theben war wiederum das stattliche, in frischem Palmengarten gelegene Haus des österreichischen Consular-Agenten Makarios Schnuda, gleichfalls eines Kopten, uns ein angenehmer, gastfreier Erholungsort. Erfreulich ist es zu gewahren, wie überall im Orient Oesterreich und seine Vertreter hoch angesehen sind; dies steigert sich, je weiter aufwärts man den Nil bereist; in Chartum haben die österreichische Mission unter dem hochverdienten P. Knoblecher und der erste österreichische Consul, der leider zu früh verstorbene Dr. Constantin Reitz, ihrem Vaterlande den Vorrang verschafft in den Begriffen der Eingeborenen vom europäischen Staatenverbande; dort ist heute noch der Maria-Theresia-Thaler fast die einzig gangbare Handelsmünze. Wahrscheinlich in der Erinnerung an die alte deutsche Kaiserzeit heißt in den Nilländern jeder Oesterreicher Nemze, d. i. Deutscher, aber der Nemze wird sorgsam von dem Prussiano unterschieden. Mit letzterem wissen die Araber wenig anzufangen, er ist ihnen ein ganz fremder Begriff; die jetzt allenthalben installirten Consular-Agenten des »Norddeutschen Bundes« werden vorläufig noch mit einer gewissen Verwunderung betrachtet; wir haben namentlich spitzige Glossen über die schwarze Farbe in der norddeutschen Flagge von den Arabern gehört. Mit der Zeit wird sich dies hoffentlich bessern.

Es hinderte nicht, daß wir auch den preußischen Consular-Agenten in Luxor besuchten, welcher einen bedeutenden Handel in ägyptischen Antiquitäten betreibt; mehr als seine Mumien und Scarabäen interessirte uns das bei ihm aufliegende Fremdenbuch, welches von Lepsius gestiftet, mit einer referirenden Einleitung über seine Forschungen versehen und von seinem Maler Weidenbach mit einem hübschen Titelbilde geschmückt ist, das die beiden Kolosse in feiner Federzeichnung, umrahmt von farbiger Hieroglyphenschrift, darstellt. Der Inhalt dieses Albums ist ein merkwürdiges Beispiel von Unverschämtheit und Toleranz. Die reisenden Herren Engländer haben nämlich das Buch benutzt, um in »few lines« seitenlange unglaubliche Invectiven gegen Lepsius zu schleudern, welchen sie, in seinem eigenen Hause sozusagen, der Barbarei durch Spoliation der ägyptischen Denkmäler, zuweilen in geradezu cynischer Weise, beschuldigen. Der preußische Gelehrte hat von diesen Anklagen Notiz genommen und dies schriftlich bestätigen lassen, ohne auf das Materielle derselben irgend einzugehen.

Allerdings wird Jeder, welcher das zuerst von Belzoni aufgedeckte Grab des Königs Sethos im Thale Babelmoluk bei Kurna besucht, sich die

Digitized by Google

Frage aufwerfen, ob die hier vandalisch beraubten Wände und Säulen für Kunst und Geschichte nicht besser intact geblieben wären, statt ihren schönsten Schmuck in die ägyptische Halle des neuen Museums zu Berlin abgeliefert zu haben. Indessen steht es gerade den Engländern am wenigsten zu, über derlei Entführungen die Entrüsteten zu spielen; wenn sie ihr British Museum besuchen, haben sie zu derlei Klagen weit bessere Gelegenheit bei Tausenden der darin glücklich geborgenen Gegenstände; die Akropolis in Athen weiß davon zu erzählen, und die Elgin Marbles sind vielleicht gerade jetzt am allerwenigsten an ihrem Platze.

Dies bringt uns auf eine andere neuere Anklage. In dem mehrerwähnten Buche »Ahmed le Fellah« findet sich ein perfider Passus, welcher einen österreichischen Erzherzog beschuldigt, sich widerrechtlich eine Anzahl ägyptischer Antiken angeeignet zu haben, welche von Mariette für die französische Regierung gesammelt gewesen und vergraben worden seien. Mit wirklich heuchlerischer Großmuthsmaske will zwar der Verfasser den Namen des Prinzen verschweigen, bezeichnet ihn jedoch so genau, daß jedes Kind wissen muß, wer gemeint ist. Wir sind auf Grund authentischer Erkundigung in die Lage gesetzt, Herrn About Lügen zu strafen, und thun dies hiermit auf das entschiedenste. Fern sei es von uns, die großen Verdienste Mariette's um die Aegyptologie und die Auffindung ägyptischer Antiken zu bestreiten; allein die Art und Weise, wie er mit den letzteren das Musée du Louvre bereichert hat, streift doch nicht wenig an den Scharfsinn eines Cartouche. Wir haben ein französisches Buch vor uns, worin deutlich erzählt wird, wie er die ägyptische Regierung hinterging, ihre Beamten täuschte, in einem tiefen Brunnen die geraubten Alterthümer über Nacht verpacken ließ und statt derjenigen, die er an den Vicekönig abzuliefern versprochen hatte, ganz andere, werthlose in gleicher Zahl unterschob. Geraubtes Gut ist niemals Eigenthum des Annectirenden, daher confiscirte das ägyptische Gouvernement mit vollem Rechte die vergrabenen Kisten, von welchen die Araber natürlich sogleich Anzeige gemacht hatten, sobald Mariette außer Land war. Said Pascha aber verehrte einige von diesen Antiken — nicht vierzehn Kisten voll, wie sich Jeder überzeugen kann, der in Miramar gewesen ist — an den Erzherzog Maximilian, welcher nicht einmal wußte, daß ein Anderer Eigenthumsrechte darauf hätte geltend machen können. Wäre letzteres wirklich der Fall gewesen, so hätte die französische Regierung gewiß Protest erhoben; davon ist aber nichts bekannt geworden. Dies ist der Thatbestand einer Episode, die in ihrer hämischen Entstellung weder dem About'schen Buche, noch seinem Verfasser zur Ehre gereicht.

Die Bodencultur gewinnt in Oberägypten allmählich ein anderes Aussehen als in dem Tieflande, wenn von einem letzteren die Rede sein kann bei einem Gefälle des Nils von 300 Fuß auf 400 Meilen. Der Anbau von Linsen (Adas) in großen Breiten tritt an die Stelle des Gam oder Weizens, und statt der Luzerne wird die weiße Wolfsbohne (Lupine, türkischer Klee, Helbe) als allgemeinstes Futtermittel cultivirt; daneben Wicken

Digitized by Google

(Djellan), Kicher-Erbsen, welche geröstet, ein auf allen Märkten feilgehaltenes Naschwerk sind; Sesam und Durrha, Zuckerrohr und Baumwolle nehmen aber immer die bevorzugten Ackerstellen ein. Von Unkräutern haben wir außer dem Halfehgrase am verbreitetsten gefunden Ackertäschelkraut und Hederich (Thlasphi und Raphanus), die auch in Europa des Landmannes Plagen sind. Neben ihnen gedeiht saftig die Cichorie, die übrigens auch hie und da angebaut wird; ihr frischbitteres Kraut ist als Salat geschätzt, der Fellah verzehrt es mit Wohlbehagen roh, wie er es dem Felde entreißt, gleichwie die jungen Lupinenpflanzen, die er massenhaft grün speist, mit einem Appetit, wie ihn nur das zur Weide gebrachte Thier nach langer Stallfütterung haben kann. Auch die Gärten gestalten sich exotischer, wundervoll gedeihen in ihnen die indischen Orangen oder Mandarinen, deren Reifezeit gerade in den December fällt, die Cedrat-Citronen und selbst die Pompelmusen; Bananen sieht man selten angepflanzt, es ist noch nicht sehr lange her, daß die edle Musa in Aegypten eingeführt worden ist.

Mit Ziergewächsen sind die Gärten nur spärlich beschickt, außer Rosen, deren Duft lange nicht denjenigen europäischer erreicht, sind die gewöhnlichen Gartenzierden gelbe Zinnien und Minzen, letztere dagegen von weit stärkerem Arom als bei uns. Da, wo Wohlhabende auf einen Ziergarten etwas verwenden, bemerken wir mit Verwunderung, daß die gemeinsten Blumen unserer allbekannten Sommerflora stets die bevorzugten sind, für Aegypten eben solche Seltenheiten als für uns Caladien und Azaleen. Unter den Gemüsen nimmt die schleimige Schote des malvenartigen Hibiscus, Corno greco, hier Bahamie genannt, einen ersten Rang ein; sie wird in der Nähe der Dörfer gebaut, wächst bis zu zehn Fuß Höhe empor, und es werden die getrockneten unreifen Schoten auf Schnüren gereiht, in den Handel gebracht. Nächstdem sieht man auf den Grünzeugbazaren dünne, lange Rettige, weiß und roth, von besonderem Wohlgeschmacke, eiförmige oder flachrunde Zwiebeln mit süßem Safte, Knoblauch in Fülle und in faustgroßen Knollen, kleine Wasserrüben, Flaschenkürbisse, Wassermelonen, Lauch, Petersilie, Linsen, Speisebohnen, Saubohnen, große Dolichosbohnen, Kichern, endlich Colocasien, welche jedoch selten zu sein scheinen, daher theuer sind. Kartoffeln werden in Aegypten nur für den Bedarf der Europäer angebaut und liefern ein schlechtes, seifiges Product; man erzieht sie in den Gärten und bewässert sie, anstatt ihnen den Saudboden längs der Wüstenränder anzuweisen.

Daß die Landschaft schon in den nubischen Vegetationstypus übergegangen ist, gewahrt man zuerst an den mächtigen Euphorbienbüschen, deren blaugrün bedufteten Fleischblätter üppig aus dem gelben Sande emporquellen; sie stehen eben in voller Blüthe, welche violett mit gelbem Kelch ist, und sind, im December, bedeckt mit bunt betüpfelten Raupen, aus welchen ein hübscher, hierzulande sehr gemeiner Tagfalter sich entwickelt. Bekanntlich hat die Pflanze einen Ueberfluß an Milchsaft, welcher ätzend wirkt und sich zu dem sehr giftigen Euphorbienharze verdichtet, womit die südlichen Neger ihre Pfeilspitzen bestreichen. Wo sich die Gelegenheit darbot, waren unsere

Digitized by Google

Matrosen unter Führung des italienischen Koches eifrig damit beschäftigt, diesen Milchsaft aus den abgebrochenen Zweigen zu drücken und in Flaschen zu sammeln; Einreibungen damit gelten als ein untrügliches Specificum gegen Unfruchtbarkeit der Weiber. Bei diesem Geschäfte ist insofern einige Vorsicht nöthig, als dabei nicht selten eine Hornviper aus ihrem Verstecke aufgescheucht wird, oder eine Naja, Brillenschlange, beide die gefährlichsten Giftlurche der Welt. Unschädlich dagegen sind die fußlangen, buntgestreiften Eidechsen und die abenteuerlich aussehenden Geckos mit ihren Löffelzehen, welche an den Felsen auf- und ablaufen, deren Behendigkeit aber derjenigen des Sammlers spottet.

Von der tropischen Beständigkeit des Klimas zeugt der Umstand, daß nicht blos das Getreide, sondern auch das Salz der Regierung in ungeheuren, viele Tausend Ardebs (= 0·75 Metzen) umfassenden Haufen ganz im Freien, jeder Witterung ausgesetzt, auf bloßen Boden geschüttet, aufgespeichert ist, ohne daß man einen Nachtheil davon befürchtet. Vögel und Nager haben dabei gute Zeit.

Assuan unter dem 24. Grad nördlicher Breite, oder vielmehr die noch ein paar Meilen südlicher gelegene Insel Philä, war das Ziel unserer Fahrt, nur noch sieben Meilen vom Wendekreise des Krebses, der nördlichen Tropengrenze, entfernt. Assuan, das alte Syene, soll die heißeste Stadt der Erde sein; wir sind fast geneigt, dies nach unseren Erfahrungen zu glauben, die Hitze stieg während unseres Aufenthaltes bis auf 37 Grad R.; Abende, Nächte und Morgen waren angenehm warm, täglich wiederholtes Bad im Nil ein unentbehrliches Labsal.

Hier zum erstenmale nimmt die Landschaft einen neuen, großartigen Charakter an. Die Herrschaft des Nummulitenkalks und des Sandsteines ist zu Ende, es beginnt diejenige des Granits, und wirklich tritt er als gewaltiger Herrscher auf. In dunklen Kolossalmassen begrenzt er den eng zusammengedrückten Strom, in dessen Bett er ungeheure Felsen geworfen hat, zwischen welchen die Wasser weißbrodelnd dahinrollen, mit fernhin vernehmbarem Getöse. In dunklerem Palmenschatten, als irgendwo bisher, ragt die Insel Elephantine malerisch aus der Fluth; ihr gegenüber das Häusergewirr der Stadt am erhöhten Ufer, auf diesem eine wimmelnde, fremdartige Bevölkerung, verschieden von den früher erblickten Typen. Der Araber hat dem Nubier Platz gemacht, die Haut ist dunkler gebräunt, der Wuchs der Männer höher, athletischer, die Gewandung anders. Die Knaben springen völlig nackt einher, die halb erwachsenen Mädchen tragen blos einen Schurz von kleinen Lederstreifen um die Hüften. Besonders vortheilhaft treten die schönen Negergestalten der Berber, Hassaniehs, der Gallas unter der Menge hervor; seltsam wild die der bronzefarbenen Biharis mit ihrem reichen, wohlgepflegten, vom Kopfe weit abstehenden Haupthaare, das sie wie eine Mähne schütteln; sie gehen immer bewaffnet mit runden Schilden aus Hippopotamushaut und geraden, zweischneidigen Schwertern, welche den Ritterschwertern des Theaters täuschend ähnlich sehen.

Digitized by Google

Es ist unter diesen Nationen ein viel stolzeres Bewußtsein unverkennbar, wie unter den Fellachin; hier darf man nicht mehr mit der Nilpeitsche nach Gutdünken ungestraft zuschlagen; trotzige Blicke, herausfordernde Haltung begegnen jeder Geberde der Drohung. Auch die Zudringlichkeit hat nachgelassen, obgleich immer noch das Bakhschisch, das Schiboleth und möglichst gewinnbringender Kleinhandel das Lieblingsgeschäft ist.

Der Bazar hat gleichfalls einen anderen Charakter angenommen, die Producte des Sudan fallen überall in die Augen, werden auf jedem Schritte angeboten. Vorzugsweise Straußeneier, Straußenfedern, aus gefärbtem Grase zierlich geflochtene Körbchen, Ledertaschen mit Kauris und anderem Zierat verbrämt, perlmutterne und porzellanene Hemdknöpfchen, sogar hornene Hosenknöpfe scheinen unter letzteren als besonders werthvoll und wünschenswerth zu gelten, phantastisch geformte Thonkrüge, Felle oder Karosse von Leoparden und Hyänen und Waffen aller Art, darunter namentlich Wurfspeere auf dünnen Schäften von Schilf oder Palmrippen in jeder erdenklichen Form der mit zahlreichen Widerhaken versehenen Eisenspitze. Letztere jedoch zeigte dem Kenner nur zu häufig, daß sie vielleicht erst eine Stunde vorher aus dem Schmiedefeuer gekommen war; später hatten wir auch Gelegenheit, die Fabrikation antiker Negerwaffen selbst mit anzusehen und die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher der Künstler Lederstreifen von altem Schuhwerke zur täuschenden Verkleidung der Schwertgriffe zu verwenden wußte.

Unter den feilgebotenen Eßwaaren fielen große schwarze Weintrauben auf; ihr Geschmack entsprach jedoch nicht dem bestechenden Aeußern, er war fad, ohne Aroma, wie dies der Fall ist mit fast allen hier cultivirten Früchten der gemäßigten Zone. Aepfel und Birnen, welche in Alexandria und Kairo in großen Massen zum Verkaufe ausstehen, kommen alle aus Europa, ein großer Theil über Triest aus Görz. In ungewöhnlicher Größe waren die Bahamien vorhanden, welche auf der Insel Elephantine in weiten Pflanzungen erbaut werden. Die letztere ist ein reizendes Eiland, stark bevölkert und trefflich cultivirt, aller bewässerbarer Boden liegt, von tausend Canälchen durchfurcht, wie ein großer Garten; nirgends sieht man üppigere Dattelpalmen, riesigere Sykomoren, kräftigeres Zuckerrohr. Aber noch viel schöner ist die Insel Philä, jenseits des ersten Nil-Kataraks. Unter letzterem darf man sich keinen eigentlichen Wasserfturz vorstellen, es ist eine meilenlange Stromschnelle von etwa vier Meter Gefälle, gefährlich nur wegen der zahlreichen Wirbel und der schmalen fahrbaren Strömung zwischen riesigen Granitblöcken, die gleich einem Felsenmeere im Strombette zerstreut sind und welche höchste Aufmerksamkeit und die Hilfe zahlreicher Mannschaft bei der Durchschiffung erheischen.

Wir zogen den Landweg durch die Wüste vor und ritten ihn, zum ersten Male, auf Kameelen. Das ist gerade keine besonders angenehme Leibesbewegung, denn letztere ist es in vollem Wortsinne; während der Reiter sich mit der rechten Kniekehle im harten, hinten mit einer hohen Rückwand versehenen Sattel festhält, folgt sein Oberkörper acht Fuß über dem Erd-

Digitized by Google

boden, den Hebungen und Senkungen des Thieres beim Vorwärtsschreiten, gleich einem Perpendikel, und es gehört Uebung wie eine gute Constitution dazu, um sich allmählich daran zu gewöhnen. Leider hatten wir auch nur Lastthiere, keine schnellfüßigen Reitkameele zur Verfügung; die Versuche, im Trab oder Galop zu reiten, mußten daher sehr bald aufgegeben werden, mit dem gewöhnlichen Paßgange kam man eher zurecht.

Den Nil erreichten wir bei einem Gebäude der österreichischen Mission, dessen Bewohner aber seit lange abwesend, daher Thüren und Fenster mit Schlamm verklebt waren. Negerbarken trugen uns über den schmalen Flußarm nach der Insel; sie wurden umschwommen von einer zahlreichen Schaar dunkelbrauner Knaben, welche ein Stück Palmstamm zwischen den Knieen, ihre Künste um den Bakschisch zeigten, aber doch dem in's Wasser geworfenen blinkenden Silberzehner nicht nachzutauchen wagten. Philä mit seinen wohlerhaltenen Tempelresten, welche leider von dem Lehmwerk zerfallener Fellahwohnungen verdeckt und verunreinigt sind, ist völlig unbewohnt; die Insel, so klein, daß man sie in einer Viertelstunde bequem umgehen kann, ist ein wahres Kleinod an lieblicher Schönheit inmitten der grandiosen Wildheit des Stromes und der ihn umgebenden Felspartien. An einem östlichen Pylon des vielgestalteten Osiristempels steht eingemeißelt die berühmte französische Inschrift, welche wir copiren, weil berufene Reisewerke, z. B. dasjenige von M. Busch, ihrer nicht einmal Erwähnung thun: L'an 6 de la république française. Le 13 Messidor une armée française commandée par Bonaparte est descendue a Alexandrie. L'armée ayant mis vingt jours après les mamelouks en fuite aux pyramides, Désaix commandant de la première division les a poursuivis au dèla des cataractes, ou il est arrivé le 13 Ventose de l'an 7. Les généraux de brigade: Davoust, Friant et Belliard. D'Oncélot, chef de l'état major: Latournerie, commdt. de l'artillerie; Eppler, chef de la 21me légére, Le 13 Ventose an 7 de la République, le 31 Mars An de J. C. 1799. Gravé par Castex, sculpteur. Niedrige Hände, man sagt von reisenden Briten, haben sich an diesem Denkmale vergriffen, insbesondere den Namen Bonaparte ausgekratzt. Der Prinz Napoleon hat die Inschrift wieder herstellen und darüber folgende Warnung anbringen lassen: »Une page d'histoire ne doit pas être salie!«

Erinnerungen an den Einfall der Franzosen in Aegypten fanden wir übrigens allenthalben unterwegs, so namentlich auf den Pylonenzinnen von Edfu, woselbst auch Legentil, Ingenieur bei der 21. Legion Chasseurs, Brumaire, Jahr 8, den Meter eingegraben und praktisch verewigt hat. Von dem großen Sultan Ben-Baldi (Bonaparte) weiß jeder Märcheuerzähler im Kaffeehause Schauergeschichten zu erzählen; aber immer ist die Gerechtigkeit auf seiner Seite; sonderbarerweise ist der fränkische Eroberer dem Volke zu einer Art Saladin (Selach-Eddin) oder Harun-al-Raschid geworden, der gekommen war, um es von seinen Unterdrückern zu befreien, und welcher wiederkommen wird, wenn es an der Zeit ist.

Digitized by Google

Eine andere heldenmüthige Expedition durften wir mit eigenen Augen schauen, diejenige des Nilquellen-Forschers Baker. Sie lag am 16. December 1869 in dem kleinen hübschen Hafen von Ailak, dem Grenzorte Nubiens, also schon jenseits des ersten Katarakts, südlich von Assuan. Damit sind alle jene verfrühten Zeitungsnachrichten widerlegt, welche Baker schon Chartum passiren und seinen Ingenieur Higginbottom Straßen in Darfur bauen ließen; daß der letztere noch lange nicht so weit ist, hatten wir Gelegenheit zu beobachten bei seinem sehr gelungenen Vorkampfe mit einem jungen Pariser in den Tempelruinen zu Philä, welcher ein Pistolenduell zur Folge hatte, trotz der Einmischung des Abbé Bauer und des italienischen Exministers Peruzzi.

Am sandigen Ufer lagen zwischen langen Zeltreihen unter den Palmen Maschinen, Kanonen, Wagenräder, Maschinentheile, Proviantvorräthe in ungewöhnlichen Quantitäten; mehr als 40 große Nilbarken vor Anker waren aufgestaut bis unter die Masten mit Bestandtheilen eiserner Häuser und Schiffe; Karawanen kamen und gingen; es herrschte das Gewühl eines großen Marktes. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, die Ausrüstung eines mit 1200 bis 2000 Mann unternommenen, auf Jahre berechneten Feldzugs in die ungastlichsten Länder der Erde. Baker, der sich übrigens sehr wohl in Kairo befand und vor seiner definitiven Abreise noch einmal Constantinopel besuchen wollte, wahrscheinlich um sich das ihm vom Vicekönig verliehene, neucreirte Paschalik des Sudan zu sichern, will, außer anderen geographischen und wissenschaftlichen, die große Aufgabe lösen, den Sclavenhandel im Herzen Afrikas unterdrücken und den Stämmen des Sudan die Civilisation zu bringen, d. h. wahrscheinlich sie zum Baumwollbau für Rechnung des Khedive zu zwingen, welcher den größten Theil der Kosten der Expedition (jetzt schon über 30.000 Pfd. St.) trägt und die auserlesenen Soldaten der Begleitung stellt.

In Aegypten ist bekanntlich die Sclaverei de jure aufgehoben, de facto besteht sie aber noch; Jedermann kann in Assuan, selbst in Kairo, einen Sclaven kaufen, wenn er das Risico nicht scheut, daß ihm dieser davonläuft, wonach er dann keine rechtlichen Ansprüche an seine Person erheben kann. Da jedoch ein schlauer Dienstherr stets darauf sieht, bei seinen Sclaven im Vorschuß zu sein, so daß er den Entlaufenen verhaften lassen kann, sie auch durchgängig gut behandelt und als Familienglieder betrachtet werden, so finden sie sich gerne in ihr Loos, wünschen kein besseres und die Sclaverei besteht nach wie vor ungestört fort.

In der That ist sie hier im Orient eine ganz andere Institution wie in den südamerikanischen Sclavenstaaten. Die Sclaven sind nur Hausscl aven, Bediente, werden zu keiner schweren Feldarbeit verwendet, und da man hierzulande auch für jedes Fach der Beschäftigung im Hause gesonderte Diener hält, so ist der Sclavendienst leicht, bequem und so trefflich stimmend zu dem angebornen Trägheitshange der Race, daß er freiwillig äußerst selten aufgegeben wird, wenn selbst der Sclave weiß, daß er frei sein kann, sobald er will.

Digitized by Google

Um nachzuweisen, daß die häusliche Arbeit unmöglich schwer auf einem einzelnen Diener lastet, sei hier der Hausbestand eines vermögenden Kaufmannes in Kairo aufgezählt. Dessen Hausdienerschaft (diejenige des Geschäftes nicht eingerechnet) besteht aus folgenden Personen: 1 Portier, 1 Kutscher, 1 Stallknecht, 1 Stalljunge (Groom), 1 Sais (Läufer), 1 Tschibuktschik (Hausdiener, der vorzugsweise die Pfeifen besorgt und den Kaffee servirt), 1 Koch, 2 Küchenmägden, 1 Stubenmädchen, 1 Amme, 1 Bonne, 1 Hausbesorgerin, 1 Gouvernante, 1 Kammerfrau, in Summa 15 Personen, ungerechnet die täglich beschäftigten Wäscherinnen, Nähterinnen u. s. w. für eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern. Trotzdem beschwert sich der Hausherr täglich über ungeputzte Stiefel, weil die schwierige Streitfrage noch unentschieden ist, in wessen Ressort der Herren Diener das Stiefelputzen gehört, und wenn die Frau Gemahlin ausfahren will, muß ein allgemeines Aufgebot erlassen werden, um den Kutscher zu suchen.

In Nubien, in den Ländern Amhara, Sennaar, Kordofan, Darfur und Habesch wird der Sclavenhandel noch offen getrieben, und zwar ist er meistens in den Händen von Europäern: Malteser, Griechen, Italiener, auch einige Franzosen haben sich in diesem Geschäfte einen weitgefürchteten Namen gemacht. Die Raubjagden auf Menschen, welche früher von Armeen der Vicekönige systematisch betrieben wurden, werden gegenwärtig von einzelnen Privatwegelagerern ausgeführt, die kleine, aus einer Bande von verwegenen Söldlingen bestehende Streifcolonnen ausrüsten und damit die Negerstämme des Binnenlandes überfallen. Meistens tragen sie vermittelst der guten Bewaffnung den Sieg davon; ihre Gefangenen, von welchen gewöhnlich die Hälfte den Greueln der Verschleppung erliegt, verkaufen sie zu guten Preisen entweder im Inlande selbst oder nach den Häfen der Ostküste Afrikas.

Diesem schmählichen Handel will Baker nunmehr, theils durch Gewalt, theils durch Versittlichung der Bevölkerung, ein Ende machen. Offenbar hat er sich ein Beispiel genommen an dem berühmten Radscha Sir James Brooke in Sawarak auf Borneo, der ganz in gleicher Weise und Eigenschaft die Piraten des indischen Archipels niederwarf. Ob es jenem so gut gelingen wird wie dem letzteren, wird sich erst im Verlaufe der Jahre erweisen; offen gestanden, erschien uns das ganze Auftreten der Expedition ein etwas theatralisches, und wären diejenigen Mitglieder, welche wir kennen zu lernen Gelegenheit hatten, wenigstens für civilisirte Länder nicht Männer unserer Wahl gewesen. Um so brauchbarer mögen sie sich vielleicht dort erweisen, wo auch die Faust noch in ihrem vollen Rechte ist.

In Assuan nahmen wir die Gelegenheit wahr, unser Glück in der höheren Jagd zu versuchen. Bisher war es uns nicht sonderlich günstig gewesen: Schmarotzerfalken, Geier, Eulen, Becassinen und zahlreiche Wildtauben waren die Hauptbeute unserer eifrigen Jägerschaar gewesen, ungerechnet die kleineren Vögel, welche der bekannte Ornithologe Marquis Antinori mit großer Meisterschaft erlegte und präparirte. Das zahlreiche

Digitized by Google

Wassergevögel höheren Ranges hielt sich stets vorsichtig in großer Entfernung und gestattete nur selten einen unsicheren Schuß. So war uns auch der Anblick der gefürchteten Krokodile nur zweimal gegönnt; was aber wollte eine Nilfahrt heißen ohne Krokodile? Schreiber dieser Zeilen war es, der den ersten dieser Saurier auf einer Sandbank jenseits der kolossalen Sandsteinbrüche von Silsileh (in welchen groß eingemeißelt die historischen Namen »M. de Mornay. Soult. 1850« prangten!) entdeckte. Da viele der Reisegefährten den dunklen Körper für einen Baumstamm hielten, so ward ihm eine Kugel zugejagt; augenblicklich schnellte er riesenhaft empor, schlug ärgerlich gewaltig mit dem geränderten Schweif in die Luft und rutschte verdrießlich in's Wasser. Es war ein ungewöhnlich großes Exemplar gewesen. Ein kleineres erblickten wir unter ähnlichen Umständen am nächsten Abend bei Ombu. Die Krokodile sind in Aegypten spärlich und ungefährlich. Daß wir ihrer nicht mehr sahen, daran mag allerdings der ungewöhnliche Verkehr auf dem Strome zu dieser Zeit Schuld gewesen sein; der uns um einen Tag vorausschwimmende Dampfer »Beni-Suef« unter dem Commando des Abbé Bauer will einmal ein Concil von etlichen dreißig der gepanzerten Lurche überrascht haben.

Das ägyptische Krokodil ist ein scheues Thier, froh, wenn man es in Ruhe läßt. Der fisch- und vogelreiche Fluß, in welchen Alles geworfen wird, was am Lande hinderlich ist, gewährt ihm Nahrung in Fülle; es greift den Menschen niemals an, sondern flieht ihn aus Leibeskräften; kleine Kinder schwimmen unbesorgt im Strome, man hat nie von einem Unfalle gehört, und der Eingeborne lacht, wenn ein Europäer vor dem Bade besorglich fragt, ob etwa ein Timsach (arabisch Krokodil) in der Nähe zu befürchten sei. Jenseits der Kataraкte freilich sieht es anders aus; dort sind die Saurier von der Civilisation noch nicht so verdrängt, und im Kampfe der Concurrenz um's Dasein nehmen sie ihr Fleisch, wo sie es finden. Daß in vergangenen Zeiten der Nil von diesen greulichen Echsen gewimmelt haben muß, beweisen die zahlreichen vertrockneten Leiber derselben, die man über den Hausthüren in Städten und Dörfern aufgehängt findet, wie bei uns in den altväterischen Materialwaarenläden.

Ein gefallener Esel war in Assuan entdeckt, angekauft und von ein paar Arabern mittelst Stricken etwa eine Stunde weit von der Stadt in die Wüste geschleift worden. Die Jäger lagen des Abends, gegen den Wind, hinter Steinen bei guter Schußweite im Versteck, vorsichtig das Korn der Gewehre mit einem weißen Papierstreifen umgeben; die Nacht ist aber dort fast taghell, zumal im letzten Viertel, und die Sterne leuchten so stark, daß Venus und Jupiter breite Lichtbahnen auf dem Wasser bilden. Es wurde nahezu Mitternacht, als eigenthümlich tappig lautender Lauf das Herannahen von Bestien verkündete; es waren drei Hyänen, welche sich ohne weiteres auf den Esel stürzten; da krachten die Rohre, einer der Aasräuber brach im Feuer zusammen, der zweite hinkte stark gezeichnet davon; wo aber blieb die dritte Hyäne? Ehe die Gewehre wieder geladen waren, hob auch

Digitized by Google

sie sich aus dem Schatten des Esels empor, die Schüsse hatten sie nicht eingeschüchtert, gierig hatte sie dem Leichname den Bauch aufgerissen und schleppte in holperigem Paß eine lange Eingeweideschnur nach; zu spät knallten ihr die Kugeln der überraschten Jäger nach. Diesen gelang es übrigens, auf demselben Anstande und am selben Abend noch zwei Schakale, gelbpelzige, übelriechende Gesellen, gleich starken Füchsen, zu erlegen.

Ebenso glücklich wie die Zoologen und Wüstenjäger der Gesellschaft waren die Entomologen. Zwar war für sie die allerungünstigste Jahreszeit, von Schmetterlingen wurden nur ganz wenige Arten (blos zwei Tagfalter) gesehen, dagegen Käfer in ziemlicher Anzahl gesammelt. Das Wort: Kombosch! und das gleichzeitige Vorzeigen des Objects neben einem glitzernden Silbersechser brachte sofort eine Meute von hundert braunen Buben auf die Jagd, und eine Viertelstunde darauf hatte man genug zu thun, um mit: Masisch! (Nichts!) und dem gehobenen Arme das zudringliche Uebermaß abzuwehren. Die Insel Elefantine lieferte besonders massenhaft den heiligen Grabkäfer, Ateuchus sacer, das Vorbild der geschnittenen Scarabäen, welche, echt und unecht, vorwiegend aber das letztere, einen förmlichen Handelsartikel in Aegypten bilden; kein Reisender verläßt wohl das Land, ohne sich ein paar solcher Amulete der alten Aegypter oder vielmehr deren Nachahmungen aufschwätzen zu lassen.

Es möge bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß der Antikenschwindel in Aegypten ebenso groß und organisirt ist, wie der Pfahlbauhandel der biedern Schweizer. Wo der Reisende den Fuß an's Land setzt, ist er umringt von einer braunen Bande, welche ihm Mumienschädel, Götterfiguren, Sarkophagtrümmer, Scarabäen, Halsketten, Ibismumien u. s. w. zudringlich zum Verkaufe anbietet mit dem steten, im höchsten Tone der Ueberzeugung ausgestoßenen Zurufe: Antik, antik! Aber neun Zehntheile von allen diesen Gegenständen sind gefälscht. Die Grüfte und Tempel sind schon dermaßen durchsucht und ausgebeutet, daß der echten Antiken von Jahr zu Jahr weniger werden; die Industrie begegnet aber dem Mangel; sie wird nicht nur von einzelnen Privatkünstlern, sondern im Großen, fabriksmäßig betrieben; in Luxor und Medinet-Habu sind umfassende Fabriken von altägyptischen Kunstwerken entstanden, welche treffliche Geschäfte machen; es sind daher auch Leute an ihnen betheiligt, von denen man es nicht erwarten sollte; die »smarten« Yankees sind derartigen Transactionen nicht fremd geblieben, und selbst von Würdenträgern junger Völkerbände erzählt man sich mancherlei hierauf Bezügliches.

Viele Nachahmungen der Alterthümer sind so plump und neu, daß jeder Gebildete sie für das erkennt, was sie sind; die Unverschämtheit wird mit einer Naivetät betrieben, welche herzlich lachen macht; so verfolgte uns im Tempel von Karnak beharrlich ein kleiner prächtiger Junge mit der unaufhörlichen Anpreisung: Antik! Und was der darbot, war ein Stück weißer, blauverzierter Steinguttasse! Viele Fälschungen sind jedoch so sorgsam ausgeführt, daß nur der Aegyptologe sie mit Sicherheit zu entlarven vermag;

Digitized by Google

gewöhnlich entdeckt er sie an den unsinnig aneinander gereihten Hieroglyphen oder ähnlichen, für die Laien berechneten Fehlern. Jeder Führer, jeder Bewohner in der Umgegend von besuchten Alterthümern treibt diesen Handel, und kein einziger ehrlich; Diejenigen, welche in eine Schnur von zwölf Scarabäen drei echte einreihen, halten sich für Muster redlicher Händler. Man kann daher bei dem Ankauf von solchen Gegenständen nicht vorsichtig genug sein.

Während des Rittes von Kurna nach Medinet-Habu und bis zum Ufer, Luxor gegenüber, begleitete uns unverdrossen ein solcher Speculant mit einer recht hübsch gearbeiteten, aber unzweifelhaft falschen Hathorstatuette; am Morgen hatte er 10, sage 10 Pfd. Sterling dafür verlangt, am Abend, schon als wir im Begriff waren, in die Barke zu steigen, gab er sie für eine Rupie = $2^1/_2$ Francs! Es ließe sich da eine Menge von spaßhaften Geschichten erzählen. Allein auch die ernste Erwägung findet eine Stelle: Was ist das für ein Volk, das mit Vorliebe und allem Aufwand von Schlauheit den offenbaren Betrug unter ehrlichster Maske zu seinem Gewerbe macht? Und welchen Namen verdienen Männer, archäologisch und künstlerisch hinreichend gebildet, um den Betrug möglichst zu verdecken, die sich zur Leitung und Durchführung solcher Unternehmungen hergeben? Jedermann kennt sie und — begrüßt sie auf das verbindlichste!

Doch zurück zu den lebenden Kunstwerken der Natur. Grüngolden schillernde Prachtkäfer (Buprestis), eine nußgroße Dungkäferart (Copris) und noch stattlichere Naßhornkäfer (Oryctes) waren die Hauptausbeuten unter den Kerfen, neben schönen Exemplaren der seltsam geformten betenden Mantis und einem wunderschönen Acridium mit zartblauen Flügeln. Unter gefällten Palmenstämmen war stets die beste Ernte zu halten, doch mußte man dabei vorsichtig sein, denn es wimmelte unter ihnen von Skorpionen jeder Größe; man brauchte nur einen Stein aufzuheben, um ein solches Ungethüm zu entdecken, vor dem die braune Jugend entsetzt zurückwich mit dem Warnungsrufe: Agrab, Agrab! (arabisch: Skorpion). Ungemein gefürchtet sind diese ekelhaften Spinnenthiere, und wie es scheint mit Recht; der österreichische Consular-Agent in Kenneh, welcher uns drei der größten Exemplare für unsere Sammlungen lieferte, hatte selber ein Kind, ein Mädchen, an dem giftigen Stiche des Thieres verloren, das schon bei den alten Aegyptern dem bösen Gotte Typhon, dem Princip des Uebels, als Symbol geweiht war. Es ist eine andere, von dem europäischen Scorpius verschiedene, viel gefährlichere Art, ein Buthus, welche sich gern in die Wohnungen einschleicht und namentlich auch dem Federvieh verderblich sein soll. Leider verstattete die sparsam zugemessene Reisezeit keine größern Erwerbungen auf diesem dankbaren Gebiete.

Nur wenige Worte sollen gesagt werden über die Ruinen der ägyptischen Tempel, Gräber und Alterthümer; sie sind so oft, neuerdings in zahlreichen Reisehandbüchern, beschrieben worden, daß man es uns Dank wissen wird, wenn wir uns darüber so kurz als möglich fassen. Wir sahen die Pompejussäule, die Nadeln der Kleopatra und die Katakomben in Alexandria, den

Digitized by Google

Marienbaum in Matarieh und den Obelisken von Heliopolis, die Pyramiden von Gizeh, Sakkara und Daschur, das Serapeum und die Apisgräber von Memphis, die Grabgrotten von Beni-Hassan mit der Höhle der Artemis, die Tempel des Osiris und des Ramses in Abydos, die Tempel zu Denderah, Luxor, Karnak, das Memnonium zu Kurna, die beiden Kolosse, die Gräber der Könige und der Priester bei Mediuet-Habu, im Bereich der versunkenen Riesenstadt Theben, die Tempel von Esne, Edfu, Ombos, Philä — kurz Alles, was nur auf der Route von Merkwürdigkeiten zu sehen war.

Der Eindruck dieser Kolossalbauten und übermenschlichen Monumente ist meistens ein überwältigender, aber der der Schönheit ist es nicht. Diese Massen erregen Erstaunen, diese unermeßliche Zahl von Sculpturen verwirrt den Sinn, aber echte, reine Kunst ist es nicht, welche uns entgegentritt; die Wirkung ist groß durch die Masse und durch die Gesammtheit der Voraussetzungen, mit welchen man vor ihnen steht. Selbst die schönsten und zartesten, besterhaltenen Bildwerke in Abydos müssen einen komischen Eindruck machen, wenn man die Zeit und das Volk vergißt, die sie geschaffen. Ueberdies bewegen sich die bildlichen Darstellungen meistens in einem sehr engen Kreise; Schlachten und Opfergaben, Triumphzüge und knechtische Verherrlichungen der Könige bilden ewig wiederkehrende, stets mit denselben Mitteln entwickelte Motive. Man muß eben ein kundiger Aegyptologe sein, um sich mit immer erneutem Genuß in diese fremdartige Schattenwelt versenken zu können. Wir würden es gewiß nicht aussprechen, denn es klingt wie Barbarei, wenn wir damit nicht zugleich der Mehrheitsempfindung unserer Reisegenossen Ausdruck verliehen: gerade die am geringsten in Ansehen stehenden Tempelreste, wie diejenigen von Abydos, Denderah und Edfu, haben den größten Effect auf uns geübt, vielleicht, weil sie, am besten conservirt, als großartiges Ganzes uns gegenübertraten, während der ungeheuere Säulenwald von Karnak wohl ein erdrückendes Gefühl der Bewunderung, aber keineswegs des ästhetischen Wohlgefallens hervorrufen konnte. Niemand wird sagen dürfen, daß ein Obelisk ein Kunstwerk, etwas Schönes sei, und wenn er aus dem schönsten Rosengranit gehauen ist; er ist als Monolith nur eine Merkwürdigkeit und wird als solche angeschaut; ästhetische Wirkung kann er höchstens äußern an rechter Stelle in einer harmonischen Umgebung.

Wir wollen uns aber hüten, auf dies Thema näher einzugehen, und nur hinzufügen, daß wir nicht blos an uns bemerkt haben, wie leicht eine tägliche Besichtigung selbst der erhabensten Denkmale ermüdet und abstumpft. Es geschieht wenig für ihre Erhaltung, man braucht die Einkünfte, welche sie dem Lande durch den Fremdenzug bringen, für andere Sachen. Hier und dort könnte mit geringen Kosten in dieser Hinsicht Vieles geschehen, allein man scheint in diesem seltsamen Lande Alles unrecht anzugreifen. Man schaufelt die Hälfte eines prächtigen Tempels aus dem Boden und häuft mit der ausgehobenen Erde einen Berg auf die vergrabene Hälfte, stellt Tempelwächter auf, die für einen Sabaïn jede noch vorhandene Götternase

Digitized by Google

selber herunterschlagen; in den meisten Fällen ist es sogar vorzuziehen, wenn die ägyptische Obrigkeit sich gar nicht um die Alterthümer kümmert. An ihnen haben seit Tausenden von Jahren Barbaren ihr Müthchen gekühlt — man muß sich darüber wundern, daß noch vorhanden ist, was besteht — keine schlimmern aber, als die christlichen Kopten. Diese haben in den Tempeln ärger gehaust als Hyksos und Perser, Mamluken und Türken; überall zerstörten sie, so weit sie nur irgend reichen konnten, die Gesichtszüge der Götterbilder, die Profile der Könige und Königinnen in wahrhaft cynischer Weise; diese sogenannten Christen haben der Geschichte und der Kunst mehr geschadet als sämmtliche heidnische Barbaren.

Ausgestorben sind übrigens die letztern noch lange nicht, das beweist die Namensüdelei auf den hervorragendsten Monumenten. Der noch lebende »Verstorbene« hätte etwas Besseres thun können, als überall den »Prince Puckler-Muskau« herostratisch zu verewigen; besonders kraftvollen Auftrages erfreuen sich aber die immer wiederkehrenden Namen der berühmten Holländer Ruyssenaers, van Tuyle und Admiral van Karnebeck; wir thun hiermit auch das Unsrige, sie der Vergessenheit zu entreißen und den Grad ihrer Bildung zu kennzeichnen gegenüber der angeschlagenen »Bitte« — nicht des »Verbots« — der ägyptischen Verwaltung, die Tempelwände und Figuren nicht zu verunzieren.

Verlangt man von uns Rechenschaft über den Eindruck der gesammten Reise, fragt man ernstlich: Ist dasjenige, was man sieht, erlebt und lernt, des Aufwandes von so viel Zeit und Geld werth? — so müssen wir, von unserem Standpunkte aus, aufrichtig antworten: Nein! Freilich werden wir deshalb als Kunstverächter ohne poetischen Sinn verketzert werden, aber ändern können wir deshalb doch nichts an der Sache. Wir haben zu der Fahrt von Kairo nach Assuan und zurück 24 Tage mit einem raschen Dampfer gebraucht; von diesen sind 13 blos auf die Reise verwendet worden, ohne andern Gewinn als denjenigen der besondern Zwecke, die sich der einzelne gesetzt hatte. Wer diese aber nicht hat, der muß sich begnügen mit der Einförmigkeit einer immer wiederkehrenden Gleichheit der Umgebung, die nur durch Zufälligkeiten unterbrochen wird, mit dem Genusse des unvergleichlichen Klimas und dem des süßen Nichtsthuns. An ernste Beschäftigung ist nicht zu denken; wer jemals Reisen zu Schiff gemacht, wird dem beistimmen. Den an bestimmte Thätigkeit gewöhnten Mann übermeistern endlich Ungeduld und Langeweile, so daß er selbst den Gegenständen, welche sein ganzes Interesse beanspruchen sollten, dieses nicht mehr zu schenken vermag. Es gehört eine besondere geistige Verfassung, vielleicht der sorgenlose Leichtsinn der Jugend, auch des Besitzes, oder ein Berufszweck dazu, schöne Tage gleichmüthig verschwinden zu sehen ohne andere Aufgabe, als uns für das Anstaunen einer Merkwürdigkeit vorzubereiten, für welche wir vielleicht nicht einmal das richtige Auge, zu geschweigen von dem Vorstudium haben, das sicherlich dazu gehört, sie in allen Theilen so richtig aufzufassen, um eine nachhaltige Wirkung davon zu fühlen.

Digitized by Google

Wenn daher ziemlich allgemein die Nilreise auf einer gut ausgerüsteten Dahabie als die Krone aller Reisefahrten gepriesen wird, so möchten wir damit keineswegs übereinstimmen und die Mehrzahl der Reisegenossen stand in diesem Punkt auf unserer Seite. Eine solche Barke, welche nur mit dem Winde vorwärts kommen kann, daher tagelang regungslos liegen bleiben muß, braucht mindestens drei Monate zur Fahrt nach Assuan und zurück; diese Zeitverschwendung kann aber selbst dem eingefleischten Archäologen kaum vergeben werden, während ihm gern zugestanden werden darf, daß allein das Studium von Theben ihn eine noch längere Zeit in Anspruch nehmen mag. Haben wir doch ein lebendiges Beispiel gesehen an dem amerikanischen Forscher Mr. Smith, der vor neun Jahren in Luxor ankam, um sich zu orientiren, und heute noch, völlig arabisirt, nicht damit fertig geworden ist. Für Leute, welche blos zu ihrem Vergnügen reisen, geht nicht einmal das Dampfboot rasch genug, und es giebt sicherlich auf der Welt lohnendere Partien, die sich in gleicher Zeit mit geringeren Kosten ausführen lassen.

Findet sich für den Steamer eine hinreichende Zahl von Reisenden, so beträgt der Passagepreis bis Assuan 1040 Francs sammt Beköstigung, ungerechnet Wein, Bedienung und die Ausgaben für das Fortkommen am Lande. Viel unter 2000 Francs wird daher der Sparsamste kaum für die Reise in sein Budget stellen dürfen; dabei muß er sich aber weislich hüten vor Ankäufen und andern Extraspesen. Mit der Dahabie kommen die Kosten noch viel höher; eine Gesellschaft, welche unter der Aegyde eines vielberufenen Namens auf einer solchen zum erstenmale unter norddeutscher Flagge den Nil befuhr, hatte sie auf 3000 Thaler veranschlagt, auf die Person 600 Thaler, ohne alle Landausgaben; es war aber fast darauf zu wetten, daß diese Herren wenigstens das Doppelte brauchten. Von den kleinen Abenteuern und Unannehmlichkeiten an Bord wollen wir gar nicht einmal sprechen. Wir haben ihrer zum Theile schon oben gedacht, einiges darüber verdient aber doch zur Zeichnung des Volkscharakters noch nachgeholt zu werden.

Wie lebhaft steht er noch vor den Augen, der würdige Kapitän des vicekönigl[ichen] Dampfers in seiner zerknitterten, gestickten Uniform, wenn ihm der Bootsmann die Faust unter die Nase hielt, oder er, in den Tagen der Heimfahrt, bei jedem Passagier seine Aufwartung machte mit der Bitte, ihn beim »Bakhschisch« nicht zu vergessen! Manchmal strengte er sich an, einen Befehl zu ertheilen, aber ein halb Dutzend Matrosen überschrie ihn, und jeder verrichtete, was er wollte. Der »Chief Engineer«, ein schlanker Fellah in weißgrundigem Kattungewande, saß den ganzen Tag auf dem Bette seiner Cabine und ließ sich von dem dazu beorderten Maschinenpersonal Märchen erzählen; tagsüber lag die gesammte Mannschaft an den besten schattigen Plätzen des Verdecks und schlief, um sich gehörig auf die Nacht des Ramadan vorzubereiten.

Wahrhaft classisch aber benahm sich der ehrwürdige, schon oben gezeichnete Pilot. Der Nil ist ein völlig gefahrloser, mit äußerst schwachem Gefäll

Digitized by Google

sanft dahinfließender, meist außerordentlich breiter Strom; nichtsdestoweniger verursachen die Erdmassen, welche er von den äthiopischen Mondgebirgen herabschwemmt, ein stetes Verändern seines Bettgrundes, das der aufmerksame, stromkundige Ausgucker am Schnabel des Schiffes jedoch nach gewissen Kennzeichen der Oberfläche hinreichend deutlich gewahren muß. Dann schreit er aus Leibeskräften: Schemallak (Links)! Jiminak (Rechts) oder die corrumpirt englischen Commandoworte: Fullasby (Full speed)! Hawesby (Half speed)! Stop! und diese gelangen durch das Medium der gerade auf Deck anwesenden Matrosen auch gewöhnlich richtig an den Steuermann in der Puppa und an den Maschinisten. Aber der gute Pilot hat mehr zu thun, als blos unabänderlich in den Strom zu schauen, er muß sein Schläfchen halten und lange vor Sonnenuntergang schon an sein Lieblingsgericht denken. Das ist eine Art virgilischen Mörsergerichts, eine ebenso lieblich als kräftig duftende Brühe aus zerriebenem Käse, Zwiebeln und Knoblauch, die er mittelst Oelaufguß herstellt und kunstvoll in einem bestielten Blechgefäß umrührt, das dann später, ohne sonderlich gereinigt zu sein, zum Kaffeetopfe wird; mitten in dieser angenehmen Beschäftigung überrascht ihn ein Stoß, daß er torkelt, ängstlich blickt er auf seine Salse, ob nichts davon verloren ist, dann ruft er beruhigt: Hawesby! aber gleich darauf: Stop! und dann setzt er behutsam sein Töpfchen in einen sichern Winkel, denn wir sind richtig aufgefahren und es muß zu den Stangen gegriffen werden. Das begegnete alle Tage ein halb Dutzendmal, aber es ist gewöhnlich mehr ärgerlich als gefährlich, denn in dem weichen Schlamm wühlt sich das Boot bald wieder frei. Einmal fuhren wir aber auch auf einer festen Sandbank auf, es bedurfte, um uns loszubringen, Stunden der Arbeit, endlich des Vorspanns des zweiten Dampfers, der dann selbst festfuhr; Alles, weil der gemüthliche Pilot ein Plauderstündchen auf der Puppa verbracht hatte.

Der Gleichmuth, mit welchem diese Menschen ähnliche offenbar verschuldete Vorfälle hinnahmen, überstieg die Fassung des Kältesten. Wenn man Hassan-Efendi, dem vicekönigischen Commissär, Vorstellungen darüber machte, so erwiderte er brüsk in seinem schlechten Französisch: »Es stand so geschrieben!« Und das ist die Phrase, innerhalb welcher das ganze Siechthum und Elend der Orientvölker verborgen ist. Der Fatalismus in dummster Form beherrscht sie in einer Weise, welche geradezu unglaublich, aber nichtsdestoweniger höchst naiv ist.

In Minieh waren wir auf der Rückreise dem Khedive begegnet, welcher einer neu gewonnenen Freundin Oberägypten zeigen wollte; durch Gelegenheit waren die ersten Zeitungen seit Wochen in unsere Hände gekommen; was wir in einer italienischen aus der Heimat lasen, befeuerte dermaßen unsere Ungeduld, daß wir, drei Oesterreicher, eine Barke mietheten, den Reisegefährten Abschied boten und stromabwärts segelten. Aber der Wind war widrig, das Fahrzeug schwerfällig, die Mannschaft wollte nicht rudern und ergötzte sich höchlich daran, wenn wir das selbst thaten. Fragten wir den

Digitized by Google

Reis (Schiffspatron): »Wann kommen wir nach Kairo?« so antwortete er gelassen: »Wann Gott will!« »Kommen wir in fünf Stunden nach Kairo?« »Wie Gott will!« »Kommen wir überhaupt heute noch nach Kairo?« »So Gott will!« Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Richtig machte er mit sinkender Nacht den Versuch, uns eine Meile oberhalb Fostat (Alt-Kairo) an's Land, d. i. in's Feld zu setzen, behauptend, wir hätten nur wenige Schritte bis zur Stadt, und er müsse jetzt essen, denn die Sonne sei herunter. Glücklicherweise hatten wir gute, zähe Palmstäbe und einen Kawassen mitgenommen, beide brachten ihn rasch zur Raison; dafür ließ er sich auch ganz gern gefallen, daß ihm der Letztere nur die Hälfte des bedungenen Lohns auszahlte, weil er die bedungene Zeit nicht eingehalten hatte; nichtsdestoweniger lief er uns nach und bettelte zutunlich um den unvermeidlichen Bakschisch! So ist das ägyptische Volk.

Wird es jemals anders werden? Schwerlich, wenn nicht die Verhältnisse sich gänzlich umgestalten. Wirft man einen oberflächlichen Blick auf die jetzigen, so kann es leicht sein, daß man durch manche blendende Erscheinungen getäuscht wird und glauben kann, man befände sich in einem Lande des wirklichen Fortschrittes. Den meisten Touristen, welche weder Zeit, noch Geschick haben, auf den Grund der Dinge zu sehen, erscheint Aegypten in der Morgenröthe einer sieghaft einbrechenden Civilisation, sie sehen die prächtigen Paläste, Fabriken, die Maschinen des Herrschers, Theater und Circus, Cafés chantant und Wiener Bierhäuser, farbenreiches Leben der Städte, tausend Schiffe in den Häfen, Eisenbahnen und Kanäle; sie erfahren, daß der Fellah wenige Bedürfnisse kennt, sie daher alle zu befriedigen vermag, daß er selbst spart und die hohen Steuern richtig bezahlt, und sind daher leicht versucht, die Lage des Volkes unter diesem ewig heitern Himmel, längs des segenverbreitenden Stromes, für eine vollkommen gemäße, wenn nicht glückliche zu halten. Wenigstens haben wir öfters Vergleichungen der Verhältnisse der ägyptischen und deutschen Bauern gewisser Gegenden vernommen, welche nicht zu Gunsten der letztern ausfielen. Allein so urtheilt, wie gesagt, nur der Oberflächliche. Mag der Fellah auch genug erwerben zu des Leibes Nahrung und Nothdurft, er bleibt doch ein erbarmungswürdiges Wesen, dem die besten Güter der Menschheit fehlen: Recht, gesicherter Besitz, menschenwürdige Freiheit und die Möglichkeit des Emporkommens. Auf ihm lastet die ewige Furcht, seiner Heimat, seiner Habe beraubt zu werden; über ihm schwebt, wie das Schwert am Haar, die stete Angst vor dem Monatsbesuche des Steuererhebers und dessen willkürlichen, niemals im voraus zu berechnenden Satzungen. Wehe ihm, wenn er sich den Scheich-el-Beled zum Feinde gemacht hat und dadurch seine Abgaben über Vermögen erhöht sieht; kann er nicht zahlen, um was er geschätzt wurde, so wird er so lange geprügelt, bis er auf irgend eine Weise Rath geschafft hat. Freilich ist die Bastonnade gesetzlich aufgehoben, allein Gesetz und Durchführung sind zweierlei, das weiß Jedermann, selbst in civilisirten Staaten. Glücklich darf sich der Arme noch preisen, wenn ihm gestattet wird,

Digitized by Google

durch ein Pfand oder durch Abarbeit in der Frohne seine Schuld an den unbarmherzigen Fiscus zu tilgen. Aengstlich ist daher der Fellah bemüht, jeden Verdacht, als erübrige er etwas, von sich abzuwälzen, damit er nicht dem erweiterten Griff des Ortsvorstandes verfällt, der freilich selbst, gedrängt von seinen Vorgesetzten, oft nicht weiß, wo er die Summe auftreiben soll, die man von ihm erwartet, für deren Eingang man ihn verantwortlich macht.

Wenn das ägyptische Mischlingsvolk wirklich das mitleidswerthe Beispiel einer verkommenen Race bietet, wenn es anscheinend in dumpfer Gleichgiltigkeit nur dem Tage lebt und irgend eines höheren Aufschwunges für durchaus unfähig gehalten wird, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß ihm die Keime der Regeneration fehlen oder erstickt seien. Wäre aber das letztere wirklich der Fall, Wunder dürfte es nicht nehmen. Seitdem das Land Aegypten wiederum in das Bereich der Geschichte getreten ist, seitdem ist es der Schauplatz einer Reihe von Experimenten, wie sie bunter und widersprechender selbst die berufenste abendländische Staatskunst nicht anzustellen gewagt hat.

Mehemed-Ali, der erste Vicekönig, hat bekanntlich Unglaubliches geleistet in den Versuchen der Umformung des Landes und Volkes; er entriß beide der Anarchie, um sie unter die Zuchtruthe eines Despotismus zu bringen, welche fast schwerer dadurch wurde, daß die Sucht nach Aufklärung, nach Berechtigung des Eintritts in den civilisirten Völkerverband sie schwang. Der rauhe Krieger Ibrahim blieb während seiner kurzen Regentenlaufbahn ohne Einfluß auf das Geschick Aegyptens; einen um so unheilvolleren gewann der verrückte Abbas, ein fanatischer Feind des Abendlandes und des Fortschritts, der kein größeres Vergnügen kannte, als einen der Culturfäden wieder abzuschneiden, den seine Vorgänger geschickt oder gewaltsam geknüpft. Glücklicherweise blieb ihm nicht lange Zeit dazu; der milde Saïd suchte mit minder schwerer Hand der Civilisation neue Wege zu bahnen, europäischen Ideen und Sitten Eingang zu verschaffen; allein er hielt immer den Firniß für den Kern, war nicht glücklich in der Wahl seiner Rathgeber und hinterließ seinem Volke wenig, wofür es ernsthaft dankbar hätte sein können.

Der letzte Vicekönig endlich, der gegenwärtige Khedive Ismail, ist unstreitig ein Talent, welches ein Stück von der Energie seines Großvaters mit dem fieberhaften Drange seines Oheims, gleichberechtigt mit Herrschern civilisirter Staaten zu stehen, verbindet, überdies die Vorzüge besitzt, daß ihm organisatorisches wie mercantiles Geschick nicht abgehen und er in der Wahl seiner Rathgeber und vollziehenden Organe eine sehr glückliche Hand hat. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß er im Vereine mit ihnen das Beste für sein Land und Volk will; entschieden aber verbindet er damit den Zweck, zuerst auch das Beste für sich selbst vorwegzunehmen, und da kann es nicht auffallen, wenn die Interessen öfters hart auf einander platzen und die Mittel der Volksbeglückung sich vom unbefangenen Standpunkte aus etwas wunderbar ausnehmen. Bei dem eigenthümlichen Charakter Ismail Paschas erscheint es uns nicht zweifelhaft, daß er über die Hilfsquellen des

Digitized by Google

Landes und die Lage des Volkes sich in jener Täuschung befindet, welche Selbstherrschern angenehm ist, weshalb sie denn auch sorgsam darin erhalten werden. Sonst wäre es ganz unmöglich, daß ein vernünftiger, ja sogar gescheiter Mann so — sit venia verbo! — toll in's Zeug gehen könnte. Es ist fast, als hätte er den Zauberstab des arabischen Märchens in der Hand, mit welchem er nur zu winken braucht, um da magische Schlösser und Gärten, dort Fabriken, hier agricole Hochcultur, ja selbst eine Constitution, einen Reichsrath und in diesem eine vicekönigliche Oppositionspartei aus dem Boden hervorzuzaubern.

Freilich nimmt sich das Alles in der fremdartigen, in mohammedanischer Uncultur verhärteten Umgebung gerade so sonderbar aus, wie der Kopf der Sphinx in der Wüste, umringt von schmutziger Araberbande. Aber es steht und blendet, weiter hat es keinen Zweck. Was bis jetzt von Cultur Wurzel gefaßt hat, ist Treibhauspflanze und wird noch langjähriger, sorgsamer Pflege bedürfen, um sich zu acclimatisiren. Dann aber müssen auch andere Gärtner gesetzt sein, welche die Früchte zu ernten wissen, ohne den Baum zu fällen.

Das Volk war an den Wechsel der Herrscher und Systeme von jeher gewöhnt, es ließ sich auch gedankenlos in die neuen Bahnen drängen, welche man diejenigen des Fortschrittes nannte, während sie nur solche zum Ziele möglichst hoher Regierungseinkünfte waren. Die schon oben mehrfach erwähnten guten und schlimmen Eigenschaften der ägyptischen Nation kamen dabei den Staatslenkern gut zu statten, willig und mit Feuereifer wird hier Alles angegriffen, aber nach kurzer Frist erlahmt die Thatkraft, macht widerwilligem Stumpfsinne, zuletzt verbissener Reaction Platz. So giebt es kein Land in der Welt, in welchem man so viele neue Ruinen sieht; angefangene oder bald nach der Vollendung aufgegebene Prachtgebäude, welche nunmehr zerfallend das traurigste Schauspiel bieten. Große Anläufe, kurze Sprünge, das ist hierzulande eine Maxime, deren Consequenzen uns auf Schritt und Tritt begegnen.

Der Vicekönig ist der größte Handelsherr, der größte Industrielle, der größte Landwirth Aegyptens; er zwingt die Fellachin zum Anbaue von Zuckerrohr und Baumwolle, um ihnen diese Producte mit möglichstem Vortheil abzunehmen; er errichtet großartige Wasserwerke, um sogar Boden und Klima zu bezwingen; er hat in der That Merkwürdiges geleistet und seine Spur wird bleiben im Lande. Für sein Volk hat er aber gar nichts gethan, als nur für sich, für die Befriedigung seines Ehrgeizes, die Befestigung seiner Dynastie, die Vergrößerung seines an und für sich unermeßlichen Besitzes. Wohl hat er eine Universität gegründet und dotirt, besoldet Aegyptologen und Kunstreiter, unterhält Museen und botanische Gärten; aber an Volksschulen zu denken, seinem Volke eine wirkliche Basis zur Erhebung aus der Versunkenheit zu schaffen, hat er bisher noch nicht versucht.

Und doch ist gerade hier ein gewiß dankbares Feld zu bebauen. Der Araber, der Aegypter ist ungemein wißbegierig und lernt sehr leicht, auch

Digitized by Google

weiß er recht gut den Werth des Schriftgelehrtenthums zu schätzen, denn dieses steht bei ihm in hohem Ansehen. Freilich geht sein Begriff von Gelehrsamkeit wenig über Lesen und Schreiben hinaus, dies aber wird in zahlreichen Privatschulen gelehrt, deren jedes ansehnliche Dorf mindestens eine besitzt. Es ist eine Freude, darin das aufgedrängte Häuflein der beturbanten, betarbuschten oder barhaupt geschorenen Schuljugend, natürlich nur der männlichen, mit untergeschlagenen Beinen, leicht bekleidet, am Boden sitzend um den ehrwürdig weißbärtigen Schulmeister auf erhöhter Schwelle versammelt zu sehen, entweder laut schreiend, mit eintönigem Silbenfall im Tacte lesend, oder eine Zinkblechtafel auf den Knieen und in der Rechten die zugeschnittene Rohrfeder, womit die Tusche der Buchstaben möglichst zierlich aufgetragen wird, um nach Beendigung des Pensums mit einem Schwamme wieder weggewischt zu werden. Wir haben viele solcher Schulen — sie sind stets dicht an der Straße, und von fernher hörbar — besucht und sie immer dicht angefüllt gefunden, der Drang nach Bildung ist demnach vorhanden, aber die Regierung leistet ihm innerhalb der unteren Volksschichten nicht den mindesten Vorschub. Der Fellah ist und bleibt eine Steuergroschen-Prägemaschine, das ist genug, weiteres vom Uebel.

Man scheint sich indeß doch im Irrthum zu befinden, wenn man annimmt, gar nichts vermöge den Volkscharakter aus seiner angestammten Trägheit aufzurütteln. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß doch die Vorkommnisse der neuesten Zeit auch in den Kreisen ihre Wellen geschlagen haben, welche man bisher mit souveräner Verachtung eines jeden Urtheils völlig bar, ganz in stumpfe Apathie versunken wähnte. Wir können dazu aus eigener Erfahrung einen Beleg mittheilen. Als wir von Girgé nach den Tempeln von Abydos ritten und zurück, eine Tour, beiläufig gesagt, welche neun Stunden im Sattel erfordert, fiel es uns auf, nicht allein überall in den Dörfern die Einwohnerschaft in gesammelten Haufen mit finsteren Mienen vor ihren Hütten zu sehen, sondern auch ein besonderes Aufgebot der Sicherheitswächter. Ungewöhnlich viel Kawassen waren vorhanden, in Abydos selbst hatten sie ein ganzes Zeltlager bezogen, außerdem aber waren allenthalben in den Feldern die Ortswachen mit ihren eisenbeschlagenen Stangen vertheilt, eine Maßregel, welche wir früher und später niemals wahrgenommen haben.

Es verbreitete sich das Gerücht, diese Vorsicht sei beliebt worden, weil wir ein Stück der Wüste durchreiten mußten, und ein Ueberfall räuberischer Beduinen nicht ganz außerhalb der Möglichkeit läge. Später aber vernahmen wir die wahre Ursache, und zwar aus dem Munde der Scheichs-el-Beled selbst. Auch unter die Fellachin war nämlich die Kunde gedrungen von den Einladungen des Vicekönigs, von dem unermeßlichen Aufwande, welchen die Feste veranlaßten, und daß derselbe durch eine neue Steuerauflage — sie ist inzwischen in der Höhe von 15 Procent erfolgt — gedeckt werden soll. Das hatte selbst unter dem geduldigsten aller Völker böses Blut erregt, manifestirte sich in einer gewissen Aufregung gegen die Fremden,

Digitized by Google

welche des Landes Schweiß und Mark zu verzehren gekommen waren, und die zuletzt so laut ward, daß man es für gerathen hielt, durch energische Entfaltung von Polizeimacht ihr zuvorzukommen. So ist uns erzählt worden, die Nutzanwendung kann Jeder selbst machen.

Erleichterung der unverantwortlich drückenden Lasten, die auf jeder productiven Thätigkeit ruhen, und Heranbildung einer neuen Generation durch Unterricht und Beispiel, das sind unseres Erachtens die einzigen Mittel, welche dem schönen unglücklichen Lande in Wahrheit das zu bringen vermögen, was jetzt ein Flitterschein dem flüchtigen Touristen, oder dem aus der Ferne Zublickenden zuweilen täuschend vormalt. Jene obenerwähnte Holländerin, welche unter mancherlei Seltsamkeiten einen rastlos thätigen Eifer für Verbesserung der Volkszustände hegt, die in ganz Europa wie in Amerika wegen ihrer Bestrebungen für Hebung des Unterrichtes der unteren Classen wohlbekannte Madame Storm aus Delft, war von dem, was sie während unserer Reise gesehen und erlebt, so tief ergriffen, daß sie uns zuschwur, sie werde Aegypten nicht verlassen, bevor sie dem Vicekönig in besonderer Audienz die Augen geöffnet über die Lage seines Volkes, und das Radicalmittel, derselben abzuhelfen. Ob sie ihre philantropische Absicht ausgeführt, wissen wir nicht; jedenfalls war sie ganz der Mann dazu; denn schon vor Jahren ist es ihrem Muthe und ihrer Beharrlichkeit geglückt, dem Papste Pius IX. die Erlaubniß abzuringen, daß protestantische Seelsorger den früher stets verweigerten Eintritt zu den Insassen der römischen Gefängnisse erhielten, welche sich zu derselben Confession bekannten.

Der Weg der Belehrung ist ein langsamerer und bei mangelnden Vorbedingungen von viel zweifelhafterem Erfolge als derjenige des Beispiels und der Concurrenz, sobald es sich um Fortschritte auf materiellem Gebiete, insbesondere der Bodenproduction handelt. Dies scheint die ägyptische Regierung eingesehen zu haben, indem sie im Begriffe steht, ihren vielen Experimenten ein neues hinzuzufügen, welches auf dem üppigen Treibboden der Gäste-Invasion zur Keimung gediehen ist. Es handelt sich nämlich um Heranziehung europäischer Colonisten nach Aegypten. Obgleich, oder weil jede Handbreit tragfähigen Bodens bebaut ist, so fehlt es immer an willigen Arbeitskräften für die Cultur der vorhandenen Großgüter; ebenso hält es ungemein schwer, den geordneten Hochbetrieb unter dem eigentlichen Bauernstande anders zu verbreiten als durch Zwangsmaßregeln. Bei der Einführung der Baumwolle und des Zuckerrohres ist es zugegangen wie seinerzeit in Deutschland bei derjenigen der jetzt unentbehrlichen Kartoffeln, als die zu deren Legen verurtheilten Bauern Nachts, wenn die Militärwache nicht mehr neben dem Acker stand, sie wieder ausgruben und vernichteten.

Man hofft nunmehr durch Einpflanzung thätiger Bauersleute aus Oesterreich und Deutschland ein Mittel in die Hand zu bekommen, nicht allein die Cultur der vicekönigl[illegible]chen Güter namhaft zu steigern, sondern letztere auch zu Ausgangspunkten einer verbesserten Wirthschaft zu machen, die sich nach und nach über das ganze Land verbreiten soll. Man erzählt,

Digitized by Google

den Impuls zu diesem Unternehmen habe ein bekannter Schriftsteller gegeben; gewiß ist, daß die ägyptische Regierung darauf eingegangen ist und denselben beauftragt hat, ein bedeutendes Areal — man sagt vorläufig von 20.000 Fadans — an geeigneter Stelle im Lande aufzusuchen. Während unserer Abreise befand sich der Beauftragte gerade in Begleitung einiger Vertrauenspersonen auf einer Rundreise zu diesem Zwecke. Wir verkennen nicht die hier zu Tage tretende gute Absicht, aber der Sache selbst können wir keinen Erfolg prognosticiren.

Zwar ist es ganz gewiß, daß die Bodenproduction Aegyptens, trotz ihrer schon bestehenden Höhe, noch bedeutend gehoben werden könnte durch allgemeinere Einführung rationellen Betriebs, nicht minder, daß noch mancher schöner Strich Wüste durch verständige Benützung der Umstände allmählich der Cultur, namentlich der forstlichen, an der es noch gänzlich mangelt, gewonnen werden könnte, trotzdem aber haben wir guten Grund zu dem Zweifel, ob Europäer dazu berufen sind oder sein können. Wir sagen Nein; der Deutsche namentlich, auf den es doch vorwiegend abgesehen ist, wird mit dem Fellah niemals concurriren können in Genügsamkeit und Ausdauer, unter einem Himmel von Erz, ohne Wechsel der Jahreszeiten, er wird in Fiebern verkommen durch die nothwendigen Wässerungsarbeiten; selbst wenn er sich acclimatisirt hat und dreimal so viel arbeitet als der Aegypter, so wird er dagegen auch neunmal so viel kosten, und damit hebt sich der Gewinn. An eine Consolidirung und Fortbildung europäischen oder deutschen Wesens in Aegypten ist nicht zu denken; die Colonen werden, wie gewöhnlich, der Immoralität, der Trunksucht, der Entartung verfallen und in der dritten Generation so gewiß entschiedene Fellachin sein, wie die amerikanischen Deutschen Yankees schon in der zweiten.

Verfasser dieses darf ein Urtheil in dieser Angelegenheit abzugeben um so eher sich erlauben, als er die deutsche Colonisation in der Dobrudscha und im südlichen Rußland seinerzeit gründlich studirt und darüber auf Autopsie sich stützende Berichte veröffentlicht hat.*) Er möchte gewiß nicht einem Unternehmen feindlich gegenübertreten, welches einen entschieden guten Zweck hat und aus den besten Intentionen hervorgegangen ist, allein er hält es für Pflicht, alle seine Landsleute davor zu warnen und auf das Beispiel Algeriens hinzuweisen. Und er sagt hiermit voraus, daß, wenn wirklich eine deutsche Colonisation in Aegypten zu Stande käme, dieselbe nicht viele Jahre dort erleben würde. Denn selbst bei künstlicher Pflege und Erhaltung mußte sie einem Regierungswechsel sofort weichen.

Will man etwas thun, um die productive Fläche des Landes Aegypten zu vergrößern, so ist dazu ein weiter Spielraum geboten, theils durch Vergrößerung des Canalsystems und Vermehrung der Wasserhebewerke verbunden mit Nivellements, so daß große Wüstenstrecken noch in das Bereich der Irrigation gezogen werden könnten, theils durch Trockenlegung des Menzaleh-

*) Vergl. „Südöstliche Steppen und Städte" (Frankfurt a. M. 1860).

Digitized by Google

Sees und Wiedergewinnung der pelusischen Ebene. Beide letztgenannten Werke sind keineswegs so groß und schwierig wie der Durchstich des Isthmus von Suez und würde jedenfalls ein viel rentableres Geschäft sein. Die Ebene von Pelusium war im Alterthum einer der fruchtbarsten Landstriche der Welt, hier hatten pelasgische Griechen blühende Ansiedlungen gegründet, und über vierzig reichbevölkerte, kunstfreundliche Städte standen auf dem Boden, den heutzutage die Springfluth aller Cultur entzogen hat. Aber so nackt er auch daliegt, er ist nicht unfruchtbar, das sieht der Kundige auf den ersten Blick; im Gegentheil bietet sein Mischungsverhältniß von Thon, Sand und Rückständen fast sichere Gewähr, daß er zu lohnendem Ertrage berufen ist.

Der Menzaleh-See ist die mit Wasser bedeckte westliche Hälfte der pelusischen Oede, aber dieses steht nirgends höher als vier Fuß, meistens nur eben so viele Zoll über dem Grunde; es ist spaßhaft, wenn der Reisende in der Fischerbarke plötzlich einen Spaziergänger erblickt, der zu Fuß den See durchwandert. Seine Auspumpung würde weniger Mühen und Kosten erheischen als diejenige des Harlemer Meeres und einen immensen Vortheil abwerfen. Allein sie würde Jahrzehnte in Anspruch nehmen, und heute denkt man in Aegypten nicht mehr wie vor vielen tausend Jahren, als man die Riesenwerke der Pyramiden und Karnaktempel aufführte, ohne zu fragen: Wann werden sie beendet sein? Was werden sie einbringen? Heutzutage will und soll dort Alles mit Sturm eingenommen werden, und was nicht die Rente in nächster Nähe zeigt, das wird mit Achselzucken abgelehnt. Darum hielt es so schwer, den Suezcanal zur freilich noch immer nicht befriedigenden Thatsache zu machen, darum mußte endlich das Eröffnungsspectakelstück vor den Augen der Welt aufgeführt werden; darum sind die Millionen für ein halb vollendetes Riesenwerk, wie die Barrage du Nil, rein weggeworfenes Geld.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Worte stehen über den Zweck und die Resultate der Expedition auf dem Nil bis zu den Katarakten, deren Mitglied wir gewesen sind. Fern sei es von uns, zu verkennen, daß wir für des Vicekönigs fürstliche Gastfreundschaft ihm zu tiefem Danke verpflichtet sind, nicht minder den wackeren Männern, die mit so vielem Eifer und unter mancherlei Beschwernissen sich abmühten, dem Andrange so vieler Bitten und auch Forderungen gerecht zu werden. Allein gerade aus diesem Grunde hätten wir gewünscht, daß die Bereisung Aegyptens dem Lande und seinem Gebieter werthvollere Früchte bringen möge, als sie dies, allem Anscheine nach, thun wird. Offenbar war doch der Zweck dieses Abschlusses der Fahrt nach dem Suezcanal und dem Pharaonenlande derjenige, einer Anzahl von Männern verschiedener Fächer, welchen man ja in dem ihrigen ein competentes Urtheil zutrauen konnte, Gelegenheit zu geben, sich mit den Verhältnissen des Landes und seiner Bevölkerung durch eigene Anschauung vertraut zu machen, und darauf hin theils irrthümliche Ansichten darüber im Auslande zu berichtigen, theils durch ihre Referate der inländischen Regierung die Augen zu öffnen über gewisse Schäden, und ihr Mittel vorzuschlagen zu deren Beseitigung. In dieser Weise wenigstens hatte der

Digitized by Google

Mann, welcher nach dem Herrscher in Aegypten die gewichtigste Stimme hat, die Aufgabe der geladenen Reisegenossenschaft präcisirt und wir hatten uns vorgenommen, zu deren Lösung nach Kräften beizutragen.

Allein wie mußten wir erstaunen, als wir unsere Reisegesellschaft musterten! Bunter, planloser zusammengewürfelt hat sich noch keine gefunden; kaum die Hälfte davon hatte eine andere Absicht, als sich nach Möglichkeit zu amüsiren, ohne Gedanken daran, daß eine Gegengabe wohl der splendid gebotenen Gastlichkeit werth sei; es befanden sich darunter Leute genug, deren jugendliches Alter und Lebensstellung nicht einmal die Idee aufkommen ließen, daß sie daran dachten, eine solche Fahrt werde zu Anderem unternommen, als zum augenblicklichen Genießen. Glücklicherweise aber waren auch verschiedene hochgebildete Männer, manche mit bekannten Namen darunter, so daß doch gehofft werden kann, über Aegypten mehr Wahrheit zu vernehmen als seit lange; aber mit wie viel geringerem Kostenaufwande hätte solches Ziel weit sicherer erreicht werden können bei einer systematischen Organisation der gesammten Expedition, welche so schwer gar nicht gewesen wäre, da zahlreiche Kräfte dafür zu Gebote standen!

Digitized by Google

IV.

Haus und Küche.

Digitized by Google

Unsere lieben Kleingewerbetreibenden.

Die Lage des Kleingewerbes, insbesondere seine Verhältnisse gegenüber der Groß-Industrie, ist eine Frage der Zeit geworden, welche auf's eifrigste ventilirt wird. Sie verdient dies, und zwar nach den verschiedensten Richtungen hin. Es wird behauptet, daß der Stand der Kleingewerbetreibenden zwischen der Macht des Capitals auf der einen und den Folgen der unentbehrlichen Freizügigkeit auf der andern Seite in ein peinvolles Gedränge gerathen sei, aus welchem ihn vielleicht nur außerordentliche Mittel zu reißen vermögen. Allein sollen dieselben ihm blos von außen zugeführt werden? Ist er nicht vielleicht selber ein wenig schuld an seiner Bedrängniß und verpflichtet, energisch das Seinige zur Abwehr zu thun?

Wer die Zustände mit offenen Augen betrachtet und sich nicht, den Stimmungen der Epoche folgend, von einer falschen Sentimentalität captiviren läßt, dem kann kein Zweifel darüber obwalten, daß jener ehrenwerthe und nothwendige Stand, in welchem die ganze Kraft des Bürgerthums liegt, theilweise selber an seinem Ruin arbeitet, sich selber nach oben oder nach unten hin zu emancipiren strebt von den Tugenden, die ihm Jahrhunderte hindurch mit Recht nachgerühmt wurden, und gegenwärtig vielfach ein Zerrbild dessen ist, was er sein soll und sein kann. Nicht die Ueberwucherung des Capitals, nicht die Auflassung der Zünfte und die unbeschränkte Concurrenz sind es, welche ihn in's Verderben führen, sondern die Ueberhebung und die Indolenz. Jedermann kann darüber Erfahrungen aufzählen, aber sie vor die Oeffentlichkeit zu bringen, dazu fehlt der Muth; man fürchtet, einem allgemein anerkannten Nothstande entgegenzutreten, dem leider Viele wirklich verfallen sind, der aber denn doch nicht ganz so groß sein muß, als es nach so vielen gut gemeinten Jeremiaden den Anschein hat.

In einer Großstadt wie Wien dürfte das Los des Kleingewerbetreibenden immer noch beiweitem besser sein, als dasjenige des Beamten; abgesehen davon, daß jenem immer die Hoffnung vor Augen steht, er werde es noch zu etwas Rechtem bringen können, diesem aber selten oder niemals. Daß der kleine Bürger nicht schlecht lebt, sich an seinem Leibe nicht gern etwas abgehen läßt, das kann Jeder sehen, der sich ein bischen im öffentlichen Leben umschaut; es ist ihm zu gönnen, aber wie oft wird er in dieser Hinsicht beneidet von dem Angestellten, welcher hinter der Maske, die ihm das

Digitized by Google

Standesvorurtheil auferlegt, vor Hunger zittert, wenn er Vormittags um zehn Uhr die Lehrbuben über die Straße schreiten sieht, an jedem Finger ein Bierkrügel und in den Armen fettglänzende Pakete. Strenge Arbeit verlangt kräftige Kost, Anstrengung Aufregungsgetränk! entgegnet mir der menschenfreundliche Physiolog. Ganz recht, das will Niemand bestreiten. Aber wo ist die Grenze? Sie ist sehr schwer zu ziehen. Meine vorige Köchin ist jetzt an einen Maurer verheiratet, einen sehr braven Arbeiter; er hat im vergangenen Sommer täglich vier Gulden verdient, davon hat er einen in die Haushaltung gegeben, drei für sich verbraucht; ist das etwa ein richtiges Verhältniß? Allein Niemand fand dabei etwas auszusetzen, nicht einmal die Seinige, im Gegentheile, sie lobte ihren Zukünftigen; wie nun muß es bei anderen, minder sparsamen Arbeitern sein?

Man spricht so viel von Arbeitslosigkeit; ich muß gestehen, daß meine häuslichen Erfahrungen mir wenige Belege dafür geliefert haben. Es ist mir außerordentlich schwer gefallen, einen Schuhmacher aufzufinden, der sich herbeigelassen hätte, meine und meiner Kinder zerrissene Stiefel zu flicken; war einmal ein Meister ausnahmsweise so gnädig, derlei seiner unwürdige Arbeit anzunehmen, dann überließ er sie der Uebung halber seinen Lehrlingen, und was dabei herauskam, war oft schlimmer als der Defect. Endlich glückte es einen Schuhkünstler aufzutreiben, der Reparaturen übernahm, allein nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm auch alle neue Arbeit ausschließlich übertragen werde; die angenehme Folge dieses Pactes war, daß ich in meinen alten Tagen kennen lernte, was Hühneraugen seien, und meine Töchter Thränen über ihre robusten Stiefletten vergossen.

Da ich aus alter Schule und womöglich ein guter Hausvater bin, so war ich in dem anachronistischen Wahne befangen, man könne aus einem alten Rocke des Vaters einen neuen für den Buben machen — eine Praxis, die ich, beiläufig gesagt, aus Jugenderfahrungen eingesogen hatte. Allein das Experiment wollte nicht gelingen. Die verschiedenen Herren Schneider, an welche ich mich zu wenden so kühn war, meinten alle, das sei keine Arbeit für sie; endlich war Einer so barmherzig, guter Nachbarschaft wegen, das Geschäft zu übernehmen. Allein es dauerte drei, es dauerte vier Monate und mein Junge gelangte trotz häufiger Botschaften nicht zu seinem neuen Rocke. Endlich wurde peremptorisch danach gesendet, und der treue Gottfried kam zurück, völlig zertrennt in seine Urbestandtheile, mit einer schönen Empfehlung vom Meister, und dergleichen Arbeiten könne man nur machen, wenn man sonst gar nichts zu thun habe.

Nichtsdestoweniger sollte das Sparsystem nicht aufgegeben werden; eines schönen Tages wendete ich mich an einen Kleiderlieferanten, einen sehr vornehmen Mann, ob er mir nicht einen untergeordneten Jünger seiner Kunst wisse, der einem defecten Gehrock die Fähigkeit verleihen könne, noch eine zeitlang als Arbeitsgewand zu dienen. Mein verehrter Gönner besann sich lange, rief auch seinen Unter-Staatssecretär zu Hilfe; Beide jedoch

Digitized by Google

waren nicht im Stande, mir eine Adresse anzugeben. Endlich aber brach die Milde des Mannes durch das Eis seiner staatsbürgerlichen Stellung: »Schicken Sie mir den Rock,« rief er großherzig, »ich werde ihn in meinem eigenen Atelier repariren lassen.« Tiefen Dankes voll nahm ich das Erbieten an; der Rock wurde wieder wie neu, kostete aber gerade so viel als ein neuer. Dies wunderte mich später nicht, als ich, gehüllt in den Gewendeten, in ein Gartenlocal der Umgebung trat und daselbst — an einem Wochentage — meinen Wohlthäter mit Familie und Freunden bei einem Diner traf, welches mich bescheidenen Gast in so tiefen Schatten stellte, daß ich heute noch glaube, den Kellnern sei das Geheimniß meines Rockes verrathen worden.

Ein andermal wollte ich eine größere Arbeit durch einen Tischler ausführen lassen; der Mann kam, sah sich Alles an, ließ sich erklären und kratzte am Kopfe. »Können Sie die Arbeit machen?« fragte ich. »Machen kann ich sie schon,« antwortete der Treffliche, »aber wissen Sie, da müßte ich mir noch einen Gesellen nehmen, und das paßt mir nicht. Fellmich!« — Im vorigen Sommer war mein Water-Closet zerbrochen; ich sendete nach dem Verfertiger, der es ein halbes Jahr vorher für achtzig Gulden geliefert hatte. Die freundliche Erwiderung lautete: »Was denkt denn der Herr? Jetzt, während der Weltausstellung sich mit Reparaturen befassen — das giebt's nicht!« Nun ist ein unbrauchbares Water-Closet als indispensabelstes Möbel einer Etage eine sehr ernste Angelegenheit, trotz aller mit unterlaufender Komik; man denke sich nun in die Lage einer zahlreichen Familie, die nach allen Richtungen der Windrose um Hilfe ausschreit, bis sich endlich nach vierzehn Tagen ein mitleidiger Spenglergehilfe entschließt, den sinnreichen Mechanismus wieder für die Hälfte der Anschaffungskosten in Gang zu bringen. Dergleichen Beispiele könnte ich aus eigener Erfahrung verdutzendfachen; Niemand wird an der vollen Wahrheit eines einzigen zweifeln, denn jeder Familienvater wird deren ebensoviele aufzuzählen wissen.

Wo bleibt aber danach die Arbeitslosigkeit, wo die gedrückte Lage des Kleingewerbestandes? Wir, von denen er doch leben will und muß, gewahren wahrhaftig wenig davon. Das sagt aber auch mein jetziger Tischlermeister: »Wer etwas gelernt hat, arbeitet und das Seinige zusammenhält, dem braucht nicht bange zu werden.« Das ist ein vortrefflicher Mann, er übernimmt gern auch die kleinste Reparatur und führt sie so sorgfältig aus, wie das größte Werk; er hält sechzehn Gesellen — dennoch meint er, es sei bei dem Geschäft nicht viel zu erübrigen. Das Warum wurde mir klar, als er mir seufzend erzählte, er könne zwar Alles machen, aber leider nicht zeichnen, und als ich dann in seiner eigenhändigen Rechnung las: »ein Vodöhl und sex Seseln rebarrirt«. Und da liegt in der That der Hase im Pfeffer.

Wenn nun auch viele Kleingewerbetreibende unserer Zeit mit der edlen Schreibekunst und Orthographie im Hader stehen, so können sie doch noch weit mehr — nicht rechnen. Ich habe in einem großen

Digitized by Google

Blatte mit vieler Rührung die Lebensgeschichte eines Kleingewerbetreibenden gelesen. Sie ist mir durchaus sympathisch gewesen, weil ich eine ähnliche kenne, die ich zu Nutz und Frommen nachstehend in Kürze mittheilen will.

Der Kleingewerbetreibende, von dem ich rede, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Aber er war ein findiger Tüftler, dessen Geschicklichkeit in Anfertigung von allerlei mechanischen Kunstwerken sich zum wahren Talent ausbildete, als er das Gewerbe eines Metall-Arbeiters ergriffen hatte. In diesem entwickelte er es bald zu staunenswerther Vollkommenheit; schon als Geselle überflügelte er alle Genossen, brachte es rasch zum Leiter, endlich zum Besitzer eines großen Geschäftes. Seine Erfindungen fanden allgemeine Würdigung; er gab dem ganzen Gewerbe einen neuen Impuls, er wurde in der großen Stadt, wo er sein Atelier aufgeschlagen hatte, bald und unbestritten als der erste Meister seines Faches betrachtet. Natürlich flogen ihm die großen Aufträge nur so zu; er bekam außerordentlich viel zu thun — allein sonderbarerweise wollte es doch nicht so recht vorwärts mit ihm gehen, und zwar deshalb, weil er alle Concurrenz besiegte. Wenn eine solche ausgeschrieben war und ein Mitmeister wollte die Arbeit für 1000 Gulden übernehmen, so übernahm er sie für 800 Gulden, und wenn jener dann 700 Gulden forderte, so ging er auf 600 Gulden herunter. Natürlich wurde sie ihm zugeschlagen; er führte sie auf das vollendetste aus, allein wenn er fertig war, sah er, daß er bei dem stipulirten Preise zu kurz komme, und dann trat er mit Nachtragsforderungen hervor, die in einzelnen Fällen die ursprüngliche Summe weit überstiegen. Das ward ihm nach und nach zur andern Gewohnheit, so daß die Nachträge bei ihm förmlich zur Regel wurden.

Wer Arbeitgeber ist, kennt das Aergerliche derselben genugsam; wer Gewerbetreibender, weiß, daß man auf diese Art selten zu seinem vollen Verdienste gelangt. Schon zweimal war der Mann, von dem ich rede, an dem Rande des Abgrundes gestanden; immer aber half ihm das Vertrauen in seine außerordentliche Geschicklichkeit wieder zu einem neuen Anlaufe, nach dem er jedesmal um so größere Sprünge versuchte. Allein sein persönlicher Credit war dabei in die Brüche gefallen, er mußte mit sehr theurem Gelde arbeiten, denn Jedermann konnte sich sagen, daß, wenn bei solchen großartigen Leistungen und Unternehmungen nicht Hinreichendes erübrigt worden sei, etwas faul sein müsse im Staate Dänemark. Endlich trat mein Kleingewerbetreibender auch in Concurrenz bei einer Arbeit, wie er sie imposanter noch nicht ausgeführt hatte. Wie immer, unterbot er alle seine Mitbewerber und blieb Sieger; umsonst wurde er von verschiedenen Seiten gewarnt, vergebens stellte ihm der sachverständige Bildner des Monuments vor, daß er bei solchen Ansätzen nicht bestehen könne — er schlug das Alles stolz in den Wind und unterschrieb den Contract. Er lieferte auch die Arbeit tadellos, musterhaft; aber als sie fertig war, kam er, wie gewöhnlich, mit einer immensen Nachtragsforderung. Natürlich blieb der Arbeitgeber auf seinem Contracte stehen — und der talentvolle, hochbegabte Kleingewerbetreibende

Digitized by Google

(der allerdings in seiner Art ein großer Industrieller war) fiel abermals in Concurs. Da er daran verzweifelte, sich daraus zu retten, wie früher — wovon auch Geschichten zu erzählen wären — so schrie er laut über Undankbarkeit und Andere ihm nach über Vernachlässigung des Kleingewerbes. Allein er darf Niemanden anklagen, als sich selber; bei allem Talent ist er daran zugrunde gegangen, weil er — nicht rechnen gelernt hatte!

Und die Moral dieser Plaudereien? Sie ist einfach. Jede directe Unterstützung des Kleingewerbes ist vom Uebel; sie sei noch so groß, sie wird fallen wie der Tropfen auf den heißen Stein, so lange nicht die Reform von innen heraus angebahnt ist. Dies kann unmöglich anders geschehen, als durch Bildung. Wie diese ertheilt werden und beschaffen sein müsse, das auseinanderzusetzen ist nicht meine Sache. Dafür sind aber Beispiele und gute Räthe genug vorhanden. Wenn daher Staatshilfe eintreten soll, so darf sie in keiner anderen Richtung stattfinden, als in dieser. Nicht blos auf Grund des unumstößlichen volkswirthschaftlichen Gesetzes, sondern auch der Consequenz. Im wohlgeordneten Staate, dessen Regierung der Zukunft gedenkt, darf kein Stand auf Kosten der anderen bevorzugt werden, und was man dem vierten nicht gewähren will, kann auch dem dritten nicht zu Theil werden. Glaube man ja nicht, daß ich diesen nicht kenne oder ihm nicht wohlwolle; ich habe ihm selber dazu viel zu nahe gestanden, lange Jahre meines Lebens hindurch. Allein, was kann ich den Kleingewerbetreibenden Besseres wünschen und gönnen, als jene gründliche Bildung, die sie nicht allein befähigt, ihren eigenen Beruf so aufzufassen und zu treiben, wie die Zeit es gebietet, sondern auch zur Industrie überzutreten, sobald sich das Geschäft in dieser Weise entfaltet! Es muß mit Einem Worte gebrochen werden mit der althergebrachten Methode der Erlernung des Gewerbes, die nicht mehr in unsere neue Welt paßt, und es muß an ihre Stelle ein systematischer Lehrgang treten, der den Kern des Bürgerthums wiederum zu jener Bedeutung bringt, deren Verlust nicht blos für ihn, sondern für die Allgemeinheit ein unersetzlicher sein würde. In diesem Sinne, aber nur in diesem, hoffen wir denn auch auf eine baldige und recht ausgiebige Unterstützung unserer lieben Kleingewerbetreibenden.

Der Knopf.

Eine Faschingsbetrachtung.

— »O weh!« rief ich, als mir an der Jubeltafel des verehrten Freundes M. E. im »Hotel Lamm« beim Versuche einer Erweiterung des für das Gebotene viel zu beschränkten Aufnahmeraumes ein — Knopf in der Hand blieb, den ich ärgerlich neben einen halben »Finger« legte. —

Digitized by Google

»Was ist dabei?« sagte der mir zur Seite sitzende Magnetiseur Dr. W. S., »schreiben Sie eine Abhandlung darüber, so kommen Sie auf die Kosten.« — »Oho?!« erwiderte ich etwas perplex. — »Nun freilich,« fuhr er fort, indem er die Zellenbildung eines Tuber cibarium aufmerksam prüfte, »man kann ja über Alles und Jedes eine Abhandlung schreiben. Ueber spiritistische Klopfgeister und über die Häckel'sche Ontogenie, über die Gewohnheiten der Hornthiere, wie über die Weisheit der Vertretungskörper, über Alles. Warum also nicht auch über einen Knopf? Thun Sie's. Ich möchte einmal lachen in dieser lieblichen Zeit. Und bald!« — »Versuchen thu' ich's,« bekräftigte ich zwischen zwei Schlucken Rauhenthaler Berg Sonnenseite. Und am nächsten Morgen nahm ich in jenem edlen Elan, der nichts ist, als ein feiger Verstellungsversuch, einen frischen Bogen mattweißen Briefpapiers — bekanntlich verwüste ich gut aristokratisch nur solches — und schrieb mit der mir eigenen Kalligraphie, was über diesem Essay steht. Aber weiter als bis zur Aufschrift ließ es der Zustand, den die Perser Bidamagbuden nennen sollen, nicht kommen. Und so schob ich denn resolut den kaum entweihten Bogen in die Mappe. Daraus fiel er mir heut' in die Hand, als ich unlustig unter den zahllosen Denkmälern des Friedhofs meiner Entwürfe kramte. Es ist doch schade um das angerissene Papier, dachte ich, und dann gilt es, ein Versprechen zu lösen. Isolanisch zwar, aber dennoch. Also frisch an's Werk, das Thema ist der Mühe werth.

Es ist kein kleines Ding um das kleine Ding, den Knopf. Er bedeutet das Höchste und das Geringste, er nimmt seinen Rang ein in der Welt des Ranges, und groß ist sein Einfluß auf die heiligsten socialen Verhältnisse der Menschheit. Jedermann weiß das, meist aus Erfahrung, aber selten denkt Einer daran. So wird es denn vergönnt sein, die Erinnerungen etwas aufzufrischen. Es giebt eine junge Wissenschaft, die Statistik, welche ohne Frage die angenehmste und brauchbarste unter allen ihren älteren Schwestern ist. Zu was man sie gebrauchen will, dazu leiht sie sich willig her; wer um sie wirbt, dem wirft sie sich willig an den Hals und schenkt ihm die Beweise händevoll, völlig einerlei, ob pro oder contra, zu beiden gleich verwerthbar. Diese moderne Wissenschaft hat die wunderbarsten Entdeckungen an's Licht und die seltsamsten Geschehnisse in dem Ameiswimmelhaufen der menschlichen Gesellschaft zur fruchtbaren Kenntniß gebracht. Unter Anderem, gleich Erhabenem, hat sie herausgerechnet, daß von Lustrum zu Lustrum der Ehen weniger werden, und weiter hat sie mit entsetzlichen Zahlenreihen festgestellt, daß in unserem Jahrhunderte des Fortschrittes die Männer sich weit später entschließen, einem liebebedürftigen Wesen des zärteren Geschlechtes die Hand zum schönen Bunde der Versorgung zu reichen, als in früheren Säcken des Stillstandes oder Rückganges. Der Grund dieser höchst bedenklichen Erscheinungen ist von den Gelehrten hin und her erwogen, zu erforschen gesucht, debattirt worden, sie haben aber das Rechte nicht gefunden; es ist ihnen der Knopf des Verständnisses nicht aufgegangen. Denn der Knopf — das eben ist das Rechte und der Grund.

Digitized by Google

Zwanzig Jahre zurück — es ist im herzerhebenden Faschingsmond. Der charmante Junggeselle blickt nach der Uhr: fürwahr, die höchste Zeit, sich zum Balle zu rüsten, auf dem er ja Sie — und Sie — auch Sie — und die Anderen treffen — ihnen sagen wird — doch das kommt später. Vorläufig gilt es der tadellosen Herstellung des äußeren Menschen. Alles steht parat in Glanz und Wichs, vor dem Spiegel die doppelte Kerzenzahl. Vergnüglich summend, den Genuß vorschlürfend, schreitet der edle Junggeselle zur Lade, darin die Putzerin den schneeigen Lein seiner intimsten Bekleidungsstücke abzulagern pflegt. »Beim Himmel, nur noch Eines,« murmelt er, »aber das genügt; morgen Früh kommt die Lavense ohnedies, denn wenn ich nicht irre, schulde ich ihr noch eine Kleinigkeit« — und es läuft wie ein leiser Schatten über sein Antlitz. Aber das ist nicht der Augenblick zum Härmen; die Stunde lacht und — treibt. Wohlgemuth hebt er nach der Väter Weise die Hände zum Himmel und vollbringt das räthselhafte Wunder, durch drei Oeffnungen hinauszufahren, um sich drinnen zu befinden. Schmuck und glatt schmiegt sich das Gewebe um seine Lenden, und gleich einer Schneefläche spannt sich der Stärkepanzer vor der Brust. »Alles in schönster Ordnung!« denkt der kühne Junggeselle und fingert oben am Kragen. »Aber« — und er wird plötzlich blaß vor Wuth — »Himmel (ein fürchterlicher Fluch gehört hierher), der Knopf fehlt! Kein Knopf!! O, es ist zum Haarausreißen, zum Verzweifeln!« Was nun anfangen? Zwar führte der echte Junggeselle vergangener Zeiten bescheidenes Nähzeug unter seinen unentbehrlichen Utensilien, allein dies war nur eingerichtet auf untergeordnete Knöpfe, ausschließlich mit schwarzem Zwirne und etwas kräftigen Nadeln — an feinere Weißzeugarbeit wagte er sich nicht. Hier war also keine Hilfe; Stecknadeln sind ein seltener Behelf in Garçonwohnungen und nebenbei unzuverlässig — die Dienstboten schlafen schon und die Philöse zu bitten — nein, das ging doch entschieden nicht an. Peinliche Situation! Er wird sich daraus lösen, ohne Zweifel, denn es ist ganz unglaublich, welchen Einfluß dermaleinst die Knopflosigkeit auf die Erfindungsgabe der männlichen Menschheit gehabt hat. Die schlauesten Combinationen wurden gewagt, die gewaltsamsten Surrogate herbeigezogen, vom Streichholz oder Zahnstocher an bis zum Sporn rädel, um als Remedium oder Ersatz zu dienen.

Also, der Junggeselle half sich, vielleicht nach langem, qualvollem Experimentiren, endlich doch; aber dann, sobald der Knoten der weißen Halsbinde kunstgerecht geschlungen war, brach es los in ihm und sprudelte über seine Lippen: »Jetzt ist's aus; satt hab' ich solche Wirthschaft. Knöpfe will ich an meinen Sachen haben und zusehen, wie feine, weiße Finger sie befestigen. Ich kenne solche Finger, ich werde sie fassen und halten. Gerade heute, auf dem Balle. Heute werde ich mich erklären. Das ist fest beschlossen!« Und damit ließ er seinen Gibus knallen und eilte davon. Am nächsten Morgen, nach mehreren Stunden wirren Traums von Unterkleidern, die nur aus Knöpfen bestanden, erwachte der Junggeselle als glücklicher Bräutigam einer glücklichen Braut. So ist in vergangener Zeit der — nicht vorhandene

Digitized by Google

— Knopf Brautwerber gewesen. Und in neunzig Fällen von Hunderten war er's sicherlich, fragt nur die alten Eheherren auf ihr Gewissen, sie werden es nicht zu leugnen wagen.

Nun ist das anders geworden. Die größte und folgenschwerste Erfindung der Neuzeit, die der Schaltknöpfe, welche man vollkommen unabhängig einschalten kann, wo für sie Paß eröffnet ist, und die eigentlich gar keine Knöpfe sind, sondern bloße Vorstecker, hat den alten ehrlichen Knopf von seinem hymenäischen Dreifuße gestoßen und sein ideales Wirkungsgebiet grausam zerstört. Er ist zum Sclaven geworden oder muß sich zum Flitterputz hergeben, zuweilen auf Partien, die weicherem Eindrucke geneigter sind, als dem seinigen, wohin er also nicht gehört. Aber je mehr und rascher seine Nachfolger ihn beseitigt haben, umsoweniger sieht der Junggeselle der Gegenwart die Nothwendigkeit ein, sich geschickter, schöner Hände zu versichern, welche es verstehen, ihm die kleinen Unebenheiten des häuslichen Daseins zu ebnen, und dafür Sorge tragen, daß zu rechter Zeit und an rechter Stelle ihm weder Kopf, noch Knopf mangle. Und weil die Nothwendigkeit ihn nicht mehr darauf verweist, sich eine freundliche Pflegerin seines äußeren Menschen zur Seite zu stellen, so gewöhnt er sich mehr und mehr daran, den Schritt zum Altare zu verschieben, bis ihm eines minder schönen Morgens gewisse Anzeichen sagen, auch der Kern der Hülle sei schadhaft genug, um des steten Nachsehens der losen Knöpfe zu bedürfen. Und dann nimmt er sich eine Pflegerin, will sagen eine Gattin. Das ist jetzt vielfach der Lauf der Welt, und das Räthsel, welches die Statistik den Gelehrten aufgegeben, löst sich so einfach, wie das der Sphinx durch den Knopf.

Freilich, wenn Jeder, dem es begegnete, sich dessen völlig bewußt gewesen wäre, daß der in seiner Häuslichkeit fehlende Knopf ihm die Rosenfesseln des Eros angelegt hätte, deren Dornen ihm bald so garstig die Aenkel wund rieben — und er hätte nach genauer Analysis des Vorganges mit seinen Erfahrungen nicht schamvoll hinter'm Berge gehalten — wahrlich die von der Statistik behaupteten traurigen Erscheinungen wären schon vor einem Jahrhundert aufgetreten, trotz alles Seins oder Nichtseins der Knöpfe. Denn, sonderbares Widerspiel der Natur, den Knopf betrachten die beiden Geschlechter von völlig verschiedenem Gesichtspunkte aus; der Mann liebt ihn und anerkennt seinen handlichen Nutzen; von diesem will die Frau nichts wissen oder hat keine rechte Vorstellung; sie haßt den Knopf als Nutzobject und acceptirt ihn nur als Zierat. Namentlich kann sie Herrenknöpfe, einerlei welcher Art, nicht leiden, vor allen demnach diejenigen ihres Herrn. Friedensstifter sind nicht immer Friedenserhalter, und wie vielmal schon die ehedem hochbelobten Brautwerber in den tiefsten Pfuhl des Hades verflucht worden sind, wissen die Götter. Auch dem guten Knopf ist es gewöhnlich so ergangen. Denn ach, selten sind sie eingetroffen die rosigen Verheißungen der Zukunft am verhängnißvollen knopflosen Abend vor dem Balle. In den Flitterwochen, in welchen, wie die Liebe, manches Andere

Digitized by Google

neu und fest zu sein pflegt, fehlt selten ein Knopf, und über den fehlenden wird scherzend zur Tagesordnung übergegangen. Aber es kommen die Tage, von welchen man sagt, daß sie minder gefallen, und die leichtfertigen Wäscherinnen behandeln Knöpfe notorisch mit achtloser Geringschätzung; besonders diejenigen an dem Leinen vergebener Männer; sie haben ja Frauen. Und so geschieht es, daß der Gatte bald meint, es sei kein großer Unterschied zwischen Junggesellenthum und Ehestand, natürlich in dieser Beziehung. Er versucht es mit sanfter Ueberredung, dann mit männlichem Ernst, zuletzt mit bitterer Ironie — und so wird aus dem geheimen Vermittler der offenbare Zerreißer des Bundes. Der Eris-Apfel des Knopfes, und zwar immer des nicht vorhandenen, ist zum Dynamit gar mancher Ehe geworden. Wenn dies aber der Fall, dann ist der größere Theil der Schuld stets auf Seiten des stärkeren Geschlechtes gewesen. Denn die Idiosynkrasie des schwächeren ist unüberwindlich, und so gehört es denn erfahrungsmäßig und leider zu den wenigen kleinen Unvollkommenheiten der Frau, daß sie keinen Knopf annähen und es auch niemals lernen kann. Nur Männer — das wissen Männer — vermögen das schwierige Problem mit eiserner Faust und für die blaue Ewigkeit zu lösen, solche, die das tiefe physikalische Gesetz ergründet haben, daß es nicht der Knopf ist, der da hält, sondern der Faden!

Damit wäre denn dem Knopf seine sociale Bedeutung hinlänglich gewahrt. Erschöpft freilich noch lange nicht. Was könnte nicht Alles noch über dieses oft mit Unrecht verachtete merkwürdige Ding gesagt werden! Die Emancipation der Frauen, das heißt auf gut Deutsch die Verwechslung der Geschlechter oder der Uebergang von der anziehenden Weiblichkeit zu biderbem Mannthum, fängt gewöhnlich mit dem Knopf an, der das letztere repräsentirt; aus dem Enthusiasmus aber, mit welchem die Schönen eine Idee aufnehmen und ausbilden, erklärt sich die wunderbare Knopfsucht der neueren Moden. Ein ganzes Capitel ließe sich schreiben von den zugeknöpften und den aufgeknöpften Menschen und eine Odyssee über den unvermeidlichen Appendix, die Ergänzung des Knopfes, durch die er erst seiner Bestimmung zugeführt wird — das Knopfloch und was darum und daran hängt.

Von historischen Knöpfen wäre zu berichten, Schwertknäufen, womit Friedens-Instrumente und Todesurtheile untersiegelt wurden, von dem Knopfe, der dem schwarzen Herzog das Leben rettete, und von Knöpfen, die der Rache der Gepeinigten als Musketenladung dienten; von der Brillantknopf-Garnitur der Königin Anna und dem Herzog von Buckingham, deren Geschichte Alexander Dumas Vater, der Blagueur katexochen, in den »Trois Mousquetaires« romantisch verarbeitet hat; endlich auch von der Fürstin, welche die liebenswürdige Gewohnheit hatte, Männer, mit denen sie sich unterhielt, an den Knöpfen zu packen und diese, einen nach dem anderen, abzudrehen bis in die aschgraue Möglichkeit. Aber der Knopf selber hat seine verbriefte Geschichte, welche Gelegenheit bieten würde zur Herausgabe eines jener reich illustrirten Werke, welche jederzeit ein tiefgefühltes Bedürfniß befriedigen. Es müßte beginnen mit den knopfförmigen Spinnwirteln der

Digitized by Google

ehrsamen Pfahlbauer, sich ein weiteres verbreiten über die Fibuln der Bronzezeit, einen raschen Blick werfen auf den Gürtel und seine Bedeutung, und so gradatim hinabsteigen bis zu den Häfteln der friedlichen Mennoniten, bei welchen der Gebrauch der Knöpfe bekanntlich als lasterhaft verboten, die totale Abstinenz von denselben eine religiöse Satzung ist. Wie wunderbar aus dem wahrheitsprudelnden Munde der Culturgeschichte — als Frau Base eine nahe Verwandte der Geschichte — daß das dunkle 13. Jahrhundert noch nicht einmal das Glück gehabt, einen Knopf zu besitzen; erst das 14. brachte die rettende That seiner Erfindung.

Um die Ehre dieser streiten sich, wie dereinst im Alterthum, die sieben Städte um die Aufnahme des mittlerweile verstorbenen Homeros in ihr Bürgerspital, zwei ganze Länder, Germanien und Scandinavien. Ersteres vindicirt die unsterbliche Ehre dem Nürnberger Metallkünstler Ebener, der auch das Mischmetall Messing entdeckte und es zunächst zu Knöpfen verwendete, was später nur Falschmünzer thaten; letzteres aber stellt als Gegencandidaten den Dänen Christian Knobbe auf, der zugleich Pathe und Adoptiv-Vater des Wunderkindes gewesen sei, dem er seinen Namen hinterlassen habe. Leider aber ist Chnoph oder Chnopf schon ein gutes althochdeutsches Wort gewesen, ehe man daran dachte, welche Bestimmung das damit benannte Ding einstmal erfüllen oder zu welchen hohen Ehren es noch gelangen würde.

Man wird lange nachdenken müssen, ehe man einen anderen Gegenstand auffindet, der aus so mancherlei heterogenen Stoffen dargestellt wird. Alle drei Naturreiche müssen das Material dazu liefern: Brillanten und Blei, Hirschzähne und Büffelhorn, Bernstein und Holz — mit hundert Zwischengliedern primärer oder secundärer Genitur. Und ebenso verhält es sich mit der Form, wenn sie gleich unbestritten regiert wird von dem tiefsinnigen Zeichen des Kosmos oder der Unendlichkeit.

Nicht minder variirt die Größe oder der Durchmesser — aber nur die Chinesen, dieses grausam unterschätzte Volk der Erbweisheit, haben es sinnig verstanden, die Dimensionen des Knopfes mit dem Würdegrade seines Trägers in innige Berührung zu bringen. In ihrem Lande der Sonne erkennt der Sohn des Staubes schon von ferne den Mandarin, so daß er sich vorzubereiten vermag zur vorgeschriebenen Huldigung; dort ist das Verdienst des Mannes am Knopf ersichtlich, während in den weniger civilisirten Staaten des Westens gerade am Gegentheile, am Knopfloch erkannt wird, wer viel verdient hat. Bei den Soldaten bedeuten gewisse geheimnißvolle, dem Laien verhüllte Kopf-Constellationen gewisse Rangstufen auf der Marschallsleiter; bei ihnen gilt überhaupt der Knopf viel, fast so viel, als bei den Chinesen, wie denn in grauer Vorzeit die Gamaschenknöpferei unter dem rauhen Kriegsvolk als Sport und besondere Kunst in gar hoher Gunst stand. Diesem soll überhaupt die rasche Verbreitung des geknöpften Wesens vorzugsweise zu verdanken sein; der Soldat hat nicht so lange Zeit zum Nesteln wie der Spiegelschwab; bei ihm heißt es: Eins, zwei drei — und

Digitized by Google

ebenso rasch sind die Knöpfe auf oder zu. Daher ist es auch durchaus einleuchtend, daß die Glieder des Heeres die eigentlichen Apostel der Knopf-Industrie gewesen sind, wie geschrieben steht.

Mit jedem Federzuge wächst der Stoff, schwillt in's Unermeßliche. Jetzt wäre die Stelle gegeben, von der industriellen Bedeutung des Knopfes zu reden und dazu die gefällige Statistik zu Hilfe zu rufen; zu erzählen, daß Oesterreich jährlich für vier Millionen Knöpfe in die knopflosen Reiche exportirt und allein in Wien über 220 Etablissements mit der Fabrikation dieses glänzenden — öfters auch matten — Artikels beschäftigt sind, die aber alle zusammen nicht so viel erzeugen wie die größte Knopffabrik der Welt zu Easthampton in Nordamerika, dem Samuel Williston gehörig, welcher darum nicht schlechter angesehen werden wird, weil er einer der wenigen wirklich reichen Männer der Welt ist, kein ordinärer Millionär. Wie in der Industrie nimmt der Knopf auch eine gebietende Stellung im Welthandel ein, besonders hoch steht er im Preise bei den Inner-Afrikanern, die für ein recht glänzendes Exemplar mit Vergnügen drei Weiber geben. Selbst in der genußreichsten aller Künste, in der Kochkunst, hat er eine, wenn auch bescheidene Position gewonnen, obgleich der amüsant geschwätzige Grand dictionnaire de cuisine unseres seligen fröhlichen Gastgebers das königlich württembergische Nationalgericht »Knöpfle und Spätzle« nicht erwähnt.

Endlose Perspectiven von Knopfbaum-Alleen (Crescentia cujete Lin.) dehnen sich noch nach allen Richtungen hin aus. Aber die holde Leserin ist müde und ich — bin es auch. Beendigen wir den Spaziergang in das Reich der Knöpfe und wenden wir, gestützt auf den des Wanderstabes, Blicke und Schritte heimwärts. Die Sonne ist schon zur Rüste gegangen, wenn sie überhaupt sichtbar gewesen; hoch oben, den Wolken nahe, flimmert es wie gleißendes Gold. Es ist der Nagel am riesigen Zeigefinger, den die volkreiche Stadt gen Himmel reckt, der Knauf ihres riesigen Spitzenwerkes von Thurm. Ganz richtig. Gold ist das Höchste, es überschimmert Alles. Und weil Gold und Geld, Geld und Knöpfe synonyme Begriffe sind, so ist auch der Knopf das Höchste, selbst wenn er nicht der Knauf wäre. (Das »Knöpfe haben« schreibt sich von den Bauern her mit den Zwanzigern an Jacken und Westen.) Aber es ist leider auch das Geringste. Wenn man einen Menschen oder einen Gegenstand recht herabsetzen oder doch wenig gelten lassen will, so sagt man: er ist keinen Knopf werth. — Möchten die huldreichen Leserinnen und geistreichen Leser milder urtheilen über diesen Faschings-Essay; möchten sie wenigstens auf die Frage nach seinem Werthe großmüthig antworten: »Was soll er werth sein? Einen Knopf.«

Digitized by Google

Die deutsche Küche.

Der bekannte Satz: »Der Mensch ist, was er ißt!« welcher gewöhnlich Moleschott zugeschrieben wird, rührt nicht von diesem her, sondern von Ludwig Feuerbach, der ihn zuerst in einer Anzeige von Moleschott's »Lehre der Nahrungsmittel für das Volk« 1850 aufgestellt und ihn dann später in dem Essay: »Das Geheimniß des Opfers« weiter ausgeführt hat. Er ist nicht neu, wie dort des Näheren ausgeführt wird; hat es ja auch schon Voltaire ausgesprochen: »Ce que nous mangeons, fait l'esprit.« Und so sehr die Spiritualisten dagegen geeifert haben und noch fürder eifern werden, die innere Wahrheit bleibt ihm. Aber er darf nur cum grano salis aufgefaßt, nicht fälschlich commentirt werden. Wer den Satz nackt, wie er dasteht, auslegen wollte, seine tiefe physiologische und philosophische Bedeutung nicht erkennt, der wird sich freilich dagegen sträuben, als gegen einen »die Ehre der deutschen Philosophie und Cultur verletzenden Mißklang«.

Es ist bekanntlich schon mehrfach der Versuch gemacht worden, den Einfluß der Bodenbildung auf die Entwicklung des Charakters und der Eigenthümlichkeiten der Nationen nachzuweisen; mit eben so vieler, wenn nicht größerer Berechtigung läßt sich derjenige der Nahrung auf den Menschen, die »kochende Creatur«, wie Ben Johnson ihn betitelt, darthun. Die Küche der Völker wäre in diesem Betracht einer tieferen Untersuchung werth, als man ihr bisher gewidmet hat. Von jeher haben sich im Volksmunde Bezeichnungen gebildet, welche Essen und Trinken zu einem Unterscheidungs-Merkmale der einzelnen Stämme wählten; von den alten Hippomolgen, Galakto-, Loto-, Anthropo- und anderen Phagen bis zu den heutigen populären Spitznamen John Bull, Jack Pudding, Lord Beefsteak, Jean Potage, Michel Sauerkraut, Corn-Crackers, Eselsfresser, Spätzleschwaben, Knödelbayern und anderen ließe sich eine lange Reihe von solchen aufstellen. Die in den letzteren auftretende Aeußerung von Volkswitz zieht sich immer engere Grenzen, indem sie sich herab bis auf die einzelnen Städte und Orte und sogar auf Dinge erstreckt, welche man durch den Namen eines Genußmittels charakterisiren oder lächerlich machen will. Diese Hohn- und Scherzbenennungen finden sich in jedem Lande, besonders häufig in Frankreich, zum Beispiel: Les mangeurs de raves (die Rübenfresser, Auvergne), de pain d'epices (Pfefferkuchenfresser, Rheims), de soupe chaude (Heißsuppenfresser, Rozay-en-Brie), Alençon, ventre de son (Bauch voll Kleie), Angevin sac à vin (Weinschlauch) ꝛc., ferner Salade de Gascogne (ein Strick), Jambons de Noyon (Bohnen), Venaison de Poissy (Ochsen) und viele andere mehr. Es ist in ihnen eine Lieblingsspeise, eine besondere Neigung der Bewohner aufgefaßt oder mit gutmüthigem Humor verspottet.

Es ist daher auch nicht allzu gewagt, wenn man den Charakter, das Wesen ganzer Völker aus ihrer Lebensweise, also ihrer Küche, zu abstrahiren

Digitized by Google

versucht. Im Engländer und seiner täglichen Nahrung tritt uns ernste Solidität entgegen; da ist Alles traditionell, compact, ohne Verkünstlung, vom festesten Stoff, schwer verdaulich, aber nachhaltig. Frankreich repräsentirt den raffinirten Geschmack, den auf die Spitze getriebenen Luxus, die geistreiche Combination der Gegensätze, den prickelnden Reiz der Sinne. Russisches Leben tritt etwas schwerfällig, aber gehaltreich und kräftig entgegen, in manchen Richtungen mit einer staunenswerthen Mannigfaltigkeit. In der Türkei wird süße, stark gewürzte Weichlichkeit geboten, in Italien das Glatte, Geschmeidige mit dem Pikanten, Spanien bietet barocke Gegensätze von Einfachheit und Mischmasch, von mild und herb. So könnte der Nahrungscharakter eines jeden Landes und Volkes nicht unschwer zergliedert werden; nur bei den Deutschen hält dies ungemein schwer. Es ist bekanntlich die deutsche Nationalität keine reine, sie zerspaltet sich nachweisbar in verschiedene Stämme, viel fremdes Blut ist ihr zugemischt worden. Vielleicht mag dies schuld daran sein, daß sie sich von jeher auch dem Einfluß des Fremden mehr zugeneigt hat, als jede andere. Dies spricht sich in der deutschen Küche der Gegenwart entschieden aus. Sie ist, wie die Mode, den Franzosen tributpflichtig geworden, hat aber auch von derjenigen anderer Völker mehr entlehnt, in sich aufgenommen, als irgend eine der Welt. Leider geht es ihr, wie den meisten Uebertragungen; der Geist des Originals geht verloren, und es bleibt nur die verschwommene, schmacklose Nachahmung der Formen. Bei anderen Völkern wird man dies nicht finden.

Die deutsche Küche im Allgemeinen ist charakterlos geworden. Wie sie sich in den Gasthöfen und Wirthshäusern giebt, das hat jüngst ein belgischer Correspondent des »Echo du Parlement« der Mitwelt schaudernd erzählt. Wir heben aus seiner drastischen Schilderung die nachfolgende Stelle heraus: »Wenn man in irgend einer deutschen oder österreichischen Stadt um fünf Uhr Nachmittags nicht dinirt hat, so gebe man den Gedanken daran resignirt auf. Dies gilt natürlich nur für die Hotels und Restaurationen; denn daheim bei sich macht es Jeder, wie er will. In jenen entgegnet der sich gerade frisirende Oberkellner dem Gaste, der so unvernünftig ist, erst um fünf Uhr speisen zu wollen: »Es ist nichts mehr da!« — Aber man hat Hunger und verlangt irgend etwas Kaltes; nach einer Stunde verzweifelten Harrens erscheint ein Teller mit faserigem Schinken oder vertrocknetem Emmenthaler. Nur in den Restaurationen ersten Ranges zu Berlin und Dresden erhält man vielleicht um diese Zeit noch eine Portion »Kalbsbraten mit Pflaumen«, in ersterer Stadt wohl auch mit sauren Gurken, denn dort heißt es bekanntlich: Gurken ist auch Compot! Während der obligaten Wartezeit hat der Gast Gelegenheit genug gehabt, den magnifiquen Speisezettel zu studiren; es sind darauf hundert wundervolle Gerichte verzeichnet, bei deren Namen dem Hungrigen das Wasser im Munde zusammenläuft. Da Mock-Turtle-Suppe, dort Fische, hier Gänseleber-Pastete, dann Gemüse, Braten, Eierspeisen — »Kellner« — »Nicht mehr da!« klingt es melancholisch zurück. »Aber junges Huhn?« — »Ist alle!« — »Dann Hasen-

Digitized by Google

braten?« — »Gestern war er sehr schön!« — »Was zum T..... ist aber denn noch da?« — »Schinken, Emmenthaler, Butter.« Das ist die stereotype Antwort. Sie erinnert an diejenige des landstädtischen Kellners, von welchem die Residenzdame »Limonade« verlangt. »Limonade haben wir nicht, aber delicate Lebertwurst!«

So dinirt man also nach fünf Uhr Nachmittags in deutschen Großstädten. Sieht man sich aber vor und tritt schon um ein oder zwei Uhr in eine Restauration — und es ist nur von solchen ersten Ranges die Rede — so trifft man hier häufig eine sehr gewählte Gesellschaft, Damen, Officiere, Beamte, sogar Geheimräthe; dies hindert aber durchaus nicht, daß Viele darunter, ohne sich zu geniren, sofort einen Taschenkamm hervorziehen und vor dem Spiegel sorgsam Toilette machen, ehe sie sich niederlassen; wahrscheinlich wollen sie dadurch den anderen Gästen Appetit machen. Hat man diese Introduction gehörig verdaut, so greift man zum »Menü«. (»Speisekarte« bezeichnet schon den zweiten Grad, »Zettel« den untersten.) Allein wehe Dem, der den hochtrabenden Aufzeichnungen traut! Man bestellt eine »Frühlingssuppe« (Potage printanier), aber nur das einemal in seinem Leben; das erstemal lächelt, das zweitemal schaudert man. Versucht man es mit einer Suppe à l'Espagnole, so kommt man noch übler an. Also ein hors d'oeuvre: Wiener Schnitzel. »Kecksecksa?« sagt Gavroche. Man erhält ein schuhsohlenartiges Stück Kalbfleich, mit geriebener Semmel bestreut, in Schmalz gebraten, vielleicht mit einer einsamen, gerollten Sardelle verziert; daneben welkt links ein grünes Salatblatt, rechts eine vertrocknete Zuckerschote, im Norden eine verkümmerte Krebsscheere, im Süden der achte Theil einer Citrone; Alles zusammen schwimmt in einer lehmfarbigen Brühe, Sauce genannt. Der zweite Gang erscheint: Fische und Gemüse, zum Beispiel Hecht mit Spinat. Man bewältigt sein Erstaunen und kostet — aber der Fisch ist süß, er ist mit Zucker bereitet, der Spinat ist süß, der Spargel, der Kohl, ja selbst die Sauce ist mit Zucker versetzt. Nicht die Saucen — es giebt in Deutschland nur Eine Sauce für alle Gerichte. Auch der dritte und vierte Gang bringen Zucker, selbst im Salat!«

Wir wollen nicht verkennen, daß diese Jeremiade etwas outrirt, im Grunde aber ist sie nur zu sehr gerechtfertigt. Lange bevor der deutsch-französische Krieg das Volk zur Einheit gebracht hat, war es schon zu derselben gelangt in — der Sauce! Die deutsche Einheitssauce ist eine der fürchterlichsten Martern für den Reisenden. Schreiber dieser Zeilen denkt mit Entsetzen an sie. Vor längerer Zeit wohnte er in einem höchst respectablen Gasthause in wundervoller Umgebung zwischen Frankfurt und Heidelberg. Aber die Einheitssauce vergällte ihm das Dasein; sie war dieselbe zu Rindfleisch und zu Kapaun, zu Fisch und zu Rehbraten, zu Beefsteaks und zu Ragouts. Eine gütige Freundin hatte es erforscht, daß alle Sonntage ein ungeheurer Topf davon angefertigt und die Woche hindurch consumirt wurde mit gerecht gleichmäßiger Vertheilung über Alles. Das jagte ihn denn auch endlich davon. Leider aber ist es fast überall so in ganz Deutschland,

Digitized by Google

versteht sich nur in den Wirthshausküchen. Diejenigen des Volkes oder vielmehr des Bürgerstandes haben sich dagegen immer noch einige Eigenthümlichkeiten bewahrt, deren Studium wohl der Mühe werth ist.

Wenn man Deutschland in drei Zonen oder Regionen der Küche abgrenzt, so lehnt sich der Norden vorzugsweise an England, die Mitte an Frankreich, der Süden an Italien, ein klein wenig auch an den Orient. Statuirt man nur zwei Hälften, so ist deren Mainlinie ganz unbestritten die Butter; wo diese gesalzen in Verbrauch kommt, da ist Norddeutschland, wo ungesalzen da Süddeutschland. In jenem wird sie in weit größerem Maßstabe erzeugt und verbraucht, als in diesem. Das Butterbrot — die Butterstolle oder Schrippe in Berlin, das Bemmchen in Sachsen — bildet ein tägliches und wohl das am meisten verbreitete Nahrungsmittel. Man ißt Butter selbst zu fetten Speisen, wie Schinken und Wurst; jeder Dienstbote verlangt seine »geschmierte Semmel« zum Kaffee. An dem Verlangen von Butter zum Käse erkennt der Wirth im Süden sofort den Gast aus Norden; »Syd er öppe e Dütscher?« fragt die Berner Wirthin, wenn sie ein »chlys Anke« auftragen soll. Ein großer Suppenfreund ist der Norddeutsche nicht, gleich dem Briten; wie dieser hält er auf furchtbare Zusammensetzungen, deren Krone die berühmte Hamburger »Aalsuppe« ist, zu welcher ein wahrer Reibeisenmagen gehört. Das Fleisch zieht er gebraten oder geräuchert vor; er liebt es mit Fett durchwachsen, letzteres nur an dem Schinken schön abgetrennt. Seit die Zucht der englischen Schweine überhand genommen, hat der westfälische Schinken seinen alten Ruhm eingebüßt. Hammelfleisch wird ebensoviel verzehrt, wie das von Rindern und Schweinen, die Mecklenburger Saddles of mutton können sich mit den englischen messen. Kalbfleisch steht im Norden weniger in Ehren und wird nur von Thieren genommen, welche hinreichend erstarkt sind.

Eine Specialität von Holstein, Hannover und Braunschweig sind die mit Milch und Eiern bis zu 250 Pfund Gewicht gemästeten Kälber; es giebt kein zarteres, weißeres Fleisch. In Wien halten die Herren Fleischhacker Denjenigen für einen Aufschneider, der ihnen erzählt, daß eine Kalbskeule von achtzehn Pfund in Sachsen etwas ganz Gewöhnliches ist; jene gemästeten Thiere liefern sie bis zu dreißig Pfund und darüber. Unter dem Geflügel steht die Gans in der Reihe der Volksnahrungsmittel obenan; Pommern producirt sie in unübertrefflicher Schwere und Fettigkeit, sie ersetzt dort das Schwein; ihr Fleisch wird eingepöckelt, geräuchert, zu Wurst verarbeitet, mit ihrem Fette wird geschmälzt. Sie ist übrigens ein kosmopolitischer Vogel; die Wetterauer Schwanengänse, diejenigen der Marchniederung, die Gänse von Toulouse sind gleichfalls der Hochschätzung würdig. Anderes Geflügel wird in weit geringerem Maße consumirt; auch für den Mittelstand gilt das norddeutsche Sprichwort: »Wenn der Bauer ein Huhn ißt, dann ist entweder das Huhn krank oder der Bauer.«

Eine Eigenthümlichkeit des Nordens ist das »Sauer«; Fleisch, vorzüglich von Gänsen und Schweinen, in einer sauren Gallerte aufbewahrt.

Digitized by Google

Ueberhaupt ist dort das Scharfe, Saure, Gesalzene bevorzugt. Daher bildet der »ewig wünschenswerthe« Häring einen anderen Hauptbestandtheil der allgemeinen Nahrung; er ist billig, ersetzt zweckmäßig das Fleisch, verleitet aber leider zum Trinken; glücklicherweise ist ihm auch die Macht verliehen, dessen Folgen zu paralysiren. Er kommt in zahlreichen Gestalten und Zubereitungen auf den Küstenmarkt, von welchen sich die Binnenvölker nichts träumen lassen. Der Fischreichthum der Nordsee, auch der Ostsee, ergießt sich weit in's Land hinein; Städte wie Dresden, Leipzig, Magdeburg u. s. w. haben ihre Seefischmärkte so gut wie Stettin und Hamburg. Die geräucherten Fischwaaren in ihrer großen Mannigfaltigkeit dringen dagegen in ansehnlicheren Quantitäten kaum bis zur Mainlinie; nur der Stockfisch überschreitet sie, er bildet den Trost der Länder des Fastens. Von Pflanzenkost consumirt der Norden mit Vorliebe die Hülsenfrüchte, deren einige ihm besonders angehören, wie die preußische graue Erbse, daneben Kartoffeln, Sandrüben und Buchweizen. Der letztere liefert dem Nordwesten und Hochnorden die Tagesspeise, die Haidegrütze. Sie wird in sehr verschiedener Form auf den Tisch gebracht; unter »blauer Grütze« versteht man die gewöhnlichste Zubereitung mit Milch; »rothe Grütze«, mit Fruchtsäften, ist die Lieblingsspeise der Schleswiger und der Dänen. Letzteren singen daher die Holsteiner ein Spottlied, das ihnen die unbesiegbare Neigung zu dieser Speise und zu Holzschuhen lustig vorwirft. Eigenthümlich ist, daß man unter »Grützkopf« einen albernen Menschen versteht, dann aber doch wieder von einem gescheiten sagt: »Er hat Grütze im Kopfe!« Das »Mus« des Nordens ist identisch mit dem »Brei« der Mitte und der »Plente« (Polenta) des Südens. Manchmal wird aber nur Obstmus unter der Bezeichnung verstanden, welches im Nordwesten den Namen »Kraut« (Apfelkraut ꝛc.), im Mittellande »Latwerge«, in slavischen Gegenden »Powidl« führt.

Die Käse des Nordens sind — Niederrhein, Holland und die Elbeherzogthümer ausgenommen — durchwegs sogenannte Handkäse, aus saurer Milch bereitet, mit den Händen geformt; die gesuchtesten liefern der Harz, das Erzgebiege und die Gegend von Frankfurt am Main. In den Mehlspeisen ist man weit zurück; was man darunter versteht, sind rohe compacte Gerichte, wie Kartoffelklöße, Wasserpatzen (in Wasser gekochte, dann abgeschmalzene Mehlknödel), Nudeln u. dergl. Der englische Plumpudding kommt nur auf die Tafeln der Begüterten. Seltsame Zusammensetzungen sind: Speck mit Aepfeln (Speck en appetjes, eine Nationalspeise der Holländer, von diesen nach Nordamerika importirt als Speck and applejees), Kartoffeln mit Aepfeln, Zwetschkensuppe und ähnliche gräuliche Mischungen.

Der Roggen liefert die Brotfrucht. Auf dem Lande wird das ungebeutelte Schwarzmehl zu großen, sauren Broten verbacken, welche manchmal auf ein halbes Jahr im voraus angefertigt und im Heu aufbewahrt werden. Der westfälische Pumpernickel (von den Franzosen getauft: bon pour Nickel!) ist die höchste Potenz dieses den Magen steinern belastenden Gebäcks. Das nordische Weißbrot ist grau und schlecht, gewöhnlich mit so

Digitized by Google

harter Kruste gebacken, daß diese an feineren Tafeln abgeraspelt wird. Die Formen der Brote könnten recht gut zur Classification der Bevölkerungen benützt werden; bekanntlich gestalten sie sich allenthalben anders. Auf dem Lande ist das nordische Brot scheibenförmig rund, in den Städten elliptisch gewölbt, das Weißbrot erhält die französische Stangenform, welche auch in Mitteldeutschland einheimisch geworden ist, während der Süden an dem kleineren flachrunden Hausbrot festhält. Eigenthümlich sind den einzelnen Gebieten besondere Festtagsbackwerke, so im Norden zu Weihnacht das Marzipan, ferner Fastnachtkräppel, Neujahrbretzeln, Ostersladen, Reformations-Brötchen u. s. w. Der Lebkuchen (Honigkuchen) ist über die ganze Welt verbreitet, in Deutschland rühmen sich von Thorn bis Basel zahlreiche Productionsorte des besten. Den Kaffee versteht man im Norden weder zu bereiten, noch zu trinken, wohl aber den Thee, der indessen noch keineswegs Volksgetränk geworden ist, wie in England und Rußland.

Wenden wir uns nunmehr zu der mitteldeutschen Küche, so tritt uns deren Verflachung gar betrübend entgegen. In ihr sind die Wassersuppen heimisch, betrügerische Täuschungen der Organe des Geschmackes und der Verdauung; neben sie stellt sich die Kaltschale (aus Milch, Bier ꝛc.), für welche die Sachsen schwärmen, bei denen bekanntlich der Gaumen anders gebildet ist, als bei den übrigen civilisirten Stämmen. Das Fleisch wird hier vorzugsweise gekocht, Fett und Muskeln liebt man getrennt, einfach gesottenes Kalb-, Schöpsen- und Schweinefleisch kommt auf alle Bürgertische. Auch dem Innern wird liebevolle Verwendung; Gekröse, Kaldaunen, Kuttelfleck, Bröschen und Euter sind beliebte Gerichte. Eine Hauptrolle spielt das braune oder weiße Ragout aus den Fleischresten des vorherigen Tages. Hier ist die eigentliche Heimat der Wurst, jener geheimnißvollen Speise, von der Jean Paul gesagt hat, nur Gott könne sie speisen, denn der allein wisse, was darinnen sei. Zwar rühmt Fritz Reuter mit glühendem Patriotismus die Mecklenburger Mettwurst, aber sie kann sich mit den Erzeugnissen von Gotha und Frankfurt nicht messen; im Nordwesten leisten indessen Braunschweig und Göttingen nicht minder Vorzügliches. Unerreicht ist die Frankfurter Brat- und Blutwurst, der Darmstädter Schwartenmagen, das Röstwürstlein mit Majoran in Nürnberg ꝛc. Daß man den Cervelat-Fabrikanten einzelner Gegenden, zum Beispiel von Schotten in Oberhessen, nachsagt, sie hacken Pferde- und Eselsfleisch ein, ist eine Nachrede, welche sie mit den südlichen Salamifertigern theilen. Nirgends giebt es eine solche Wurstmannigfaltigkeit, als in den fränkisch-schattischen Ländern.

Das Gemüse ist das Chef d'oeuvre der mitteldeutschen Küche, es wird ziemlich in französischer Weise zubereitet, ist aber an und für sich vielfach besser als in Paris; die Gartenstädte Erfurt, Bamberg, Frankfurt, Ulm liefern das Material in vorzüglichster Qualität. Hier ist auch der Ursprung des »deutschen Essens«, des Sauerkrautes, zu suchen, das längs des Rheins und Mains am vorzüglichsten zubereitet wird, nirgends besser als in der Rothschild'schen Küche am Eingang der Frankfurter Judengasse.

Digitized by Google

Sachsen und Thüringen darf man freilich in dieser Beziehung nicht zu Mitteldeutschland rechnen, beide führen die schlechteste Küche im ganzen weiten Reiche. Die große Genügsamkeit der Bevölkerung ist zum Theile daran schuld; bei dem berühmten »Blümchenkaffee«, Bemmen und Kartoffeln glaubt die nicht begüterte Classe sehr gut zu leben. Wer Gelegenheit gehabt hat, die sächsische Bürgerküche kennen zu lernen, mit ihrem Zwiebelgemüse, Häring mit Heidelbeeren, Nierenbraten mit Pflaumen u. s. w., der kreuzigt sich noch in der Erinnerung.

Eine Rolle in der Volksnahrung spielt das Dörrobst; Hutzeln und Schnitzen (»gebackene« Birnen und Aepfel) mit Dörrfleisch bilden die Sonntagskost des Bauers. Das Brot wird hauptsächlich aus Roggen, oft mit Gerstenmehlzusatz, dargestellt; es ist lockerer, rosiger und weißer als das nordische. In den Formen des Feingebäcks dominirt die Bretzel; sie kommt sogar als »Wurstbretzel« mit eingebackener Bratwurst vor. Sonst ist das Weißbrot nicht besonders, von dem ordinären Zweiring oder Wasserweck und der sächsischen »Strumpfsohle« an bis zu den Franzbroten, Blechwecken, Milchbrötchen, »Forstmeistern«, »Bubenschenkeln« u. s. w.

Die sächsischen Länder sind diejenigen des Kuchens, der in allen möglichen Gestalten auftritt, sogar als »Prophetenkuchen«; kein Festtag, keine Feierlichkeit ohne die unumgängliche Kuchenverzierung. Als Weihnachtsgebäck treten auf die Stolle in Sachsen, Brenten in Frankfurt, Anisgebackenes in Darmstadt, Pfefferkuchen in Nürnberg, Offenbach ꝛc.

Von der süddeutschen Küche ist theilweise Erfreuliches zu berichten, namentlich sind ihre Suppen zu loben, als deren Vaterland man Schwaben zu betrachten geneigt ist. Nicht minder zu rühmen ist das Rindfleisch; die ungarisch-podolischen, die schweizerischen und bayerischen Ochsen versorgen schon längst den Hochmarkt des Auslandes. Das Anerkennenswertheste ist, daß man es zu kochen versteht, was eine leichte Sache zu sein scheint, aber anderwärts noch gar wenig verstanden wird. Fett am Fleische liebt man wenig, es wird häufig vor der Zubereitung abgeschält. Hammelfleisch wird in geringem Maße verzehrt, Schweinefleisch zwar mehr, doch beiweitem nicht so viel wie im Norden; dagegen steht Kalbfleisch obenan. Leider liebt man aber am meisten das völlig unreife, so auch das von Lämmern, vielleicht gerade aus dem Grunde, weil es minder nahrhaft ist und man das Speisen nicht als eine Nothwendigkeit, sondern als ein Vergnügen zu betrachten geneigt ist.

Wird im Norden das Braten, in der Mitte das Sieden, so wird in den südlichen Ländern das Backen und Panieren bevorzugt. Kalb-, Lämmerfleisch, Geflügel werden in dieser Weise kunstfertigst behandelt. Das Geflügel tritt hier unter den Fleischspeisen in den Vordergrund. Dagegen wird die Zuspeise, das Gemüse, minder gewürdigt, seine Zubereitung ist im Allgemeinen schlecht, nur wenige Arten kommen auf den bürgerlichen Tisch. Die Kartoffel ist beiweitem nicht so Tagesgericht, wie in nördlichen Gegenden. Je tiefer im Süden, je mehr tritt statt ihrer der Kukurutz (Mais) auf.

Digitized by Google

Daneben eine stärkere Würze, der spanische Pfeffer oder Paprika, dessen Mehrgebrauch schon in die orientalische Küche hinüberdeutet.

Statt mit Butter wird vielfach mit Schweinefett und mit Oel geschmalzen, letzteres ist durchwegs Olivenöl, während nördlich das Mohnöl gebräuchlicher ist. Der Süden ist das eigentliche Reich der Mehlspeisen, nirgends werden sie besser und mannigfaltiger bereitet; ihre Benennungen in einem echten Wiener Kochbuch sind der Hausfrau des Nordens fast lauter böhmische Dörfer. Die großen Süßmilch-Käse herrschen vor, doch werden auch die »Quargel« nicht verschmäht. Das Weißgebäck ist hier das trefflichste der Welt, neben der schimmernden Weiße einer Wiener Semmel kann keine andere derartige Waare aufkommen. Das macht aber vorzugsweise die vervollkommnete Mehlerzeugung, die nicht ihresgleichen hat. Eine Sonderbarkeit ist der beliebte Zusatz von Anis zum Brote. Die Formen der Weißbäckerei sind mannigfaltiger als irgendwo, wer kann alle die Namen, wie Paunzerl, Kipfel, Hörnlein, Züpfen, Kringel u. s. w. behalten? Als Weihnachtsgebäck bildet das Kletzenbrot (Birnbrot) eine wohlschmeckende Specialität. Je näher dem Orient, um so besser der Kaffee; es giebt keine Stadt in Deutschland, wo man ihn so trefflich zuzubereiten versteht, wie in Wien. Die Getränke sind kosmopolitisch. Es ist ein entschiedener Irrthum, daß der Norden mehr Branntwein als der Süden consumire. Das Alles nivellirende Bier hat die Welt erobert, auch in seiner Darstellung gebührt Oesterreich der Preis. Von Weinsorten zieht der Norden den Franzwein vor, Mittel-Deutschland die Weine vom Rhein, Main und Neckar, der Süden befindet sich wohl im Reichthum seiner einheimischen Gewächse.

In diesem angedeuteten Sinne ließe sich mit breiterer Ausführung gar Manches aufzählen zur Begründung der Wechselwirkung, die der Feuerbach'sche Satz statuirt; doch wollen wir nur noch, durchaus nach eigener Erfahrung, angeben, aus welchen Städten Europas wir die einzelnen Schüsseln des besten Menü aufzutreiben wünschten: die Suppe (Borscht, Tschtschi, Badwinia) aus St. Petersburg; Fische (jungen Stör, Sterlet) aus Odessa (ferner aus Triest [Branzin], Riva [Carpione], Bremen [Steinbutte] u. s. w.); Austern und Hummern aus London; Rindfleisch aus Wien; Zuspeise aus Frankfurt am Main; Hors d'oeuvres, Braten, Salat und Solo-Gemüse aus Paris; Mehlspeise aus Wien; Käse aus Mailand (auch aus Straßburg, Paris und Edinburgh); Gefrorenes aus Neapel (oder aus Wien); Dessert aus Berlin. Einen Schwarzen nach Tisch würden wir bestellen aus Constantinopel, später den Thee aus Moskau oder etwa Chocolade aus Madrid. Ein derartig componirtes Mahl würde, unserer bescheidenen Ansicht nach, das vollkommenste sein, welches erdacht werden könnte. Das ist aber nicht mehr »deutsche Küche«.

Digitized by Google

Das Diner des Vicomte von Vieil-Castel.

Essen ist eine Kunst, welche gelernt sein will! Die Weisheit dieses Ausspruches eines großen Mannes lernt man leider viel zu spät würdigen, denn

„Die Jugend verschlingt nur, dann sauset sie fort,
Ich liebe zu tafeln am lustigen Ort,
Ich kost' und ich schmecke beim Essen!"

sagt Goethe in seinen späteren Jahren, und der alte Herr hat sich gar wohl darauf verstanden. Erst in einer gewissen Reife des Lebens gewinnt man den Tafelfreuden den richtigen Geschmack ab, junge Gourmands sind Seltenheiten, und sagen wir es dreist, abstoßend, während die säuberliche Feinschmeckerei bejahrter Leute günstige Augen findet. Die Ausbildung der Gourmandise im edleren Sinne erfordert aber so viel Zeit, Studium und — Mittel, daß sie den Wenigsten wirklich gelingt, zumal sie gewöhnlich sich erst dann auf sie zu werfen beginnen, wenn andere Genüsse sich in cadente domo befinden.

Seit der Erkenntniß, daß das Essen als eine Kunst betrieben werden könne, sind daher weise und wohlwollende Meister bemüht gewesen, System hineinzubringen und die goldene Praxis auf dem grauen Fundamente der Theorie sicher aufzubauen. Allen voran der Apostel der neuen Lehre, der Tribunalrath Brillat-Savarin, der in den Prolegomenen seiner »Physiologie des Geschmackes« (von K. Vogt nicht gerade meisterhaft in's Deutsche übertragen) den kühnen, aber unbestreitbaren Satz aufgestellt hat: »Die Entdeckung einer neuen Speise trägt weit mehr bei zum Wohlsein des Menschengeschlechtes, als diejenige eines neuen Planeten;« ihm folgten würdig Rumohr im »Geist der Kochkunst«, Antonius Anthus in den »Vorlesungen über Eßkunst«, Vaerst in der »Gastrosophie«, Graf Münster in der »Deutschen Küche«, endlich neuestens der selige Alexander Dumas in dem »Grand dictionnaire de cuisine«. Vor einiger Zeit nur hat man des letzten nachgelassenen Werkes des großen Romanciers gedacht und einige Auszüge daraus mitgetheilt. Einer davon hat mich frappirt; er betrifft das fameuse Diner des Vicomte von Vieil-Castel zu fünfhundert Francs.

Da ich alt genug bin, um ein wenig Gastrosoph sein zu dürfen, also hier ein Wörtchen mit dareinzureden mich für berechtigt halte, so mußte ich bei mehreren Posten dieses sonderbaren Menu bedenklich den Kopf schütteln. Hat Mr. A. Dumas, der vielbekannte »vieux blagueur«, sich etwas aufheften lassen oder will er Anderen etwas aufheften? Ich glaube entschieden das Letztere, denn daß er ein Küchenkenner ersten Ranges gewesen, kann ich bezeugen, da ich mehreremale bei und mit ihm zu speisen das Vergnügen gehabt habe. Jenes Menu war ganz gewiß für einen Roman im Genre des »Monte-Christo« bestimmt — der lebendig nach Paris gebrachte Fisch »Ferra« ist ein deutlicher Fingerzeig — der Vicomte von Vieil-Castel existirt

Digitized by Google

vielleicht gar nicht, und durch ein ziemlich erklärliches Quid pro quo ist die im Nachlasse gefundene Fiction statt in einen Roman in ein Küchenlexikon gekommen. So nur kann ich mir die Sache ausdeuten, denn so wie sie ist, war sie unmöglich. Dies werde ich sogleich beweisen. Zuvor aber sei mir gestattet, noch einmal, des Verständnisses halber, die kurze Speisekarte den verehrten Lesern vor die Blicke zu bringen. Sie lautet:

24 Dutzend Austern, 30 Francs; Schwalbennestersuppe, 150 Francs; Beefsteak, 2 Francs; Ferra (ein Fisch aus dem Genfersee, lebendig nach Paris gebracht, wie der Sterlet aus der Wolga im »Monte-Christo«), 40 Francs; getrüffelter Fasan, 40 Francs; Ortolan-Ragout, 50 Francs; Spargel, 15 Francs; Erbsen, 12 Francs; Ananas, 24 Francs; Erdbeeren, 20 Francs. Dazu Weine: 1 Flasche Johannisberger, 24 Francs; 2 Flaschen Bordeaux grand crû, 50 Francs; Capwein, $^1/_2$ Flasche, 40 Francs; Xeres, der die Linie passirt, $^1/_2$ Flasche, 50 Francs; Kaffee, Liqueure, 1 Franc 50 Centimes. Das ganze Diner, vom Vicomte de Vieil-Castel in Folge einer Wette bestellt und verzehrt, kostete sonach 548 Francs 50 Centimes.

Es ist aber nicht wahr.

Lassen wir einzelne Posten die Revue passiren. Bei den Austern können wir nur in den Stoßseufzer ausbrechen: Wären sie doch überall so zu haben! Aber die Schwalbennesterssuppe müssen wir sofort in das Gebiet der Küchenmärchen verweisen. Ich habe sie in Wilcken's Keller zu Hamburg gegessen, als der weltberühmte Wirth noch lebte, und habe einen Thaler für den reichlichen Teller davon bezahlt. Und das war schon ein horribler Ansatz. Denn der Preis der auf der Südküste von Java mit steter Lebensgefahr der waghalsigen Nestpflücker gesammelten Salanganen-Nester — oder vielmehr der löffelförmigen, an den Felsen geklebten Schalen, auf welchen diese Schwalben ihre Brutstätten errichten — beträgt per Picul der besten Sorte 3500 Dollars, so daß das Pfund auf 60 Gulden zu stehen kommt. Da jedoch die beste Sorte niemals nach Europa gelangt, so ist das Pfund mit 50 Gulden ganz gut käuflich. Auf das Pfund gehen circa 100 Stück getrocknete Nester, und ein einziges ist für einen wohlgemessenen Teller Suppe mehr als genügend, somit ist doch ganz klar, daß die beste Suppe daraus mit fünf Francs vollständig bezahlt sein würde. Der Vicomte hat also für seinen Potage 145 Francs zu viel bezahlt, oder die ganze Suppe ist Schwindel. Dies ist sie übrigens auch sonst in culinarischer Beziehung. Ich habe selber den Versuch gemacht und das perlmutterartig durchsichtige, blätterige Gefüge eines Salanganen-Nestes in heißem Wasser aufgelöst; ich erhielt dadurch einen farblosen und völlig geschmacklosen Schleim von der Consistenz einer passirten Sagosuppe. Nach den Untersuchungen des Professors Troschel in Bonn enthält aber dieser Schleim fast gar keine Nahrungsbestandtheile und besteht blos aus einem Speichel, den die Schwalbe zur Brütezeit absondert, um damit ihr Nest zu befestigen. Weil die daraus hergestellte Brühe nach gar nichts schmeckt, so wird sie in Ostasien — gerade wie in Wilcken's Keller zu Hamburg — außerordentlich stark gewürzt, und

Digitized by Google

daher schreibt sich vielleicht die unter den Chinesen verbreitete Meinung von ihren besonderen stimmlirenden Eigenschaften.

Die Suppe ist abgetragen, das Beefsteak lassen wir vorübergehen und gelangen zum Fisch. Der so sehr hervorgehobene Fera (nicht Ferra) des Genfersees ist der Weißfölchen, Salmo fera, eine nicht über vier Pfund schwer werdende Lachsart, die auch in anderen Schweizer Seen vorkommt, keineswegs zu den edleren Fischgattungen gehört, weshalb das Pfund davon schon zu 12 Kreuzern verkauft wird. In Constanz zahlt man für das Tönnchen geräucherter Weißfölchen, 100 Stück, 10 Gulden. Allein der Fera ist lebendig nach Paris gebracht worden. Dies mußte allerdings den Preis gewaltig erhöhen, da bis heute noch kein Mittel bekannt ist, diesen Fisch nach dem Fange länger als höchstens eine Viertelstunde lebend zu erhalten, selbst in dem im gleichen Wasser befindlichen Fischkasten. Der gute Vicomte würde sich daher ein ungemeines Verdienst um die Ichthyologie erworben haben, wenn er die Art und Weise angegeben hätte, wie er seinen Fera glücklich nach Paris gebracht hat. Am Genfersee und am Bodensee würde es ihm aber trotzdem Niemand glauben.

Da wir an den übrigen Gerichten des Menn wenig auszusetzen haben, so wenden wir uns zu den dieselben begleitenden Weinen. Nun, Auswahl und Quantität sind respectabel, wenngleich aus beiden hervorgeht, daß der Franzose von fremden Weinen nichts versteht. Capwein zu trinken, zeugt schon von schlechtem Geschmack. Der Cap Constantia ist nämlich weit schlechter als sein Ruf; der theuerste und vorzüglichste von Great-Constantia ist ein Liqueurwein zweiten Ranges, welcher weit unter dem Rivesaltes steht, und wovon die Flasche jederzeit für fünf Shilling englisch zu haben ist. Ich berufe mich in dieser Hinsicht auf Kretzschmar's Skizzen vom Capland und auf die neuesten Weinwerke von Shaw, Denman, Thudichum und Dupré. Der Capwein ist so verrufen, daß er selbst in England keinen lohnenden Absatz mehr findet. Nach dem Continent gelangte er von jeher nur in untergeordneter Qualität oder verfälscht; vor fünfundzwanzig Jahren gab es in Berlin, dicht an den Linden, einen Capweinkeller, in welchem ich das Product zum erstenmale kostete, ihm jedoch nur einen unangenehmen Arzneigeschmack abgewinnen konnte. Dagegen erhielt ich im Jahre 1863 von einem Arzte der preußischen Expedition nach Japan ein paar Flaschen veritablen Constantia zum Geschenk; es war ein hellrother, edler Süßwein, von welchem aber eine Weinzunge schwerlich eine halbe Flasche hätte hinunterbringen können. Es wurde mir versichert, daß die Flasche davon in das Innere Deutschlands für zwei Thaler ganz gut zu stellen wäre. Also kann von 80 Francs, wie auf der Karte des Vicomte, durchaus nicht die Rede sein; noch weniger aber von 100 Francs für die Flasche Xeres, und hätte sie zehnmal die Linie passirt. Der Xeres ist durchaus kein theurer, eher ein billiger Wein.

Ich habe vor mir die Preislisten der besten, vertrauenswerthesten Weinhandlungen in Spanien und Frankreich; bei dem bekannten Hause

Digitized by Google

Scholtz Frères in Malaga (A. Fajardo, Rue de Malte, 34, Paris) finde ich den edelsten dreißigjährigen Xeres mit 6 Francs die Flasche ausgesetzt, bei L. Nicolas (Rue de Paradis-Poissonière, 22, Paris) den kostbarsten Xeres ausdrücklich »retour de l'Inde« mit 8 Francs! Entweder hat also der Restaurant den Vicomte de Vieil-Castel unverschämt betrogen, oder wir haben es nur mit einer Blague des liebenswürdigen Causeur zu thun. Hat er nicht daran gedacht, daß er damit seiner gastronomischen Kenntniß ein schlechtes Zeugniß ausstellt? Und zugleich macht er seinen Freund, den Vicomte, zu einem Four-bottles-man, während dies Geschlecht doch in Frankreich niemals heimisch war und auch in England auszusterben begonnen hat.

Es ist gar nicht nöthig, zu Aufschneidereien und fictiven Preisen zu greifen, um einem mit gutem Appetit gesegneten Gourmand ein Diner à 500 Francs zu serviren, wohlgemerkt, aber nur im Winter. Der Körper des Mahles thut dabei wenig zu den Kosten, doch läßt sich auch bei ihm weit Bedeutenderes leisten, als der Vicomte geleistet hat. Warum hat er z. B. nicht statt der indifferenten Schwalbennester-Suppe den berühmten Potage à la Camerani gewählt, welchen Dumas selbst in seinem Grand dictionnaire, p. 877, beschreibt? Sein Princip sind Hühnerlebern und kommt die Portion auf drei Louisd'or zu stehen. Statt der Erbsen à 12 Francs würde Sauerkraut à la Rothschild weit höher in der Nota rangiren; dasselbe muß bekanntlich 24 Stunden lang ununterbrochen schmoren, und wird jede halbe Stunde ein Glas Champagner zugegossen; mit dem achtundvierzigsten Glase ist es fertig, und würde die Portion nicht unter 50 Francs herzustellen sein. Diese »Choucroute allemande-française« ist Erfindung der alten Anna, der berühmten Erbköchin des Rothschild'schen Hauses. Wollte man die Verfeinerung auf die Spitze treiben, so ließen sich die Spargel durch eine Platte echt chinesischen — nicht amerikanischen — Ginseng ersetzen, welche aber allein leicht auf mehr als 500 Francs zu stehen kommen würde.

Der Ginseng, die aromatisch süße Wurzel von Panax quinquefolium, steht in ganz Ostasien als Stimulans im höchsten Ansehen, ist aber seines hohen Preises halber nur den Reichsten zugänglich. Mit dem Nachtisch ist es dann leicht, sogar das trockene Convert auf 500 Francs zu bringen. Im Fasching ein Teller frischer Kirschen und Erdbeeren, so viel man zu bewältigen vermeint, wird schon eine hübsche Lücke in den Etat reißen. Für den Nothfall kann auch ein Compot von frischem Obst gleich ein paar hundert Francs verschlingen. Habe ich doch dereinst selbst bei Dussaud in St. Petersburg — sehr wider meinen Willen! — für eine Birne 5 Rubel zahlen müssen; Birnen sind aber ein haltbares, daher ein ordinäres Obst!

Und hinsichtlich der Weine braucht man nicht außerhalb Frankreichs nach theuren Sorten zu suchen. Ich muß mich wirklich darüber wundern, daß Alexander Dumas nicht einmal die Weinpreise seines — allerdings Adoptiv- — Vaterlandes gekannt hat, sonst hätte er wissen müssen, daß

Digitized by Google

von den grands crûs der Gironde noch ganz andere Stählchen zu haben sind, als zu 25 Francs die Flasche. Der theuerste Wein, welcher mir bekannt, ist der von Chateau Lafitte; bei der im Jahre 1872 daselbst stattgefundenen üblichen Auction wurde die Flasche 1811er mit 121 Francs, die Flasche 1834er mit 70 Francs, die Flasche 1848er — trotz des ominösen Jahrganges — mit 65 Francs verkauft, und Baron Rothschild hat aus allen Jahrgängen noch genügenden Vorrath, um jährlich je 100 Flaschen von jedem ablassen zu können. Ebenso bedarf es nur eines Auftrages, um von dem Marquis de Lur-Saluces eine Anzahl Flaschen des unbestrittenen Königs aller Weine des Erdballes, des Chateau Yquem, 1834er und 1846er Gewächs à 120 und 105 Francs, zu beziehen.

Danach würde sich das Menu, vorausgesetzt, daß sich dafür ein Wettlustiger, sowie ein Gast von dem bewundernswerthen Fassungsvermögen des Vicomte fände, folgendermaßen gestalten lassen:

Austern	30	Francs.
Potage à la Camerani	60	„
Beefsteak	2	„
Fisch	40	„
Fasan	40	„
Ortolan	50	„
Spargel	15	„
Sauerkraut à la Rothschild	50	„
Frische Kirschen*)	100	„
Erdbeeren und diverses Obst	50	„
1 Flasche 1811er Lafitte	121	„
1 Flasche 1856er Yquem	105	„
In Summe	663	Francs.

Und es wäre dabei dem bescheidenen Convive weder zugemuthet, eine ganze Ananas zu verzehren, noch vier Flaschen Wein zu consumiren! Fühlt er aber die Fähigkeit in sich, dann kann er leicht die Addition auf 700 Francs erhöhen, ungerechnet das Honorar für den Cure-dent. Die Verschwendung ist auch gar nicht so groß, als sie aussieht. Was kostet zum Beispiel eine elegante Ballrobe für Madame? Doch ich will Niemandem die Lust verderben, im Gegentheile glaube ich in Vorstehendem eine kleine Anleitung gegeben zu haben, wie das Gleichgewicht in manchen häuslichen Differenzen bequem und zu genußreichem Vortheile der verkürzten Seite wiederhergestellt werden könnte. Glücklicherweise giebt es aber auch bessere Diners zu etwas billigerem Preise, als das des romantischen Vicomte von Vieil-Castel.

*) Das Pfund ($^1/_2$ Kilo) kostete Ende Januar in Paris 145 Francs.

Digitized by Google

Wurst.

Es ist ein Wort von unästhetischem Klang, das da kecklich steht, und schwerlich ist über seinen Begriff jemals eine Abhandlung geschrieben worden. Eine solche kann man aber über Alles und Jedes schreiben — warum nicht über eine unter Umständen so schätzbare Sache wie »Wurst«? Ein gutes deutsches Wort, ein kräftig und derb klingendes ist es, und was es bedeutet, das weiß man auch nur in deutschen Landen. Daher bezeichnet auch die einzige Zusammensetzung, in der das Grundwort seiner ursprünglichen Bedeutung entrückt ist, eine uralt typische Lieblingsfigur der germanischen Nation, die nicht blos auf der Volksschaubühne heimisch war und noch ist, sondern auch die größten Dichter zu ganz merkwürdigen Anläufen begeistert hat.

Von technischen Ausdrücken, welche nur in engeren Fachkreisen bekannt sind, ist dabei abgesehen; selbst was eine »Jagdwurst« ist, wissen heutzutage wenige Leute, da solche veraltete Vehikel längst aus Gebrauch und Remise verschwunden sind. In Mitteldeutschland gebraucht man »Verwursteln« für »eine Sache in Verwirrung bringen« und bezeichnet den geringen Grad der Achtung, in dem eine Person steht, mit »er ist kein Viertel Wurst werth«. Im Sprichworte ist dies Substantivum reich und drastisch vertreten, und in der Burschensprache ist es sogar gleichbedeutend mit »Pommade«. Schon Luther hat gesagt: »Die bösen Zuhörer haben gern lange Bratwürst' und kurze Predigten«, und gebraucht die Bekräftigung: »Mit einer Bratwurst versiegelt«, während Sprüche, wie: »Wurst wider — oder wieder — Wurst« (»und der Magd ein Trinkgeld« oder »und einen Zipfel dazu« sind beliebte Anhängsel); »die Wurst nach der Speckseite werfen«; »wie der Mann, so wird ihm die Wurst gebraten«; »brätst du mir die Wurst, lösch' ich dir den Durst«; »von einer Wurst kommt ein ganz Haus voll Rauch«; »es paßt ihm, wie dem Hund die Wurst«; »die Wurst beim Hunde kaufen« u. s. w. überall im Volke gang und gäbe sind. Auch der Garten der Poesie ist dem ungefügen Worte und Begriffe keineswegs verschlossen. Der ideale Schiller sendet einen Boten in's Elysium mit dem Auftrage:

„Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weil's ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn." 2c.

Meister Goethe hat den »Würstlein« im Sardellensalat der Welt ihre wohlberechtigte Stelle eingeräumt und das utopische Bild aufgestellt: »Das wär' dir ein schönes Gartengelände, so man den Weinstock mit Würsten bände.« Der romantische Uhland aber singt tapfer hinaus: »Es reimt sich trefflich Wein und Schwein, und paßt sich köstlich Wurst und Durst, bei Würsten gilt's zu bürsten!«

Die Wurst ist eine aus gehacktem Fleisch und Fett, welche in einen thierischen Magen, Darm oder dergleichen eingefüllt sind, zubereitete Speise,

Digitized by Google

deren Variationen so unendlich sind, wie der Stoff selber. Nach Till Eulenspiegel ist sie eines der merkwürdigsten Dinge der Welt, denn sie hat keinen Anfang, sondern nur zwei Enden; dagegen behauptet Jean Paul, sie sei keine Nahrung für den Menschen, sondern nur für den lieben Herrgott, denn der wisse einzig und allein, was sich darin befände — eine Sentenz, die er übrigens, gleich vielen seiner »Zedduln«, Fremden, diesmal den Italienern, entlehnt hat.

Jedenfalls ist die Wurst eine der ältesten Erfindungen in der Verfeinerung der Kochkunst und nur wunderzunehmen, daß man dem Denker, der die erste componirt, keine Altäre gebaut hat; allein »versunken ist in die ewige Nacht der Erfinder großer Namen so oft; was sie erfanden, nützen wir wohl, aber belohnt Erinn'rung sie auch?« hat schon der sublime Klopstock gesagt und dies für eine Ode ausgegeben. In der Bibel stoßen wir freilich meines Wissens nicht auf Wurst — in ihr ist das Schwein, welches Georg Forster mit hoher Imagination »die Palme des Nordens« nennt, überhaupt vernachlässigt; umsomehr kommt es in einem anderen Buche der Bücher zu Würden, in den Rhapsodien des Vaters Homer. Und so erhalten wir denn die erste zuverlässige Wurstkunde aus der Odyssee. Als der verkannte Laertiad an der Schwelle des eigenen Hauses von dem als Vielfraß weitberüchtigten Bettler Iros insultirt und zum Faustkampf gereizt wird, da verheißen die übermüthigen Freier den Siegespreis: »Hier sind ja Geismagen gelegt auf glühende Kohlen, welche, mit Fett und Blute gefüllt, wir braten zur Nachtkost« — und nach dem Streit legt Antinoos dem Odysseus »dar den gewaltigen Magen mit Fett und Blute gefüllet«. Hier haben wir also sicherlich die Ur-Wurst, und zwar zu einer Zeit, in der man vom Kochen des Fleisches noch nichts wußte, nur vom Braten, denn ersteres wird von Homer niemals, letzteres unzähligemale erwähnt und beschrieben. Uebrigens wissen wir, daß bei den Gastmahlen der alten Griechen kleine grillirte Würste, sowie gefüllte Saumagen in einer Tunke aus Essig, Kümmel und Silphium neben Eiern und Austern das Entrée bildeten.

Die Römer brachten das Wurstwesen in hohen Schwung, wie sie denn überhaupt in Allem, was Essen und Trinken betraf, den Hellenen weitaus überlegen waren. Würste waren eine der beliebtesten Speisen in Rom und auf dem Forum suarium (Schweinemarkt) stets in Massen zum Verkaufe ausgestellt. Durch den genialen Kochkünstler Apicius sind verschiedene altrömische Wurstrecepte bis auf unsere Tage gelangt. Schon damals gab es der Gattungen und Arten fast so viele und mannigfaltige wie heute. Die Römer kannten und besaßen Blutwürste, botuli, Bratwürste, tomacula, geräucherte Würste, lucanica, Fleisch- oder Mettwürste, hillae — von letzteren berichtet Horaz in der vierten Satyre des zweiten Buches, daß ihrer der Trinker verlange, um sich zu frischer Leistung zu stärken — endlich wurde das farcimen oder Füllfleisch auch als Sulze verspeist oder dem hochangesehenen Saumagen einverleibt. Den letzteren brachten die Schüler

Digitized by Google

des Lucullus nur auf die Tafel, wenn er von einem Mutterschweine stammte, das im Augenblicke des Werfens getödtet worden war. In dieser kritischen Periode sei derselbe am weichsten und schmackhaftesten, lehrten sie. Einiges von der Wurstkunst der alten Römer ist auf ihre Nachkommen übergegangen, allein beiweitem nicht in dem Grade, wie sie von ihren Erben in der Weltherrschaft, den Germanen, ausgebildet, ja alsbald mit echt deutschem Tiefsinn zur Wissenschaft erhoben worden ist.

Das Mittelalter brachte einen wahren Wurstcultus zur Blüthe; wenn in Deutschland die Bürgerschaft einer freien Stadt sich hervorthun, gährendem Thatendrang einen Ausweg schaffen wollte, so trat sie in feierlicher Rathssitzung zusammen und faßte den Beschluß, eine große Wurst zu machen; eine Stadt suchte es darin der anderen mit gerechtem Ehrgeiz zuvorzuthun; schon glaubten die Braunschweiger mit ihrem Erzeugniß von achthundert Ellen Länge sicheren Fuß im Tempel des Nachruhms gefaßt zu haben, da that Königsberg in Preußen voll heldischer Eifersucht es allem Dagewesenen zuvor durch eine zweitausendzehn Fuß lange Wurst, welche Anno 1601 zur Begrüßung des Jahrhunderts unter Pauken- und Zinkenschall in feierlicher Procession durch die Stadt getragen wurde, voran die edelsten Geschlechter »mit Leder auf den Achseln, von wegen dem Fette«.

Was die Deutschen in dem Artikel »Wurst« geleistet haben, das ist groß und stellt sie über alle Nationen. Nirgends sonst in der Welt ist derselbe mit gleich liebevoller Vertiefung aus- und durchgearbeitet worden, hat eine solche reizende Mannigfaltigkeit an Blüthen und Früchten hervorgebracht, als im germanischen Lande. Davon hat man draußen gar keine Vorstellung. Man könnte Bogen anfüllen mit dem Verzeichnisse der Varietäten und Benennungen. Da ist zuerst die geräucherte rohe Fleischwurst, welche ohne vorherige Zubereitung verspeist wird; die Cervelas — wie sie gewöhnlich nach einem falsch interpretirten französischen Wurstworte heißt — in ihren verschiedenen kraft- und schmackvollen Nuancen als Schlack-, Mett-, Knack-, Blasenwurst; wer Fritz Reuter's Schriften gelesen hat, weiß, welche Fülle von Poesie und Heimweh solch' ein saftiges Erzeugniß norddeutscher häuslicher Kunst-Industrie zuwege bringen kann. Dann kommen die Kochwürste; voran als Herrscherin die unübertreffliche Leberwurst, neben dem Sauerkraut die urechte deutsche Nationalkost; sie tritt in zahllosen Verkleidungen auf, weiß und grau, in Dickdarm und Dünndarm, mit Zwiebeln, Kräutern, Trüffeln, Sardellen, Caviar veredelt, als Herrenwurst und Hirnwurst (Bregen), Quellwurst und Knöpfleinswurst, in schön mit Safran gefärbter Schale (Frankfurter »Gehlworscht«) und Gott weiß in noch welch' anderer Tracht.

An Alterthum überragt sie weit die ehrwürdige Blutwurst, die Roth-, Röfel-, Schwarz- oder Magenwurst, auch unter kräftigeren Bezeichnungen bekannt als: Saumagen, Plunze, Saunudel, Schiebling, Sausack u. s. f. Dann erscheinen die gekochten Fleischwürste, Schwartenmagen, Sulzen-, Preßwurst, Pariser, Berliner, Extrawurst, Preßkopf ꝛc. Die vorstehenden werden

Digitized by Google

auch geräuchert; das ist unerläßlich für Zungen- und Schinkenwurst, Landjäger, Knoblauchwurst und Verwandte. Nach der Räucherung des Kochens bedürfen die weithin berühmten Frankfurter Würstlein — nicht zu verwechseln mit den so betitelten Kochwürstlein in Wien, die sonst überall »Wiener Würstel« heißen — die nordwestdeutschen Rauchenden, die namenlosen Bahnstations-Heißwürste; gebraten aber oder geröstet wird ebenfalls ein guter Theil, voran die edle gemeine Bratwurst, die schon im Volksmärchen eine Rolle spielt, die Nürnberger Majoranwürstlein, die sich Goethe per Post nach Weimar schicken ließ, und die fränkischen Röstwürstchen. Wer einmal in Coburg auf dem Marktplatz die lustigen Feuer prasseln sah, über welchen die letzteren auf primitivem Roste schmoren, und den zwei Sinne zugleich reizenden Duft eingesogen hat, den diese geschmackvolle Procedur über die gerühmte Rosenstadt lagert, der wird einen Begriff davon bekommen haben, daß auch einem Dinge wie »Wurst« einige Poesie zuweilen nahetreten kann.

Wer zählt die Würste, nennt die Namen, die Deutschland producirt? Der Norden steht aber in diesem schönen Productionszweige dem Süden weit voran. Dort haben die Städte Göttingen, Braunschweig, Gotha das Geheimniß der Wurst-Fabrikation in seiner tiefsten Bedeutung aufgefaßt und in's Leben geführt; ihre Würste sind edel, unvergleichbar, wie die Weine des Rheingaus, zu welchen sie vortrefflich munden. Es giebt aber ganze Landstriche, welche sich der Vollkommenheit in solcher Kunst rühmen, so vor allen Mecklenburg, Holstein und die Hansestädte. Oft findet man tief im abgeschlossenen Wildlande eine wunderbare Wurst-Oase. Als solche ist zum Beispiel zu bezeichnen Stadt und Bezirk Schotten im hessischen Vogelsberge, von wo aus die Cervelashändler mit ihrer Waare halb Europa durchziehen und treffliche Geschäfte machen, obgleich man von Esels- und sogar Pferdefleisch munkelt. Was thut's, wenn's nur schmeckt? Quod sapit, nutrit. In Frischwürsten sind Meisterstätten Frankfurt am Main, Darmstadt und benachbarte Städte. Gegen Süden, Westen und Osten aber verflacht und verschwindet der Wurstverstand; erst jenseits der Alpen erwacht er wieder.

Der Verfasser der »Gastrosophie oder Lehre von den Freuden der Tafel«, Eugen Baron Vaerst, giebt der italienischen Salami den unbezweifelten Vorzug unter allen Würsten, verweist aber zugleich auf die Schwierigkeit ihrer echt künstlerischen Vollendung, da von den vielen Specificis, welche dazu gehörten, kein einziges fehlen dürfe, ohne der Vortrefflichkeit der Composition zu schaden. Ohne dem Werth und Wohlgeschmack der guten »Salami, Salamini, Salamucci« irgend zu nahe treten zu wollen, muß doch behauptet werden, daß sie sich hinsichtlich der harmonischen Feinheit nicht mit einer norddeutschen Mettwurst erster Classe messen können, auch ist der orientalische Theil ihres Gewürzes nicht Jedermanns Sache. Unter den übrigen cisalpinischen Salsiccien und Sanguinaccien ist insbesondere bekannt die Mortadella von Bologna; sie besticht aber in ihren schön roth und weißen Durchschnitten mehr das Auge als den Geschmack, der sich von zollgroßen Fettgrieben abwendet. Mit ihr werden die altgermanischen Kunststücke nach-

Digitized by Google

gemacht; die Weltausstellung hat eine Bologneser Wurst von fünfundachtzig Kilo Gewicht gesehen. In Spanien bildet der Chorizo, eine kleine, mit rothem Pfeffer furchtbar gewürzte Wurst aus Schweinslende, den unerläßlichen Bestandtheil des täglich auf die Tafel kommenden Puchero oder der Olla, eines unbeschreiblichen Gemengsels, mit welchem die Ausländer gern Land und Volk vergleichen und ihm den Beinamen »podrida« (faul) geben. Gemüse mit einer frischen Blutwurst zusammengekocht, gehört zu den bevorzugten Gerichten der braven Hidalgos.

Frankreich rühmt sich stolzer Würste, seine Saucissons de Lyon und von Bayonne, in versilberten oder mit Stanniol überlegten Schalen, werden weithin versendet; dem Inlande stehen die von Arles am höchsten; sie sind salamiartig, erreichen aber nicht die lombardische Confection, so wenig wie der Boudin (botulus) à la Richelieu und der Boudin blanc die deutschen Blut- und Leberwürste, die Saucisses und Andouillettes die Würstlein der Main-Gegenden in Schatten stellen können.

Romanen und Orientalen stehen abseits in der Reihe der Wurstvölker. Letzteren hat insbesondere der byzantinische Kaiser Leo »der Weise« die Wurstfreude gründlich verdorben durch den nachstehenden byzantinischen Erlaß: »Sintemal Uns zu hohen Ohren gekommen, daß man Blut in Gedärme packt, gleichwie Getreide in Säcke, und solchermaßen als gemeine Speise dem Magen einverleibt, so kann unsere Kayserliche Majestät sothanem Greuel nicht länger zuschauen, noch gestatten, daß Ansehen und Ehre Unseres Staates durch solche frevelhafte Erfindungen schlecklustiger Schelmenleute gebrandmarkt werde. Wer demnach fürderhin Blut in solcher Weise zur Nahrung verwendet, der soll bis auf die Haut geschoren, hart mit Ruthen gestrichen und sodann ewiglich Landes verwiesen werden. Quod bene faustumque sit!« Es wird behauptet, diese strenge Verordnung sei ergangen liederlicher Wurstmacherei halber, deren Producte das altbekannte Wurstgift entwickelten, dessen vordem räthselhafte Wirkung auf den menschlichen Organismus erst von Liebig in das rechte Licht gesetzt worden ist.

Merkwürdigerweise sind die Mischlingsnachkommen der angelsächsischen Race in Großbritannien und Nordamerika der höheren Wurstkenntniß hartköpfig verschlossen. Sie pflegen zwar der Fabrikation, aber fragt mich nur nicht wie. Der echte Brite hat die Marotte, Wurst könne nicht nur, sondern müsse zum Geflügel verspeist werden, daher hängt er seinem Turkey eine glänzende Kette von Sausages um den Hals, um ihn tafelwürdig zu machen. Die smarten Yankees zeichnen sich, wie in der kunstgerechten Anfertigung von täuschend gedrechselten Muscatnüssen aus Holz, trefflich gefärbtem Gyps-Schinken auch insbesondere aus in der Fabrikation von Würsten aus gekautem Löschpapier mit eingestreuten Fädchen aus alten rothwollenen Flanellhemden, deren Effect und Einträglichkeit von ihnen außerordentlich gerühmt wird. Aber auch im Herzen Deutschlands lauert die Schlange im Kraut; der Mensch, der zum Beispiel das vielberühmte Volksfest der Dresdener »Vogelwiese« besucht, der Mensch versuche die — Würstel nicht!

Digitized by Google

Das schöne Oesterreich ist »an Ehren und Siegen reich«, aber arm an Würsten. In diesem Productionszweige verleugnet sich entschieden seine so stark betonte Unerschöpflichkeit der agricolen Hilfsquellen. Zwar hat ihm die Natur gewährt, was England erst durch langjährige Kunst erlangt hat: ein Land der Schweine-Provenienz erster Classe zu sein, allein beide Länder leiden an dem beklagenswerthen Schaden, daß sie aus diesen schätzbaren animalischen Erzeugnissen wenig zu machen wissen; es mangelt zwar nicht an gewerblicher Verwerthung, allein in diese ist noch nicht der belebende Funken der Kunst gefallen. Es giebt einige Gegenden und Städte der Ausnahme: die Salami-Fabrikation soll in Südtirol der italienischen mindestens ebenbürtig sein, und die versunkene Königsstadt Krakau wird mindestens noch ihrer Würste halber belobt. Sonst aber ist in diesem Artikel wenig Tröstliches zu finden. Die Großstadt Wien ist besonders damit übel versorgt. Ihr Haupterzeugniß, die »Frankfurter«, sind ein kraft- und charakterloses Hackwerk, das des scharfen Krens bedarf, um auf den Gaumen einen Eindruck zu machen; bei ihren »Berlinern«, »Parisern«, »Extras« bedarf es gleichem Zwecke der Eigenwürze des Südens — des Knofels.

Was sie an edleren Fleischwürsten selbst erzeugt, ist sündhaft theuer und wird vielleicht nur aus diesem Grunde oder aus dem anderen für gut gehalten, weil man den Maßstab zur Vergleichung nicht kennt. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, auf diesem vernachlässigten Gebiete der Statistik möglichst gründliche Forschungen anzustellen. In einem nur den Erzeugnissen der höheren Wursterei geweihten Verkaufslokale der inneren Stadt habe ich Proben durchgekostet von A bis Z. Die hervorragendste darunter, eine lieblich-magdlich anzuschauende Weiß-Leberwurst, schmeckte so rauh, als ob Steinkohlengrus und Schweinsborsten darein gehackt worden seien; das kommt aber davon her, daß Innerei vom Ochsen der Farce beigemengt war. Von einer Harmonie der Bestandtheile, von der verhältnißrichtigen Zumischung der Gewürze keine Spur. Dagegen war als Balg ein fettiger Dickdarm verwendet, den die norddeutschen Wurstweisen längst verschmähen und welcher netto elf Loth auf das Pfund wog. Die graue Schwester dieser Edlen aber war in jeder Beziehung grau. In der Preßwurst waren ungenießbare Dinge, wie Knorpeln und borstige Schwarten, in Ueberfülle vorhanden, und in der Cervelas blieben die Zähne haften; dagegen hatte sie die schätzbare Eigenschaft, daß das Stück im Munde immer größer wurde, je länger man daran kaute. Das Werthvollste, Bedeutendste daran aber waren unstreitig die Preise. Weißwurst 1 fl. 76 kr., Grauwurst 1 fl. 60 kr., Cervelas 2 fl. 24 kr. das Pfund! Von einer westfälischen Gräfin geht die Sage, daß sie ihr kolossales Vermögen in Häringshirn aufgezehrt habe, in Wien hätte sie es in Würsten gekonnt. Es giebt billigere Bezugsquellen; Cervelas erhält man auch für 1 fl. 60 kr., direct bezogene Gothaer 1 fl. 20 kr., norddeutsche Blut- und Leberwurst für 1 fl. das Pfund. Aber das sind noch immer ganz ungeheure Preise. Die letzteren Sorten kosten in Mitteldeutschland 24 bis 36 kr.

Digitized by Google

Ich bin in der Lage, ganz authentische Angaben zu machen. Ich beziehe seit vielen Jahren meinen Winterbedarf an geräucherten Fleischwaaren aus einer der renommirtesten Anstalten Deutschlands in Göttingen. Die diesjährige Rechnung liegt vor mir. Am theuersten ist unter ihren Ansätzen die »Roulade« notirt, ein völlig knochenloser, feinster Schinken, in Wurstform gerollt, daher wunderbarlich zu tranchiren, mit 70 kr. das Pfund. Dann kommen Mettwurst zu 60 kr., Leberwurst mit Sardellen und Trüffeln 50 kr., Weiß- und Quellwurst 50 kr., Zungenwurst 50 kr., gewöhnliche Leberwurst 40 kr., Sulzenwurst 40 kr., Ranchenden (geräucherte Kochwürstel) 40 kr. das Pfund. Mit Inbegriff von Fracht (Eilgut), Zufuhr, Zoll, Verzehrungssteuer, Geschwornen- und Mauthspesen habe ich laut Rechnung meines Spediteurs zu verausgaben gehabt für achtundfünfzig Pfund geräucherte Fleischwaaren nach obiger Specification 49 fl. 55 kr., macht auf das Pfund durchschnittlich 85½ kr. Also bedeutend billiger, als dergleichen irgendwo in Wien zu kaufen! Von der Qualität gar nicht zu reden. Wer eine solche Wurst einmal gekostet hat, dem wird erst ein Licht über den Begriff aufgehen, und verächtlich wird er die irrationellen Zusammenhackungen fürder von sich weisen, die unter der gleichen Firma in der Metropole der Genußsucht mit Silber aufgewogen werden müssen. Woher das kommt, warum die Wursterei in Wien so gänzlich darniederliegt bei der nächsten Nähe der ansehnlichsten Schweineländer, das ist ein Räthsel, nur erklärbar durch das Fett, in welchem die lieben Gewerbetreibenden zu sitzen scheinen, die sich der animalischen Ernährung ihrer armen Mitbürger mit so großer Opferfreudigkeit widmen.

Es wäre noch Vielerlei zu erzählen von der Wurst. Daß schon ihre Form etwas ungemein Verlockendes hat, wird nicht abgestritten werden dürfen. Daher wählt man sie auch für einen dem Schweinernen wenig verwandten Inhalt und füllt Därme, Mägen, Blasen, Leinwand- und Ledersäcke, neuerdings Pergamentpapier, mit Farcen aus Reis, Mandeln, Quitten, Grütze, Nidel (Rahm), Milch, Semmeln, Datteln u. s. w. unter der Weltfirma: Wurst. Die Kosherwurst nimmt den Halsbalg der Gans als Schale und ihr Schmalz statt Grieben; außerdem giebt es Rinder-, Schöps- und Eselswürste. Eines aber darf zum Schlusse nicht verschwiegen werden als unvergänglicher Ruhm der Wurst für alle Zeiten: sie hat glänzend wirksam eingegriffen in die Geschicke der Nationen und in die Configuration der europäischen Landkarte, und zwar zu unseren Zeiten. Denn wenn der ehemalige Koch, Herr Grünberg, die Hände auf dem Rücken, sinnend spazierte in den eleganten Salons seiner Wohnung auf der Potsdamerstraße und in seinem Gemüthe die Läufe der Welt erwog, dann pflegte er gewöhnlich in folgenden Monolog auszubrechen: »Was Mannszucht und Zündnadel! Nicht die Schulmeister haben die Franzosen besiegt und nicht Moltke gebührt der Ruhm — ich bin es doch am Ende gewesen, der den Erfolg gesichert hat, denn was wäre aus den deutschen Heeren geworden, ohne meine Erfindung — ohne die Erbswurst?«

Digitized by Google

Cognac.

Champagner und Cognac sind zwei specielle Erzeugnisse Frankreichs, welche wohl nachgeahmt werden, aber nicht nachgeahmt werden können. In dieser Hinsicht mag man machen und sagen, was man will, es giebt keinen Champagner als französischen und einen anderen Cognac ebenfalls nicht. Beide sind bevorzugte Objecte des Welthandels, die unter allen Breitegraden, in allen Gegenden, wohin der Verkehr gedrungen ist, zu finden sind; aber der Cognac geht im Range als Handelswaare seinem stürmischen Landsmanne weit voran. Außerdem schon aus dem Grunde, weil er auf eigenen Füßen steht, selbstständig ist. Denn Champagner ohne Cognac existirt nicht, ist ein Unding. Und nichtsdestoweniger schreit alle Welt nach drakonischen Gesetzen gegen Kunstwein, und dessen unverfrorenste Fabrikanten am lautesten.

Der Cognac, der meist nur außerhalb seines Vaterlandes diesen Namen trägt, führt denselben nach einem Orte, woselbst er gerade am wenigsten erzeugt wird, während dieser dagegen der Mittelpunkt des Handels damit ist. Die kleine Stadt Cognac, Centralpunkt des gleichnamigen Arrondissements im Departement Charente, dem alten Angumois, die Vaterstadt Königs Franz I., besitzt nur eine geringe Einwohnerzahl, dafür aber den Ruhm und Vortheil, daß sich unter diesen verhältnißmäßig, gegenüber allen Städten des Erdbodens, die meisten Millionäre befinden. In der That ist der Reichthum der Bewohner von Cognac selbst in dem reichen Frankreich, das doch seine »Millionenstraßen« in Epernay, Bordeaux und Cette, vielleicht auch noch anderwärts besitzt, sprichwörtlich. Dennoch finden sich daselbst nur wenige Brennereien, während die Charente solcher gegen zweitausend zählt. Deren Producte aber gelangen meistentheils in den Verkehr durch die Vermittlung der Zwischenhändler in Cognac, welche Stadt nicht wenig darauf stolz ist, daß sie Alles, was sie ist und hat, nur dem »Esprit« verdankt.

Es giebt kein edleres und feineres Destillat, als das aus dem Weine gewonnene; nur dem »gebrannten Weine« konnten die Alten den ehrenvollen Titel »Lebenswasser« verleihen, und was man heutzutage aus Getreide, Rüben und Kartoffeln als »Branntwein« erzeugt, ist ein armseliges Falsificat, das sich mit einem Namen schmückt, der ihm nicht gebührt und der gerade dadurch in Verruf gekommen ist. Selbst die aus den Rückständen der Weinbereitung: Trestern, Trub, Geläger, dargestellten Sprite sind kein echter Cognac. Dieser kann nur aus wirklichem Weine, und zwar aus dem weißen Weine der Charente, dargestellt werden; auch andere französische Rebensäfte werden auf Branntwein verarbeitet, sie geben aber alle nicht das wahre Product; es ist, gleich dem Champagner, an den Boden gebunden und eng begrenzt. Daher unterscheidet man auch die verschiedenen in den Handel kommenden Arten des Cognacs durchaus nach ihrer Provenienz gerade so wie die Weine, also nach »Gewächsen« oder »Crûs«, deren es hauptsächlich vier sind, welche in Betracht kommen.

Digitized by Google

Der edelste Cognac führt den Namen »Fine Champagne«, und zwar daher, weil er als Liqueurzusatz für die besten Champagnersorten verwendet wird. Seine Qualität schreibt sich nicht her von der sorgsamen Destillation oder der Gradhältigkeit, sondern beruht einzig auf Arom und Geschmack, diese aber sind Producte der Lage. Segonzac ist das Centrum des Fein-Champagner-Cognac, der Hauptort des Cantons gleichen Namens zwischen den Flüssen Né und Charente, die sich bei Merpins vereinigen; die Communen ihres gesegneten Deltas bilden die Hochschule der Cognac-Brennerei und deren Erzeugnisse den Gipfel des Erreichbaren.

Den zweiten Rang nimmt ein die »Petite Champagne«, immer noch würzig und fein genug zu dem »Dosage« für kleinere Schaumweine; das Material dazu liefern einige Gemeinden des Cantons Angoulême und fast das gesammte Weingebiet der Cantone Châteauneuf und Blanzac in der oberen Charente; in der unteren aber der Canton Archiac und diverse Kirchspiele der Cantone Jonsac, Pons und Saintes. Der Productionsbezirk des feineren Cognacs ist daher verhältnißmäßig auf einen sehr geringen Flächenraum beschränkt.

In die dritte Classe rangiren die »Borderies« oder »Fins bois«; die Weine, aus welchen sie dargestellt werden, wachsen in den Grenzdistricten der schon genannten Riede, auf ziemlich schmaler Zone des rechten Charente-Ufers, zwischen Angoulême und Saintes bei Barbezieux, Prouillac, Matha; die Bezeichnung »Feinholz« führen sie aus dem Grunde, weil die Destillate gern einem längeren Lager im Faß behufs eines harmonischen Ausbauens unterzogen werden. Faß ist aber nicht Faß, wie gleich nachher auseinander gesetzt werden wird.

Die vierte Stufe nehmen endlich ein die »Deuxièmes bois« oder »Eaux-de-vie de Saintonge«; ihre Weinlagen sind am weitesten von Cognac entfernt und vertheilen sich auf die Communen Aigrefeuille, Surgères, St. Jean-d'Angely und La Rochelle, auf die Inseln Ré und Oléron. Zu den »Zweitholz«-Sorten dürfen schon Lagerfässer von minderer Qualität verwendet werden.

Das sind die vier Classen jenes geistigen Fabrikats, welches einzig auf den Namen »Cognac« Anspruch erheben darf. Jedermann weiß aber, daß die Flagge die Waare deckt, und daß kein Papier geduldiger ist, als das zu Getränke-Etiquetten benützte. Mit seinem Erzeuger, dem Rebensaft, hat auch der Cognac gemein, daß Spritmassen, die zu seinem beschränkten Productionsgebiet in gar keinem Verhältnisse stehen, unter seinem Namen verhandelt und consumirt werden, wobei in nicht geringem Grade die Urtheilslosigkeit oder Leichtgläubigkeit der Mehrzahl der Verbraucher mit in's Spiel kommt. Schon in Frankreich selbst beginnt die Irreführung. Denn natürlich wird auch außerhalb der Charente Weinbranntwein in Menge dargestellt; so der zuweilen unter echter Bezeichnung in den Handel gelangende Armagnac aus den Departements Gers, Landes und Lot-et-Garonne (ersteres erzeugt den Bas-Armagnac, das zweite den Armagnac schlichtweg,

Digitized by Google

letzteres den Haut-Armagnac oder Ténarèze), der Marmande, die Eaux-de-vie von Languedoc, Andaye und Montpellier aus den Departements Gard, Hérault und Aude ꝛc.

Alle diese, nicht selten sehr feinen Schnäpse werden nur aus fehlerhaften, kranken Weinen oder aus den geringen Sorten schlechter Jahrgänge gebrannt, gehen aber zum größten Theile unter den Namen Cognac oder Brandy in die Welt. Diesen tragen aber auch mit größter Keckheit jene eigens façonnirten Destillate des Nordens aus Rüben und Kartoffeln, die der biedere Franke gemeiniglich Eau-de-vie de Danzig zu tituliren beliebt. Und vielleicht das Dreifache der französischen Production wird im Auslande als »Cognac« verlästert und erzeugt aus dem nichtswürdigsten Materiale unter Zusatz von Caramel, Eichenrinde, Salpeter-Aether, Hayfanthee, Sternanis u. s. w. zur Täuschung ungeübter Sinne, insbesondere zur Verdeckung des abscheulichen Fuselöl-Gehaltes.

Es ist ganz merkwürdig: alle neueren Erfindungen der Zymotechnik, die Construction vervollkommneter Apparate, Anwendung unbelebter Motoren und andere Hilfsmittel einer vorangeschrittenen Mechanik prallen unwirksam ab bei der Cognac-Fabrikation. Der echte wahre Stoff kann nur erzeugt werden nach Urväterweise im einfachsten Destillir-Apparat mit Blase und Helm — höchstens einem Vorwärmer — nebst Kühlfaß; alle verbesserten, öfters höchst sinnreich combinirten Apparate liefern ein Product, dem das rechte Etwas fehlt. Jene alte Methode ist deshalb in allen Ufinen der Charente mit zäbester Anhänglichkeit beibehalten; bei ihr muß der Körper zweimal durch Retorte und Schlangenrohr geanält werden, um endlich den Geist mit allem Duft und Wohlgeschmack freizugeben; bei der ersten Destillation wird nur das Brouilli, deutsch der Lutter, gewonnen, den die zweite erst in den vollendeten Stoff, in »Eau-de-vie«, verwandelt, welches aus einer Mischung von etwa gleichen Theilen Weingeist oder Alkohol und Wasser besteht. Den Namen »Esprit« erhält das fortgesetzte Destillat, sobald sein Gehalt an Alkohol denjenigen an Wasser bedeutend überwiegt. Genau so wie die Cognac-Darsteller an den Ufern der Charente machen es die »Beerenbrenner« in den Alpen Oesterreichs und der Schweiz, auch im Schwarzwald und in den Vogesen bis zur Haardt; sie, die aus allem Obste, vornehmlich aus Kirschen, aus wilden Beeren und Wurzeln vortheilhaft bekannte Schnäpse abzuziehen wissen, benützen noch die älteste Alchymistenform der Destillirgeräthe und behaupten, mit keiner anderen das Arom ihrer »Brennutse« festhalten zu können.

In Geschmack und Geruch zeichnet sich der echte Cognac vor allen seinen zahlreichen Rivalen auf dem Gebiete des scharfen Spirituosenthums auf so eigenthümliche und eindrucksvolle Weise aus, daß er unbedingt »König der Schnäpse« genannt werden muß, wenn man überhaupt einem so edel geborenen und mit adeligen Eigenschaften ausgestatteten Erzeugnisse zumuthen darf, an der Spitze sehr problematischer Erscheinungen aufzutreten. Jene beiden, dem Wissenden unverkennbare Eigenschaften lassen sich übrigens

Digitized by Google

ziemlich schwer näher definiren; immer haben sie das Edle des Weines gehoben durch die Geistigkeit, den angenehm aufregenden Nervenstich des nicht durch empyreumatische Oele verunreinigten, selbst vergisteten Alkohols. Wie der Stoff, aus welchem er gewonnen, veredelt sich der Cognac mit dem zunehmenden Alter in wunderbarer Weise; er baut sich aus, bis er, hundertjährig, gleichölig wird concentrirtem Wein mit feingeistigster Blume. Wie seine Zungenschmeichelei und sein Arom, so veredelt sich ihm auch die Farbe mit den Jahren. Je besser seine Herkunft, je sorgsamer nach seiner Geburt die Pflege war, um so schöner, inciber, tiefer gefärbt ist er von Anfang ab.

Es giebt begeisterte Verehrer, welche dieses satte, etwas bräunliche Goldgelb überhaupt für die wundervollste Farben-Nuance der Welt und für völlig unnachahmbar erklären; von allen Weinen des Erdballes zeigt nur einer im hohen Alter die nämliche: der in Krakau erzogene Tokayer. Uebrigens hilft der französische Producent dieser augenerfreuenden Eigenschaft etwas nach: nicht blos die schöngoldige Färbung, sondern auch der unvergleichliche Sondergeschmack, welche der alternde Cognac erlangt, rühren zum Theile her von der zu seinen Lagerfässern verwendeten Holzart. Bei der Auswahl derselben wird mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen. Ausländische Dauben, welche, wie die slavonischen, für Bordeaux- und Burgunder-Weine sehr willkommen sind, werden ihres großen Gehaltes an Tannin und bitteren Extractivstoffen halber gänzlich vermieden, wohingegen das Eichenholz aus dem Angumois, Limousin und Berri bevorzugt ist, weil es, außer einem geringeren Grade jener Substanzen, reichlich den Farbstoff Quercitrin enthält, der von der geistigen Flüssigkeit langsam ausgezogen und aufgelöst wird. Sonach wird auch die Bezeichnung des Cognacs nach dem Holze erklärlich; mit »vieux bois«, Altholz, bezeichnet man solche Sorten, welche viele Jahre lang auf dem Fasse gereift sind.

Nicht ganz leicht ist es, bei dem durch die Chemie geförderten Raffinement der Nachbildungskunst einen echten Cognac von dem falschen zu unterscheiden, namentlich in dem jüngeren Alter des ersteren. Dazu gehört eine feine, durch Uebung und Erfahrung ausgebildete Zunge, aber selbst die gewiegtesten Spritmakler und Kellermeister täuschen sich manchmal und taxiren als Fine Champagne, was sich später als Saintonge herausstellt. Es soll allerdings in der Stadt Cognac und in Segonzac einzelne Sachverständige geben, deren Degustation eine so sichere ist, daß sie mit aller Bestimmtheit Sorte, Lage und Jahrgang des Weines zu nennen im Stande sind, aus welchem der Cognac destillirt wurde; sie werden sich aber auch manchmal täuschen und dann ebenso zu helfen wissen, wie die famosen Weinprüfer der Pfalz und des Rheingaus. Art und Qualität des zur Destillation verwendeten Materials sind freilich keineswegs gleichgiltig: nicht alle Weine eignen sich dazu. Am meisten jene leichten, angenehm die Kehle hinabgleitenden Gewächse ohne jede Säure, an welchen insbesondere das südliche Frankreich anderwärts noch völlig unbekannte Schätze birgt, deren Hebung

Digitized by Google

umsomehr der Mühe lohnt, als sie nebenbei spottbillig sind. Immer aber werden nur weiße Weine gebrannt, die rothen liefern ein untergeordnetes Product. Je älter der Wein, um so edler der daraus gewonnene Cognac. Wie es ein Aberglaube ist, daß die Gährung des Mostes alle Unreinigkeiten ausscheide — so daß demnach die beliebten Keltertänze mit wasserbedürftigen Füßen oder vielgebrauchten Stallstiefeln nicht so viel auf sich hätten — so ist es auch ein solcher, wenn man der Ueberdampfung eine unbeschränkte Läuterungskraft zuschreibt. Im Gegentheile, sobald ein Wein füchselt oder den Bodengeschmack hat, so zeigt auch das Destillat daraus die gleiche Eigenschaft. Ueberhaupt wird die Qualität eines Cognac, seine Feinheit, sein Arom, seine Schmalzigkeit — (moelleux, term. tech.) durchaus abhängig betrachtet von der Beschaffenheit des Bodens, der den Stoff dazu geliefert hat. Daher lehnen sich auch die Producenten häufig auf gegen die Classification der Crûs charentais, welche ohne wissenschaftliche Begründung bisher dem Handel damit zur alleinigen Basis gedient hat.

Der verkehrsfähige Cognac — Eau-de-vie marchande — muß die holländische Probe bestehen, d. h. in einer Eprouvette geschüttelt, lebhaft perlen; alsdann enthält er ungefähr 60 Procent reinen Alkohol. Natürlich ist diese Prüfung wenig sicher und leicht herzustellen, weshalb denn die Spritwage neuerdings bevorzugt wird. In den beiden Charentes ist der Alkoholometer von Tessa, in den südlicheren Departements derjenige von Borie im Gebrauche, welche beide fehlerhaft und dem Gay-Lussac'schen Centesimal-Aräometer weit untergeordnet sind. Frankreich producirt — nach dem zehnjährigen Durchschnitte von 1867 bis 1877, mit Ausnahme der Kriegszeit 1870/71 — im Jahre 1,200.000 Hektoliter Weinbranntwein; ungefähr der sechste Theil dieser Production entfällt auf die Charente, so daß demnach jährlich etwa 200.000 Hektoliter Cognac erzeugt werden, und zwar aus 1,500.000 Hektoliter Wein, der mit 8 bis 10 Francs die 200 Liter bezahlt wird.

Da jedoch Großbritannien allein per Jahr über 70.000 Hektoliter reinen Brandy verbraucht und überall in der Welt, wo Handel und Durst, auch Cognac zu finden ist, so mag leicht ermessen werden, wie sehr ein Mißtrauen gegen die Richtigkeit der Provenienz und Bezeichnung dieser Waare Berechtigung hat. Daß er daraus abdestillirte Stoff häufiger als gut ist, wieder zum Weine zurückkehrt, ist allbekannt; nicht blos der Champagner wird mit Weinsprit dosirt, sondern auch viele andere vornehme Sorten, die zuweilen gar nicht ohne diesen Zusatz bestehen können, wie z. B. der Portwein.

Der Franzose, namentlich der Pariser, welcher dem Gargarisme weit mehr huldigt, als man gewöhnlich annimmt — vide E. Zola »l'Assommoir« — betreibt den Cognac-Cultus mit verständnißinniger Passion. »Prendre un petit »cogue«, histoire de se rincer la dent« ist allgemein üblich und wird niemals versäumt. Selbst in bürgerlichen Häusern wird darauf gehalten, eine »Fine«, einen guten Tropfen »la bonne goutte« in Vorrath zu haben.

Digitized by Google

Weitblickende Väter legen an den Geburtstagen ihrer Kinder ein paar Flaschen in die verborgenste Kellerecke, wo sie heilig gehütet werden bis zum Hochzeitstage; dann erscheinen sie unter Rührung und Halloh, bedeckt mit dem Staub und Spinnweb von ein paar Decennien, und kein Hausherr des Marais, kein Industrieller des Faubourg du Temple würde die Feier ohne dieses Trankopfer für reell und vollständig erachten. Wie altes Silber und hausmachenes Leinen gilt in soliden Regionen »la Vieille«, das ist die Flasche alten Cognacs, für einen irreprochablen Probstein der Respectabilität. Genommen wird der Cognac vorzugsweise zu, in und nach dem Kaffee. Nebenher heißt er allgemein verständlich »Af« oder »Paf« oder »la goutté«; man fordert aber gewöhnlich ein »petit verre«. Wird ein Gläschen in den Schwarzen gegossen, so nimmt man die »Rincette«, ein zweites nennt sich »Surrincette«. Nach dem Mokka genossen, empfängt endlich der Cognac das bezeichnende Prädicat »Pousse café«. Es giebt sonderbare Schwärmer, besonders unter dem schönen Geschlechte, welche dem reinen Producte eine Mixtur vorziehen; so bildet der »Mêlé-cass«, eine Mischung von Cognac und Cassis, den bevorzugten Nektar der Hausmeisterinnen — Déesses du cordon — welche in anderen Großstädten die Anisette protegiren. Der aus Weintrestern — marc de raisin — hergestellte Branntwein führt den Namen »Blanc« oder »Blanche«. In Großbritannien und seinen Dependenzen heißt der Cognac bekanntlich nur »Brandy« von dem deutschen Worte »Branntwein« und steht bedeutend im Vorrange gegenüber den Nationalschnäpsen Gin und Whiskey, von welchen der erstere übrigens holländischer Abkunft ist und ursprünglich Genever geheißen hat. Gegenwärtig führt der niederländische Wachholderbranntwein den britischen Namen »Hollands«.

Eine Flasche veritabeln Cognacs gewöhnlichster Sorte, also unterster Rangclasse, kann im Auslande nicht gut für einen minderen Preis als drei Francs beschafft werden, wohingegen alt abgelagerter feinster Qualität fünfzehn und sechzehn Francs die Bouteille kostet. Zwischen diesen Extremen steht aber noch eine vielgliedrige Scala. Unter den berühmtesten Exporthäusern darf genannt werden die Firma J. und F. Martell in Cognac, welche zugleich zu den bedeutendsten Propriétaires gehört, wobei jedoch anderen nicht im mindesten zu nahe getreten werden soll; in Paris findet man den edelsten Tropfen in der Maison dorée bei Ernest Verdier; man verlange Jahrgang 1842!

Neuerdings ist von Lyon aus »moussirender Cognac« in Umsatz gebracht worden. Es ist dies ein sehr feiner, versüßter und mit Kohlensäure stark imprägnirter Cognac, der als Liqueur wohl nicht seinesgleichen hat, in aller Weise dem Champagner gleich; es ist rathsam, ihn in den kleinsten Flaschen zu beziehen und eine solche ohne Verzug zu consummiren, weil sonst das eigenthümlich erfrischende Getränk an seiner Effervescenz einbüßt. Es hat schon — wie alles Gute — seinen Weg nach Wien gefunden; leider ist es auch, ebenfalls wie alles Gute, nicht billig. Zart besaiteten Naturen

Digitized by Google

dürfte die »Fleur mousseuse de Cognac« insbesondere zusagen; wer von etwas rauherem Stoff, der bleibt beim unverzuckerten und unverkohlensäuerten Könige der Spirituosen, dem echten und gerechten Cognac.

Luxusgerichte.

1. Die Austern.

Es giebt eine Anzahl von Nahrungsmitteln, Speisen und Getränken, die man ziemlich allgemein, als ein Kennzeichen verfeinerten Lebens, nicht für ein Bedürfniß anzusehen geneigt ist und deren Genuß man demgemäß mehr als eine Art von Luxus betrachtet, denn als eine wirkliche Befriedigung des Körpers. Meistentheils stehen dieselben auch, in einiger Entfernung von den Orten ihres Vorkommens oder ihrer Production, in so ansehnlichem Preise, daß ihre Consumtion nur den Classen der Wohlhabenden zugänglich ist. Zu diesen Verzehrungsgegenständen gehören Austern, Caviar, Trüffeln, Schildkröten, indische Vogelnester, Gänseleberpasteten u. dergl.; es lassen sich noch daran reihen Hummern, Langusten, Krebse, Sardinen, Ingwer, conservirte Früchte verschiedener Art und andere sogenannte Delicatessen, welche theils Seltenheiten, theils im Binnenlande wegen des weiten Bezugs oder der Schwierigkeit der Conservirung kostbar sind. Wollte man, außer Europa, auch andere Welttheile in Betracht ziehen, so könnte das Verzeichniß noch bedeutend vergrößert werden, von dem Trepang (einer Holothurie) und der Ginsengwurzel in China an bis zu dem duftigen Confect aus Pandanusblüthen der Südseeinseln. Allerdings ist der Begriff sehr relativ; was an einem Orte eine ganz gemeine Speise, das ist am andern die Krone der Tafel. In diesem Sinne kann also nur von ganz wenigen jener Consumtibilien behauptet werden, daß sie blos Luxusgerichte seien; vielleicht sind dies einzig nur die Salanganen-Nester, welche schon am Platze ihrer Gewinnung beträchtlichen Werth haben. Ebenso verhält es sich auch mit den verschiedenen Getränken, deren Verbrauch man nur den Bevorzugten nachsieht; zu ihnen gehören Portwein, Sherry, Madeira, Capwein, die südlichen Liqueurweine, der Champagner, auch die feinern Liqueure und Ratafias. Es ist aber interessant, nachzuforschen, welche Berechtigung und Bedeutung dergleichen sogenannte Luxusgerichte in dem Haushalte des Menschen haben. Dann wird sich ergeben, daß dieselben theilweise einen hohen Rang einnehmen in dem Handel, dem Verkehre, der Gewerbthätigkeit der Völker, daß eine weitverzweigte Industrie sich mit ihrer Aneignung und Weiterbehandlung beschäftigt; daß sie vielen tausend Händen lohnende Arbeit geben und ungeheuere Capitalien in Umlauf setzen. In der That wird man erstaunen müssen, wenn man von der Statistik erfährt, welche Summen allein der Austernhandel bewegt, oder wie viele Personen in der Bereitung

Digitized by Google

des Portweins, des Champagners verwendet werden. In der Volkswirthschaft knüpft sich aber Glied an Glied; so erstreckt sich denn auch der Einfluß derartiger Productionen weit hinaus über ihr eigentliches Gebiet und ist im Stande, ganzen Länderstrichen und Bevölkerungen ein besonderes Gepräge zu geben. Nebenbei muß auch in Anschlag gebracht werden, daß die Luxusgerichte allerdings Nahrungsmittel sind, deren Werth nicht zu unterschätzen ist. Schon der alte Avicenna hat gesagt: »Quod sapit, nutrit« (was gut schmeckt, nährt auch), und dies gilt insbesondere von den erwähnten Speisen. Die Chemie hat deren elementare Zusammensetzung kennen gelehrt, Physiologie und Diätetik haben sich bemüht, ihre besondere Wirkung auf den menschlichen Körper zu erforschen, und sie sind dabei zu Schlüssen gelangt, welche althergebrachte Meinungen als völlig unhaltbar darstellen, somit ein neues Licht verbreiten über wichtige Grundsätze der Ernährung. Der größere Eifer, mit dem man sich in neuerer Zeit auf die Erkenntniß des Wesens der Stoffe und der Daseinsbedingungen der Naturproducte geworfen hat, bereicherte überhaupt die Wissenschaft in mancher Hinsicht sehr erheblich; es ist dies namentlich nachzuweisen bei verschiedenen der obengenannten Lebensmittel. So bietet denn die Einzelbetrachtung derselben ein anziehendes Feld nach mehreren Richtungen hin. Wir wollen versuchen, einen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen. Wir werden dann ersehen, welche ungemeine Wichtigkeit gegenwärtig schon viele der sogenannten Luxusgerichte für die gesammte Volkswohlfahrt gewonnen haben, zugleich, daß man allenthalben danach trachtet, den Luxus von ihnen abzustreifen und sie mehr und mehr der Allgemeinheit zugänglich zu machen, je nach dem Grade ihres innern Werths, d. h. ihrer Nährkraft oder Zuträglichkeit für den menschlichen Organismus. Wenn aber auch an einzelnen davon solche Bemühungen scheitern, so sind dies gerade die minder werthvollen, um nicht zu sagen, nothwendigen, während das Interesse an ihnen dadurch nicht verringert wird, daß sie auch fernerhin nur dem Luxus dienen werden. Denn auch dieser hat bekanntlich seine volle Berechtigung im Leben der Nationen, aus welchem er niemals verschwinden wird, umsoweniger, je höher sich dasselbe civilisatorisch entwickelt. Seine Ausdehnung ist bekanntlich unberechenbar, ohne daß er in wirkliche Verschwendung auszuarten braucht; schon Say hat es schön ausgesprochen, daß die Bedürfnisse der Menschen, gleich der Wärme, keineswegs auf ein festes Ebenmaß zurückzuleiten, sondern relativ sind. So lange aber die Natur Güter darbietet, hat auch der Mensch nach Maßgabe seiner Mittel das Recht, sie zu genießen; leider wird auf diese Weise jedoch oft ihre unscheinbarste Gabe für den Darbenden zum Luxusgericht.

Zu den primitivsten, ältesten Nahrungsmitteln der Menschheit gehören die Schalthiere des Meeres. Frühere Naturforscher haben den Grundsatz verfochten, daß die Beschaffenheit des menschlichen Gebisses auf Obst und Mollusken hinweise; sie führten, lange vor Darwin und Vogt, den Affen als Analogon an, der es bekanntlich trefflich versteht, die ausgeworfenen Austern des Strandes zu seiner Sättigung zu verwenden. Es giebt aber

Digitized by Google

ein besseres, untrügliches Zeugniß, daß sie schon in unberechenbar entfernter Vorzeit eine Hauptnahrung der Urvölker bildeten. Dies sind die sogenannten Kjökkenmöddinger (Küchenabfälle), deren Namen eine besondere Periode der Urzeit charakterisirt. In derselben, vor der Pfahlbautenzeit, hatten die Menschen gelernt, Thiere zu zähmen, deren Heerden sie längs der Meeresborden weideten; sie lebten von ihrem Ertrage und von Austern, Miesmuscheln, Herzmuscheln, deren Schalen, untermischt mit Knochen, Geweihen, Steinwerkzeugen und anderen Resten, in Haufen aufgeschüttet, heute noch ihre Niederlassungen bezeichnen, die sich besonders häufig in Skandinavien finden, daher auch den dänischen Namen empfangen haben. Bekannt ist, daß alle der See anwohnenden Völkerschaften von jeher Austern und andere Muscheln zu ihren Hauptnahrungsmitteln zählten. Den alten Juden waren sie unreine Speise, nur was Flossen und Schuppen trug von Meeresgethier war rein vor dem Gesetze. Dagegen verzehrten die Griechen sie in Mengen; bekannt ist deren Ostracismus, das Schalenurtheil, welches die Verbannung eines Atheners durch eine Majorität von Austernschalen oder Scherben entschied, die mit seinem Namen beschrieben waren. Bei den römischen Gastronomen standen schon frühzeitig die Austern in hohem Rufe. Der Proconsul Sergius Orata war der Erste, welcher zur Zeit des Crassus Orator, vor dem Kriege mit den Marsen, lehrte, die Austern in besonders dazu angelegten Teichen in der Nähe von Bajä zu mästen; ein Verfahren, welches ihm reichen Gewinn abwarf. Damals galten die lucrinischen Austern für die besten; später holte man sie von Brundusium und Tarent, um sie in den Mästungsteichen schmackhafter werden zu lassen. Der heute noch als solcher benutzte See von Fusaro, der Acheron der Alten, soll schon von den Römern zu gleichem Zwecke gebraucht worden sein. Horaz erwähnt der Austern an zwei Stellen der Satiren, er giebt denen der Bucht von Cumä den Vorzug:

Ostrea Circejis, Miseno oriuntur echini,
Pectinibus patulis jactat se molle Tarentum.

Plinius, welcher der Auster von Kyzicum den Vorzug einräumt, ist mit dem Verfahren der Austernmästung in den lucrinischen Teichen bekannt; Licinius Muräna führte neben ihr die Teichwirthschaft für Seefische ein, deren Columella und Varro Erwähnung thun. Apicius, der große Kenner der Tafelfreuden, kannte das Verfahren, die Austern lange Zeit frisch zu erhalten, denn er sandte sie dem Kaiser Trajan in den parthischen Krieg aus Rom nach Persien, und sie kamen daselbst an, als ob sie eben dem Meere entnommen wären. Bedenkt man die damaligen Verkehrszustände, so muß bekannt werden, daß diese Kunst der Conservirung heute noch verloren ist. In der Kaiserzeit wurden die britannischen und die gallischen Austern berühmt. Ausonius besang diejenigen der Südwestküste Galliens, welche heute noch als die vorzüglichsten der Welt gelten:

Sed mihi prae cunctis delectissima, quae Medulorum
Educat Oceanus, quae Burdigalensia nomen
Usque ad Caesareas tulit admiratio mensas.
Non laudato minus nostri quam gloria vini.

Digitized by Google

und kennt gleichfalls die künstliche Austernmästung:

Ostrea Bajanis certantia, quae Medulorum
Dulcibus i stagnis reflui maris aestus opimat.

Von den Bewohnern des Bosporus berichtet später Petrus Gillius, daß sie die Austern zu säen verständen, wie Getreide, was man lange für eine Fabel hielt, bis man auch anderwärts lernte, junge Austern zu verstreuen, um damit Bänke zu bilden. Es scheint, daß schon zur Zeit vor dem Verfalle des römischen Reiches die allzu sehr ausgebeuteten Austernbänke, welche den Bedarf geliefert hatten, unergiebig wurden; möglich auch, daß sich der Geschmack geändert, kurz, die Austern hörten auf, ein bevorzugtes Gericht zu sein. Welche Quantitäten das einzige Rom verbraucht hatte, davon liefert ein Beispiel der kaiserliche Schwelger Vitellius, welcher täglich 1200 Stück Austern verzehrt haben soll, was aber wohl so genau nicht zu nehmen ist. Mit den Römern verschwinden die Austern so ziemlich aus der Geschichte der Cultur und der culinarischen Wissenschaft; sie erobern darin erst wieder eine Stelle in der allerneuesten Zeit durch den französischen Gelehrten Coste, welcher die Aquicultur zu seinem besondern Studium gemacht und ein Verfahren der künstlichen Austernzüchtung eingeführt hat, welches schon jetzt von hoher Bedeutung ist, eine weit größere aber noch in der Zukunft erhalten wird.

Der bei allen arischen Völkern gleichklingende Name der wohlschmeckenden Schalthiere deutet in der gemeinsamen Wurzel schon an und für sich darauf hin, daß sie den ältesten Völkern wohlbekannt gewesen sind. Im Griechischen heißt Ostreon (ὄστρεον) überhaupt ein Schalthier; Aristoteles giebt der Auster den Sondernamen Limnosteron oder Limostreon (λιμνόστρεον, λιμόστρεον); bei den Römern hieß sie Ostrea, italienisch Ostrica, französisch Huître, englisch Oyster, holländisch Oester, russisch Ustritza (Устрыца) u. s. w. Daß die Gastronomen sie gern »Meertrüffel« nennen, sei nur nebenbei erwähnt; die Beziehung paßt nicht einmal. Häufig nimmt man im Sprachgebrauch Auster für irgend eine Muschel überhaupt. Man macht jedoch einen strengen Unterschied zwischen »Austern« und »Muscheln«, wenn man sie als Verzehrungsgegenstände betrachtet.

Die Auster (Ostrea edulis) gehört zu den Weichthieren oder Mollusken, in die Ordnung der Muscheln (Cormopoda), deren erster Familie sie den Namen giebt (Ostreaceen). Das Thier ist geschützt durch eine zweiklappige, flachgewölbte Schale, deren Untertheil mit Längsrippen versehen, während der obere blätterig ist, von unregelmäßig rundlicher, elliptischer Form. Der weiche Leib ist gewöhnlich von weißer Farbe, die jedoch viele Nuancen durchgeht, von Gelb an bis zum Schwärzlichen. Der Schließmuskel ist immer etwas dunkler gefärbt. Der Körper ist umgeben von einem bräunlichen Kranze der Kiemenblätter, dem sogenannten Bart. Die Auster ist ein Hermaphrodit, beide Geschlechter vereinigen sich in demselben Wesen. Die Befruchtung beginnt gewöhnlich im April, öfters auch schon im März, und kennzeichnet sich durch ein Milchigwerden der Kiemenblätter, in welchen die junge

Digitized by Google

Austernbrut sich sammelt, bis sie freigegeben wird. Dieser Vorgang dauert bis zum Ende des August; daher pflegt man die Austern in den Monaten ohne »r« nicht zu verspeisen, nicht blos, weil sie dann unschmackhaft, selbst ekelerregend sind, sondern um die Laichzeit zu respectiren. Das Fortpflanzungsvermögen der Auster ist ein unermeßliches. Schon Leeuwenhoek (1695) hat die Zahl einer mäßig starken Brut auf 1,728.000 Junge von einem einzigen Thiere berechnet, bei besonders großen Exemplaren aber sogar bis 4 Millionen gefunden. Sobald die mikroskopischen Embryonen hinreichend entwickelt sind, entläßt sie das Elternthier in's freie Meer. Mittelst eines Schwimmapparates, mit dem sie versehen sind, entfernen sie sich nach allen Richtungen, um einen festen Körper aufzufinden, an welchen sie sich anheften. Daß auf dieser Reise nach einer Heimat die Mehrzahl zugrunde geht, ist leicht begreiflich. Völlig ausgewachsen, reif ist das Thier, je nach der mehr oder minder günstigen Localität, in drei bis fünf Jahren. Es lebt von mikroskopischen Organismen, welche es zugleich mit dem Meerwasser in seinen Körper bringt. Eine angeheftete Auster, sagt Karl Vogt, ist durch ihre Kiemen- und Mundblätter, auf welchen Millionen schwingender Wimpern stehen, welche einen ununterbrochenen Kreisstrom durch den Körper erzeugen, eine Wasserturbine von unerhörtem Nutzeffect. Eine Auster treibt täglich das Fünfzehnfache ihres Körpergewichtes Wasser durch ihren Leib hindurch. Um sich einen Begriff von dieser Menge Flüssigkeit zu machen, kann man sagen, daß ein Mensch von mittlerem Körpergewicht, der einen gleichen Nutzeffect erzielen sollte, täglich 2250 Liter Wasser durch seinen Leib jagen müßte! Mit diesem beständigen Wasserstrome zieht auch die Auster ihre Nahrung an sich, die bis zu ihrem Munde fortgerissen wird, und je reicher ein Meerwasser an mikroskopischen Pflanzen und Thieren ist, je mehr organischer Stoff, theils lebend, theils zersetzt, in ihm angeschwemmt, desto mehr gedeiht die Auster, desto schneller wächst sie, desto eher ist sie marktfähig. Sie bevorzugt eine geringe Tiefe des Wassers, findet sich daher am meisten in der Nähe der Küsten. Unter einem Salzgehalte des Meeres von 17 Procent kommt sie nicht mehr fort, daher gedeiht sie nicht in der Ostsee, welche nur 5, während die Nordsee, der Atlantische Ocean und das Mittelmeer 30 bis 41 Procent Salzgehalt haben. Nicht selten findet man in den Austern kleine Perlen, fremde, unorganische Körper, welche durch Zufall zwischen die Schalen gerathen, dem Thiere unbequem werden, daher es sie mit seinem Schleim überzieht, der zu Schmelz verhärtet; in den ostindischen Austern erreichen derlei Perlen öfters Erbsengröße. Auch an Krankheiten leidet die Auster, wahrscheinlich in Folge von Nahrungsmangel, wie er bei sonst günstigen Verhältnissen in stark besetzten Bänken eintreten kann. Eine Austernbank nennt man den Platz des Meeresgrundes, wo die Austern dicht gedrängt angeheftet sind. Werden sie nicht gestört, so setzen sie sich schichtenweise aufeinander fest, so daß die unteren zuletzt von jedem Nahrungsbezuge abgeschnitten sind und zugrunde gehen müssen. Auf diese Weise sind im Laufe der Jahrtausende fossile Austernbänke entstanden, wie

Digitized by Google

deren sich namentlich längs der amerikanischen Küsten in ungeheuren Ausdehnungen hinziehen und zum Theile einen Schutzwall gegen die Brandung bilden, ähnlich wie die ringförmigen Korallenriffe der Südsee-Inseln. Die Krankheit der Austern kennzeichnet sich durch rostbraune Flecken, bedeutende Abmagerung, zuletzt bildet sich um das Thier, innerhalb der Schale, eine dünne glashelle Membrane, worauf es bald absteht. Vergiftungsfälle durch den Genuß kranker, aber auch anscheinend gesunder Austern sind mehrfach bekannt. Im Jahre 1862 erkrankte in der bretagnischen Stadt Quimper eine ganze Familie nach dem Genuß frischer, von Falmouth importirter Austern unter den heftigsten Vergiftungsanzeichen. Zwar wurden durch rasche Vorkehrungen der Aerzte Alle gerettet, hatten aber doch längeres Siechthum zu bestehen. Die Austern wurden, wahrscheinlich nur oberflächlich, untersucht und nichts Verdächtiges daran gefunden, als die grüne Farbe; diese aber gilt bei vielen Feinschmeckern gerade als ein besonderer Vorzug.

Es giebt nämlich gewisse Austernbänke, deren Producte mit der Reifezeit ein schönes, grünes Pigment aufnehmen, welches hier und da auch künstlich zu erzeugen gelungen ist. Die berühmtesten grünen Austern sind die französischen von Marennes, dann die englischen aus Falmouth und Cornwallis, die italienischen von Fusaro (nicht immer grün, sondern öfters so stark bis in's Schwärzliche pigmentirt — Folge des vulkanischen Schlammes ihrer Lagerstätten — daß sie dem Nordländer zuwider sind), und die adriatischen von Murano. Die Ursache der grünen Färbung ist nicht sicher festgestellt. Man schreibt sie verschiedenen Infusionsthierchen, dem Vibrio ostrearius oder einer Gallionella, ferner mikroskopischen Seepflanzen, in der Adria einem moosartigen Pilz zu, welche durch Einwirkung von dem im Boden enthaltenen Schwefeleisen zersetzt worden und mit dem Wasser in die Kiemenblätter des Thieres gelangt sind, endlich auch der bloßen Einwirkung der Wärme und des Lichtes. So viel ist gewiß, daß durch sachgemäße Behandlung sowohl Austern von grüner als von weißer Farbe erzeugt werden können, wie namentlich die Austernteiche von La Tremblade beweisen. Die erstere ist aber nicht mehr so beliebt wie ehedem; in Paris wenigstens bevorzugt man gegenwärtig allgemein die weißen Austern, während früher die grünen doppelt so hoch im Preise standen. Schädlich ist übrigens die grüne Färbung nicht im geringsten; sie erstreckt sich auch weniger auf das Thier selbst als vielmehr auf dessen Bart.

Man sollte glauben, die Auster könne in ihrem Panzerhause, festgekittet am Felsen oder eingewühlt in den Sand der Tiefe, gar keine Feinde haben außer dem unersättlichen Menschen; sie hat deren aber eine ganze Anzahl. Einer ihrer gefährlichsten ist die Bohrschnecke (Nassa reticulata: französisch Bigorneau perçeur), welche sie anbohrt und aussaugt; ebenso die Mondbohrschnecke (Murex tarentinus). Besonders fürchten die französischen Austernzüchter ein Muschelthier kleinster Art, Maërle genannt, dessen Gattungsname unbekannt ist, es überzieht die Austernbänke millionenweise und ruinirt sie in kürzester Zeit. Langusten und Hummern wissen die Auster zu

Digitized by Google

überraschen, wenn sie ihre Schalen aufgeklappt hat; den listigen Kampf eines Hummers mit einer Auster, wobei der erstere mit der Scheere der letzteren ein Steinchen zwischen das Gehäuse schiebt, hat J. Cats in lateinischen Strophen verherrlicht. Polypen verschlingen namentlich die ganz jungen, noch schwärmenden Austern zu Tausenden. Auch Fische stellen ihr nach, insbesondere die Rochenarten Raja aquila und Raja pastinaca: man hält dieselben längs der Küsten durch eingeschlagene Stäbe, so daß die breiten Fische nicht hindurchkönnen, ohne sich zu spießen, von den Austernbänken ab. Die Austernfischer, Haematopus ostralegus (französisch l'oiseau huîtrier, italienisch Ostricario), ein über ganz Europa verbreiteter Waldvogel aus der Familie der Strandläufer, steht dagegen mit Unrecht im allgemeinen Verdachte, ein Austerndieb zu sein, denn wenn er auch zu den dicht am Ufer lagernden Schalthieren gelangen könnte, so vermag er sie doch nicht zu öffnen, verspeist daher höchstens die an den Strand geworfenen, verschmachteten, deren Schale offen steht. An solchen thun sich noch mancherlei Thiere gütlich, auch vierfüßige; Erzählungen, wie eine Auster Mäuse fängt, giebt es mehrere, sogar ein lateinisches Epigramm von Burmann deutet auf einen solchen Fall. Stürme und Verschlämmungen werden Austernbänken in der Nähe der Gestade oft verderblich. Am meisten ruinirt dieselben aber der rücksichtslose, unsystematische Fang, namentlich während der Laichzeit.

Die Familie der Ostreaceen, der austerartigen Muscheln, zählt außer der gewöhnlichen, eßbaren Auster noch mehrere Arten, welche man in zwei Gruppen theilt, solche mit gewelltem und solche mit ebenem Schalenrand. Sie sind alle genießbar, einige den tropischen Meeren angehörige Arten sollen sogar in Größe und Wohlgeschmack die europäischen weit übertreffen. Von diesen letzteren ist, nach der gewöhnlichen, die bekannteste die Hahnenkamm-Auster, Ostrea crista galli oder cristata des Mittelmeeres. In Ostindien heimisch ist die Baum-Auster, O. parasitica, welche sich besonders gern an die zahlreichen Wurzelausläufer der Rhizophoren oder Manglebäume anheftet, so daß dieselben zur Zeit der Ebbe ganz damit incrustirt erscheinen; es hat dies zu der Fabel von Austern tragenden Bäumen Anlaß gegeben. Ebendort, auch in Afrika, kommt vor die Blatt-Auster, O. folium, eine kleine, aber besonders wohlschmeckende Art. In Nordamerika unterscheidet man drei Arten: O. virginiana, O. canadensis und O. borealis, welche sich den europäischen gegenüber namentlich kennzeichnen durch die violette Färbung der Muskeln und die stets mehr lange als runde Form der Schalen. Innerhalb der Arten giebt es gleichfalls wieder viele Unterschiede, auf welche der richtige Austernkenner nicht geringen Werth legt. Berg-Austern nennt man die auf felsigem Grunde gewachsenen, welche man den Sand-Austern, diese aber wiederum den Schlamm-Austern vorzieht. Pfahl-Austern heißen solche, die sich an Holz ansetzen, an Pfähle, Faschinen, Baumstämme, Wurzeln u. s. w., es finden sich darunter die schmackhaftesten Sorten. Hut-Austern (Pieds de cheval, Horse-shoe Oyster) werden die größten Varietäten genannt, sie finden sich gewöhnlich auf dem tiefsten Grunde, sind roh

Digitized by Google

und rauh, werden daher meistens nur zur Speisezuthat verwendet. In Europa kommen sie vor im Canal la Manche, bei Cette im Mittelmeere und im Skagerrack. Amerikanische Horse-shoe-Austern hat Sarah Felix in Frankreich eingeführt. Eine untergeordnete Sorte sind auch die Flach-Austern (Huitres comprimées) mit ganz zusammengedrückten Schalen und grauem, oft sogar schwärzlichem Fleisch; sie stecken im Schlamm, in Löchern, welche bei eintretender Ebbe sichtbar werden.

Die berühmtesten Austernbänke oder Fundorte der Austern sind die folgenden: die ganze Westküste von Frankreich, vorzüglich die Plätze Rocher du Cancale bei Saint-Malo, die Bucht von Arcachon mit der Bank La Hillon, deren besonders geformte Austern »Gravettes« heißen von den Furchen, die sie im Sande hinterlassen, Marennes, Ile de Chauzet bei Granville in der Normandie, Bucht La Forêt in der Bretagne, Bucht de la Trinité bei L'Orient, Touras bei Rochefort, Calais, Dünkirchen u. a. m. Die beliebtesten Austern in Paris sind gegenwärtig diejenigen aus dem Aermelcanal. Holland besitzt große Austernbänke in dem Zuidersee, zu Texel, Zirikfee, Wadden, Dollach, Vieringen, Lannerzee u. s. w., Belgien bei Nieuwport (Nieuweweck bei Nieuwediep), während in Ostende sich nur Erziehungsanstalten für englische Austern befinden. Der letzteren giebt es zahlreiche Sorten, unter welchen die kleinen der Süd- und Südostküste unter dem Namen »Natives« in den Handel kommen. Als die vorzüglichsten aller Austern gelten in England selbst die Emsworth Natives von der Insel Hayling in der Bucht von Portsmouth (schon im altberühmten »Doomesdaybook« erwähnt); ihnen zunächst stehen die Milton aus Kent, welche jenen sogar theilweise den Rang ablaufen, die Langston-Harbour, die von Newtown auf der Insel Wight, die grünen Falmouth und die Berg-Austern von Harwich, deren Ankergrund ein besonders felsiger, auch hartsandiger Meeresboden ist. Große Austernbänke besitzt die Küste von Hampshire, die von Wales, Bucht von Caernavon, von Essex und Cornwallis (grüne!); bekannte Bezugsorte sind ferner: Colchester, nur als mittelgut geachtet, Langston, Chichester, Faveriham, Whitstable, welchen Namen die sämmtlichen Producte der künstlichen Austernbänke im Estuarium der Themse (soweit Ebbe und Fluth reichen) führen; Rochester, Burnham, Schottland und Irland besitzen eine Menge von Austernbänken, letzteres Land rühmt seine Carlingfords als die besten der Welt; die Canalinseln Jersey und Guernsey sind gleichfalls höchst ergiebig; endlich giebt es mitten im Canal reiche Austernbeete, welche außerhalb der Jurisdiction irgend einer Nation liegen, daher nach gemeinschaftlicher Convention von Briten und Franzosen zugleich ausgebeutet werden. In den Binnenstädten Norddeutschlands sind die großen holsteinischen Austern die bekanntesten; eigentlich sind sie schleswigische, von der Westküste bei Husum, den Inseln Sylt und Föhr; sie liegen auf lehmigem Meeresboden und mästen sich im Abfluß der Marschen. Auch bei den Nordseeinseln Norderney, Nauwerk, Wangeroge befinden sich Austernbänke, holländische Fischerboote, welche auf der Doggerbank thätig waren, pflegen die

Digitized by Google

daſelbſt aufgenommenen Auſtern bei den genannten Inſeln niederzulegen, um ſie im nächſten Jahre gemäſtet wieder einzunehmen. In dem ruhigen Gewäſſer des Limfjord im Kattegat und bei Skagen liegen Auſtern, an letzterem Orte die größten Europas, aber rauh von Geſchmack, ähnlich den Helgoländern; das Gleiche gilt von denjenigen Schwedens und Norwegens. Die Küſten Spaniens und Portugals ſind gleichfalls an vielen Stellen gut beſetzt; berühmt ſind die grünen, baskiſchen Auſtern, ſowie diejenigen von Almada an der Tajo-Mündung und die der Balearen, beſonders von Ivica. Italien hat von altersher berühmte Auſternbänke, namentlich im Golf von Neapel, in der Bai von Cumä; derjenigen des Fuſaroſees iſt ſchon gedacht worden. Als beſonders berühmt galt und gilt die Arſenal-Auſter von Venedig, eine Pfahl-Auſter an den Hafenbauten, welche aber nach der Erbauung der Porta-nuova aus dem Arſenal gänzlich verſchwunden iſt, ſie ſcheint ſelbſt früher niemals in großen Mengen gefunden worden zu ſein; ja, Kenner leugnen ihr jemaliges Daſein gänzlich und behaupten, der Name ſei nur ein Köder für leichtgläubige Reiſende geweſen, die darunter mit Andacht die Auſtern von Chioggia verzehrt hätten. Künſtliche Zucht der Auſtern in den Baſſins des Arſenals iſt mißlungen, dagegen ergab diejenige der Miesmuſcheln glänzende Erfolge. Die Adria ernährt ſehr geſchätzte Auſternſorten. Allen voran ſteht die Trieſtiner Pfahl-Auſter, ſie kommt aus der Bucht von Muggia gegen Duino, iſt aber ſehr ſelten, daher ſo theuer und geſucht, daß der Fremde ſie ſchwerlich zu koſten, ſondern dafür die ordinären der Lagunen von Morgo und Grado vorgeſetzt bekommt. Die grünen Auſtern von Murano, die Pfahl-Auſtern der Buchten von Siſtiana, Capo d'Iſtria, Porto Caleri, Valle Sagreda, Bajona, die Bänke unter dem alten Schloſſe Duino auf Felſengrund, des Lago-grande auf Meleda und vieler kleiner Eſtuarien und Buchten werden von der Gilde der Oſtreganti (Auſternfiſcher, eine Art Ariſtokratie gegenüber den Capariol, den Sammlern von Herzmuſcheln) ausgenutzt. Die edelſte, durch Größe und Wohlgeſchmack ausgezeichnete Auſter des Adriatiſchen Meeres iſt diejenige von Carin bei Novigradi im Bezirke Zara, die ſchlechteſte diejenige der Görzer Küſte, Teraglio genannt, mit ſchwarzem Kiemenrand, daher nicht beliebt und ſchwer verkäuflich. Griechenland und die Türkei beſitzen zahlreiche Auſternbänke, letztere namentlich im Bosporus; das Schwarze Meer hat dagegen keine aufzuweiſen, wahrſcheinlich in Folge ſeines geringen Salzgehaltes. In Aſien ſind die Küſten von Oſtindien und China beſonders reich; Afrika beſitzt Auſternbänke am Niger, am Senegal, am Gambia, in der Moſſelbai des Caplandes, alle jedoch von geringerer Qualität als die europäiſchen. Auch Polyneſien iſt genugſam damit bedacht, am reichlichſten jedoch Amerika, deſſen ungeheure Küſtenausdehnung den Anſiedlungen der Mollusken beſonders bequem erſcheint; in dieſer Hinſicht iſt es jedenfalls der begünſtigtſte Welttheil. Die vorzüglichſten Sorten der Vereinigten Staaten kommen aus der Cheſapeake-Bai, von der Küſte Maſſachuſetts, Virginias (die virginiſche Auſter iſt identiſch mit einer foſſilen der Bucht von Bordeaux!)

Digitized by Google

und aus der Bai von Wellfleet am Cap Cod. Auch Californien erzeugt vortreffliche Austern. Diejenigen Südamerikas sind dagegen minder beliebt, gewöhnlich von fadem Geschmack und kommen nicht in den Handel. Uebrigens wird in ganz Amerika das Verfahren der Mästung, Parkirung der Austern in großartigem Maßstabe betrieben.

Der Austernfang geschieht mit dem Scharrnetz oder mit dem Austernrechen. Ersteres ist ein sackartiges Garn, dessen Mündung durch einen eisernen Bügel offen gehalten wird, die untere Querstange ist mit Zinken besetzt, welche beim Schleppen über die Bank die Muscheln losreißen, so daß das Netz sie aufnehmen kann; manchmal füllt sich dasselbe bis zu 200 Stück auf einmal. Die Breite des Austerngarns (französisch Drague, englisch Dredge, italienisch Ostreghero oder Mussolero, wenn der Rahmen von Holz, Cassa, wenn er von Eisen) beträgt gewöhnlich 60—75 Centimeter, die Zinken, 10 an der Zahl, sind 6—10 Zoll lang; es wird mittelst Tauen von den Barken geschleift. Liegen die Mollusken in geringerer Tiefe, so bedient man sich des Austernrechens, der einen 15—20 Fuß langen Stil und derartig gebogene eiserne Zinken hat, daß ihr äußerster Abstand von der Horizontalen des Balkens 25 Centimeter beträgt. In Nordamerika verwendet man gerne zwei gekreuzte, durch ein Scharnier in eine Zange (Tong) verwandelte Rechen mit geraden Eisenzinken. Die Austernbarken sind gewöhnlich Smacks von geringem Tonnengehalt; die Bemannung beträgt 3—4 Handen; in dem Mittelmeere beschäftigen sich Gabarren zu 3—4 Tonnen, Bragagnen zu 2—3 und Batelli zu 2—3 Tonnen mit dem Austernfang; es sind dies Boote ohne Deck mit 1—3 Masten; als Transportschiffe dienen die einmastigen Toppi, zu 3—4 Tonnen, oder die Ruderboote Tratti. Selten bildet der Austernfang ein ausschließliches Gewerbe, sondern wird gewöhnlich neben der Seefischerei betrieben; nur Nordamerika macht eine Ausnahme. Doch giebt es längs der Küsten immerhin auch Fischer, welche den Austernfang in erster Linie, die eigentliche Fischerei erst in zweiter betreiben. Es ist noch nicht lange her, daß eine einzige Austernbank an der irischen Küste gegen 2000 Fischer beschäftigte, allein sie ward so unbarmherzig ausgebeutet, daß die Ernte, welche 1860 durchschnittlich gegen 1000 Pfd. St. in der Woche der Saison abwarf, gegenwärtig auf 300 Pfd. St. das ganze Jahr herabgesunken ist. Die große, über drei englische Meilen lange Austernbank im Canal an dessen engster Stelle ist binnen wenigen Jahren vollkommen gesäubert und jede Reproduction unmöglich gemacht worden. So war es auch mit den ehemals berühmtesten englischen Austernbänken zu Newhaven, deren Product als das feinste der Welt galt; sie sind durch maßlose Ausnutzung gänzlich zugrunde gerichtet und das britische Sprichwort sagt von ihnen: »They have killed the goose for the sake of the golden egg« (sie haben die Gans geschlachtet, um das goldene Ei zu finden). Das ist aber leider an sehr vielen, vormals einträglichen Stellen des Austernfanges geschehen. Der größte Schaden wird angerichtet durch die Fischerei während der Laichzeit; in London, Paris und Hamburg kann man auch in den

Digitized by Google

Monaten ohne »r« Austern bekommen, und sie werden genossen, trotz des oft ekelhaften Ansehens und schlechten Geschmacks. Daß dadurch aber zahllose Brut zugrunde geht, wird von den Wenigsten beachtet. Allerdings giebt es Gesetze und Conventionen, welche eine Schonfrist vorschreiben und während dieser den Austernfang verbieten, aber sie zu handhaben, ist sehr schwierig, wenn nicht eine strenge Marktpolizei mit ihnen Hand in Hand geht. Die französisch-englische Convention zum Schutze der Austernfischerei verbietet den Austernfang von Mai bis Juli inclusive, zweckmäßiger wäre das Verbot bis Ende August. In der Adria dauert die Laichzeit etwas länger als in nordischen Meeren, daher gilt in Oesterreich und Italien die letztgenannte Schonfrist. Das Serbelloni'sche Gesetz für die Lagunenfischerei (vom Jahre 1808) bestimmt: Im Allgemeinen ist der Fang der Austern in den Monaten Mai bis August inclusive verboten. Zum Gebrauche der Valli (Weiher Parks, im Wege der Bestockung) werden gegen Erlegung von 2 Lire Licenzen für Austernsammler in den Hauptcanälen ertheilt. Aber auch zu diesem Behufe dürfen Austernnetze niemals in den Paludi und Barenen gebraucht werden. Allein Professor Schmarda bemerkt dazu: »Dieses höchst weise Gesetz, welches den Fang der Austern während der Laichzeit verbietet und so deren Vermehrung garantirt, wird gröblich verletzt. Ich habe im Monat Mai 1864 überall Scharrnetze im Gebrauch gefunden und Austern wurden auf öffentlichen Plätzen und in Speisehäusern verkauft. Ich habe wiederholt solche Austern untersucht und sie in der Mehrzahl der Fälle voll junger Brut gefunden.« Ein zweiter Uebelstand, welcher abzustellen wäre, ist der Verkauf von Austern, welche ihr Wachsthum noch nicht vollendet haben In England und Frankreich dürfen die Austern, welche die vorgeschriebene Normalgröße noch nicht erreicht haben, nicht verkauft werden. Es geschieht leider doch. In Italien kommen die Austern zu jeder Jahreszeit auf den Markt. Das Gesetz, welches den Verkauf vom 3. April bis Ende August verbietet, stammt schon aus dem Jahre 1532. Die zunehmende Verringerung der natürlichen Austernbänke hat in England Vorschläge in's Leben gerufen, dem Austernfange ein größeres Gebiet anzuweisen. Gegenwärtig gehen die französischen und englischen Austernfischer nicht tiefer als bis 30 Faden, es ist aber erwiesen, daß in größerer Tiefe noch ungehenere jungfräuliche Austernbänke begraben liegen, mit Gewißheit weiß man es von der Doggerbank und vom Canal, zwischen Cap Lizard und der Insel Ouessant. Solche Stellen sollen nach dem Plane von Robert Atkin ausgebeutet werden durch kleine Dampfer, Propeller, von 150 Tonnen Last, mit Eiskammern und Wasserabtheilungen für den lebenden Transport ausgerüstet, der Fang selbst soll mit Trawls (französisch Chalut, italienisch Cocchia oder Strassina), Schleppnetzen, vor sich gehen, wie sie zur Dorschfischerei im Gebrauche sind, aber für den besonderen Zweck entsprechend verändert. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies Project zur Ausführung gelangt.

Wie schon mehrfach erwähnt, hat man seit den ältesten Zeiten an vielen Orten den Gebrauch befolgt, einen Theil der gefangenen Austern an

Digitized by Google

geeigneten Stellen wieder in's Meerwasser zu legen, theils um die ausgewachsenen zu mästen, theils um die jungen zur gehörigen Größe heranreifen zu lassen. Solche, häufig künstlich angelegte Wachs- und Mästgebiete nennt man »Parks« (Oyster farms) und das Verfahren »Parkirung« (O. farming). Man wählt dazu gewöhnlich stille Salzgewässer, mit gutem Grunde, am besten hartem Sande; diesem jedoch fehlen gewöhnlich die Bedingungen, welche zur Mästung der Austern vorhanden sein müssen, nämlich reichliche Nahrung und völlige Ruhe. Beide finden sie am sichersten in den Estuarien der Flüsse, weshalb auch in diesen sich die meisten Austernparks befinden, so in der Themse, vor dem Ausflusse des Stour (Harwich), des Yare, im Humber, im Solent, im Milford Harbour, im Carlingford Lough (Großbritannien), vor den Mündungen der Somme, der Seine, des Rance (Cancale), der Loire, der Charente (Ile de Ré, Oléron), des Seudre (Marennes), der Gironde (Frankreich), der Yssel, der Weser, der Elbe, welche letztere ihren befruchtenden Schlamm bis über die Halligen und nach Helgoland hinausspült, u. s. w. Ebenso geeignet sind auch geschützte Buchten am Gestade mit reichem submarinen Pflanzenwuchs und Abschwemmungen vom Lande her, wie z. B. bei Ostende, Husum u. s. w., oder endlich natürliche oder künstlich angelegte Brackwasserbecken mit dem nöthigen Salzgehalt und reichem, organischem Leben, wie der Fusarosee in Neapel, die venetianischen Lagunen, die istrischen Paludi und Barenen. In diese Behälter werden die Austern kunstlos eingesetzt, um, gewöhnlich nach Verlauf eines Jahres, oder zweier, wieder herausgenommen zu werden. Man bezeichnet die Stellen, namentlich auch diejenigen, wo die jüngere, zu längerem Bleiben bestimmte Saat eingesenkt worden ist, und hat dann weiter keine Arbeit bis zur Ernte. Die künstlich angelegten Austernparke werden gewöhnlich derartig eingerichtet, daß die Meerfluth nur bei besonderer Höhe in dieselben zu dringen vermag, damit von Zeit zu Zeit das Wasser erneuert wird. Dasselbe steht meistens nicht viel über einen Fuß hoch über den eingelegten Austern; dies ist wenigstens der Fall in den französischen Parks, namentlich in denjenigen von Marennes zur Hervorbringung grüner Austern. Der Bezirk, in welchem sie hauptsächlich angelegt sind, heißt La Tremblade (Charente inférieure). Der Boden dieser, vor der Mündung des Seudre gelegenen Becken besteht aus ziemlich festem, lehmigem Schlamm und wird sorgfältig rein gehalten, auch von Zeit zu Zeit mit hölzernen Stampfen geebnet. Zum Satz nimmt man junge, ein- bis zweijährige Austern, welche mit möglichster Regelmäßigkeit so vertheilt werden, daß ungefähr 15.000 Stück auf die Fläche einer Hektare kommen. Sie bleiben gewöhnlich zwei Jahre lang im Park; alsdann erscheinen die Kiemenblätter intensiv grün gefärbt, der Körper des Thieres sehr fett, mit zartem, rosigem Fleische von besonderm Wohlgeschmack. Alljährlich werden in Marennes auf diese Weise über 60 Millionen Stück Austern im Werthe von gegen 4 Millionen Francs parkirt oder gemästet. Die Austernparks bei Ostende bestehen in ausgemauerten Becken, welche mittelst Schleusen völlig entleert werden können; sie werden alle 24 Stunden

Digitized by Google

gereinigt und im besten Zustande erhalten. Es sind deren 7, und es werden jährlich 15 Millionen Austern, ausschließlich für den Export bestimmt, eingesetzt. Das letztere geschieht vom Monat September an bis zum Frühjahre. Die gefangenen, zur Parkirung bestimmten Austern kommen zuerst in Entrepots, Bassins, welche täglich zweimal vom Meere überfluthet werden; nach einiger Zeit werden die großen, als Marktwaare schon tauglichen ausgeschieden und die kleinern in die Parks gebracht. Hier müssen sie nicht allein sorgfältig vor Frost und Hitze geschützt, sondern auch wiederholt von einem Becken in das andere versetzt werden, damit die Reinigung vorgenommen, der angesammelte Schlamm entfernt werden kann. Parqueurs, wie die Austernmäster heißen, welchen nicht mehrere Becken zu Gebote stehen, verrichten auch die Reinigung einfach mit der Hand und legen das Thier wieder an seinen Platz. Die Mästteiche heißen auf französisch Claires, italienisch Valli, und das ganze Verfahren wird daher auch Claireswirthschaft genannt. Außer der Veredlung und der Farbenveränderung, welche die Austern darin erlangen, sollen sie auch in ihnen lernen, ihr Wasser länger an sich zu behalten, dessen Vorhandensein die Gourmandise auf dem Continent, nicht aber in Großbritannien, besonders schätzt. Es schadet nichts, wenn die Claires manchmal ganz trocken liegen, doch sieht man darauf, daß die Austern wenigstens immer 20 Tage lang ununterbrochen unter Wasser bleiben; übrigens begnügt man sich in vielen französischen Claires mit einem Wasserstande von nur 4 Zoll. In Nordamerika befinden sich die hauptsächlichsten Austernparks an der Küste von State Island, namentlich in der Price Bay, am East River, bei Harlem, an dem Gestade von Shrewsbury, in der Bai von Quinnipiac, bei Bird Island, Hong Island, an einzelnen Stellen des Saint-Charles River und Mystic River. In Italien und längs der Ostküste der Adria steht die Vallicultur nicht blos für Austern, sondern auch für Seefische in hoher Blüthe. Zur Mästung der erstern wird sie mit Vortheil betrieben, namentlich zu Chioggia und zu Isola bei Venedig; doch hat eine ausgebrochene Epidemie diese Industrie an ersterm Orte auf lange hin geschädigt. In Frankreich betrachtet sich der Staat im Besitze der gesammten Meeresufer, einer Fläche von über 200.000 Hektaren, und will sich im Interesse der Marine desselben nicht entschlagen. Zur Anlage von Parks oder Claires bedarf es daher einer Concession von Seite der Marine-Administration, welche aber nur gedienten Seeleuten, und zwar auf Zeit, widerruflich, ertheilt wird. Daher befinden sich die Claires wirthschaftlich nicht immer in den besten Händen; nur selten und durch besondere Vergünstigung können sich dem Seewesen fremde Personen dieser wichtigen Industrie direct widmen, weil schon die einzige Thatsache der Beschäftigung mit dem Seefischfang genügt, um Jedermann in die Inscriptionsregister der Marine eintragen zu können. Begreiflicherweise ist diese harte und durch nichts gerechtfertigte Maßregel nicht gerade geeignet, die Austerncultur zu heben; nichtsdestoweniger steht sie doch in Frankreich am höchsten, da es leicht ist, einen berechtigten Concessionär aufzutreiben und den Bedarf durch

Digitized by Google

eingeschriebene Fischer zu beziehen. Der Reinertrag der Claireswirthschaften ist bei richtigem Betriebe ein sehr lohnender und kann sich bis 1500 Frcs. per Hektar erheben.

Wohl zu unterscheiden von der Parkirung und Mästung der Austern ist ihre künstliche Zucht. Diese hat den Zweck, durch Schutz der jungen, den Schalen der Mutter entschlüpften Austern gegen die zahllosen Gefahren, welchen dieselben im freien Meere ausgesetzt sind, eine gesteigerte Production, demnach eine Vermehrung des Umsatzes zu erzielen. Zu dem Ende muß sie vor sich gehen an geschützten Stätten und unter allen Bedingungen, welche das Leben und Gedeihen der Mollusken in Anspruch nehmen. Erst in der neuesten Zeit ist die künstliche Austernzucht zu einem wirklich großartigen Gewerbe, und zwar binnen kurzer Frist geworden; bekannt aber war sie in den ältesten Zeiten, und der Fusarosee diente ihr schon unter den alten Römern, wie noch heute. Dieser kleine, nicht weit von Neapel gelegene Salzsee, welcher durch einen unterirdischen Canal mit dem Meeee in Verbindung steht, hat ungefähr eine Stunde im Umfange und eine Tiefe von fünf bis sechs Fuß; sein Boden ist ein schwarzer, fein zertheilter Lavaschlamm; überhaupt soll er vulkanischen Ursprunges sein und mit dem Vesuv in Verbindung stehen; bei großen Ausbrüchen des letzteren ist es vorgekommen, daß sämmtliche Austern zugrunde gegangen sind in Folge der Schwefelwasserdämpfe, mit welchen sich plötzlich sein Wasser schwängerte. In dem ganzen See sind nun kegelförmige Steingruppen durch ringsum eingeschlagene Pfähle gehalten, von sechs bis neun Fuß Durchmesser in mit dem Ufer parallelen Ringen aufgeschüttet; außerdem sind starke Pfähle in größeren Abständen in der Mitte des Sees errichtet und durch Seile mit einander verbunden; an diesen hängen an senkrechten Stricken beschwerte Faschinen, welche sich unter Wasser befinden. Diese, wie jene künstlichen Felsen, dienen den Austern zu ihren Wohnsitzen und Wachsstätten. In den ersten Monaten des Jahres erfolgt die Bestellung des Sees; die trächtigen Austern werden aus der Bucht von Tarent bezogen und vorsichtig eingesetzt; ihre Vermehrung geht völlig ungestört und unter den günstigsten Verhältnissen in unglaublicher Weise vor sich; bald sind die Steinkegel sowohl als die eingehängten Faschinen über und über mit jungen Austern in mehrfachen Schichten übereinander bedeckt. In der Mitte des Sees sind auf künstlichen Inselchen zwei Wächterhütten errichtet, deren Bewohner die Pflege der Zucht unter sich haben Der See wird öfters gereinigt, die Austern nach der Größe sortirt und an bestimmte Plätze gebracht, namentlich die jungen von den Faschinen auf die Steine, und die Marktwaare ausgeschieden. Letztere geht, in Weidenkörben verpackt, sämmtlich nach Neapel. Dreißig Monate genügen zum völligen Auswachsen. Der Lago Fusaro wirft eine jährliche Rente von 32.000 Frcs. ab. Diese Umstände waren bekannt. Durch den Erfolg der künstlichen Fischzucht, welche ihm gleichfalls viel verdankt, ermuthigt, kam der französische Naturforscher und Akademiker Coste auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, auch die künstliche Austernzucht einzuführen und dadurch eine neue

Digitized by Google

Quelle des National-Einkommens zu schaffen. Die in solchen Angelegenheiten sehr weitsichtige Regierung des dritten Kaisers ging auf seine vorgelegten Pläne ein; er reiste im Jahre 1855 an den Lago Fusaro und gründete 1858 die erste Anstalt zur künstlichen Austernzucht in Frankreich zu Saint-Brieuc. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ein anderer, ein Maurer in Rivedoux auf der Insel Ré, Hyacinthe Boeuf, dem Gelehrten die Priorität streitig macht, indem er schon vor 1854 die künstliche Austernzucht mit Erfolg durchgeführt haben will; wie dem auch sein möge, so steht so viel fest, daß es nur dem Eifer und dem Wissen Coste's zu verdanken ist, wenn sie sich, wie geschehen, binnen wenigen Jahren zu einer großartigen Industrie emporgeschwungen hat. Neben ihm muß aber auch ein deutscher Name genannt werden, der des Dr. Kämmerer, welcher, auf der Ile de Ré angesiedelt und begütert, sich der neuen Sache mit Geschick und Glück dermaßen annahm, daß die wichtigsten praktischen Einrichtungen dabei auf sein Theil fallen. Wie gesagt, besteht das ganze Wesen der künstlichen Austernzucht darin, daß, ebenso wie bei der künstlichen Fischzucht, dahin getrachtet wird, die eben entwickelte Brut so vor den Gefahren und Zufällen des Meeres zu behüten, daß nicht von den Millionen Embryonen einer einzigen Auster nur wenige Exemplare am Leben bleiben und zur Fortentwicklung gelangen. Dazu bedarf es vor allem geeigneter Salzwasserbecken von größerer Tiefe als die Claires, sogenannte Productionsparks. Wo dieselben nicht vorhanden sind, werden sie angeschafft durch Aufführung von oft kostspieligen Dammbauten mit Schleusen in geeigneten Lagen der Meeresnähe. Die besten Gründe sind diejenigen mit feinem Kalksandboden, der zum großen Theile aus Muschelträmmern besteht, und zahlreich vertheilten Felsblöcken, woran sich die Schalthiere festheften können. Wo diese fehlen, müssen sie herbeigeschafft oder durch künstliche Vorrichtungen ersetzt werden. Man unterscheidet die Lagerplätze der Mutter-Austern, wozu gewöhnlich Steine, Pfähle u. dergl. genügen, von den Brutsammlern (Buches collectrices, englisch Hurdles, italienisch Raccoglitori), welche letztere derartig eingerichtet sein müssen, daß die jungen schwärmenden Austern sich leicht daran in großer Anzahl festsetzen, gewissermaßen verstecken und halten können, während sie zugleich möglichst geschützt sind, außerdem, daß man sie bequem aus dem Wasser heben und wieder einsetzen kann. Es giebt vielerlei Arten und Formen der Brutsammler; wie es scheint, bewähren sich verschiedene je nach den verschiedenen Localitäten. Man nimmt dazu locker gebundene, freischwebende Faschinen (in der Mitte geschnürt, am Ende des Strickes ein Stein zum Versenken) wie im Fusarosee, Hohlziegel, treppenartig zusammencementirte Bau- oder Dachziegel, oder Gruppen aus losen Ziegeln, welche unten auf Latten ruhen müssen, damit sie nicht in den Grund sinken, zerbrochene Ziegel, Drainröhren, wobei man gefunden haben will, daß die intensiv roth gebrannten Steine bessere Resultate ergeben als die hellern, endlich auch Holzgerüste, Trümmer von Booten u. s. w. Von den hölzernen Brutsammlern kommt man jedoch neuerdings mehr ab, und das mit Recht. In der Bucht

Digitized by Google

von Arcachon hat das französische Marine-Ministerium eine, im Jahre 1865 vollendete, künstliche Austernzucht-Anstalt gegründet, welche die Schalen der gemeinen Herzmuschel, Cardium edule, neben Hohlziegeln, als Brutsammler verwendet; mit 500.000 Stück Austern aus dem Park von La Hillon bestockt, konnte sie 1866 schon über sechs Millionen marktfähige Austern verkaufen, ohne den Bestand im Geringsten zu gefährden. In der Valle Bistrina bei Stagno in Dalmatien werden jährlich 3000 bis 3600 Aeste von Eichen, mit Steinen beschwert, als Brutsammler ausgelegt, sie haben sich bis jetzt trefflich bewährt. Man hat auch mit Erfolg versucht, die jungen Austern mittelst Cement an die Ziegel festzukitten, doch hat dann das Wiederabnehmen Schwierigkeiten. Auf der britischen Insel Hayling und im Canal, der dieselbe von Havant trennt, befolgt man auf 36 Acres zweierlei Methoden der Austernzucht; in der einen Hälfte, dem Fusaropark, verwendet man Faschinen, in der anderen, dem französischen Park, Ziegel als Brutsammler. Bei einer im September 1867 vorgenommenen Stichprobe ergab die erstere, bei 18.000 Faschinen auf 18 Acres Seegrund, für die Jahre 1870 bis 71 die zuversichtliche Aussicht auf eine Totalernte von 80 Millionen Austern im Minimum. In den Productionsparks dürfen die Culturarbeiten niemals ruhen. Solche mit intermittirendem Wasserstand, welche von der Fluth überdeckt werden, während der Ebbe aber ihr Niveau nur durch Dämme behalten, sind denjenigen, welche immer ganz unter Wasser stehen, vorzuziehen, weil sie die Reinigung, sowie alle übrigen Geschäfte, wesentlich erleichtern. Diese bestehen in der Sortirung der Muscheln nach Größe und Alter, in der Vertheilung derselben, in dem Ausnehmen der Marktwaare (Austernpflücken, Cueillette genannt), in dem Auslegen der trächtigen Mutter-Austern, dem Schutz gegen eingeschlichene Feinde und Naturgefahren, in der Vertilgung parasitischer Pflanzen und Thiere, in der Reinigung von Schlamm, in der steten sorgsamen Instandhaltung der Bassins, kurz, es sind deren so viele, daß eine sehr bedeutende Arbeitskraft zu ihrer Bewältigung gehört. Jede Vernachlässigung rächt sich aber alsbald durch einen Rückgang des Ertrages, wo nicht völlige Fehlernte. Die Hochschule der künstlichen Austernzucht ist die Westküste von Frankreich. Nachdem 1858 in der Bai von Saint-Brieuc der erste Versuch mit drei Millionen Stück Austern aus Cancale und Tregnier nach Coste's Vorschrift durch das kaiserliche Marine-Ministerium, welches übrigens nur schwer daran ging, und anfänglich die ganze Sache für eine »theoretische Spielerei« erklärt hatte, gemacht worden und über alle Erwartung gut ausgefallen war — 221 Frcs. Anlagecapital (300 Faschinen) ergaben einen Ertrag von 30.000 Frcs.! — entstanden mit einem Male zahlreiche, ja Tausende von Etablissements zur künftigen Austernzucht. Ihr Mittelpunkt ist gegenwärtig die Insel Oléron, wo die Parkirung schon seit undenklichen Zeiten betrieben wird. Sie besitzt seit 1863 über 2000 Productionsparks, jeden mit einer Anzahl Claires, welche eine jährliche Ernte von 30 bis 70 Millionen Stück Austern, je nach der Gunst der Umstände abwerfen; der Absatz ist gesichert an die Parqueurs in La Tremblade und

Digitized by Google

Marennes, welche die gesammte Production aufkaufen, um sie in ihren Claires zu mästen und grün werden zu lassen. Aelter sind die Anstalten der Insel Ré, schon im Jahre 1859 begonnen; es sind deren gleichfalls gegen 2000, darunter zwei kaiserliche Musterparks mit Hohlziegeln als Brutsammler. Daß selbst unter ungünstigen Umständen die Zucht gelingt, sobald nur Fleiß und Ausdauer vorhanden sind, beweisen die der Verschlammung sehr ausgesetzten Productionsparks zwischen Saint-Martin und Rivedoux, bei welchen trotzdem Plätze von 600 bis 800 Quadratmeter einen jährlichen Reinertrag von 300 bis 400 Frcs. abwerfen. Hier ist es, wo Dr. Kämmerer einen Musterpark von 8 Hektaren, mittelst Steindämmen gegen Fluthen geschützt, gegründet hat. Auch Marennes hat begonnen, sich der Production zu widmen. Sehr interessant ist die künstliche Austernzucht von Regneville bei Granville in der Normandie; sie wird nicht im Meere selbst, sondern in einem abgegrenzten Brackwasser mit 19 Claires betrieben, in welche durch Schleusen jährlich zweimal das Wasser der See eingeleitet wird; sie ist Eigenthum der ehemaligen Schauspielerin Sarah Felix, der Schwester der Rachel (mit welcher sie Kunstreisen machte, sie ist unter Anderem in Leipzig aufgetreten); diese energische Frau verwendet große Capitalien und Intelligenz auf ihre Unternehmung. Versuche, welche mit der künstlichen Austernzucht im See von Thau bei Cette, am Mittelmeere, sowie in der Bai von Villafranca bei Nizza gemacht wurden, mißlangen, ohne daß Gründe bekannt geworden wären. Folgende »Axiome« der Austernzucht stellt Harry Lobb, der Director der South of England Oyster Company, zusammen: Austern pflanzen sich nur fort in Wasser mit dem gehörigen Salzgehalt und auf reinem Meeresgrunde. In Brackwasser dagegen und auf Schlammboden werden die Austern fett, mästen sich. In den Productionsparks sollen die Austern bleiben bis zum vollendeten zweiten Jahr; in den Claires zur Mästung aber ein bis zwei Jahre. Austern zur Zucht dürfen nicht fett werden, gemästete Austern pflanzen sich nicht oder nur schlecht fort. (Dies scheint nicht ganz erwiesen zu sein, wenn es gleich dem Naturgesetz entspricht.) Da die natürlichen Austernbänke theils erschöpft sind, theils, trotz aller Gesetze, vor der gänzlichen Ausnützung durch unverständigen Fang nicht bewahrt werden können, so ist die künstliche Austernzucht nicht blos ein Vortheil, sondern eine Nothwendigkeit. Den Beweis dafür liefert die Thatsache, daß allein in England mehr als 100.000 Acres zu Productionsparks geeignete Seegründe verlangt werden.

Außer der Auster erstreckt sich die künstliche Zucht übrigens auch noch auf folgende Mollusken: die Miesmuschel, Mytilus edulis (französisch Moule, italienisch Piddocchio); verschiedene Venusmuscheln (Venus vulgaris u. s. w.) und Trogmuscheln (Mactra), namentlich aber eine Schlammmuschel, Lutraria compressa (auch Mactra lutraria; französisch Lavagnon oder Lutraire comprimée, italienisch Loca), welche bei großer Schmackhaftigkeit weit leichter zu cultiviren ist als die Auster, daher die Nachfrage im Wachsen begriffen ist; früher galten 100 Stück 20 Cent., werden jetzt aber mit 50 bis 60 Cent.

Digitized by Google

bezahlt; ein Plätzchen von 5 Quadratmetern liefert jährlich 3000 Stück Lavagnons. Aus Amerika wurden die eßbaren Muscheln Mya arenaria, Venus mercenaria, Pecten concentricus und Mactra solidissima in Frankreich eingeführt, um damit Acclimatisations-Versuche zu machen. Auch die künstliche Zucht der Hummern und Langusten, der Krabben und Seesterne (Asteria rubens) ist mit Glück eingeführt worden und macht große Fortschritte. Gudin, auf der französischen Insel Tudy, züchtet jährlich 75.000 Stück Langusten, in Dänemark hat Heins, Director des Fischerei-Museums in Kopenhagen, sehr schöne und erfolgreiche Versuche mit der künstlichen Zucht der verschiedensten eßbaren Seethiere angestellt.

Die Auster ist aber nicht blos ein Leckerbissen, wie noch Viele zu meinen geneigt sind, sondern ein Nahrungsmittel von bedeutendem Werthe. Noch vor fünfundzwanzig Jahren war sie im Binnenlande eine wahre Seltenheit; es fehlte an raschen Verkehrsmitteln, auch an dem Geschick, sie weithin zu versenden, daher kam sie häufig abgestanden, sogar verdorben an, und entsprach umsoweniger dem Geschmacke, als der Anblick des gestaltlosen Weichthieres den damit nicht Vertrauten schon abstieß. Früher scheint man sie seltener roh denn zubereitet genossen haben; wie die Römer damit verfuhren, ist leider unbekannt. Oken berichtet, es sei erst in der neuern Zeit beliebt geworden, die Austern mehr roh zu essen, gewöhnlich mit Citronensaft oder mit rothem Wein. Ihre Nahrhaftigkeit ist unbezweifelt. Genauere chemische Untersuchungen über ihre Bestandtheile fehlen bis heute, doch ist bekannt, daß dieselben mit den nahrhaftesten Fleischsorten in gleichem Range stehen. Sie enthalten thierisches Eiweiß (Albumin), Fett, Muskelfaser, Leimsubstanz, Extractivstoffe, darunter einen bedeutenden Gehalt an Creatin, welches bekanntlich einen Hauptfactor bei der Nährkraft oder Verdaulichkeit bildet, endlich Wasser, und zwar gegen 88 Procent, demnach nur circa 12 Procent Trockensubstanz nebst Salzen. Unter den letzteren sind insbesondere diejenigen der Phosphorsäure, an Kalk und Eisen gebunden, sehr stark vertreten, außerdem finden sich in der das Thier umgebenden Flüssigkeit die Salze des Meerwassers, allein in bedeutend verdünnter Lösung, so daß deren sonst hervortretende Bitterkeit unbemerkbar wird. Geht aus dieser Zusammensetzung schon unzweifelhaft die hohe Nahrhaftigkeit des Austernfleisches hervor, so wird diese bestätigt durch Payen's Nachweis, daß 16 Dutzend Austern 315 Gramm Proteïnstoffe (stickstoffhaltige Masse) enthalten, die zur täglichen Nahrung eines erwachsenen Menschen völlig ausreichen. Ein großer Theil der Salze, namentlich das Eisen, findet sich in dem Saft oder dem Blut der Austern, woraus hervorgeht, daß irgend eine Zubereitung, welche einen Theil davon in Verlust bringt, den Nahrungswerth des thierischen Körpers beeinträchtigt. Steht die Auster ab, stirbt sie, so verlieren ihre Schließmuskeln nicht immer die Kraft, wonach die Schalen sich öffnen, sondern es findet häufig eine Contraction statt, so daß von außen kein Merkmal der eingetretenen Zersetzung zu gewahren ist. Diese erfolgt aber sehr rasch, es erzeugt sich dabei Phosphorwasserstoff, Ammoniak und

Digitized by Google

Schwefelwasserstoff, und in solchem Zustande ist der Genuß der Auster, abgesehen von dem Ekel, in der That gesundheitsschädlich. Wahrscheinlich auf den beiden letzterwähnten Ursachen beruht der noch vielfach verbreitete Aberglauben, daß die Austern eine schwer verdauliche, magenverderbende Speise seien. Dem ist nicht so, im Gegentheil gehören sie, wenn nicht allzu fett und gut gekaut — das letztere hält man im Binnenland gleichfalls für nicht nothwendig und meint, man müsse sie ganz, unzertheilt hinabschlürfen — zu den allerverdaulichsten, den Körperverlusten raschen und reichen Ersatz gewährenden Nahrungsmitteln. Wo man daher schon länger mit ihnen vertraut ist, hält man sie für Reconvalescenten oder Personen, welche der Kraftnahrung bedürfen, für besonders zuträglich, ja, man geht sogar so weit, sie als ein wirkliches Heilmittel zu betrachten. Boerhave will Erfolge von ihnen gegen Auszehrung beobachtet haben; Baster behauptet: die Austern nähren vortrefflich und befördern die Ruhe; man schläft gewöhnlich sehr gut nach einem Austernmahle. Wer an schwachem und verschleimtem Magen leidet, der wird sich besser befinden, wenn er nüchtern oder eine Stunde vor dem Mittagessen 8 bis 12 rohe Austern mit etwas geröstetem Brote verzehrt, als wenn er Arzneimittel braucht. Vielleicht schreiben sich von dieser Beobachtung die Austernfrühstücke und der Gebrauch her, mit Austern ein Diner zu beginnen. Man legt ihnen sogar noch andere, stimulirende Kräfte bei, jedenfalls aber mit nicht mehr Recht als einem jeden kräftigen Fleisch. In Nordamerika hat man den Werth der Austern als Stärkungsmittel für schwache Leute übrigens längst anerkannt; Karl Vogt erzählt, daß es dort als der äußerste Grad von Armuth betrachtet werde, wenn eine Familie längere Zeit keine Austern habe essen können, und daß Armenärzte in solchen Fällen sie geradezu auf Kosten der Gemeinde verordnen, weil sie der Ansicht sind, daß man schwachen Magen nichts geben könne, was verdaulicher, wohlschmeckender und passender für einen krankhaften Zustand der Ernährungsorgane sei. Für die Leichtverdaulichkeit der Austern sprechen auch die fabelhaften Quantitäten, welche einzelne Eßkünstler davon zu sich nehmen können. Brillat-Savarin erzählt, daß er genug Gutschmecker gekannt habe, welche als Avantgarde des Diners ein Groß oder 12 Dutzend Austern verzehrten, als ob das gar nichts sei. Er wollte sich davon überzeugen, welches Gewicht dieses Voressen habe, und fand, daß ein Dutzend Austern mit Inbegriff des Wassers (ohne Schale) 4 Unzen wiege, demnach das Groß gerade 3 Pfund. Ich halte es aber für ausgemacht, fügt der große Physiologe des Geschmacks hinzu, daß die nämlichen Personen, welche nach den Austern noch dem Mittagsmahl alle Ehre antheten, mehr als vollkommen gesättigt wären, wenn sie 3 Pfund Fleisch, und sei es von den zartesten Poularden, genossen hätten. Es soll aber in Frankreich Leute geben, welche vor dem Diner ohne Anstand 60 Dutzend Austern essen, eine fast unglaubliche, aber völlig verbürgte Thatsache. Aß doch ein Mann von historischem Namen, der Marschall Junot, jeden Morgen vor dem Frühmahl seine 300 Stück, so lange die Saison währte, und wie weit blieb er

Digitized by Google

hinter dem Kaiser Vitellius zurück! Mit einem Worte, die Auster steht durchaus mit Unrecht in den Verdacht der Unverdaulichkeit. Dieser kann sie nur treffen, wenn sie nicht gesund, trächtig und allzu fett gemästet ist, sie theilt dann die Eigenschaft mit jedem fetten Fleische; ebenso, wenn ihr durch Kochen oder andere Vornahmen ein Theil ihres Saftes entzogen worden ist, welcher gerade die am raschesten assimilirbaren Nahrungsstoffe in Lösung enthält. Eine große Rolle bei der Verdamung der Austern spielt jedenfalls ihr Salzgehalt, welcher durch Erzeugung von Salzsäure im Magen die Zersetzung beschleunigt, sowie die bedeutende Menge von Wasser in ihrem Fleisch und Fett; die letztere trägt mit dazu bei, daß selbst größere Quantitäten den Magen nicht sonderlich beschweren.

Weitaus die größte Menge von Austern wird roh gegessen. Mit einem besonders geformten Austernmesser wird die Schale geöffnet, wozu einige Uebung gehört, dann mit einem Schnitt das Thier von der untern Hälfte getrennt, und ohne oder mit gewissen Zuthaten verspeist. Die erste ist das Wasser, welches sie umgiebt; auf dem Continent hütet man sich sorgfältig, es zu verschütten, sondern schlürft es mit hinab; in England wird es abgegossen; dort giebt man Citronensaft, hier Pfeffer im Streubüchschen dazu. In der Bretagne nimmt man die frischen Austern mit einer Sauce aus gutem Weißweinessig, Pfeffer und zerriebenem Lauch. Was man vorzieht, ist Geschmackssache, die echten Austernesser halten alle Würzen für irrationell. Dagegen verschmähen sie nicht die Beigabe eines guten, geistigen Tranks. Es ist eine Streitfrage, welcher sich am besten zu den Austern eigne, sie wird aber schwerlich gelöst werden, da jedes Getränk dazu gut schmeckt, selbst Branntwein und Wasser. Gewöhnlich wird der Weißwein von Chablis, ein zu den kleinen Burgundern gezähltes Gewächs des Auxerrois im Departement der Yonne, als der bevorzugte Austernwein betrachtet, und in der That paßt seine Feinheit, sein Körper und sein Parfüm trefflich zu den Trüffeln des Meeres. Aber auch Champagner, Burgunder und Bordeaux munden dazu, Rheinwein und Mosel nicht minder, der sicilische Marsala, die Marzamino, Vino nero und Refosco der adriatischen Küsten, der griechische Santorino, sie alle vertragen sich ganz gut mit den schmackhaften Mollusken. Es ist aber nicht gesagt, daß sie des Weines zum Hinabschwemmen bedürfen, Bier leistet den gleichen Dienst und wird sogar von den britischen und amerikanischen Austernessern bevorzugt, welche behaupten, daß es keine rationellere Zusammenstellung gebe, als Austern und Porter. Von dem Londoner Fischmarkt Billingsgate an durch alle die tausend Oyster Shops der gewaltigen Weltstadt bis in den fernsten Winkel der Vereinigten Königreiche ist sie gang und gäbe, höchstens daß der Porter durch ein Half and Half ersetzt wird, indem man ihn zur Hälfte mit Ale mischt. Daß auch bairisches Bier sich recht gut mit Austern verträgt, wird ein kleiner Versuch lehren. Der Holländer trinkt gern dazu einen Schluck Genever, der Ire Whisky, der Schotte Usquebough. Kurz, in dieser Hinsicht ist die Auster die verträglichste, hingebendste Creatur von der Welt. Auch paßt sie zu jeder

Digitized by Google

Mahlzeit gleich gut, zum Frühſtück, Diner oder Souper. Wie bereits erwähnt, bildet ſie gern den Eingang bei einer größern Tafel; das iſt ſchon unter den Römern gebräuchlich geweſen, deren Hauptmahlzeit, der Cöna, gewöhnlich eine Collatio (πρόπομα, promulsis oder antecoena) vorherging, welche namentlich in Auſtern, Eiern, Spargeln u. ſ. w. neben Falernerwein beſtand. Dieſer Gebrauch iſt heute noch in Rußland üblich, nur erſetzt den horaziſchen Trunk ein feiner Liqueur. Sonſt waren friſche Auſtern, wie auch noch jetzt, immer die Einleitung des erſten Ganges der Mahlzeit; in der Saiſon dürfen ſie bei einem Diner, das den höchſten Anſprüchen Rechnung tragen will, nicht fehlen; denn, ſagt der Franzoſe: »L'huître est le bivalve des l'aristocratie et la palme de nos tables!« Allein nicht blos im friſchen oder rohen Zuſtande wird ſie verzehrt, die Kochkunſt hat ſich ihrer längſt bemächtigt und giebt ſie den Feinſchmeckern in einer ganzen Reihe von Metamorphoſen, als da ſind Auſternſuppe, Auſtern in Sauerkraut, Auſternpaſtete, Auſternſauce, geröſtete Auſtern, welche wie die Miesmuſcheln, mit etwas Käſe und Gewürz beſtreut in ihrer eigenen Schale gebacken werden, und noch in mancherlei anderen Geſtalten, deren Recepte man vorzugsweiſe in britiſchen Kochbüchern findet. Vielleicht noch mehr in nordamerikaniſchen, denn die culinariſche Vielſeitigkeit der Auſternverwendung kommt nirgends mehr zur Geltung als in den Vereinigten Staaten, wo ſie in der That zum Nationalgericht geworden ſind, mehr als der ſonſt als ſolches betrachtete Pumpkin (Speiſekürbis), der nur am Thanksgiving day (allgemeiner Bußtag) als Pumpkin pie in keinem Hauſe der Union fehlen darf. In jeder noch ſo beſcheidenen Volksreſtauration ihrer Städte bekommt man für ſechs Cents eine treffliche, ſehr nahrhafte Auſternſuppe. Zu dem Ende werden aber auch die Auſtern nicht blos lebend in ihrer Schale, ſondern ebenſo häufig ohne die letztere, als »Fleiſch« oder »Auſternfleiſch« verſendet. Der Sitz des Handels damit ſind die Städte Boſton und Newhaven, in der letztern ſind während der Saiſon täglich 7—800 Weiber blos mit dem Oeffnen und Ausnehmen von Auſtern beſchäftigt, welche als Fleiſch verpackt werden; eine geübte Arbeiterin öffnet in der Minute bis 80 Stück; ſie erhält 8 Cents für die Gallone der Mollusken und kann bis zwei Dollars im Vormittage verdienen. Die ausgeſchnittenen Auſtern kommen zuerſt in einen blechernen Durchſchlag, welcher unter dem Hahn einer Waſſerleitung ſteht, werden darin tüchtig ausgewaſchen und dann in ein Fäßchen verpackt; ſie halten ſich bei gutem Verſchluß und nicht zu hoher Temperatur gegen vierzehn Tage; tritt letztere ein, ſo werden ſie auf Eis gelagert, wozu jeder amerikaniſche Güterzug mit beſonders eingerichteten Waggons verſehen iſt; auf dieſe Weiſe haben Cincinnati und Saint-Louis, ja noch entlegenere Städte des far West täglich friſche Auſtern von der Oſtküſte. Eine Partie davon geht auch in Schalen, die Mehrzahl aber nur als »Fleiſch«; der praktiſche Yankee bedarf des gewichtigen, koſtſpieligen unnützen Gehäuſes nicht, damit ihm der Kern munde; in Deutſchland würde man ſich nur ſchwierig zur Nachahmung dieſes Beiſpiels verſtehen. Die Verpackung und Verſendung der Auſtern geſchieht in

Digitized by Google

Europa meistentheils in Fässern. Sie werden darin möglichst fest aufeinander geschichtet, ohne jede Zuthat; es ist irrig, wenn man glaubt, daß sie mit Meerwasser übergossen würden. Auf kurze Strecken, insbesondere vom Fang bis zu den Händlern, kommen sie in Frankreich in kleine, sehr flache Körbe, Bourriches, zu je 150 Stück übereinandergestellt, welche mit Stroh fest verbunden und mit Segeltuch umgeben werden. An der Adria packt man sie zu 20 bis 25 Stück in geflochtene Körbchen, die in Ragusa sammt Inhalt zu 25 Kreuzern verkauft werden. Auch die Austern des Fusaroseés gelangen in Weidenkörben zur Versendung. In Amerika werden sie, falls mit der Schale, in Fässer von der Größe eines Quarters Inhalt geschichtet, fest genug, daß keine ihr Gehänse zu öffnen vermag; auf dieser Vorsicht beruht hauptsächlich die größere Transportfähigkeit. Die Austern als Fleisch, ohne Schalen, werden auch in Gläser mit hermetischem Verschluß, oder bei sehr weitem Transport in zugelöthete Blechkisten verpackt. Zu Newhaven in Nordamerika und in dem benachbarten Kegs sind drei mittelst Dampfkraft betriebene Fabriken, welche 150 Mann beschäftigen, jahraus jahrein mit der Verfertigung von Austernfässern beschäftigt. Die Gefäße werden fest zugeschlagen, oben und unten mit Blech vernagelt und bis zur Spedition an einem kühlen Orte aufbewahrt. Während der kalten Jahreszeit kommen selbst bei größern Entfernungen keine Verluste vor; es ist bekannte Thatsache, daß man in Warschau Ostender, in Wien englische und in Odessa französische Austern völlig frisch haben kann, wozu allerdings die Benutzung von Eisenbahnen oder Dampfschiffen nöthig ist. Bei wärmer werdender Witterung wird Eis zu Hilfe genommen. Hier und da werden auch die ausgenommenen Austern marinirt, wie die Miesmuscheln. Es geschieht dies unter Zufügung von Wasser, in dem sie angesotten werden, mit gutem Essig und Gewürzen; Frankreich liefert die besten marinirten Austern, nächstdem Amsterdam und London; die nordamerikanischen sind geringer wegen der schlechten Qualität des Essigs. Endlich werden die Austern auch als Conserven behandelt; von den Schalen losgelöst, werden sie, gleich Fleisch und Gemüse, in cylindrische Blechbüchsen gefüllt, der Deckel aufgelöthet und im Marienbad gesotten. Bei der Londoner Ausstellung fand die Jury, welche 270 Blechbüchsen mit Conserven öffnete und untersuchte, namentlich die aufbewahrten Austern sämmtlich so frisch, als seien sie eben ausgenommen worden; sie stammten aus englischen Etablissements.

Die Schalen der Austern sind nicht ohne Werth. Früher wurden sie, calcinirt und gepulvert, als Arznei gegen Magensäure — neben rothen Korallen und Perlmuscheln — gegeben; ebenso als austrocknendes Mittel bei Skorbutgeschwüren; gegenwärtig werden sie höchstens noch mit verschiedenen Gewürzen und Parfümen vermengt zu Zahnpulver verarbeitet. Wo sie dagegen in großer Anzahl zu haben sind, werden sie zu einem deshalb sehr geschätzten Baukalk gebrannt, weil sie fast gar keine Magnesia enthalten; es geschieht dies an den Küsten Nordfrieslands und Hollands, in Frankreich England und Nordamerika. Im letztern dienen sie auch als

Digitized by Google

Wegbaumaterial, zur Umfriedigung der Gartenbette, oder anstatt der Schindeln, zur Bekleidung der Wetterseiten von Gebäuden. In zermahlenem Zustande liefern sie dem Ackerbau, für Boden, welchem es an kohlensaurem Kalk fehlt, einen schätzbaren Dünger. Einige Zahlen werden darthun, welche mercantilische Bedeutung ein scheinbar so geringfügiger Gegenstand erlangen kann, wie Austernschalen. Im Jahre 1867 erlösten aus denselben die großen Austernhandelshäuser in Baltimore die Summe von 600.000 Francs. Vor dem Bürgerkriege brannten die Kalköfen von Barnes in Newhaven jährlich 250.000 Bushel Austernschalen (1 Bushel = 10 Metzen preußisch). Längs der ganzen nordamerikanischen Küste beschäftigt sich eine große Menschenzahl mit dieser Industrie. Der Bushel Austernkalk wird mit 12 bis 13 Cents verkauft.

Welche ungemeine Bedeutung der Austernhandel gewonnen hat, welche Umsätze er veranlaßt, wie viele Menschen er und die künstliche Zucht und Pflege der Weichthiere direct und indirect in Anspruch nimmt, darüber sollen nachstehend einige statistische Daten Nachweis geben. Von allen Städten der Welt verbraucht Paris die meisten Austern. Im Jahre 1804 betrug sein Bedarf 17 Millionen Stück; im Jahre 1853 war der Werth der Consumtion 1,621.359 Francs; 1859 = 2,186.000 Francs; nach Clavé verzehrt es gegenwärtig 75 Millionen, nach Lobb sogar 132 Millionen Stück jährlich. In Calais gehen während der Saison 5 Austernboote auf den Fang in den Canal und bringen jährlich 558—620.000 Austern, die sie zu 35—40 Francs das große Tausend (1240 Stück), in guten Jahren aber mit 50—60 Francs verkaufen. Auf der Ile de Ré sind gegenwärtig nahezu 2000 Menschen mit der Austernindustrie beschäftigt; es giebt daselbst circa 3000 einzelne Parks und Claires, deren Ertrag im Jahre 1863 (binnen drei Jahren seit dem Beginn systematischer Zucht und Pflege) 30 Millionen Austern im Werth von 800.000 Francs betrug. Eine genaue statistische Aufstellung nach Dr. Kämmerer wird den Werth dieses Betriebszweiges in's rechte Licht setzen; die Insel Ré zählte im Jahre 1865: Productionsparks 2421; Claires für die Austernmästung 839; eingepackt waren in mittlerer Zahl 74,242.038 Austern; in den Claires befanden sich 1,026.282 Stück; den Durchschnittsertrag der Parks schätzte man auf 1,086.230 Francs; denjenigen der Claires auf 40.015 Francs; es waren zu Parks verwendet 140, zu Claires 6 Hektaren des Gestades; bei der Austerncultur beschäftigt waren 1700 Personen, davon 100 Fischer und Seelente (Concessionsinhaber), 1450 Arbeiter (Cultivateurs) und 150 verschiedene Handwerker. Die Claires von Marennes liefern jährlich 50 Millionen Austern, deren Preis von $1^1/_2$—6 Francs das Hundert variirt; bei dem gewöhnlichen von 5 Francs repräsentiren sie einen Werth von 2 Millionen. Die Bucht von Arcachon im Golf von Gascogne, Departement Gironde, galt Jahrhunderte hindurch für einen der fruchtbarsten Fundorte der besten französischen Austern. Sie ist aber schon gänzlich erschöpft, und zwar derart, daß im Jahre 1867 der ehemals berühmte Canal von Eyrac nicht mehr als 12 Stück Austern, die Bank von Teychan deren aber gar nur 5 Stück

Digitized by Google

ergab! Um Abhilfe zu schaffen, errichtete das Gouvernement, auf Coste's Andrängen, drei Musterparks, Grand Cès mit 10 Hektaren, Crastorbe mit 12 und La Hillon mit 4 Hektaren. In die beiden ersteren, welche noch Austern enthielten, kamen 1860 circa 1 Million Mutteraustern, es wurden 100 Kubikmeter Schalen von Cardium edule und 179 Brutsammler eingesenkt, letztere gebildet aus je 8 Brettern von 3 Meter Länge und 25 Centimeter Breite, welche einen Fuß über dem Grunde schwimmend gehalten werden. Diese Sammler sind mit Reisigbündeln und Cardiumschalen, letztere durch Bleidraht befestigt, garnirt. Außerdem wurden auch noch 10.000 Stück Hohlziegel auf Lattenunterlagen eingelegt. Alle diese Brutsammler überdeckten sich rasch mit jungen Austern, so daß 1862—65 schon 8 Millionen Stück Marktwaare im Werthe von 400.000 Francs aus der Anstalt gewonnen wurden, diese aber jetzt schon jährlich das Doppelte einbringt, wobei darauf gesehen wird, daß stets ein Bestand von mindestens 16 Millionen zurückbleibt. La Hillon, dessen schon oben erwähnt ward, war als Austernbank gänzlich erschöpft. Mit der Baggerschaufel wurden 10 Centimeter Schlamm ausgehoben, von 1864—65 circa 500.000 Mutteraustern eingelegt, 270 Brutsammler und 5736 Ziegel versenkt, und schon im Jahre 1866 ergab der Park 7 Millionen Austern im Werthe von 300.000 Francs. Dies sind die staunenswerthen Erfolge der künstlichen Austernzucht in Frankreich. Auf den Fischmarkt von London gelangen jährlich 500 Millionen Stück Austern (1860 circa 496 Millionen). Davon werden in der Stadt selber consumirt 130.000 Bushel à 30 Liter, nach einer andern Angabe (Sturz) beträgt allein der Straßenverkauf in London 124 Millionen Stück, der Bushel zu 10 Shillinge, im Betrag von 150.000 Pfd. Sterling aus erster Hand; diese ist aber unzuverläßig, denn danach würde der Bushel 413 Stück enthalten und über 3 Pfd. Sterling kosten müssen, während es Thatsache ist, daß in London gegenwärtig die Austern Stück für Stück zu 2 Pence verkauft werden, in Amerika dagegen, wo sie nach dem Gewicht gehen, kostet das Pfund nur 4 Pence. Im Jahre 1840 konnte man auf dem bedeutendsten Fischmarkt Londons, Billingsgate, bei der Ankunft der Austernboote allabendlich für Sixpence (5 Neugroschen) einen ganzen Korb voll Austern, wie sie abgetragen wurden, kaufen, zahlte einem der dazu bereit stehenden Weiber eine Kleinigkeit für das Oeffnen und konnte, eine Pinte Porter eingerechnet, somit für ein Billiges eine sehr substantiöse Mahlzeit halten. Das Austernöffnen ist in London sowohl als in Paris ein Geschäft für sich, es giebt einer großen Zahl von schwächern Händen Arbeit; in letzterer Stadt ernährt es während der Saison gegen 6000 Weiber.

Da der Verbrauch in fortwährender Zunahme begriffen ist, die bestehenden Austernbänke ihn aber nicht mehr genügend zu decken vermögen, so haben sich in Großbritannien überall Genossenschaften oder Actiengesellschaften zur künstlichen Austernzucht gebildet, welche über genügende Capitalien verfügen, und mit der den Briten angeborenen praktischen Um-

Digitized by Google

ſicht raſch die beſten Reſultate zuwege gebracht haben. Die bedeutendſten darunter ſind: die South of England Oyster Company, die Southend, die Herne Bay und die Irish Oyster Company, letztere in Dublin. Die Inſel Jerſey führt jährlich 260.000 Buſhel Auſtern aus. Schweden und Norwegen betreiben nur den Fang, aber auch dieſen blos gelegentlich, ihre Ausfuhr beträgt jährlich 281 Laſt Auſtern. In den deutſchen Zollverein wurden eingeführt in den Jahren 1836—61 an Auſtern, daneben auch Muſcheln und Conſerven 143.190 Centner im Werthe von 2,863.800 Thalern; wieder ausgeführt wurden davon 4418 Centner zu 88.360 Thalern. Den großartigſten Auſternverkehr zeigt Nordamerika. Nach dem Berichte des Hafencapitäns de Broca in Havre, welchen das franzöſiſche Marineminiſterium im Jahre 1862 dorthin abgeſandt hatte, um die betreffenden Verhältniſſe genau zu ſtudiren, ſind die Hauptſitze des amerikaniſchen Auſternhandels die Städte Richmond mit 1,050.000, Baltimore mit 3,500.000, Philadelphia mit 2,500.000, Newyork mit 6,950.000, Fairhaven mit 2,000.000, Boſton und Providence mit 4,000.000, insgeſammt mit 20 Millionen Buſhel jährlichen Umſatz. Da man auf den Buſhel circa 200 Stück rechnet, ſo ergiebt dies den ungeheuern Conſum von 4 Milliarden Auſtern. Für Newyork allein berechnet ſich der tägliche Verbrauch das volle Jahr hindurch auf 19.000 Buſhel oder 3,800.000 Stück. Der Verkauf im Großen geſchieht in letzterer Stadt an zwei Plätzen: Catharine Market am East River, und Foot of Spring Street am Hudſon; an erſterem legen täglich 11, an letzterem 22 Oyster Boats (Auſternboote) an. Der Kleinverkauf findet ſtatt auf Fulton Market und Waſhington Market. In Fairhaven (oder Newhaven, Connecticut) iſt der Hauptſitz der künſtlichen Auſterncultur; es ſind daſelbſt in der Zeit vom März bis Juni über 1500 Fiſcher blos mit der Auſternſaat, dem Auslegen der Mutter-Auſtern, wovon man 250.000 Buſhel verbraucht, beſchäftigt. Hier iſt auch das Centrum des Handels mit Auſternfleiſch, d. h. Auſtern ohne Schalen. Das einzige Haus Levi Rove, welches Succurſalen in Boſton, Detroit und Cleveland hat, verſendet jährlich davon 150.000 Gallonen, bemannt 20 eigene Fahrzeuge für den Auſternfang und beſchäftigt ſtetig 75—100 Weiber mit dem Oeffnen und Einpacken. Außer ihm giebt es aber noch gegen 30 große Auſternhandlungen in Fairhaven. In Baltimore hat ſich das Auſterngeſchäft ſeit einem Vierteljahrhundert conſolidirt; von hier aus wird der Weſten Nordamerikas verſorgt. Es gehen von Mitte September bis Mitte Mai Auſtern in der Schale nach Cincinnati und Chicago 400.000 Buſhel, nach andern Städten des Weſtens 400.000, in Baltimore ſelbſt werden conſumirt 150.000 Buſhel, als Auſternfleiſch und Conſerven nach Californien 200.000, nach Saint-Louis 150.000, nach andern Städten 310.000, den Häfen der Oſtküſte 50.000 Buſhel, ein Geſammtbetrag von 1,660.000 Buſhel. Die Eiſenbahnen verfrachteten davon 2,543.620 Pfund Auſtern in Blechkiſten; der Geſammtbedarf des Handels der Stadt erheiſcht, wie erwähnt, 3,500.000 Buſhel in der Schale. An Auſternbooten beſchäftigt Baltimore 500, an

Digitized by Google

Arbeitern für den Austernverkehr 3000, die darin engagirten Capitalien betragen gegen 2 Millionen, die Werthe der Waare 3 Millionen Dollars. Die Austernhändler von Baltimore sind sämmtlich reiche Leute, viele darunter Millionäre, so namentlich Malby, der, ganz und gar ein self made man, sich vom Austernkleinhändler zu einem fürstlichen Vermögen emporgeschwungen hat. Welche Bedeutung dies großartige Geschäft für die Stadt besitzt, mögen noch folgende Zahlenangaben vervollständigen: die Bemannung der Austernboote und Transportschiffe beträgt 2—3000 Mann; es sind 2000 Personen beiderlei Geschlechts unablässig mit dem Austernöffnen beschäftigt; 200 Männer werden verwendet zur Verpackung und den damit in Verbindung stehenden Arbeiten; 300 Klempner fertigen das ganze Jahr hindurch Austernkisten aus Weißblech und Zink; von ersteren werden jährlich für 150.000 Dollars Tafeln verbraucht; endlich zu Holzkisten, welche die Blechgefäße umgeben, über 1 Million Fuß Tannenbreter. Ein beträchtlicher Handel mit Austern findet auch von Virginien aus in der Weise statt, daß bedeutende Transporte nach den Häfen des Nordens gehen, um daselbst in Parks gebracht und ein Jahr lang gemästet zu werden, ehe sie zum Verkaufe kommen. Diese Parks (Oyster beds) befinden sich an der Küste von Connecticut, von Neujersey, von State Island, in der Price Bay, am Quinnipiac u. s. w. Es ist hier noch hervorzuheben, daß die Nordstaaten durch geeignete gesetzliche Bestimmungen sowohl den Austernfang als auch die Parkirung und Cultur zweckmäßig geregelt haben.

Die Rentabilität der Wassercultur oder Meeresbewirthschaftung (Aquiculture oder Agriculture de la mer. Cultura di mare) stellt sich am sichersten heraus durch den Vergleich mit einem andern Betriebszweige. Die Insel Ré und Oléron, die Centren der künstlichen Austernzucht in Frankreich, betreiben neben der Fischerei hauptsächlich Weinbau; Dr. Kämmerer hat den Reinertrag des letzteren mit demjenigen der Austerncultur in folgenden Ansätzen aus der Erfahrung verglichen: Ein sogenannter Schlammpark zur Austernmästung in Rivedoux hat 10.000 Quadratmeter Flächengehalt, auf den Meter rechnet man 30 Stück, er ist also besetzt mit 300.000 Austern, welche, das Tausend nur zu 20 Francs gerechnet, den Werth von 6000 Francs ergeben. Um zu diesem Resultate zu gelangen, sind folgende Ausgaben und Arbeiten nothwendig: Einrichtung und Besetzung des Parks 3000 Francs; zwei Stunden Arbeit alle fünf Tage macht auf 3 Jahre 360 Arbeitsstunden, für 3 Mann 1080 Arbeitsstunden oder zu 8 Stunden für den Tag 135 Arbeitstage zu 1·75 Francs, im ganzen 235·75 Francs, wonach die Gesammtausgabe beträgt 3235 Francs 75 Cent., so daß ein Reinertrag übrig bleibt von 2765 Francs 75 Cent., oder auf jedes Jahr von 991 Francs 92 Cent. Verbindet der Parqueur mit der Mästung die künstliche Zucht, so daß er nicht jedesmal zu frischer Aussaat schreiten muß, so erhöht sich die Ernte leicht auf 400.000 Stück; als Saat-Austern gelten diese 6 Francs das Tausend, der jährliche Werth beträgt 2400 Francs, der von 3 Jahren 7200 Francs, nach Abzug der Kosten bleiben also dem

Digitized by Google

Züchter 3965 Francs, oder ein jährlicher Nettogewinn von 1321 Francs 70 Cent. Stellt man dem gegenüber die Bebauung eines Weinberges von gleicher Größe, so bedarf der Besitzer dazu ein Pferd mit Karren und Geschirr, fünf Jahre der Vorbereitung ohne Nutzen, die Kosten der Pflanzung, eine dreijährige Arbeit ohne Ernte, so daß bis zu dieser die Ausgaben gegen 1000 Francs betragen. Eine Hektare Weinberg mit 10.000 Stöcken ergiebt 10 Eimer Wein à 80 Francs = 800 Francs, die jährlichen Culturkosten belaufen sich auf 150 Francs, die der Lese auf 35 Francs 50 Cent., ungerechnet Fässer und Kellerbehandlung also auf 185 Francs 50 Cent., so daß dem Winzer jährlich, in günstigen Weinjahren, bleiben 615 Francs 92 Cent., während der Austernmäster 991 Francs 92 Cent., der Austernzüchter 1321 Francs 70 Cent. einnimmt und stets eine sichere, von der Gunst der Witterung nicht abhängige Ernte hat. Die Anlagekosten eines großen Austernproductionsparks weist Lobb an denjenigen von La Hillon nach. Die Herstellung des Bodens kostet 2800 Francs, der Ankauf der Mutter-Austern 20.200 Francs, der eines Bootes 1000 Francs, die Bewachung 2600, Nebenarbeiten 1500 Francs, Hohlziegel u. s. w. zu Brutsammlern 400 Francs, zusammen 28.500 Francs. Im Jahre darauf besaß man nach Schätzung auf Stichprobe: Junge Austern an den Ziegeln 1,255.248 Stück, auf den Mutter-Austern angeheftet 2,680.000, auf den Faschinen u. s. w. 1,246.014, zusammen 5,181.262 Stück Austern, welche verkauft werden können für 170.000 Francs, sonach reiner Gewinn 141.500 Francs. Die große Einträglichkeit der Austerncultur steht demnach außer allem Zweifel.

Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß die Auster, so gern sie genossen und so werth sie als Luxusgericht gehalten wird, sich im Volksmunde, wenn man so sagen darf, in intellectueller Hinsicht eines sehr schlechten Leumundes erfreut. »Dumm (oder verschlossen) wie eine Auster« ist ein im Deutschen wie bei allen Austern kennenden Nationen gewöhnliches Sprichwort. Der Franzose sagt von einem eingezogenen, etwas bornirten Menschen: »Il vit, comme une huitre en écaille!« Die Briten haben das Wort: »Undone, as a man would undo an oyster« (so offen dargelegt, wie Jemand eine Auster öffnet), und die scherzhafte Begrüßformel: »How do you after your oysters?« Die Poesie hat sich leider des guten Geschöpfes wenig bemächtigt, so hold ihm auch die neuern Poeten an und für sich sein mögen; höchstens daß Goethe erwähnt »Austern, wenn ihr sie nicht frisch genoßt, wahrhaftig ist eine schlechte Kost«, daß Hölderlin die Menschheit bemitleidet »um das Austerlebens willen«, Heine die Perlen den »bleichen Schleim eines armen Austerthiers, das im Meergrund blöde kränkelt« nennt, daß ein Asmus omnia secum portans wegwerfend »was kümmern uns Austern und Lampreten« oder der Humorist im Engern zu Heidelberg singt von dem »Hering, der liebt eine Auster, tief unten im Meeresgrund«. Die Alten haben das zarte Wesen besser zu würdigen gewußt; glücklicherweise nimmt ihm die Vernachlässigung nichts von seinem Werth und Wohlgeschmack.

Digitized by Google

Zum Schlusse sei noch für Diejenigen, welche sich über die Auster und ihre künstliche Zucht des Näheren unterichten wollen, eine Auswahl der dieselben behandelnden Literatur hierher gestellt: Blanchère, »Culture des plages maritimes« (Paris 1866); H. Lobb, »Successful oyster culture« (London 1867); F. Fraiche, »Guide pratique de l'ostreïcultur et procédés d'élevage et de multiplication des races marines commestibles« (Paris 1865); Schmarda, »Die maritime Production der österreichischen Küstenländer« (»Oesterreichische Revue«, Wien 1865 bis 1867); Kämmerer, »Des ruches tuilées et de la culture des huitres sous le rapport commercial« (Saint-Martin [Ile de Ré] 1867); Derselbe, »De la graine d'huitre et de collecteurs ciments, science, revennes, statistique« (Saint-Jean d'Angely 1863); Erco, »Sulla coltura delle ostriche« (3 Bde., Triest 1862, 1863, 1864); Derselbe, Sulla cultura dei pidocchi« (Bd. 1 und 2, Triest und Zara 1863 und 1864); Coste, »Voyage d'exploration sur le littoral de la France et de l'Italie« (Paris 1861); Broca, »Rapport au Ministère de la Marine sur la culture des huitres dans les États-Unis de l'Amérique« (»Revue maritime et commerciale« 1863); »The Oyster, where, how, and when to find, breed, cook, and eat it« (2. Aufl., London 1863); endlich M. Busch, »Der gerechte und vollkommene Austernesser« (Hannover 1868).

2. Caviar und Genossen.

»Es war Caviar für das Volk« — läßt Shakespeare seinen Prinzen Hamlet zu den Schauspielern sagen, um mit dieser heute noch sprichwörtlichen Redensart anzudeuten, das Stück, dessen er sich erinnere, sei nicht für den großen Haufen gewesen. Schon damals, also im Jahre 1600—2 n. Chr., war der Caviar wohl bekannt, obgleich eine nur höheren Kreisen zugängliche Seltenheit, und gelangte keineswegs, wie vielfach zu lesen, erst im 18. Jahrhundert nach dem westlichen Europa. Das Wort Caviar stammt übrigens aus dem italienischen und heißt ursprünglich Caviále, es bedeutet eingesalzenen Fischrogen, welcher früher vorzugsweise in den Klöstern heimisch war und als Fastenspeise diente. In Rußland, gegenwärtig der eigentlichen Heimat des Caviar, heißt er Ikra. Wenige andere Stoffe veranschaulichen so deutlich wie dieser, daß der Unterschied zwischen allgemeinem Nahrungsmittel und Luxusgericht meistens nur äußerlich, nicht innerlich begründet ist. Ausschließlich das letztere sind nur ganz wenige Naturerzeugnisse; im Alterthum hätte man etwa die Perlen der Cleopatra, die Nachtigallenzungen-Ragouts des Heliogabal, im Mittelalter die vergoldeten Pfauen und andere Schaustücke der Tafel mit Recht so nennen können. Der Caviar aber ist nur diesseits des Pruth und der Weichsel eine theure Delicatesse; in den Niederungen des Dniepr, des Don und der Wolga verliert die Sentenz des dänischen Königssohnes ihre Bedeutung, dort bildet er ein Hauptnahrungsmittel des Volkes, und Schreiber dieses hat sehr häufig russische Bauern

Digitized by Google

ihn genießen sehen wie anderwärts das Brot. Länge des Transports, Schwierigkeiten desselben und der Aufbewahrung, nebenbei aber auch die immerhin beschränkte Production sind es, welche die feineren Sorten des Caviars so sehr vertheuern, daß ihre allgemeine Verwendung zur Nahrung in Ländern, welche dem Erzeugungsorte fern liegen, unterbleiben muß.

Ob der Caviar schon den alten Römern, welche doch bekanntlich theilweise große Feinschmecker waren, als Delicatesse gegolten, ist nicht entschieden, aber wahrscheinlich, da man weiß, daß gewisse Fischrogen zu ihren Leckerbissen zählten. So berichtet Horaz (Sat. VIII), daß die Muränen im Laich als die besten galten; die Fische, welche Caviar liefern, waren ihnen wohlbekannt, zumal der edle Stör (Acipenser), der als Zierde des Mahles unter besonderen Ceremonien aufgetragen ward und dessen bedeutende Rogenmenge den römischen Köchen unmöglich entgangen sein kann. Aus dem ganzen Mittelalter ist keine zuverlässige Nachricht über Caviarbereitung aufzutreiben, doch gebrauchte man schon in ältesten Zeiten auch den Hausen (Huso), wie den Stör, welche insbesondere auf den Küchenzetteln der Klöster dauernden Platz errangen. Wahrscheinlich ist in Italien zuerst der Fischrogen gesalzen und in Formen gepreßt worden behufs der Aufbewahrung, wie dies auch heute noch mit demjenigen der Thunfische dort zu geschehen pflegt; bis in das 18. Jahrhundert hinein wußte man nichts von weichem, körnig-flüssigem Caviar, sondern hatte ihn nur in kleinen geräucherten Broden von abgestumpfter Kegelform und völlig schwarzer Farbe. Die Bereitung in der ersten Form ist eine Erfindung der Kosaken. Auffallend erscheint, daß Gastronomen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts von dem Caviar noch gar nichts wissen wollen, so z. B. der berühmte Brillat-Savarin in seiner »Physiologie du goût«, oder Antonins Anthus in den »Vorlesungen über Eßkunst; Letzterer erwähnt nur nebenbei den »flüssigen Caviar« als feine Delicatesse. Daraus geht hervor, daß derselbe früher in Westeuropa viel seltener war als heutzutage, wo er fast überall hingedrungen und selbst auf den Speisekarten kleinerer Etablissements zu finden ist. Doch ist dies weit mehr in Deutschland als in England und Frankreich der Fall, wo er viel seltener auf die Tafel kommt, häufiger geschieht dies in den scandinavischen Ländern, in der Türkei, den Donaufürstenthümern, Persien und Aegypten; für die letztgenannten Länder werden auch untergeordnete Arten von Caviar aus den Rogen verschiedener Fische bereitet.

Gewöhnlich unterscheidet man vom echten zwei Sorten: den flüssigen oder körnigen und den festen oder gepreßten Caviar. Außerdem aber giebt es noch mehrere besondere Gattungen je nach den Fischen, von welchen er gewonnen wird; so wird ein rother Caviar, Ketzin genannt, angefertigt aus dem Rogen des Hechts (auch der Karpfen und Karauschen) zum ausschließlichen Verbrauche der Juden, welche nach dem Gesetze von schuppenlosen Fischen, wie diejenigen des Störgeschlechtes, nichts genießen dürfen. Deutscher oder Hamburger Caviar wird aus dem Rogen der Elbstöre angefertigt; doch kommt unter der letzteren Bezeichnung auch russischer Caviar, der über

Digitized by Google

Hamburg importirt worden ist, in Verkehr. Neuerdings wird noch anderwärts hie und da Caviar fabricirt, so z. B. in Frankreich. Ein Fischer von Mortagne an der Gironde befaßt sich vorzugsweise mit dem Fang von Stören (dort Creare genannt) und bereitet aus ihrem Laich Caviar, der seinen Weg nach Deutschland findet; doch beträgt die Jahresproduction in diesem Artikel nicht mehr als 1200 Frcs. Wie schon erwähnt, ist Rußland der Hauptsitz und das eigentliche Vaterland der Caviarbereitung, und zwar wird dieselbe schwunghaft professionell betrieben längs des unteren Laufes der Flüsse Wolga, Emba, Mius, Don, Dniepr, auch Bug und Dniestr, sowie am Ural oder Jaik, am Aral-See, Asowschen Meere und Kaspi-See. Der Mittelpunkt der wirklich großartigen Fischwaaren-Industrie, welche jährlich ungefähr 160.000 Menschen beschäftigt, ist die Stadt Astrachan, im Gouvernement gleichen Namens an einer der Wolga-Mündungen in dem großen Salzsee des Binnenlandes gelegen. Daher geht auch aller Caviar unter dem Namen »Astrachanischer« in den Handel, obgleich darunter eigentlich nur die besseren Sorten, welche von dort aus versandt werden, zu begreifen wären.

Der wirkliche Caviar wird nur von Fischen der Freikiemer-Ordnung gewonnen, dem Stör (Acipenser Sturio), dem Hausen (russisch Beluga: A. huso), dem Scherg (russisch Sewrjuga) und dem Sterlet (A. ruthenus). Die größte Quantität des Artikels liefern die Hausen, welche in ungeheuren Mengen gefangen werden und den meisten Rogen führen. Dieser beträgt oft ein Drittel ihres Gewichtes; im Grenzfluß Ural oder Jaik werden häufig Hausen bis zu 10 Centner Schwere und mit 3 Centner Rogen gefischt. Auf das Pfund des Laichs rechnet man 15.000 bis 20.000 Eier. Alle Störarten sind Wanderfische; der Hausen tritt im Frühjahre in die Flüsse, wo er ungefähr einen Monat lang laicht. Dies ist die Hauptzeit seines Fanges, welcher theils mittelst beutelförmiger Schleifnetze (Variga), theils in Faschinenwuhnen mit verschiedenen Kammern geschieht, in welche die Fischzüge durch zahlreiche Boote eingetrieben und die sodann geschlossen werden; die Ausnahme erfolgt entweder mit dem Netz oder mit dem Fischspeer (Bagor). Die Fischereien des Kaspi-Sees liefern in günstigen Jahren gegen 200.000 Stück Hausen, darunter bis zu 15 Centner Gewicht, und einen Ertrag bis $1^1/_2$ Millionen Pfund Caviar. Hier wird nur mit Grundangeln gefischt, deren hundert und mehr an langen, festgeankerten Tauen angeknüpft sind. Das grobe Fleisch der gefangenen Fische wird nur zum Theile eingesalzen und aufbewahrt, es dient zur Nahrung der untersten Volksclassen ist aber selbst bei diesen nicht beliebt; Bauch, Kopf und Schwanz werden meist weggeworfen und verpesten meilenweit die Luft, ungeheure Massen kräftigen Fischdüngers harren noch längs der Ufer des Kaspischen Meeres der Hebung. Rogen und Schwimmblasen — letztere zu Fischleim, welcher ja allgemein Hausenblase heißt — sind diejenigen Producte, derentwegen dem Fische vorzugsweise nachgestellt wird. Mit Ende März erlischt die Fangzeit und eröffnet sich erst wieder im Januar mittelst in das Eis gehauene

Digitized by Google

Löcher über den Yatoven, d. h. Sammelstellen der Fische. Der zweite Caviarlieferant ist der Stör, gleichfalls ein gewaltiger Fisch, aber mit dem Hausen nicht zu vergleichen, da er selten schwerer als 200 Pfund wird. Er kommt auch in der Elbe, im Rhein und in der Donau vor, am häufigsten aber in den südrussischen Meeren und Flüssen. Dem Hausen gegenüber hat er den Vorzug eines höchst zarten wohlschmeckenden, aber fetten und daher etwas unverdaulichen Fleisches; viele Gourmands halten den jungen Stör für die Krone der Fische; in Italien zahlt man dafür die höchsten Preise des Fischmarktes. Auf den Centner Lebendgewicht rechnet man beim Stör 20 Pfund Caviar, welcher aber minder geschätzt ist als derjenige vom Hausen. Der Fang findet in den südrussischen Flüssen statt vom Januar bis April, und zwar vorzugsweise mit dem Speer. Die sibirischen Ströme sollen Störe produciren, welche bis 2 Centner Rogen tragen. Die Caviarproduction vom Stör kommt übrigens gegen die vom Hausen kaum in Betracht. Der Scherg oder Sewrjuga sieht aus wie ein kleiner Stör und wird selten über 20 bis 25 Pfund schwer, dagegen in ungeheuern Mengen mit Wandnetzen gefangen. Das Fleisch, welches eingesalzen wird, ist geschätzt, mehr noch die von ihm vorzugsweise gewonnene Wäsika oder Vesiga, von welcher später des Näheren die Rede sein wird. An Rogen giebt der Scherg ungefähr 3 Pfund auf 20 Pfund Gewicht; sein Fischleim gilt als der vorzüglichste. Endlich wird auch noch der Sterlet auf Caviar ausgenützt. Dieser ausgezeichnete Tafelfisch, den bekanntlich schon der Graf von Monte-Christo für ein Nonplusultra erklärt hat, wird am stärksten in der Wolga und im Ural gefangen, wo er etwa bis 10 Pfund schwer wird, obgleich so große Exemplare schon selten sind. Er ist die kleinste und feinste aller Störarten, dem entspricht auch sein Rogen, von welchem im höchsten Falle 2 Pfund vom Stück gewonnen werden können. Der Sterlet laicht vom Mai bis August; er wird mit Netzen gefangen. Im Schwarzen Meere ist er nicht selten, häufig im Kaspischen Meere, öfters verirrt er sich auch in die Donau und wird auf den Pester und Wiener Markt gebracht.

Die Zeit des Fanges der aufgezählten Fische ist für die Bevölkerung die festlichste des ganzen Jahres, dessen übrigen Theil sie allerdings großentheils damit zubringt, zu verthun, was sie während jener erworben hat. Da sind längs der Gestade der Binnenmeere und der Strom-Ufer Tausende von Zelten aufgeschlagen oder Semlanken (Erdhütten) erbaut, vor und in welchen Tag und Nacht der Samowar (Theemaschine) brodelt zur Darstellung des duftigen und sättigenden Ziegelthees (mit Fett und Blut vermischt), und das mit Naphthastücken genährte Feuer dampft, auf dem der immer gefüllte Gorschok (kreisrunder Kessel aus feinem russischen Gußeisen von unnachahmlicher Arbeit) gesottenen frischen Caviar, Fischlebern oder saftige Lachsseiten Jedem darbieten, der da Lust hat, mit dem hölzernen Löffel oder dem Spieße zuzulangen. Von weither sind sie gekommen, die schlanken, die stahlsehnigen Kosaken in ihrer malerischen Tracht, neben ihnen die bunt staffirten, oft von Gold und Silber strotzenden, aber immer falten-

Digitized by Google

reichen und hoch gestiefelten Weiber, nicht zu vergessen die bösartig schielenden Steppenröslein, die noch die Kletten vom vorigen Sommer in Schweif und Mähne tragen, sowie die bissigen, fuchsigen Köter, welche die Geschwisterkindschaft mit dem Wolfe nicht verleugen können. Aus den Stanitzen (Kosakenstädtchen) des Ural, den Poselkas (kleines Dorf) am Miussstrom, den Sloboden (großes Kirchdorf) der Wolga-Niederung und den Chuutors (Einzelhof) von Tscherkask sind sie gekommen unter ihren Atamans, Starschinen und Jesauls, um das ihnen von der Krone verliehene, aber zum großen Theil wieder verpachtete, mit hohen Zehnten belastete Recht auszuüben, das ihr Haupteinkommen schafft. Erwartet werden sie schon von den Salzhändlern der Manitsch-Seen mit endlosen Wagenzügen; es giebt Fischereipächter, welche jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Salz verbrauchen und jenes soll für Fischwaaren das geeignetste der Welt sein, die berühmten Sorten Spaniens und Italiens weit übertreffen. In ihrem Gefolge aber erscheinen die Kaufleute und Händler; jene, aus Astrachan, Theodosia, Kertsch, Berdiansk, Moskau, Kiew, aus Teheran und Natschitschewan, um die fertigen Waaren aufzukaufen, diese, meist schlaue Großrussen, Armenier und Juden, um den Fischern allen möglichen Flitterkram aufzuhängen, daneben aber auch, um die geliebte Wodka in riesigen Quantitäten auszuschenken. Das wunderbarste Bild gewähren die Fischerstechen bei Nacht, wenn Tausende von rothen Naphthaflammen von den Schnäbeln der einbäumigen Seelenverkäufer (Duschagupka, kleiner Kahn) herab die zitternden Wellen der riesigen Ströme vergolden, während vom Lande die Tanzrhythmen der Kosakenlieder zu den Tönen der Balalaika klingen und schwerstampfende Paare den gelben Sand aufwirbeln. Der Tag ist unabänderlich der Arbeit gewidmet, die vielen Festtage des russischen Kalenders ausgenommen; die Männer sind draußen auf dem Wasser, die Weiber aber verrichten unter Anleitung der Aufseher die verschiedenen Arbeiten der Zubereitung. Von dieser letzteren hängt die Güte der Fischwaaren zum großen Theile ab; die Kosaken haben darin eine merkwürdige Uebung und Erfahrung, so daß sie bis auf's Haar gewiß den richtigen Grad des Salzes treffen, ohne andere Hilfsmittel als ihr Augenmaß und den Geschmack.

Die Verarbeitung der gefangenen Fische zerfällt in vier verschiedene Operationen: das Aushauen oder Zertheilen, das Salzen, die Caviarbereitung und die Darstellung von Hausenblase und Wäsika. Zum Behufe des Zerhauens werden die Fische nach der Größe in vier Abtheilungen sortirt, von 3 Arschin (Ellen) und darüber, von weniger bis $1\frac{2}{3}$ Arschin, dann in zwei Classen bis herab zu 1 Arschin Länge; dies gilt jedoch nur für die Hausen; Störe und Scherge haben ein geringeres Maß. Bei den großen Fischen wird das ganze Bauchstück herausgeschnitten, bei den kleineren nur im Bogen losgelöst und das so frei gelegte Eingeweide bloßgelegt. Magen und Gedärme werden daraus beiseite geworfen, das Fett und die Leber in eine Tonne zur Oelgewinnung; Milch und Rogen kommen in gesonderte Gefäße; letzteren übernimmt sofort der Caviarbereiter. Sodann wird die Blase und die

Digitized by Google

Rückensehne ausgeschnitten und den Bereitern von Fischleim und Wäsika zugestellt, endlich der ganze Fisch in zwei Hälften gespalten. Diese in reinem Wasser zwar sorgfältig abgespült, kommen zunächst 24 Stunden lang in Kufen voll starker Salzlake, alsdann werden sie in großen Holzkästen aufeinander geschichtet und jede Schichte nochmals gesalzen. Die Menge des dabei nothwendigen Salzes hängt ab von der Größe der Fische und der Zeit ihres Fanges. Man rechnet durchschnittlich auf einen Hausen 10 bis 40, einen Stör 7 bis 10, einen Scherg 5 bis 7 Pfund Salz. In der wärmeren Jahreszeit bedarf man eines größeren Quantums daran als in der kalten. In den Kästen werden die gesalzenen Fische mit Bohlen und Steinen so beschwert, daß die Lake sie völlig überdeckt. Später werden sie herausgenommen und entweder leicht geräuchert oder, was das Häufigere ist, einfach an der Sonne getrocknet. Dergleichen Fischwaare wird größtentheils in Rußland selbst und im Orient verbraucht; längere Aufbewahrung verträgt sie selten ohne Schaden, doch hat man neuerdings bedeutende Verbesserungen eingeführt. Insbesondere ist die Darstellung des Fischfleisches als Balyk sehr in Aufnahme gekommen. Unter Balyk versteht man weiter nichts als gesalzenes und an der Luft getrocknetes Fleisch der verschiedenen Störarten, auch des Silberlachses, aber mit solcher Vorsicht und Sorgfalt zubereitet, daß dasselbe dadurch einen ungemeinen, geradezu unvergleichlichen Wohlgeschmack erhält, so daß der Balyk gegenwärtig als eine der größten Delicatessen der Welt gilt, daher unter den Luxusgerichten nicht fehlen darf. Bis jetzt wird er nur in Rußland bereitet; über die Art und Weise dabei werden einige nähere Angaben hier umsomehr am Platze sein, als dieselben bisher im Auslande völlig unbekannt waren, aber authentischer Quelle entstammen.

Der Fisch wird als »Balyk« (tatarisches Wort, bedeutet »luftgedörrter Fischrücken; »Balykowyna« heißt ein kleines Stück davon) nur im Frühjahre, ehe die Temperatur steigt, verarbeitet, weil er später viel stärker gesalzen werden muß, um nicht zu verderben. Der im März gewonnene gilt als der beste. In den Fischereien der Westküste des Kaspi-Sees und denen des Asowschen Meeres verwendet man nur Störe und Hausen zur Balyk; an der Kura in Trans-Kaukasien werden aber auch jährlich 200.000 bis 300.000 Scherge oder Sewrjugas auf eine geringe Gattung Balyk verarbeitet, welche Dschirin genannt wird. Dieser ist trocken und außerordentlich stark gesalzen, gerade das aber bestimmt sein Verdienst im Geschmacke des Volkes von Kachetien, das ihn allein aufkauft, denn er erregt den Durst und diesen löscht man gern so oft als möglich mit dem köstlichen Wein der unermeßlichen Rebenpflanzungen des gesegneten Landes. Zu dem feinen Balyk werden blos die fettesten Fische genommen, Kopf, Schwanz, Bauch und Seitentheile beseitigt und nur die Fettrücken behandelt, wie dies auch die Benennung ausdrückt. Jene Nebentheile werden auf gewöhnliche Art gesalzen und dienen den Fischern und Arbeitern als Nahrungsmittel; die zuweilen außerordentlich fetten Bauchlappen werden hie und da ebenfalls

Digitized by Google

zu Balyk verwendet, heißen aber alsdann Tiochka. Die Störrücken bleiben ungetrennt, jeder Rücken bildet einen Balyk; diejenigen der riesigen Hausen aber werden sowohl der Länge als der Breite nach in verschiedene Stücke zertheilt, welche eben so viele »Balykowynies« abgeben, denn unzertrennt würden sie viel zu stark sein, um vom Salz gehörig durchdrungen zu werden. Die Fischrücken kommen alsdann in Tröge oder Holzkästen, in denen sie so mit Salz umgeben werden, daß keiner den anderen, noch auch die Gefäßwand berührt; ohne diese Vorsicht verderben sie gewöhnlich. Sie bleiben 9 bis 12, bei warmer Witterung und sehr großen Stücken sogar 14 Tage im Salze liegen. Diesem wird Salpeter, auf 1000 Pfund je 1 Pfund, zugegeben, wodurch das Fleisch eine schöne rothe Färbung bekommt: den feineren Sorten werden außerdem Pfeffer, Gewürznelken und Lorberblätter zugesetzt. Sobald man die Fischrücken für vom Salze gehörig durchdrungen hält, nimmt man sie aus den Pökelbehältern und läßt sie einen oder zwei Tage lang in süßem Wasser ausziehen, oder im Brakwasser des Asowschen Meeres, das sogar dem ersteren noch vorgezogen wird. Sobald diese Maceration dem Balyk den Salzüberschuß benommen hat, wird er in der Luft aufgehängt, um reif zu werden; eine Zeit lang bleibt er so den Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzt, dann bringt man ihn in den Schatten unter einen nach allen Seiten offenen Schuppen, so daß der Wind ungehindert die Reihen durchstreichen kann. So bleibt der Balyk, je nach der Witterung, ungefähr vier bis sechs Wochen lang sich selbst überlassen. Daß er gut und mürbe ist, erkennt man an einem dichten, ganz kurzen Schimmelanflug; sobald dieser sich nicht einstellt, ist der Balyk zu stark gesalzen, hat daher nicht den hohen Werth des echten und rechten. Der ungewöhnliche Preis des letzteren kommt aber auch daher, daß aller erdenklichen Sorgfalt ungeachtet, es niemals gelingt, eine Anzahl zugleich und völlig ebenmäßig behandelter Balyks auch zu gleicher Reife und Güte zu bringen; die letztere erlangen gewöhnlich nur einige wenige, die man denn auch sofort an ihrer dunkleren Färbung erkennt. Der gute Balyk, wie er an den Mündungen des Don und an einigen Küstenpunkten des Asowschen Meeres, besonders an den östlichen und nördlichen Gestaden der Halbinsel von Kertsch bereitet wird, ist fast ebenso zart wie der beste geräucherte Lachs, von gelbbrauner Farbe und durchscheinend. Sein Geruch ist ein ganz eigenthümlicher, er hat nichts Unangenehmes und erinnert gar nicht an Fisch, sondern viel eher an frische Gurken; sobald er einen ranzigen, fauligen oder salzigen Nachgeschmack hat, taugt er nichts. Es giebt aber auch nur wenige Fischarbeiter, welche die Zubereitung des Balyk so verstehen, daß er die geforderten Eigenschaften erhält; diese werden dann sehr gesucht und hoch bezahlt. Im Großen wird das Pud (40 Pfund) Balyk an Ort und Stelle mit 18 bis 20 Rubeln verkauft, im Detail ist das Pfund nicht unter 1 Rubel zu haben, in Moskau werden bis 3, in Petersburg bis 5 Rubel für das Pfund besten Balyk bei den Delicatessenhändlern gewährt. Außerhalb Rußlands ist dieses Luxusgericht bis jetzt wohl nur nach Constantinopel

Digitized by Google

gelangt; bei der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 hatten die Administrationen der tschernomorskischen Kosaken (d. i. des Schwarzen Meeres) und der Uralkosaken, sowie die Sotnie (Genossenschaft, eigentlich Abtheilung von Hundert) Elizavetinska am Don, Balyk (nicht »Bolak«, wie zu lesen war) ausgestellt, ohne daß jedoch ihre Waare größere Beachtung gefunden hätte. Auch aus der Türkei waren luftgedörrte Störrücken eingesandt gewesen, welche sich jedoch durch Fettglanz und Geruch nicht vortheilhaft auszeichneten.

Vom Caviar werden, wie schon erwähnt, zwei verschiedene Sorten bereitet, der flüssige oder auch körnige Caviar, Ikra, der feste oder gepreßte Caviar, Pajusnaya. Welche davon auch angefertigt wird, so kommt immer der aus den Fischen genommene Rogen, dessen natürliche Farbe schwarz oder dunkelgrau ist (womit die Fabel von »weißem Caviar« entfällt), auf ein Sieb, das aus einem viereckigen Holzrahmen mit dazwischen gespanntem Netze aus Messingdraht oder Bindfaden besteht, so feinmaschig, daß die ganzen Caviarkörner bequem hindurchpassiren können. Darauf wird der Rogen flach ausgebreitet und mit den Händen geknetet. Dadurch lösen sich die Körner von den sie umgebenden Häuten des Ovariums los und fallen durch die Maschen in eine untergestellte Tonne oder ein anderes, entsprechendes Holzgefäß, während die Fibern und Membranen des Eierstocks zusammt dem Fett auf dem Siebe zurückbleiben. Bei der Bereitung des flüssigen Caviars giebt man in die Tonne vom besten, feinst gepulverten Salz in der Quantität von $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ Pfund auf 40 Pfund Rogen, je nach der Jahreszeit und herrschenden Witterung. Je schwächer der Caviar gesalzen ist, desto höher wird er geschätzt; allein gerade dieser beste Caviar kann dann auch blos während der Winterfröste bereitet und versandt werden, weil er nur bei diesen sich längere Zeit zu halten vermag. Je weiter über den eigentlichen Winter hinaus, um so schlechter ist daher auch immer der Caviar. Während der Rogen mit dem Salz herumgerührt und vermischt wird, fühlt sich das Ganze anfänglich als ein völlig homogener, flüssiger Brei an; erst nach und nach gewinnen die Körner, indem sie sich mit Salz vollträuken, mehr Widerstand, bis sie zuletzt aussehen wie eine Masse aufgeschichteter Perlen. Das ist das Zeichen, daß der Caviar fertig und gut ist. Alsdann wird er übergefüllt in Fäßchen von Lindenholz, das einzige, welches ihm keinen unangenehmen Holzgeschmack mittheilt. Soll Preß-Caviar bereitet werden, so füllt man in die Aufnahmtonne eine Lacke, deren Concentrationsgrad sich ebenfalls nach Saison und Temperatur richtet. Damit ein jedes Korn sich hinreichend mit derselben sättige, wird der Rogen darin mit einer hölzernen Schaufel fortwährend in derselben Richtung umgerührt und danach die ganze Masse auf ein großes Haarsieb gegossen. Hier läuft die überschüssige Flüssigkeit ab und der zurückbleibende Caviar wird in Bastsäcke von 80—120 Pfund Inhalt geschüttet. Diese kommen unter eine einfache Presse, welche sowohl die noch darin befindliche Lake entfernt, als auch das Ganze in eine feste Masse zusammendrückt. Begreiflich werden dabei sehr viele Rogenkörner zerdrückt, deren Inhalt mit der Lake ausfließt, während

Digitized by Google

die leeren Häute zurückbleiben; schon aus diesem Grunde kann der feste Caviar niemals so gut sein wie der flüssige. Durch das Pressen gehen 12—15 Pfund Caviar auf das Pud verloren. Den gepreßten Caviar bringt man aus den Säcken in Fässer oder Tönnchen, worin er fest eingeschlagen wird; die ersteren fassen gewöhnlich bis 12 Centner, die letzteren 120—400 Pfund Caviar. Da sie inwendig stets mit Leinwand ausgeschlagen sind, so heißt ihr Inhalt auch »Servietten-Caviar«, unter welchem Namen er im Handel bekannt ist. Die beste, d. h. die am mindesten gesalzene und gepreßte Sorte des festen Caviars wird auch nicht selten in lange und schmale cylindrische Säcke eingefüllt, welche dann das Ansehen riesiger Würste bekommen; sie heißt im Verkehr »Sack-Caviar«. Endlich wird auch in neuerer Zeit der Caviar in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen aufbewahrt und versandt. In diesen hält sich auch der wenig gesalzene Caviar, selbst in heißer Jahreszeit, gut und ziemlich lange.

Je nach der Qualität des Fisches und der Fangzeit ist der Caviar mehr oder weniger fett, hält man dafür, daß er nicht fett genug sei, so gießt man in die Tonnen etwas feinsten Fischthran, welcher eigens zu diesem Zwecke bereitet wird, indem man das Eingeweidefett der Störarten im Marienbade schmilzt. Dem Blechbüchsen-Caviar setzt man auch zuweilen Olivenöl zu. Der körnige Caviar ist immer theuerer als Preßwaare. Der beste wird auf dem Platze, in Astrachan, mit 30 Rubel das Pud verkauft, sein Detailpreis auf den Hauptmärkten zu Moskau und Petersburg variirt von 1—1½ Rubel das Pfund; in Leipzig kostet das Pfund 1⅔—2⅓ Thaler. Der beste Preß-Caviar, ganz abgesehen von dem großen Verluste bei der Zubereitung, steht selten höher im Preise als 24 Rubel das Pud en gros. Es geht daraus hervor, daß die Fabrikation des flüssigen Caviars jedenfalls die vortheilhaftere ist; er verkauft sich theuerer, beansprucht weniger Salz und Arbeit und verursacht bei seiner Darstellung keinerlei Verluste. Dagegen kann er beiweitem nicht so leicht und sicher aufbewahrt werden wie der Preß-Caviar, der übrigens sich auf gewöhnliche Weise ebenfalls nicht allzu lange hält. Die russischen Bauern formen den letztern öfters in kegelförmige oder wabenrunde Brote, welche sie einer intensiven Räucherung aussetzen. Derartiger Caviar wird ganz schwarz und ungemein hart, so daß Stücke davon mit dem Beile heruntergehauen werden; er ist natürlich lange haltbar.

Bei der Anfertigung des Caviars ist neben einer bestimmten Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit des Arbeiters außerordentliche Reinlichkeit besonders erforderlich und wird darauf in allen renommirten Fischereien mit großer Strenge gesehen. Die Arbeiter, Männer und Weiber, müssen in saubern leinenen Oberkleidern erscheinen, dürfen weder Pelzmützen noch Thranstiefel, sondern nur Basthüte und Bastschuhe tragen, nicht rauchen und schnupfen, und namentlich kein Brot und keine Vegetabilien, wie Zwiebel oder Knoblauch essen, sondern müssen sich blos von Fischwaaren und Thee nähren. Es geschieht dies aus dem guten Grunde, weil ein Stückchen Brot oder dergleichen, das durch Zufall oder Uebelwollen in den Caviar geriethe,

Digitized by Google

hinreichen würde, denselben als Ferment in Gährung und zum Verderben zu bringen. Ebenso nimmt besonders der flüssige Caviar außerordentlich leicht von fremden Gegenständen einen Beigeschmack an, der ihn im Werth herunterseßt. Die von jeder Sorte Caviar jährlich gewonnenen Quantitäten sind sehr schwer auch nur annähernd zu bestimmen. Am Ural wird vom flüssigen etwas weniger als die Hälfte vom festen Caviar gefertigt, da aber vom ersteren in vielen Fischereistationen, zum Beispiel der Kura, welche jährlich 1,200.000 Pfund Caviar in den Handel bringt, sowie in denen der nordwestlichen Küste der Kaspisee, bekannt unter dem Namen der Embafischereien, gar nichts gemacht wird, da ferner Wolga und Asowsches Meer davon geringere Quantitäten liefern als der Ural oder Jaik, an welchem Strome man gegenwärtig alle Kräfte anspannt, um den Fischfang während der kalten Jahreszeit möglichst zu heben, dagegen in der warmen ihn einzuschränken, so darf die Production an flüssigem Caviar auf nicht mehr als auf ein Siebentel oder Achtel der gesammten Caviarproduction, nämlich auf 800.000—1,000.000 Pfund jährlich veranschlagt werden. Davon gehen nach ungefährer Schätzung vier Theile nach Rußland selbst und in den Orient, drei nach Deutschland, ein Theil nach Frankreich, England und den übrigen Ländern. Der beste Caviar ist unstreitig immer der von Astrachan. Ebenso wird derjenige vom Hausen oder Beluga am höchsten geschätzt, nicht, weil er etwa von besserem Geschmack wäre als die andern, sondern nur, weil die Körner desselben größer sind und schöner aussehen. Zwischen dem Caviar von Stör und Sewrjnga macht man im Handel gewöhnlich keinen Unterschied; derjenige vom Sterlet hat die kleinsten Körner und wird als der schmackhafteste gerühmt, kommt aber, der kleinen Quantität halber, die man davon macht, gar nicht in Verkehr; man findet in vielen Naturgeschichten, derselbe werde nur für den kaiserlichen Hof in Petersburg reservirt, was jedoch eine reine Fabel ist, der letztere bezieht direct gar keinen Caviar.

Sonst unterscheidet man nach der Fangzeit als die bessere die sogenannte kalte Waare, nämlich vom Winter und ersten Frühling, und als geringere die heiße Waare vom Fischfang den Sommer über. Aus dem Unterschiede zwischen der kalten und heißen Waare kann man zum Theile entnehmen, weshalb die Fische, die im nördlichen Theile des Kaspischen Meeres gefangen werden, für besser gelten als diejenigen der mittleren und südlicheren Theile, auch, weshalb Astrachan als Stapelplatz so bevorzugt ist. Diese Muthmaßung ist nämlich ganz begründet, weil das Klima der nördlichen Striche die Möglichkeit darbietet, mit Eis wohlversehene Kästen zur Aufbewahrung zu haben; aus den südlichen Gegenden aber, wo das Eis oft nicht mit Gold aufzuwiegen ist, muß alle Waare nach Astrachan, dem einzigen Orte, wo sie verkauft werden kann, gebracht werden, da die Perser außer den geschuppten Fischen keine genießen und zur Befriedigung der Bedürfnisse der Bewohner des westlichen Ufers ein zu kleiner Theil im Vergleich der ganzen Masse der gefangenen Fische gebraucht wird. Und so leidet diese ohne Eis aufbewahrte und dem Transport zur

Digitized by Google

See ausgesetzte Fischwaare ohne Zweifel an allen nachtheiligen Umständen mit, denen die Ueberfahrt selbst unterworfen ist; hierzu muß noch die Güte des astrachanischen Salzes gerechnet werden, von dem es bekannt ist, daß es seiner Reinheit und Härte wegen die Salze der Südküste des Kaspisees weit übertrifft. Die Abfälle bei der Caviarbereitung bilden den sogenannten Caviarbrei, welcher, gehörig gesalzen mit der beim Pressen abfließenden Lake, ein beliebtes Nahrungsmittel für Kosaken und Landvolk ist. Vor 20 Jahren noch fertigte man verschiedene Caviarsorten an, welche heutzutage ganz außer Gebrauch gekommen sind. Dem Preß-Caviar setzte man mancherlei Gewürze zu, dann hieß er armenischer oder constantinopolitanischer Caviar. Oder man trocknete ihn, nach dem Salzen, in der Sonne, aber ohne ihn aus seinem Eiersack herauszunehmen, sowie dies auch jetzt noch mit dem Rogen von Meeräschen (Mugil cephalus) geschieht, der bei den Griechen als eine besondere Delicatesse gilt und mit $1-1\frac{1}{2}$ Rubel das Pfund bezahlt wird. Seit ungefähr 10 Jahren hat man auch angefangen, die Rogen von Zandern (Perca lucioperca), Brassen, Sparusarten und Tarans (Zährte, Ciprinus vimba) in Caviar zu verarbeiten, die ersteren für Griechenland und die Türkei, die letzteren für Rußland selbst, aber nur zur Nahrung der ärmeren Volksclassen. Diejenigen vom Zander wurden auch schon früher am Asowschen Meere, besonders von den Kosaken des Kubans, zubereitet. Dies geschieht auf sehr einfache Weise; die Rogen kommen in ihren Eiersäcken, welche viel fester als diejenigen der Störarten sind, schichtenweise in Tonnen, worin sie mit Salz überstreut werden. Davon werden blos im Gebiet der Kubankosaken jährlich 6—800.000 Pfund gewonnen. In den Wolgafischereien, wo die Brassen und Zander in ganz ungeheueren Mengen — schon 70.000 Stück mit einem Netzzug! — gefangen werden, wußte man noch vor einem Dutzend Jahren mit ihrem Rogen weiter nichts anzufangen, als daß man ihn umsonst den Frauen überließ, welche die Fische putzen und einpökeln; sie trugen dieselben eimerweise heim, trockneten sie an der Luft und fütterten dann das Geflügel damit, das durch diese Kost selber beinahe ungenießbar ward. Erst in den Jahren 1853 oder 1854 erschienen in Astrachan Griechen, welche das Salzen der Zanderrogen anfingen; viele Fischereibesitzer überließen ihnen dieselben ohne Entgelt. Noch später erst kam man darauf, auch diejenigen von Brassen und Zährten in Caviar zu verwandeln, welche gegenwärtig nun schon gleichfalls einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel bilden.

Nächst Astrachan sind die Städte Nowo-Tscherkask am Don, Taman und Temruk auf der Halbinsel des Kubans, Taganrog, Kertsch und Feodosia Sitze des Caviarhandels. Auf der Pariser Ausstellung von 1867 hatte die letztere unter anderem auch Makrelen-Caviar (von Scomber scombrus) vorgelegt; verschiedene Sorten Caviar waren eingeliefert von den Administrationen der Kosakengebiete am Schwarzen Meere, am Ural und Don, aus Astrachan, endlich sogar aus den Städten Agrinion und Missolonghi in Griechenland unter dem Namen »gesalzener Störrogen«. Die Versendung

Digitized by Google

des Caviars geschieht gewöhnlich in Tonnen und zwar mehr auf dem Landals dem Seewege; nach Deutschland geht viel über Warschau, das ein bekannter Caviarstationsort ist. Gewöhnlich sind es herumziehende Händler, die mit kleinen Wagen den weiten Weg zurücklegen, um den Caviar mitten im Winter herauszubringen nach den westeuropäischen Städten; man sieht häufig diese verschmitzten Russen in ihren Kaftanen und Krimmerpelzen auf Messen und Jahrmärkten; sie pflegen den Caviar in einer ganzen Stufenreihe von hölzernen Tönnchen, bis herab zu Pfundgröße, feilzubieten; vorzugsweise führen sie nur flüssigen, da der feste Caviar auf andern Handelswegen bequem verschickt werden kann.

Der gute flüssige Caviar muß großkörnig, von grauschwarzer Farbe mit eigenthümlichem Perlmutterglanze sein, ganz ohne Geruch, völlig homogen, nicht klebrig oder mit Fasern verunreinigt, und von der Consistenz eines leichtfließenden Syrups. Sein Geschmack ist schwer definirbar, er ist pikant und doch mild, Salz darf durchaus nicht vorschmecken, ebenso wenig erinnert er an seine Herkunft von Fischen, kurz er ist eine alleinstehende, unvergleichbare Delicatesse, welche den Appetit reizt und besonders zum Weine mundet, ohne den Gaumen zu beleidigen oder lang anhaltende Trockenheit der Kehle zu verursachen, wie gesalzene Fische. Man muß den Caviar für sehr nahrhaft halten. Obgleich eine chemische Analyse desselben mir nicht bekannt ist, weiß man doch ganz gut, daß er vorzugsweise aus Eiweiß und Fett besteht; die dünne Membram, welche die einzelnen Körner umschließt, enthält zwar schwerlösliche Stickstoffverbindungen, bildet aber solch geringen Procentantheil und ist so fein, daß sie kaum in Betracht kommen kann. Der Caviar in Körnern ist daher leicht verdaulich, wozu auch die schwache Salzung etwas beiträgt, welche durch Salzsäurebildung die Zersetzung des im Magen gerinnenden Eiweißes befördert; die große Zertheilung desselben in den vielen Kügelchen mag ebenfalls zu der rascheren Assimilation beitragen. Ein vollkommenes Nahrungsmittel ist der Caviar allerdings nicht, wird es aber sofort durch Zuthat von Brot oder stärkemehlhaltigen Speisen. Der Preß-Caviar ist schwerer verdaulich, schon weil in ihm eine Menge ausgedrückter Eierhäute enthalten sind, abgesehen von der erforderlichen Zubereitung.

Die große Nahrhaftigkeit des Caviars geht daraus hervor, daß er während der Fischfangzeit das Hauptnahrungsmittel der Kosakenfamilien ist, wie er denn überhaupt bei dem südrussischen Landvolke eine große Rolle in dessen kärglichem Speisezettel spielt. Geflügel, welches mit Resten oder verdorbenem Caviar gefüttert wird, wie das allgemeiner Brauch in dem Heimatslande desselben ist, mästet sich sehr schnell, soll viel stärker Eier legen, schmeckt aber abscheulich. Die Russen wissen den Caviar übrigens auf mannichfaltige Art in der Küche zu verwenden, besonders beliebt ist er in einer Suppe, Kalja genannt, deren weitere Zuthaten gekochtes Gänsefleisch und Gurkenstücke sind. Er bildet die Farce verschiedener Pasteten, in deren Bäckerei sie sehr geschickt sind, oder wird in Taschen von Mehlteig eingeschlagen und mit Butter oder Oel gesotten. Caviarwürste sind viel berühmt; was man in

Digitized by Google

Deutschland unter diesem Namen kennt, sind feine Hachés mit Caviarzusatz. In der Civilisation genießt man das edle Luxusgericht gemeiniglich mit Brot, aufgestrichen; frisches Weißbrot oder geröstete Toaste daraus sind als Unterlage dem Schwarzbrot vorzuziehen; nur bei letzterem rechtfertigt sich auch noch die Zuthat von Butter, die der echte Caviargourmand, der freilich den kostbaren Stoff am liebsten mit Löffeln ißt, entschieden zurückweist. Dies thut er auch gewöhnlich mit den Gewürzen, durch welche man den Geschmack zu erhöhen, oder vielmehr zu verschärfen, zu verwildern strebt; es sind dies Zwiebeln oder Citronensaft. Beide haben ihre Verdienste, verdecken aber den eigenthümlichen, milden Wohlgeschmack des edeln Caviars viel zu sehr, um nicht für eine Barbarei von den Kennern angesehen zu werden, ebenso wie etwa die Verpöbelung eines feinen Thees mit Branntwein. Der Preß-Caviar wird gewöhnlich mit feinem Olivenöl angemacht, der Russe nimmt wohl auch Fischöl dazu, welches bei guter Zubereitung ungemein wohlschmeckend ist. Der Caviar ist eine Frühstücksspeise oder ein Entremet bei Tisch; in Rußland wird er vor der Tafel herumgegeben, er ist häufig ein Stellvertreter der Austern; auch an den Abendtheetisch wagte er sich zuweilen. Die Russen behaupten, er passe besser zum Thee wie zu jedem anderen Getränk, mit Ausnahme des Wodka, der, fein oder ordinär, gewöhnlich zu Caviar bei ihnen gegeben und genommen wird. Soll man erfahrenen Zungen glauben, so hat sich der Caviar nur deshalb in Deutschland so fest und allgemein eingebürgert, weil dazu Rhein- und Moselweine am allerbesten schmecken; übrigens steht er auch mit dem jetzt weltbeherrschenden Bier auf ganz gutem Fuße. In Italien wird der Rogen vom Thunfisch (Tonno, Scomber thynnus), von Wolfsbärschen (Cavalla, Labrax lupus), Brassen, Aeschen u. s. w. nicht selten in die Blasen der Fische gefüllt, gesalzen und dann hart geräuchert; dergleichen Caviarwürste heißen Suole und gelten als besondere Delicatesse; sie werden in feine Scheibchen zerschnitten und mit Oel verzehrt. Auch in Nordamerika soll man hier und dort Caviar bereiten, doch ist etwas Näheres darüber nicht bekannt. Bei der Fischereiausstellung zu Bergen im Jahre 1864 hatte Norwegen gesalzenen Fischrogen von Dorsch (Gadus callarias), Makrele und Länge (Gadus molva) aufzuweisen; auf derjenigen zu Boulogne 1866 hatten auch die Niederlande Caviarproben, Hamburg Elb-Caviar ausgestellt; in Havre 1868 waren neue Productionsorte nicht hinzukommen. Jedenfalls scheint sich aber die Industrie der Caviarbereitung immer mehr auszudehnen. Eintrag thun konnte ihr die in neuerer Zeit zuerst von Leuchs vorgeschlagene Verwendung der Fischrogen als Ersatz des kostspieligeren, leicht zum Verderben geneigten Albumins der Hühnereier in der Kattundruckerei.

Der Vollständigkeit halber verdienen auch noch die anderen Producte des Fanges der Störfischarten eine kurze Erwähnung, vor Allem die Wäsika, welche gleichfalls zu den Luxusgerichten, und zwar Katexochen gehört. Man versteht darunter die getrocknete Rückenmarksehne dieser Knorpelfische. Bei dem Zerhauen derselben wird ein kleiner Einschnitt in die Wirbelsäule

Digitized by Google

oder vielmehr in deren Umhüllung gemacht, mit dem Finger hineingefahren und so die Sehne in Form eines sehr langen Bandes herausgezogen. Dieses wird sorgfältig abgewaschen und davon die äußere weiche, knorpelige Rinde, welche nicht genießbar ist, abgestreift, indem man das Wäsikaband fest an die Wand der Tonne, worin es gespült wird, mit der Hand andrückt und so hindurchzieht. Getrocknet werden die Sehnen in eigens dazu errichteten, thurmförmigen Gebäuden, die aus Holzbrettern mit etwa zwei Zoll breiten Zwischenräumen zusammengeschlagen sind, so daß durch diese Spalten der Luftzug unaufhörlich die Wäsikabänder umspielen kann. Sind sie auf diese Weise hinreichend gedörrt, so werden sie, wenn vom Hausen, in Bündel von 12, wenn vom Stör, Sterlet oder Sewrjuga von 50 Stück zusammengebunden und in Handel gebracht; man benutzt den Artikel nur in Rußland. Wird die Substanz in Wasser gekocht, so quillt sie außerordentlich auf und bildet eine fast farblose, durchsichtige Gallerte; diese wird in kleine Stücke geschnitten und dient nebst Fischfleisch und Gewürze zur Füllung von Pasteten (Pirogs); einen andern Gebrauch macht man nicht davon, trotzdem ist die Wäsika immer sehr gesucht und wird im Großen mit einem halben Rubel das Pfund bezahlt. Die Fischereien des südlichen Rußlands liefern davon ungefähr 240—400.000 Pfund jährlich, etwas mehr als Fischleim.

Dieser, gewöhnlich Hausenblase (Ichthyocolle, russisch Rubij-Klej) genannt, ist die Schwimmblase der Störfische und dient gegenwärtig fast nur noch als Schönungsmittel für Weine, weniger mehr zur Darstellung des Mundleims (mit Candiszucker) oder des Glaskitts, früher fertigte man sogar Tafeln daraus und verwendete dieselben zu Fensterscheiben. Auch aus der Schwimmblase von Welsen (Silurus glanis) und Karpfen (Cyprinus carpio) wird Fischleim, aber von weit geringerer Qualität, gemacht. Die vom Körper der Fische losgelösten Blasen werden einige Tage lang in Wasser, das öfters gewechselt wird, eingeweicht, damit alle anhängenden Theile von Blut und Fett daraus entfernt werden können. In lauem Wasser geht diese Operation schneller vor sich, auch der leichte Fäulnißgrad, den das mit animalischen Theilen geschwängerte Bad annimmt, ist dem Processe günstig. Die genug eingeweichten Schwimmblasen werden dann mit Scheren der Länge nach auseinandergeschnitten und der Wirkung von Luft und Sonne ausgesetzt, indem man sie wie Blätter auf Lindenbasttafeln ausbreitet. Man trägt dabei Sorge, die Blasen mit der äußern Seite auf den Bast zu legen, denn dieselben werden aus zwei verschiedenen Häuten gebildet, von welchen blos die inwendige, welche also auf dem Bast frei in der Luft liegt, den Fischleim abgiebt. Diese beiden Hautschichten werden vorsichtig von einander getrennt, zu welchem Endzweck eben die längere Einweichung stattfinden muß. Ist dies geschehen, so legt man die Fischleimhäute zwischen Leinwand und setzt sie einem gelinden Preßdruck aus, indem man Gewichte, Steine u. s. w. daraufgiebt, so daß sie langsam trocknen können, ohne sich zu verwerfen oder zusammenzuziehen. Die auf der äußern Haut zurückgebliebenen Fischleimtheilchen werden sorgfältig ab-

Digitized by Google

gekratzt und mit den Fingern zusammengeknetet, so daß kleine Formstücke daraus entstehen, die unter dem Namen »Fischleimkrume« in den Handel gebracht werden; sie stehen niedriger im Preise als die Fischleimblätter. Diese werden zur Zeit verkauft vom Hausen in Bünden von 10—15 Blatt, von Stör und Sewrjuga von 25 und vom Sterlet zu 50—100 Blatt; 80 Bündel bilden einen Pack, der in Bastmatten eingeschnürt wird. Früher kam der Fischleim unter ganz anderer Gestalt in Verkehr; man zerriß die Blätter in eine gewisse Anzahl von Bänder, die man durch starkes Pressen in feuchtem Zustande innig mit einander verband und dieser Masse dann die Gestalt eines Cylinders, eines Herzens, eines Hufeisens u. s. w., je nach der Phantasie des Kosakenkünstlers, gab. Guter Fischleim muß weiß, durchsichtig, von Elfenbeinglanz und außen völlig glatt sein; der beste heißt »Patriarchenfischleim«, weil man schon vor 200 Jahren die Zubereitung am tüchtigsten verstand in den Fischereien, die dem Patriarchen von Moskau gehörten, wie auch noch heutzutage das Kloster Solovetzky die besten Häringe des Weißen Meers, als besondere Delicatesse, liefert.

Endlich ist auch noch der Thran oder das Fischöl als ein wichtiges Product zu nennen, dessen Werth sich gegenwärtig mindestens auf eine halbe Million Rubel jährlich beläuft. Das gute Fischöl, das als Nahrungsmittel verbraucht wird, gewinnt man vorzugsweise aus dem Eingeweidefett der Störe und Zander: es wird gesammelt, ausgewaschen und im Sandbad geschmolzen. Vorzugsweise setzt man es allem Caviar zu, der an und für sich nicht fett genug erscheint, außerdem verwendet man es an Ort und Stelle statt vegetabilischen Oels zu den Speisen, besonders der arbeitenden Classe und während der Fastenzeit. Das Verhältniß des Werthes dieser verschiedenen Producte zu einander stellt sich nach den ortsüblichen Preisen in Astrachan folgendermaßen: Der nutzbare Körper oder das Fleisch des Fisches verhält sich im Werthe zu den übrigen von ihm gewonnenen Stoffen wie 3 : 5; d. h. wenn das gesalzene und getrocknete Fischfleisch für 3 Rubel verkäuflich ist, so wurden nebenbei für 4 Rubel Caviar, Wäsika und Fischleim und für 1 Rubel Fett gelöst. Daraus geht also der bedeutend höhere Werth der letzgenannten Waaren hervor, welcher sich dadurch steigert, daß die Nachfrage derselben stets groß, ihr Absatz daher vollkommen sicher ist. Unter ihnen aber nimmt als Handelsartikel die erste Stelle ein, wie nicht die letzte unter den Luxusgerichten — der Caviar.

3. Weltweine.

So viele verschiedene Sorten und Lagen des edlen Weines es auch geben mag, so sind doch nur sehr wenige davon in den allgemeinen Weltverkehr übergegangen. In der That sind es nur drei, deren Ruf über die ganze Erde verbreitet ist: Portwein, Madeira und Champagner. Diese kennt und trinkt man überall: in Petersburg wie am Cap der Guten Hoffnung, in New-York wie in Yokohama. Sie verdienen daher allein die

Digitized by Google

ehrenvolle Bezeichnung »Weltweine«, und werden von anderen hinsichtlich der Verbreitung beiweitem nicht erreicht. Zunächst kommt ihnen der französische Bordeauxwein, der Claret, wie die Briten ihn nennen, sodann der spanische Sherry und der Malaga; weit nach steht diesen der Rheinwein, der »Hock«, so getauft nach der vielfach mißbrauchten, den Ausländern geläufig gewordenen Etikette »Hochheimer«. Alle übrigen Weine, so edel und werthvoll sie an und für sich sein mögen, haben doch nur einen geringen Verbreitungsbezirk; wenn man auch ihren Namen kennt, so sind sie doch nicht, oder nur ausnahmsweise, im Handel käuflich, während die Weltweine überall zu kaufen sind, gleichviel, ob echt oder gefälscht. Der älteste und am frühesten berühmt gewordene unter ihnen ist der Madeira, der unter dem Namen »Sect« — unter welchem übrigens sämmtliche Weine der Canarischen Inseln begriffen wurden — schon im 16. Jahrhundert das Festgetränk aller Welt und der bevorzugte Liebling der Feinschmecker war. Der damals blühende portugiesische Handel trug zur Verbreitung des Canariensectes in allen Welttheilen Vieles bei, mehr aber noch die ihm innewohnende Eigenschaft, daß er alle Klimate verträgt, in der Brütegluth des Aequators sich sogar veredelt und eine längere Dauer besitzt als jeder andere Wein. Merkwürdigerweise vernachlässigten die Portugiesen, während sie die Rebenschätze der atlantischen Inseln ausbeuteten, das einheimische Product ihres Festlandes; den Portwein haben zuerst die Engländer entdeckt, um nicht zu sagen erfunden. Zwar waren immerhin schon früher die Weine des Douro-Thales bekannt, sie traten aber erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts in den Export und wurden von der Mitte desselben an, seit Bildung der vom Marquis von Pombal gegründeten »Alto-Dourocompagnie« zum »Wein« der Briten, welche bekanntlich lange Zeit keinen anderen Wein kannten und achteten als das spritreiche Kunstproduct »Port«. Er folgte ihnen in ihre Colonien und gewann so Herrschaft neben dem Madeira, zumal er noch mehr wie dieser als ein Stomachicum gilt, welches minder stark und schädlich wirkt als der Branntwein. Der jüngste Weltwein ist der Champagner, allein er hat seinen Genossen weitaus den Rang abgelaufen und dringt selbst in entlegene Gegenden, wo jene nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Die allgemeinere Verbreitung des Champagners hat erst in den Zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts begonnen, aber zugleich mit der Production — und der Nachbildung — einen ungemein großen Aufschwung gewonnen. Er ist ein Wein, der den Sinnen mehr schmeichelt als jeder andere; schon die Explosion der Kohlensäure erregt das Gemüth, und der süß prickelnde Geschmack sagt den meisten Menschen, und zwar jedem Geschlechte, in gleichem Maße zu, was bekanntlich nicht von den übrigen Weinen gesagt werden kann. Ein besonderes Prestige hat der Champagner dadurch erhalten, daß die Mohammedaner ihn nicht als »Wein«, sondern als eine Art Limonade betrachten und demgemäß herzhaft trinken; Verfasser hat in ganz Aegypten, bis nach Nubien hinein, in jedem einigermaßen stattlichen Dorfe Kaufläden angetroffen, in welchen Champagner zu haben war. In China und Japan

Digitized by Google

ist er zum stehenden Einfuhrartikel geworden, in den Shops der californischen Minendistricte ist er ebenso zu finden, wie auf Hawaii oder in den sibirischen Städten, wobei freilich meistens die Flagge die Waare deckt, d. h. die Etiquette der Flasche deren Inhalt zum Champagner macht. Die Weltweine sind nur Luxusgetränke, und zwar im vollsten Wortsinne. Wo und wie sie erzeugt werden, ihre Behandlung, ihre Natur, ihr Wesen, ihre Stellung in der Volkswirthschaft — das übersichtlich zu erörtern, soll Aufgabe der nachfolgenden Blätter sein.

a) Madeirawein.

Ein Kelch guten Madeiras ist eine herzerfreuende Gottesgabe. Französische Weine mögen das Fleisch im Magen einpöckeln, aber der Canariensect ist der wahre Verdauungsbeförderer; er schafft nicht blos gutes Blut, sondern er nährt auch. Und daher kann auf den Madeira eher als auf alle anderen Weine der lustige Syllogismus bezogen werden: »Good wine makes good blood, good blood causeth good humours, good humours cause good thoughts, good thoughts bring forth good works, good works carry a man to heaven — ergo good wine carrieth a man to heaven.« (»Guter Wein schafft gutes Blut, gutes Blut bringt ein gutes Gemüth, ein gutes Gemüth erzeugt gute Gedanken, guten Gedanken folgen gute Werke, gute Werke führen den Menschen zum Himmel — ergo leitet guter Wein die Menschen zum Himmel.«) Diese Lobrede auf den bevorzugten Wein der atlantischen Inseln stammt aus der Feder des alten britischen Geschichtschreibers Howell. Zu seiner Zeit war der Malmsey — das englisch corrumpirte Wort für »Malvasier«, womit gewöhnlich der süße Madeira bezeichnet wurde — das vornehmste Getränk; man kannte in Großbritannien fast gar keinen anderen Wein als den von der Madeira-Gruppe und den Canarien. Wie sehr eingebürgert er war, beweisen zahlreiche Stellen in Chroniken und Dichtern; nicht die mindestberühmten, darunter jene aus Shakespeare's »Heinrich IV.«, aus welchen wir erfahren, daß die Gallone Sect damals 2 Sh. 10 P. gekostet hat, und daß man ihm öfters Eier und Gewürze, auch Kalk zur Entsäuerung zusetzte; »ich will keinen Hühnersamen in meinem Gebräu«, grollt der wackere Falstaff, oder, als Kenner: »In dem Glase Sect ist auch Kalk; es ist nichts als Schurkerei zu finden bei den elenden Menschen.« Daß zu jener Zeit der atlantische Wein ganz allgemein bekannt war und getrunken wurde, bezeichnet auch sein Vulgärname »Sack«, wie Shakespeare und Andere schreiben. Man liebte in Norden vorzugsweise starke, feurige Weine; das aber sind oder waren vielmehr diejenigen von Madeira beides in hohem Grade. Der echte Madeira ist ein heller oder tiefer bernsteinfarbiger, fast goldig schimmernder Saft von ganz eigenthümlich angenehmem Geschmack, der Geist, Gewürz, Feuer vereinigt und jenes leise Stechen auf der Zunge und im Gaumen hervorbringt, welches Kenner so sehr zu schätzen wissen. Diejenige Sorte, welche am meisten in den Welthandel kam, war

Digitized by Google

der »trockene Madeira«, »Dry-Madeira«, ein Wein, dessen Zucker sich sämmtlich oder doch annähernd in Alkohol umgewandelt hat. Am höchsten wurde er geschätzt, wenn er einmal oder mehreremale die Linie passirt hatte; man sandte zu diesem Zwecke die Fässer nach Westindien und glaubte nach der Rückkehr das Product höchlich veredelt. Denn in Wirklichkeit konnte die Verbesserung nur in seltenen Fällen und besonders dann constatirt werden, wenn der Wein vor der Reise einen größeren Spritzusatz erhalten hatte. Dieser aber wurde dem Madeira regelmäßig gegeben, wie denn überhaupt alle drei Weltweine weit eher Kunstproducte zu nennen sind, als reines Naturerzeugniß. Von den trockenen Madeiraweinen hießen die ausgezeichnetsten Sorten Sercial, adstringirend, anfänglich etwas rauh, spät reifend und Boal; ersterer soll aus rheinischen Rieslingtrauben erzeugt worden sein. Dem Dry-Madeira gegenüber steht der schmalzige süße Malmsey oder Madeira-Malvasier ein hochgeistiger Liqueurwein, der nur in einer ganz beschränkten Lage an der Südküste der Insel gedeiht und dessen besseres Product niemals in den Handel gelangt, da es der Krone Portugals angehört. Die Rebe, woraus der Malmsey gewonnen wird, soll von der Insel Candia stammen und ist die bekannte griechische Malvasiertraube; der trockene Madeira wird aus der Vidognatraube gepreßt. Zu Weißweinen werden außerdem noch verwendet die Bagual-, die Escanagao-, eine Muskateller- und eine Alicantetraube. Die Insel producirte übrigens auch Rothweine, welche den Charakter der gewöhnlichen portugiesischen Weine, der »Consumos« haben, aber in geringerer Menge und Güte.

Aus Shakespeare wissen wir, daß man schon früher zwischen Sect und Madeira unterschied, außerdem aber auch noch den Inselwein »Batardo« kannte, welcher heutzutage noch gewonnen wird; derselbe »brown bastard« war aber kein »Muskatwein«, wie Tieck kecklich übersetzt hat, sondern ein hellrother, geringer Madeirawein aus der »Bastardtraube«; andere rothe Sorten heißen Tinta, Negramol und Ferral. Die besten Weinlagen der Südküste der Insel sind nach den königlichen Besitzungen diejenigen von Fago de Pereira; sodann folgen die Weinberge von Calheta, Porto da Sol, Arco da Calheta, Ribeira Brava, Cama de Lobos, Estreto, São-Antonio und São-Martinho. Die Weine auf der Nordseite der Insel waren von untergeordneter Qualität und wurden meist zur Cognacbereitung destillirt; gegenwärtig hat der Weinbau hier gänzlich aufgehört. Damit der Madeirawein seine ganze Vollkommenheit erreiche, muß er zehn Jahre im Fasse und darnach zehn Jahre auf Flaschen lagern, dann erst ist er reif. Um diesen Proceß zu beschleunigen, wendet man auch das »Feuern« an, indem man die Weinmagazine künstlich erhitzt; allein die Naturreife ist immer vorzuziehen. In ihrer Jugend sind selbst die edlen Madeiraweine streng und rauh, die trockenen dagegen stark adstringirend, so daß sie kaum genießbar sind; erst allmählich werden sie, unter Absetzung von bedeutendem Niederschlag, milder und harmonischer. Einem jeden für den Export bestimmten Madeirawein wird Sprit zugesetzt, um ihn haltbarer zu machen, doch ist dieser Zusatz nicht bedeutend; er beträgt eine halbe bis eine Gallone

Digitized by Google

auf die portugiesische Pipe ($2^1/_4$ bis $4^1/_2$ auf 500 Liter) zum Most — in mosto; ebenso viel nach der Gährung — in limpo — und später bei dem ersten Abzuge; auch vor dem Export pflegt man dem reifen Weine noch eine Gallone Cognac auf die Pipe zu geben. Oft ist die Qualität des letzteren eine geringe, so daß der Wein dadurch einen brenzlichen Angeschmack bekommt. Die Preise der abgelagerten Madeiraweine blieben bei der nicht bedeutenden Production immer ziemlich constant; sie notirten sich im Durchschnitte der letzten guten Ernte folgendermaßen: Malmsei oder Malvasia 75 bis 85 Pf. Sterling per Pipe; Boal im gleichen Preise; Sercial 70 bis 80 Pf. Sterling; Dry-Madeira 25 bis 55 Pf. Sterling, letzteres, wenn er die Linie passirt hatte, also »Vino de roda«, »gereifter Wein« war. Von dem rothen Madeira gelangte nur der Tinta oder Inselburgunder zum Preise von 60 bis 70 Pfd. Sterling per Pipe, in den auswärtigen Handel. Darnach wäre die Literflasche des besten trockenen Madeira auf 20 Sgr. oder 1 Gulden Silber im En-gros-Handel zu stehen gekommen, während sie im Detailverkauf nicht unter 2 Thaler echt zu haben war. Uebrigens gab es nur in England, und auch dort selten genug, Männer, welche einer ganzen Flasche Madeira auf einen Sitz gewachsen waren. Denn er ist einer der stärksten, schwersten Weine, mit 16 bis 20 Percent (nach Johnston mit 17 bis 22 Procent) Alkoholgehalt. Deshalb ist denn auch der Madeira ein sogenannter »Frühstückswein« oder »Vorwein«; er wird vorzugsweise zur Magenstärkung, zur Stimulirung getrunken. Bei der Tafel wird er in kleinen Kelchen nach der Suppe servirt; als Zwischenimbiß gilt in den höheren Kreisen der Gesellschaft ein Glas Madeira mit Biscuit für ebenso gesund als decent; als coup de l'étrier, auf der Jagd, der Eisenbahnstation u. s. w. ist er stets am Platze gewesen. Er ist einer derjenigen Weine, welche sich leichter kosten als trinken lassen.

Die Wirkung des Madeira auf den menschlichen Organismus ist eine entschieden tonische; er wird in dieser Hinsicht nur von dem Portwein übertroffen. Zugleich ist sie sehr rasch, fast augenblicklich fühlbar, so daß er in Schwächezuständen als prompt es Weckmittel dient. In solchen Fällen thut ein starker feuriger Wein oft Wunder; während die erschöpfte Natur sich nur ungern zur Annahme von substantiellen Nahrungsmitteln zwingt und davon wenig Erfolg verspürt, bringt sie ein Glas Wein oder auch Branntwein fast immer sofort wieder zur Thätigkeit und Erfüllung ihrer Functionen. Auf die Wirkung des Madeira ist natürlich die Sorte oder das Verhältniß seiner Bestandtheile von Einfluß. Während der Malmsey in der Unze 56 bis 66 Gran Zucker enthält, besitzt der Dry-Madeira höchstens 6 bis 20 Gran; der erstere ist daher ein eigentlicher Liqueurwein oder Süßwein, während der letztere um so trockener erscheint, je geringer sein Zuckergehalt ist. Hinsichtlich seines Säuregehaltes steht der Dry-Madeira in der Mitte zwischen Rheinwein und dem spanischen Xeres, dem mindestsauren unter allen Trockenweinen. Bekanntlich ist kein Wein gänzlich frei von einem veränderlichen Gehalt an freier Säure, welche Weinsteinsäure ist, die sich schon in der Traube als Weinstein oder

Digitized by Google

zweifach weinsteinsaures Kali gebildet hat. Der letztere scheidet sich bei dem Lagern in Flaschen oder Fässern allmählich von der Flüssigkeit aus und setzt sich an deren Wänden als Rahm, Schlamm, Kruste oder rohen Weinstein an. Durch längere Aufbewahrung verlieren daher gute Weine viel von ihrer Säure, und es wächst demnach mit jedem Jahre ihres Alters auch im Verhältniß ihr Werth und ihre Güte, aber nur bis zu einem gewissen Grade; sobald dieser überschritten wird, verliert der Wein seine liebenswürdigsten charakteristischen Eigenschaften. Der Madeira pflegt sehr viel abzusetzen; wenn er auf Flaschen lagert, muß er daher von Zeit zu Zeit decantirt, d. h. so vorsichtig umgefüllt werden, daß der Niederschlag in der Flasche zurückbleibt. Es gehört eine ruhige geübte Hand dazu; sicherer ist die Anwendung eines Decantirapparates, der einfach und billig genug ist, um seine Anschaffung für einen so kostbaren Wein lohnend zu machen.

Schwerlich giebt es einen anderen Wein, welcher so viel verfälscht oder nachgemacht worden ist und wird als der Madeira. Von dem Cap-Madeira, welchen die Holländer, so lange sie im Besitze des Cap der Guten Hoffnung waren, vielfach erzeugten und nach England exportirten, soll hier nicht geredet werden; Baron Vaerst stellt ihn in seiner »Gastrosophie« dem besten Insel-Madeira gleich und behauptet, früher habe er sich in allen guten Kellern gefunden; das ist jedoch seit lange nicht mehr der Fall, im Gegentheile sind die sehr stark mit Sprit versetzten südafrikanischen Sherrys und Ports geradezu verrufen. Etwas ganz anderes ist es mit dem »Elbe-Madeira«, dieser ist eine entschiedene Pantscherei, welche in Magdeburg und Hamburg fabrikmäßig ausgeübt wird. Man verwendet dazu alte Weißweine (die österreichischen eignen sich sehr gut dazu), welche einen Zusatz von Sprit nebst einem weingeistigen Extract aus grünen Nußschalen, vielleicht auch etwas Candisliqueur erhalten. In Frankreich fertigt man Madeira aus Cider, welchen man stark mit Honig versetzt, darauf kocht, abschäumt und filtrirt; die so gewonnene Flüssigkeit wird in ein Faß gefüllt, erhält den gehörigen Spritzusatz und ist in fünf bis sechs Monaten reif zum Abziehen auf Flaschen. Es giebt noch eine Menge von Recepten zur Anfertigung von falschem Madeirawein, die mitgetheilten mögen aber genügen. Neuerdings ist man übrigens von der reinen Fabrikation umsomehr abgekommen, je reichlicher Surrogate zu Gebote stehen. Als solche gingen unter der klingenden Etiquette »Madeira« von jeher vornehmlich die Weine aller übrigen atlantischen Inseln — die »Canariensecte« von Teneriffa, Canaria, Langerote, Fuertaventura, Palma, Gomera und Ferro, sodann der Vino passado und der Vino seco von den Azoren, besonders der Insel Pico, durch die Welt. Allerdings haben diese Weine ein geringeres Arom und Parfüm als der echte Madeira, allein man hilft ihnen theils durch Zusätze, z. B. von Ananasschalen und Sprit nach, theils haben überhaupt nur wenige Menschen in der Welt jemals echten, unverfälschten Madeira getrunken. Da die Weinproduction der übrigen atlantischen Inseln gleich derjenigen Madeiras aber

Digitized by Google

seit 20 Jahren bedeutend gesunken ist, so wurde auch ihr Product von dem Markte verdrängt durch den spanischen Sherry, welcher entweder den Madeira wirklich ersetzt, oder ihm ähnlich gemacht und unter seiner Etiquette verkauft wird. Die Sherries, welche die Engländer in »natürliche« und »künstliche« theilen (natural Sherry und Sherry schlichtweg, da man jeden Sherry für ein Kunstproduct zu halten berechtigt ist), wachsen in dem District von Cadix und heißen eigentlich Xeresweine, von der Stadt Xeres de la Frontera, auf deren Albariza-Höhenzügen die besten Lagen sind. Es giebt zahllose Sorten dieser Weine, unter welchen die edelsten »Dottores« heißen. Sonderbarerweise nennt man auch an der Mosel vorzügliche Weine »Doctor«, und von der Mosel brachte notorisch der deutsche Weinbauer Peter Simon (Pedro Ximon, woraus die Tradition den Cardinal Pedro Ximenez gemacht hat) im 16. Jahrhundert die Rebe nach Cadix, welche den Xereswein liefert. Es soll die Weißelben- oder Elblingtraube, diese aber wiederum von Madeira aus an die Mosel gekommen sein; so erzählt wenigstens der valencianische Historiograph Valcarcellos. Der Naturſherry ist ein trockener Blankwein von tiefer Bernsteinfarbe, voll Geist mit feinstem Parfüm, eigenthümlich gewürzhaftem Wohlgeschmack und von anregender, gesunder Wirkung. Allein selbst dem reinen Product wird vor dem Export nachgeholfen, indem man ihm gekochten, vor der Gährung zur Syrupconsistenz eingedickten Most zusetzt, der ihm brillante Färbung, zugleich Süße und größere Weichheit, sowie alle Kennzeichen höheren Alters verleiht. Sämmtlicher für die Ausfuhr bestimmter Sherry bekommt Sprit; da das Product der 36.000 Morgen Weinberge, die der Xeresbezirk umfaßt, für die Consumtion beiweitem nicht hinreicht, so wird die Fabrikation im Großen betrieben. Ihre Sitze sind die Städte Marseille und Cette, besonders die letztere, welche aus den geringeren spanischen Weinen überhaupt jeden bekannten Wein der Erde auf Bestellung liefert und in dieser Branche ebenso unerreicht ist, als große Geschäfte macht. Der meiste echte und unechte Sherry geht nach England, wo er gesuchter ist als jeder andere Wein; der Verbrauch beträgt von diesem Artikel daselbst 45 Procent der gesammten Einfuhr, während auf den Portwein 25 Procent entfallen.

Eingeführt hat den Sherry in Großbritannien erst um das Jahr 1812 oder 1815 der damalige Kronprinz, später Georg IV., bekannt als der »erste Gentleman von Europa«, welcher behauptete, »der verdammte Madeira bringe ihm die Gicht, er wolle es daher mit dem Xeres versuchen«. Von diesem Ausspruche an begann der Sherry den Madeira, zuerst unter den »oberen Zehntausend«, dann allgemein im Vereinigten Königreiche zu verdrängen. Neuerdings ist ihm dies allenthalben in der Welt gelungen. Denn der Madeira wächst nicht mehr, oder ist doch seit einer längeren Reihe von Jahren nicht mehr gewachsen, so daß, was in dem letzten Decennium unter seiner Etiquette verkauft und getrunken worden, sicherlich kein echter Wein gewesen ist. Der Jahresertrag der Weinernte betrug früher gegen 25.000 Pipen, von welchen aber blos 7000 bis 9000 Pipen zum Export gelangten. Seit dem Jahre 1840 sank

Digitized by Google

aber die Production in auffallendem Maße; sie betrug 1842 bis 1843 nur noch 14.000 bis 15.000 Pipen, und der früher mit 2 Millionen Thalern nicht zu hoch bezifferte Durchschnittswerth des Exports war um die Hälfte vermindert. Die Ursache lag sowohl in einer veränderten Geschmacksrichtung, namentlich in Großbritannien, wo mittlerweile der Portwein zur Herrschaft gelangt war, als auch in einer eigenthümlichen Verschlechterung des Productes selbst in Quantität und Qualität; es gab keine guten Weinjahre mehr auf der Insel, und der Preis sank so rapid, daß man zuletzt die Pipe für 5 Pfd. Sterling kaufen konnte. Im Jahre 1852 kam endlich das Uebel zum vollständigen Ausbruche; die Traubenkrankheit — der Schimmelpilz, Oidium Tuckeri — überfiel sämmtliche Weinberge der Insel und vernichtete in beispielloser Weise die ganze Ernte bis auf die letzte Weintraube. Da sie in den nächsten Jahren mit gleicher Heftigkeit auftrat, so griff die Muthlosigkeit so allgemein um sich, daß man den Weinbau in Madeira gänzlich aufgab und sich der Cultur des Zuckerrohres zuwandte. Mit Ausnahme des Jahres 1856, in welchem bei Ponta del Gada und Arco de São-Jorge wo die Reben sorgsam an niederen Spalieren dicht am Boden gezogen und nicht an Pfähle geheftet werden, etwa 200 Pipen Wein gemacht wurden, producirte die Insel bis Ende 1857 gar keinen Wein. Der für Besitzer und Weingärtner dadurch erwachsene jährliche Entgang wurde auf mehr als 230.000 Pfd. Sterling angeschlagen. Von 1858 ab begannen schüchterne Versuche mit der Wiedereinführung des Weinbaues und seit 1864 ist ein beträchtliches stetiges Aufsteigen ersichtlich. War die Ernte 1865 gegen 2000 Pipen, so näherte sie sich 1866 schon auf 3000, stieg 1867 auf circa 4000, 1868 auf mindestens 6000. Im Jahre 1869 war keine Steigerung zu verzeichnen wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse und des Eintrittes vieler neuen Ländereien in den Ertrag; dagegen sind 1870 über 8000 Pipen eines sehr guten Gewächses geerntet worden. Im Ganzen und Großen kann man annehmen, daß die Production der Insel bald wieder ein Drittel, die Exportfähigkeit aber eher mehr als ein Drittel der früheren betragen wird, insofern der Ausfall die geringeren, im Lande selbst verbrauchten Weine weit stärker trifft als die besseren. Nach einer vertrauenswürdigen Schätzung wird sich im Laufe der nächsten zehn Jahre Madeiras Weinproduction wieder bis auf zwei Fünftel der früheren heben — aber schwerlich höher. Denn seit ihrem Verfalle hat der liberale Umschwung der englischen Zollpolitik den Weinen des europäischen Continents so große Erleichterungen gewährt, daß der stärker belastete Madeira nur schwierig mit ihnen concurriren kann.

Sodann trifft auch der enorme Zoll ad valorem, welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit dem Bürgerkriege auf Weine gelegt, den werthvollsten Weltwein am härtesten und verhindert seine Einfuhr nach Amerika in irgend bedeutenden Quantitäten. Als natürliche Folge dieser Umstände trat aber die Veränderung im Modegeschmack für Weine und in deren Werthschätzung immer allgemeiner ein, freilich scheinbar unerklärlich, wenn man die unbestreitbare Ueberlegenheit des echten Inselweines in den Augen

Digitized by Google

der Kenner bedenkt, aber doch wiederum leicht zu begreifen, sobald man die, namentlich von Südfrankreich ausgehenden Nachahmungen desselben als Vergleichungsbasis der Consumenten betrachtet. Es wäre aber wirklich schade, wenn dieser Weltwein aus dem Handel verschwände. Der originale, abgelagerte, vollkommen fertige Madeira hat eine milde Fülle, ein köstliches, prickelndes, hochfeines Arom von ganz eigenthümlicher Art, und der beste Xeres ist dagegen weit zurückstehend. Nur nach langer Lagerung aber entfaltet er sich zu seiner ganzen Größe; dann hat er alle Strenge verloren und jenes bittersüße Zungenschmeicheln, jenen Reichthum und Geist angenommen, die ihn von jeher in die erste Classe der Weine gestellt haben.

b) Portwein.

»Mein Sohn, lege in deiner Jugend recht viel guten Portwein in den Keller, damit du im Alter habest, woran du dich labest,« sagt der alte Gentleman auf dem Sterbebette zu seinem Erben, der hundert Meilen weit herbeigeilt war, um den letzten Rath seines Erzeugers zu vernehmen. Diese Charge ist weit entfernt, eine Uebertreibung zu sein. In England war die Vorliebe für den Portwein ehedem so groß, daß neben ihm kein anderer Wein aufkommen konnte; wenn daselbst von einem »Glase Wein« gesprochen ward, so war nur »Port« darunter verstanden, die übrigen wurden bei ihrem Namen genannt. Nirgends genießt dieses Gewächs oder vielmehr Kunstproduct die gleiche Verehrung, am allerwenigsten in seinem Vaterlande, wo man es nur ausnahmsweise trinkt; dagegen ist es eben durch die Engländer über die ganze Welt verbreitet und überall zu finden, wo sie anzutreffen sind: am Monte-Rosa und am Himalaja, in Canada und in Neuseeland. Es wird keine ordentliche Bahnhofs-Restauration in beiden Hemisphären geben, in der nicht auf Verlangen ein Glas Portwein verabreicht würde, keinen Dampfer, kein Kriegsschiff, die ihn nicht in ihrer Bottlerei führten; er ist überall bekannt, aber verbraucht wird er vorzugsweise in kalten oder nebeligen Ländern; unter sonnigem Himmel trinkt man ihn nur als Arznei. Als solche ist er freilich ebenso gut einzunehmen, als in gewissen Fällen wirksam.

Der Portwein, wie er in den Handel kommt, unterscheidet sich von allen anderen Weinen durch seine Farbe, welche braunroth, braun bis purpurbraun ist. Sie ist meistens künstlich beigebracht; übrigens durchläuft sie eine ganze Reihe von Nuancen, unter welchen die helleren auf dem Continent, die dunkleren in England am beliebtesten sind. Der Geschmack des Portweines ist ein voller, geistiger, mit einem Anflug von Süßigkeit; sobald diese stärker hervortritt, sind die Weine schlecht gemacht. Er ist sehr stark und bringt auf die Nerven der Zunge wie des Gaumens jenes prickelnde Gefühl hervor, welches man den »Alkoholstich« nennt; ein eigenthümliches Bouquet erhält er durch fremden Zusatz; hat er längere Jahre auf Flaschen gelagert, so nimmt er ein ganz besonderes »Flaschenbouquet« an, welches

Digitized by Google

sehr geschätzt und theuer bezahlt wird. Unverfälschter, nach den Regeln der Kellerwirthschaft gepflegter Portwein muß drei bis vier Jahre lagern, bevor er seine ganze Stofflichkeit entwickelt hat. Ein solcher besitzt dann eine Blume, welche mit derjenigen des im Handel befindlichen Portweines, namentlich auch mit dessen Spritgeruch, nichts gemein hat; die Farbe ist nicht bräunlich, sondern von hellem, durchsichtigem Purpur, der etwas in's Bläuliche mit Goldschimmer spielt, der Geschmack steht demjenigen eines feinen Burgunders nahe, ist aber süßer und geistiger. Dergleichen Portweine sind aber so selten wie die großen Diamanten; sie werden nicht gemacht, weil sie nicht gesucht und bezahlt werden. Eigentlich ist der Portwein, gleich dem Madeira, ein Frühstückswein und soll nur glasweise getrunken werden. Er erwärmt und belebt, reizt die Magenthätigkeit und beschleunigt den Blutumlauf. Seine diätetische Wirkung beruht vorzugsweise auf seinem Alkoholgehalt. Dieser ist der bedeutendste unter allen Weinen. Er beträgt 21 bis 25 Procent, wohlgemerkt aber nur bei den Handelsweinen, welche Spritzusatz bekommen. Der reine, nicht mit Spiritus versetzte Portwein, wie er jedoch nur selten außerhalb seiner Heimat gefunden wird, enthält nicht mehr als 15 Procent Alkohol bei einem specifischen Gewicht von 990·6; an freier Säure wurden bis 7 Procent, an gebundener bis 5 Procent durch die Analyse nachgewiesen. An Zucker enthält der Portwein 16 bis 34 Gran in der Unze, bedeutend mehr als Sherry, Madeira und Champagner, weniger dagegen als Malmsey und Tokayer. Ein wichtiger Bestandtheil des Portweines ist die Gerbsäure, welche er neben den schwergedeckten Bordeauxweinen im stärksten Verhältnisse aufweist; bekanntlich gelangt dieselbe in den Wein bei der Gährung als Zersetzungsproduct aus den Schalen, Kämmen und Kernen der Trauben. Sie bewirkt den eigenthümlich adstringirenden Geschmack des Weines, hat Einfluß auf dessen Farbe, ist Ursache des sich bildenden Niederschlages und hat besonderen Antheil bei seiner medicinischen Wirkung auf den menschlichen Organismus.

Aus der chemischen Zusammensetzung des Portweines geht schon hervor, daß er kein Alltagsgetränk oder Tischwein ist, sondern ein Stomachicum, das weise genossen, niemals mißbraucht werden soll. In England war aber der Mißbrauch wirklich eingerissen. Der alte Weinhändler Shaw erzählt in seinem Buche: »Wine, the Vine and the Cellar«: »Die Geschichte des Portweines steht in innigem Zusammenhange mit derjenigen der Cultur und der Sitten in Großbritannien. Als er zuerst eingeführt und Mode geworden war, trank er sich leicht, mild und angenehm; so war auch das Leben im Allgemeinen, nicht so geistig durchsetzt und adstringirend wie in der Gegenwart. Freilich war es auch so fein und gemessen. Wenn ein halbes Dutzend Freunde zusammenkamen, so ging es unter einem Dutzend Flaschen Portwein gewiß nicht ab; und waren es ausgepichte Junggesellen, so setzten sie noch einige Gläser Brandy and Water, letzteres oft in verschwindendem Verhältnisse zugemischt, darauf. In der guten Gesellschaft vom ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gehörte der Ruhm, ein »Six bottles man« zu sein, zu den Prärogativen der Aristokratie;

Digitized by Google

man mußte als ein solcher seine sechs Flaschen Portwein auf einem Sitz leeren können, ohne sonderlich davon gerührt zu werden, wie dies die Lords Panmure, Blayney, Dufferin u. a. konnten, deren die Annalen der britischen Clubs und Sportwelt heute noch mit Begeisterung gedenken.«

Seinen Namen führt der Portwein von dem Haupthandelsplatze, der ihn exportirt, der Stadt Oporto, oder vielleicht auch von seinem Vaterlande Portugal überhaupt; letzteres ist sogar das Wahrscheinlichere. Er wächst auf den Höhen, welche das Flußthal des Douro begrenzen, von dessen Eintritt aus Spanien in die Provinz Trazos-Montes an bis zu seiner Mündung in das Atlantische Meer. Der Hauptweinbau findet statt in dem Dreieck zwischen dem Douro und dem kleinern Rio-Corgo, einem District, welcher der »obere« und der »untere Corgo« heißt; ersterer liefert das bessere Product. Die Configuration des ganzen Gebietes hat viele Aehnlichkeit mit dem Rheingau. Der Boden ist durchgängig äußerst steinig und schwer zu bearbeiten. Die Traubenarten, welche den Satz der Weinberge bilden, heißen Verdeilho, Mourisco, Batardo und Alvarilhao; die Souzaotraube dient vorzugsweise zur Färbung. Die Cultur ist eine sehr sorgfältige und steht der besten des Rheinlandes nicht nach. Die Lese findet statt zwischen dem 29. September und 10. October. Außer den Besitzern betheiligen sich an derselben auch Unternehmer, meistens englische Häuser, welche das Product am Stocke kaufen. Die Trauben werden in hölzernen Kufen völlig zertreten, worauf der Brei, mit Häuten und Stielen, in cementirte Bottiche (portugiesisch Lagar) gebracht und darin der Gährung überlassen wird. Die Entfernung der Hülsen wird niemals ausgeführt. Daher besitzt denn auch jeder Portwein — namentlich in solchen Jahren, in welchen die Traubenstiele nicht verschrumpfen und eintrocknen — eine bedeutende Adstringenz, welche längere Zeit zu ihrer theilweisen Beseitigung oder Mäßigung erfordert. Sobald die Gährung so weit vorangeschritten ist, daß der entwickelte Alkoholgehalt die specifische Schwere des noch freibleibenden Zuckers so ausgleicht, um das Saccharometer auf den Nullpunkt zu bringen, wird die Gährflüssigkeit tüchtig durchgearbeitet, entweder mit Maischgabeln oder auch durch Männer, welche ganz nackt in die Bottiche steigen. Letzteres glaubt man sogar für das Vorzüglichere halten zu sollen! Die Hülsen und Stiele werden dadurch so innig mit dem jungen Weine vermischt, daß erstere fast ihren gesammten Gehalt an Farbstoff ihm abgeben. Sobald dies geschehen ist, wird der Wein unmittelbar durch Heber, Syphons oder Pumpen — deren Saugeschläuche mit einem Filter oder einer Brause versehen sind — abgezogen und in Fässer von 5 bis 45 Pipen Inhalt gelagert.

In guten Jahren, wenn der Most mehr Zucker enthält, als durch eine erste Gährung zersetzt werden kann, vollendet der Zusatz von Sprit die vorläufige Zubereitung des jungen Weines; in Jahrgängen jedoch, in welchen der Zucker fehlt, wird auch dieser, gleich dem Alkohol und dem Farbstoff, zugesetzt. Neuerdings verwendet man unbedenklich Rohrzucker und Rübenzucker

Digitized by Google

zu diesem Zwecke, die sich, zu rechter Zeit beigegeben, in Traubenzucker umbilden, wenn man nicht den letzteren in reiner Waare käuflich zur Hand hat. Sehr häufig setzt man auch statt Zucker Jeropiga zu, einen durch Abdampfung gewonnenen Mostsyrup. Nur in den allerbesten, seltensten Jahren bekommt der Dourowein eine natürliche Färbung, namentlich wenn der Satz genug von der Souzao- oder Tintotraube enthielt; aber selbst dann würde der Wein im Auslande nicht als echter Portwein gelten. Von diesem wird eine braunrothe Farbe verlangt, welche nicht anders als auf künstliche Weise geschafft werden kann. Das Verfahren dabei ist das folgende: Ungefähr zwei Monate nach dem ersten Spritzusatze, bei nunmehr ziemlich vollendeter Gährung, wird der Farbextract hinzugegeben, welcher aus getrockneten Hollunderbeeren gewonnen wird, die in grobe, fest zugebundene Hanfsäcke gefüllt, in Kufen gelegt, mit einem Quantum des jungen Weines übergossen und darauf von Männern mit den nackten Füßen so lange bearbeitet werden, bis der gesammte Färbestoff aus den Beeren gewonnen ist. Der solchergestalt erhaltene Extract — zu welchem man auch noch Kirschen und Brasilholz verwendet — wird dann zur Färbung der gelagerten Weine in der gewünschten Nuance gebraucht; durchschnittlich rechnet man auf die Pipe Wein einen Bedarf von 28 bis 56 Pfund Holunderbeeren.

Die Cultur der letzteren und der Handel damit bilden einen gleichfalls wichtigen und merkwürdigen Betriebszweig des Dourothales; im Jahre 1866 führte der Hafen von Oporto an getrockneten Hollunderbeeren (portugiesisch Bága) aus 185.217 Kilo, davon 144.335 nach Spanien, 19.000 nach Frankreich, 18.162 nach Brasilien, 1700 nach Newyork, 1020 nach England; diese ganzen 350.000 Pfund werden blos zur Weinfärbung benutzt, der Consum des Inlandes gar nicht eingerechnet. Auch die Jeropiga bildet einen Handelsartikel, sie wird ebenfalls mit Hollunderbeeren und Sprit versetzt und heißt dann »Tinta«, während die ungefärbte auch »Vinho mudo« genannt wird; jene geht meistens nach den Vereinigten Staaten und dient zur Bereitung des Negus und anderer von den tausenderlei Mischgetränken, in deren Composition die Yankees unermüdliche Erfinder sind.

Bei der ersten Abfüllung bekommt der Wein 12 bis 15 Gallonen (= $4\frac{1}{2}$ Liter) Sprit- oder Cognaczusatz auf die Pipe (= $7\frac{3}{4}$ preußische Eimer; Oporto hat ein eigenes Weinmaß), einen zweiten Zusatz von 4 bis 6 Gallonen erhält er nach der Färbung, worauf sich seine Gährung langsam vollendet. Gegen Ende November hat er seinen Trub gewöhnlich völlig abgesetzt; sobald er klar und flacker geworden ist, wird er in Fässer von 115 Gallonen Gehalt abgefüllt. Darin bleibt er in den Kellern und Kelterhäusern des Dourodistricts lagern bis zum nächsten zeitigen Frühjahr. Dann wird er auf Flußboote geladen und den Douro hinabgebracht nach den großartigen Weinmagazinen von Oporto oder dem gegenüberliegenden Villanova. Bei der Einlagerung erhält er gewöhnlich eine abermalige Gabe von 2 Gallonen Sprit per Pipe; alsdann ist er, im Alter von ungefähr neun Monaten, reif zur Verladung für den Export. Nicht selten erhält aber der Wein auch

Digitized by Google

noch vor der Einschiffung eine Gallone Sprit, so daß nach Forester der Gesammtzusatz sich bis auf 20 Gallonen Brandy pro Pipe beläuft. Was in den Docks, in den Kellern der Weinhandlungen und am Schenktische noch Alles dazugemischt wird — das wissen die Götter. So wird also der echte reine Portwein gewonnen. Nach dem neuesten, sehr vollständigen Werke über Wein von Thudichum und Dupré*) gelangt nach England kein Portwein, welcher weniger als eine halbe Almuda, d. i. 16 Quartflaschen oder 3 Gallonen auf die Pipe künstlichen Spritzusatz enthält. Allein die sogenannten reichen, schwergeistigen Portweine enthalten alle von 15 bis 17 Gallonen Cognac. Die Hauptursache dieser Versetzung des Portweines mit Brandy liegt darin, daß dieselbe das rascheste und sicherste Mittel ist, um den Wein marktfähig, an den Consumenten verkäuflich zu machen. Keineswegs wird der Wein dadurch früher trinkbar, im Gegentheile, er kommt ohne Sprit, in seinem natürlichen Zustande, rascher zur Reife. Allein der Brandy verleiht ihm die Eigenschaft der Ruhe; er hat dadurch keine nachträglichen Gährungserscheinungen mehr zu fürchten, kann ohne Gefahr nach heißen und kalten Klimaten exportirt werden; mit anderen Worten, durch 20 Procent Alkohol wird der Portwein haltbar. Dagegen schmeckt er dann auch auffallend nach Weingeist und muß deshalb mindestens sechs bis acht Jahre in Flaschen lagern, bis er diesen Branntweingeschmack verloren und die Abrundung zum Weine wiedergewonnen hat. Wenn der Weinbauer oder Weinhändler in Oporto seinem Product keinen Brandy zusetzen würde, so müßte er es fünf bis sieben Jahre im Keller lagern, ehe er es mit Sicherheit verladen könnte. Der Zusatz aber gestattet ihm, den Wein, öfters schon drei oder vier Monate nach der Lese, wenn es nöthig ist, und sodann zu jeder beliebigen Zeit zu verfrachten. Auf diese Weise schieben Producent und Händler das Onus der Nachreife auf den Consumenten. Der Hollunderbeerenzusatz giebt dem Portwein einen nicht zu verkennenden Geschmack und Geruch, ebenso eine dunkle Purpurfärbung, welche von dem eigenthümlichen Hellroth des natürlichen Portweines durchaus verschieden ist, mit dem Alter aber in Braun übergeht. In neuerer Zeit kommt man daher, und mit Recht immer mehr davon ab, zumal die Spectral-Analyse ein ganz sicheres Mittel an die Hand giebt, die künstliche Färbung nachzuweisen; die Wissenschaft hat somit in dem Spectroskop dem Weinhändler wie dem Consumenten ein Instrument geschaffen, dessen leicht erlernbarer Gebrauch beide berathen und vor Schaden behüten wird.

Wie schon erwähnt, bedarf der Portwein durchaus des längeren Lagerns in Flaschen, um seine Reife zu vollenden. Als Kennzeichen eines echten »Old Port« gilt ein möglichst durchgefärbter Pfropfen und eine Kruste in den Flaschen; beide lassen sich aber sehr gut nachahmen, sind auch an und für sich kein Beweis für die Güte des Stoffes. Das Gleiche gilt von den dichten Spinnengeweben, mit welchen umsponnen die Flaschen auf die

*) »A Treatise on the origin, nature and varieties of Wine etc.« (London 1872).

Digitized by Google

Tafel zu bringen in England zum Stolze des Hauses gehört. In den Schaufenstern der Weinhandlungen sieht man häufig dergleichen »verschleierte« Flaschen als Lockvögel ausgestellt; natürlich hat auch bei ihnen die Kunst gewöhnlich mehr gethan als das Alter. Wirklich alten, edeln Portwein trinken nur die Kellermeister in den großen Häusern Englands, behauptet »Punch«, und läßt den Bottler des Lords bei dem andächtigen Prüfen eines solchen sagen: »Ach, was gebe mein Herr darum, wenn er ähnlichen Wein zu trinken bekäme!«

Die Weinproduction des Douro-Thales ist nicht mit völliger Sicherheit anzugeben, da die amtlichen Unterlagen dafür fehlen. Denn seit dem Jahre 1557 befand sich der gesammte Weinexport in den Händen einer Gesellschaft, der Alto-Douro-Compania, welche das ihr vom Marquis de Pombal verliehene Monopol rücksichtslos ausbeutete und sich fremdem Einblicke möglichst verschloß. Die erste Pipe Portwein soll im Jahre 1678 in das Ausland verschifft worden sein. Eine Reihe von mindestens zehn Jahren hindurch stieg sodann der Export nicht über 600 Pipen jährlich, hob sich aber in den folgenden 70 Jahren bis auf 17.000 Pipen. Nach der Gründung der Compagnie nahm die Ausfuhr stetig zu; sie erreichte 1799 ihren Gipfel mit 57.000 Pipen, sank bis 1810 auf 44.000 und betrug von da bis 1833 nur noch 33.300 Pipen durchschnittlich im Jahre. Im letztgenannten Zeitpunkte wurde die Gesellschaft aufgehoben, der Export sank von Jahr zu Jahr um 2000 Pipen, bis 1843, wo sich eine neue Compagnie etablirte, welche die Ausfuhr wiederum auf 33.333 Pipen per annum brachte, jedoch im Jahre 1867 ebenfalls wiederum einging. Den Gewinn der Alto-Douro-Compagnie veranschlagte man auf jährlich 35.000 Pfd. Sterling im Mittel der Zeit ihres Bestandes. Die Gesammtproduction an Portwein wird auf 107—120.000 Pipen im Jahre geschätzt. Im Jahre 1870 producirte der obere Corgo, mit dem Centralpunkte Villareal, 411.807 Hektoliter, der untere Corgo, dessen Stapelplatz Oporto, 105.210 Hektoliter; die Lese war aber eine mindere als mittelmäßige, da sich im Mai das Oidium eingestellt, vom Juli ab aber eine excessive Hitze von 60 Centigrad mehr als ein Drittel der Weintrauben buchstäblich verbrannt hatte.*) Das beste Weinjahr des Douro von 1840 an war 1863, sodann folgen in Güte und Reichthum des Ertrags 1847, 1858, 1850 und 1861. Die höchste Ausfuhr während desselben Zeitraumes belief sich auf 37.487 Pipen (nach den Zollhausberichten von Oporto), von welchen 25.400 nach Großbritannien, 2085 nach andern europäischen Ländern, 4898 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2755 nach Brasilien und 2349 nach verschiedenen Theilen der Welt gingen. Am meisten Portwein in England wurde eingeführt in den Jahren 1812, nach dem unübertroffenen Weinjahre 1811, und 1854 — nach vier vorzüglichen Jahrgängen — in letzterem betrug der Import 46.834 Pipen.

Der Preis des Portweines, so wie er aus der Hand des Erzeugers kommt, variirt von 7 bis 17 Pfd. Sterling die Pipe; das Bringen bis

*) Bericht des Vicomte de Villa-Major im »Moniteur vinicole« (1871), Nr. 65.

Digitized by Google

zum Flusse kostet 3 Pfund, die Verschiffung bis Villanova oder Oporto ebenfalls 3 Pfd. Sterling. Alsdann lagert der Wein im Durchschnitt zwei Jahre lang; es ist also darauf zu schlagen Verlust durch Auslaufen und Verdunstung, zweijährige Capitalzinsen, die Kosten für das Lager, die Behandlung, das Umfüllen, welche zusammen auf 20 Procent der Ankaufssumme geschätzt werden können — so daß hiernach der Werth einer Pipe sich auf 27 Pfd. Sterling stellen kann, wobei jedoch der Zusatz an Sprit, Farbextract, Zucker und Jeropiga nicht eingerechnet ist. Dazu kommt noch der Profit des Weinhändlers, so daß es nicht verwundern kann, wenn der Durchschnittspreis des bessern Portweins im Hafen 22 bis 30 Pfd. Sterling die Pipe beträgt. Den niedrigsten Preis brachte das Jahr 1852 — nach sechs guten, darunter drei reichen Weinjahren, mit 11 bis 12 Pfd. Sterling, den höchsten das Jahr 1857 — nach drei schlechten Ernten — mit 45 bis 75 Pfd. Sterling. Der nach England übergeführte Portwein wird zum größten Theile in den London Docks gelagert. Dies ist jedoch erst seit dem Jahre 1802 üblich; vordem lag der Wein offen auf den Werften, und oft war ganz Tower Hill mit den Fässern wie übersäet; man kann sich denken, welche Verluste bei diesem sorglosen Verfahren durch Beschädigungen aller Art, Auslaufen und Diebstahl vorkamen. In Oporto und Villanova lagern die Weine nur in oberirdischen Magazinen.

In früheren Zeiten wurde auch ein weißer Portwein exportirt, allein nur selten, war daher schwer echt zu beschaffen. Er war ein außerordentlich geschmackreicher, feiner und sehr geistiger Wein, dem nur ein gewisser Mangel an Bouquet vorgeworfen wurde, und er galt als eine besondere Zierde der Tafel. Sein Export hat schon seit geraumer Zeit gänzlich aufgehört; was etwa noch unter seiner Etiquette hier und da geboten wird, ist Lisbon, der Weißwein des Tajo-Thales in der Provinz Estremadura. Es giebt davon zwei Sorten, den gewöhnlichen trockenen Wein und einen Muscatliqueurwein, den Carcavellos oder Calcavella, der am vorzüglichsten in der Umgegend des Klosters Belem wächst. In dem höchst ungünstigen Weinjahre 1870 wurden ungefähr 300.000 Hektoliter Lisbon gewonnen. Der Hauptlagerplatz für diesen Wein ist die Stadt Sacavem am Toja. Es wird wenig davon exportirt, und dann blos mit starker Spritgabe; derlei zugerichtete Ausfuhrweine heißen Inglezhinos, wenn sie nach Europa, vorzugsweise nach Großbritannien, und Palmellas, sobald sie über den Ocean, am meisten nach Brasilien, gehen. Um den Portwein nachzuahmen, wird Lisbon verschnitten mit Colares, einem trefflichen Rothweine aus der Nähe von Beira, der dem Portweine ziemlich nahe steht, unvermischt jedoch zu hart und trocken ist, sich auch nicht lange hält, daher stark mit Cognac versetzt werden muß, wenn er exportfähig werden soll.

Das Douro-Thal erzeugt übrigens in den geringeren Lagen außerhalb der Corgobezirke noch einen hellrothen, leichten, trockenen und angenehm trinkbaren Landwein, welcher den Namen Consumo führt. Wird derselbe gut im Keller behandelt, so eignet er sich vortrefflich für den Handel, wie denn auch seit 1869 seine

Digitized by Google

Einfuhr in England sich allmählich Bahn bricht. Sein Geschmack ist dem des reinen Portweines ähnlich; im Alkoholgehalt steht er mit 9 bis 12 Procent den bessern Burgundern gleich; dagegen steht sein Preis um mindestens ein Drittel niedriger als derjenige französischer Weine von derselben Beschaffenheit. Seine diätetischen Eigenschaften werden gerühmt, er soll sich namentlich für feuchte Klimate eignen, ein vorzüglicher Tischwein sein und kräftig tonisch wirken. Es werden neuerdings Anstrengungen gemacht, den Consumo in Großbritannien einzubürgern, man fürchtet sogar schon, Portugal möge nicht genug davon liefern können. Im nordöstlichen Spanien wird ein »Ebro-Port« gewonnen, welcher vielfach für echten verkauft wird; er ist viel billiger als der letztere, aber auch rauher, minder körperreich und geistig.

Daß der Portwein, der schon an und für sich der künstlichen Aufhilfe bedarf, um zu werden, was er ist, vielfach verfälscht wird, braucht kaum gesagt zu werden; man mag nur daran denken, daß er überall zu haben ist, während noch niemals mehr als etwas über 2000 Pipen im Jahre nach dem europäischen Continent verladen worden sind. Es giebt eine Menge von Recepten zur Darstellung eines künstlichen Portweines, unter welchen dasjenige noch am besten ist, welches den in Portugal beobachteten Vorgang bei der Bereitung nachahmt und durch Cassonade, Sprit und Farbstoffe das Fehlende ergänzt. In Amerika streckt man den Portwein, indem man auf 4 Gallonen echten, $5^{1}/_{4}$ Gallonen gewöhnlichen Weißwein und $^{3}/_{8}$ Gallonen geläuterten Zuckersyrup zusetzt, das Ganze aber mit Hollunderbeercentinctur färbt. Im Innern Deutschlands trifft man selten auf echten Portwein; den feinsten Old Port besitzt bekanntermaßen das Hotel zur Gans in Breslau, giebt aber davon nur mehr an Kranke ab. Das einst weitberühmte, nunmehr arg heruntergekommene Hotel Zu den drei Mohren in Augsburg führte folgende Douroweine, im Preise von 2 Gulden 42 Kreuzer bis 4 Gulden per Flasche, in seinem großartigen Keller: Tinto do Val Hermida quinta Mouriscos, do Bocca de Mina Mimosa, de Cazaes vinho Touriga (aus der Tourigatraube), do Ducque, Bastardinho do Covas, Ferral bianco do Provesende und Malvazia Vermelha, sämmtlich aus den Lagern der königlichen Weincompagnie des Alto-Douro in Oporto. — In neuerer Zeit hat die Nachfrage beim Portwein abgenommen, der Geschmack wendet sich von ihm hinweg, auch in England, immer mehr tritt der Claret an seine Stelle, und das mit Recht. Nichtsdestoweniger bleibt aber dem Portwein durch seinen Alkoholreichthum und die dadurch bedingte Haltbarkeit, welche seine Verschiffung nach allen Häfen des Erdbodens gestattet, der unbestrittene Rang eines Weltweines sicherlich noch auf lange Jahre hinaus.

c) Champagner.

Mag man der gewürzigen Blume des Johannisbergers oder dem feingeistigen Arom des Tokayers, dem süßen Feuer des Château-Yquem

Digitized by Google

oder der schmeichelnden Fülle des Malaga die Krone unter den Weinen zuerkennen — so viel bleibt doch immer gewiß, der Champagner übertrifft sie alle an Beliebtheit, an Verbreitung, an Ruhm; er hat die Dichter zu den feurigsten Gesängen begeistert, ihm sind auch die Schönen hold, er ist, wie der Franzose sagt, »der Wein der Könige, daher auch der König der Weine«. Diesen seinen Thron und Ruhm hat er aber noch gar nicht allzu lange errungen. Zwar erzählt Brillat-Savarin, der berühmte Epikuräer, in seiner »Physiologie des Geschmackes« die Anekdote, daß der Wein der Champagne schon im 14. Jahrhundert hervorgetreten und binnen wenigen Wochen in den ersten Rang gestellt worden sei. Man habe ihn nämlich durch Zufall kennen gelernt bei den Bankets, welche König Karl VI. von Frankreich dem römischen Kaiser und böhmischen König Wenzeslaus, der mit ihm einen Vertrag abzuschließen gekommen war, zu Rheims im Mai des Jahres 1397 veranstaltet habe, und beide Fürsten hätten solchen Gefallen an dem vorher unbekannten Getränke gefunden, daß sie sich einen vollen Monat hindurch daran sammt ihrem Gefolge Tag für Tag einen richtigen Rausch getrunken hätten. Allein diese fragmentarische Notiz steht so vereinzelt da, daß man sie für apokryph zu halten berechtigt ist, für eine jener Fabeln, welche zur heiteren Illustration der ernsten Historie so gern erfunden werden. Oder vielleicht war jener verlockende Fürstenwein ein guter Jahrgang gewöhnlichen Weines ohne Schaum aus den Kreidebergen der Marne. Denn so viel ist ganz sicher, daß bis in das 18. Jahrhundert der Gebrauch der Flaschen selten, die Verkorkung aber unbekannt war; letztere ward erforderlichenfalls bewirkt durch einen Pfropfen aus geöltem Hanf. Die erste Anwendung des Korks soll auch zur Erfindung des Champagners geführt haben und wird dem Pater-Kellermeister der Abtei von Haut-Villers, Don Pérignon, zugeschrieben, dessen segensreiche Wirksamkeit zwischen die Jahre 1617 und 1715 fällt. Zum erstenmale gedruckt erwähnt wird der Champagner im Jahre 1718 mit dem Bemerken, daß er nunmehr seit 20 Jahren bekannt sei; er bekam das Prädicat »petillant« und führte den Namen »Pfropfentreiber« oder »Teufelswein«. Man hielt aber damals noch allgemein die Bereitung für Zauberwerk oder durch Zusatz von Geheimmitteln möglich; blos die Kühnsten wagten sich an den brausenden Trank. Diese Scheu dauerte jedoch nicht allzu lange.

Auch das von den Mönchen zu Haut-Villers anfänglich ängstlich gehütete Geheimniß der Anfertigung mußte sich enthüllen, sobald der Gebrauch der Glasflaschen mit Korkpfropfen zur Aufbewahrung des Weines allgemeiner in Aufnahme kam, denn jeder in seiner Gährung nocht nicht fertige junge Wein wird moussirend oder entwickelt Kohlensäure, und es ist dann nur Sache der Kunst, ihn in diesem Zustande zu erhalten. Daher ist aber auch der Champagner ein reiner Kunstwein und das Behagen an ihm widerlegt am besten die einseitigen, volkswirthschaftlich ganz verwerflichen Ansichten, welche man hie und da in Weingegenden noch von der Heilighaltung reiner Weine hegt, wobei nebenbei bemerkt werden mag, daß die wenigsten

Digitized by Google

Menschen jemals reinen, d. i. unverschnittenen Wein getrunken haben. Von der Verbreitung des Champagners über die ganze civilisirte Welt und darüber hinaus ist schon in der Einleitung gesprochen worden; er bildet einen Handelsartikel nach allen Häfen des Erdballes und findet unter allen Nationen, unter allen Ständen und Geschlechtern seine Verehrer. Früher war der Consum des Champagners gewissermaßen ein Privilegium des Ranges und Besitzes; heutzutage ist das anders geworden; wenn der Bauer auf dem Markte seine Producte gut verkauft hat, oder sonst in der Laune ist, so bestellt er eine Flasche »Silberhals«; der Bürger spart sich etwas ab, um ein Familienfest, etwa eine Hochzeit, damit zu verschönen; warum geschieht dies nicht mit anderen, an und für sich viel edleren Weinen? Warum ziehen diese Leute nicht den substantielleren, nachhaltigeren Genuß einer Flasche Liebfrauenmilch oder Erlauer oder Steinwein vor? Theilweise wohl aus dem Grunde, weil der Champagner ein Prunkwein ist, der Aufsehen erregt, dem der Nimbus der feinen Welt und des Reichthums anhaftet, kurz, der ein eigentlicher Luxustrank ist, dann aber doch auch seiner raschen und liebenswürdigen, jedoch rasch versliegenden Wirkung halber, der sich selbst robuste Naturen nicht zu entziehen vermögen.

Der Erzeugungsbezirk des Champagners ist ein ziemlich großer, denn er umfaßt nahezu 20.000 Hektaren Weinberge, welche in den Gemarkungen von 453 Gemeinden gelegen sind und einer Anzahl von 27.018 Grundeigenthümern gehören. Die gesammte Provinz Champagne des alten Frankreichs erstreckt sich jetzt über vier Departements: Ardennen, Aube, obere Marne und Marne, aber blos das letztere erzeugt in seinen Präfecturen Chalons-sur-Marne, Epernay, Rheims, Saint-Ménéhould und Vitri-sur-Marne den beliebten Wein, dessen Gesammtproduction sich auf jährlich ungefähr 700.000 Hektoliter beläuft, wovon ein Viertel im Bezirke selbst getrunken wird. Von den genannten fünf Districten produciren nur zwei den guten, zur Champagner-Fabrikation geeigneten Wein, Rheims und Epernay; erstere Stadt auf den sie umgebenden Hügeln des Bois et Montagne de Rheims und in den berühmten Lagen von Bouzy, Verzy und Verzenay, sowie auf den Höhen der Marne-Ufer bei Ay, Mareuil, Dizy und Haut-Villers, letztere südlich von der Marne in dem wundervollen Weingefilde, das die Wälder von Anguien, Brugny und Vertus umgrenzen, auf den Hügeln von Cramant, Avice, Oger und Lemesnil. Der Boden der Champagne gehört vorzugsweise der Kreideformation an, der beste zeigt eine glückliche Mischung von Kalk, Thon und Sand. Der Werth der guten Lagen ist ein ungemein hoher, umsomehr, da der Besitz parcellirt und außerordentlich vertheilt ist. Der Preis von 80.000 Frcs. für den Hektare ist kein seltener; in Verzy werden im Durchschnitt 10.000 bis 30.000 Frcs., in Epernay, Pierry und Haut-Villers 32.000 bis 42.000 Frcs. gezahlt; in Avize betragen die Durchschnittspreise 10.000 bis 20.000 Frcs. vom Hektare. Die Traubenarten, aus welchen der Champagner vorzugsweise gekeltert wird, heißen Plante dorée, einerlei mit dem schwarzen Burgunder, Pineau, Meunier

Digitized by Google

(Müllertraube), Gros blanc und Petit blanc (weiße Champagnertraube), man zieht auch noch einige andere. Der Hauptweinbau der Champagne ist der Erzeugung von nicht moussirenden Roth- und Weißweinen gewidmet, auf deren Production 520.000 Hektoliter entfallen, während auf diejenige der Schaumweine nur 180.000 Hektoliter kommen, also wenig mehr als der vierte Theil. Die Erziehung der Reben ist eine sorgfältige, merkwürdig deshalb, weil alle drei Jahre die Traghölzer in den Boden gesenkt werden, so daß die Weinberge stets ein jugendliches Aeußeres haben. Die Stöcke erhalten Pfähle, alle Schößlinge ohne Blüthen werden ausgegeizt, die stehen bleibenden nicht bis zur ganzen Höhe des Pfahles wachsen gelassen, sondern unterhalb gekürzt. Ein Lesezwang herrscht in der Champagne nicht, Jedermann kann ernten, wann und wie er will. Gewöhnlich kaufen die Champagnerfabrikanten die Trauben am Stock und lesen sie dann selbst äußerst sorgfältig mit ihren eigenen Leuten. Jede Traube wird untersucht, unreife, welke, beschädigte oder kranke Beeren ausgeschieden und nur ganz gesunde Exemplare unter die Kelter gebracht. In dieser Auslese, sowie in der Wahl der Trauben zur richtigen Reifezeit und Zusammenstellung beruht eines der Geheimnisse des unerreichten Erfolges der französischen Champagner-Darstellung. Der Preis der Trauben stellt sich in guten Jahren auf 12 bis 15 Frcs., in mittleren auf 10, in schlechten auf 5 Frcs. der Hektoliter.

Es werden nur eiserne Spindel- oder Kniehebelpressen zum Keltern verwendet. Der erste Kelterdruck liefert das feinste Product, selten wird aber dieses isolirt verwendet, sondern es werden gewöhnlich drei Abläufe vereinigt, die folgenden aber abgesondert behandelt. Früher setzte man von dem letzten Druck, bei welchem schon die Hülsen und Stengel stark mit ausgequetscht wurden, denjenigen Weinen zu, welchen man eine leicht bräunliche Färbung verleihen wollte, um die ehemals beliebte Marke »Oeil de Perdrix« darauf anbringen zu können; heutzutage weiß man, daß diese Nuance ein Fehler ist. Der Most kommt aus den Gährkufen in die Fässer der Magazine, welche, über der Erde angelegt, mit Thoren und kleinen Fenstern versehen sind; hier vollendet er die Gährung, wird mit Hausenblase geschönt und geht dann seiner weiteren Verarbeitung entgegen. Die Champagnerfabrikanten besitzen zwar großentheils selber Weinberge, kein einziger aber nur annähernd so viel, um seinen Bedarf zu decken; sie sind daher genöthigt, Weintrauben oder seltener Most aufzukaufen. Da dies meistens nur aus verschiedenen Lagen möglich ist, so sind dadurch Mischungen bedingt, welche Cuvées genannt werden. Auf deren richtiger harmonischer Zusammenstellung, welche Kenntniß und Uebung erfordert, beruht zum großen Theile der Ausfall des Productes. Es wird daher eine unglaubliche Sorgfalt darauf verwendet. Die Praxis ist dabei äußerst mannigfaltig; jeder Fabrikant stellt seine Cuvée in besonderer Weise zusammen und bedingt dadurch die eigenthümliche Qualität seines Erzeugnisses. Es ist aber anerkannt, daß durch diese Mischung, sobald sie nur richtig vollzogen wurde, nicht allein die Güte des Weines gewinnt, sondern auch dessen Dauerhaftigkeit und Gesundheit

Digitized by Google

verbürgt wird. Früher hörte man öfters von mancherlei Krankheiten des Champagners, welche jedoch in der Neuzeit immer seltener geworden sind.

In den Magazinen lagert der Wein ruhig bis zum Monat März, in welchem das Abfüllen auf Flaschen (Tirage) beginnt. Die letzteren, deren Form bekannt ist, sind schon im Sommer vorher beschafft worden und verursachen eine bedeutende Auslage, da die einzelnen Champagnerhäuser wohl nicht unter 50.000 Stück, häufig aber bis 600.000 Stück jährlich beziehen. Jedes besoldet daher auch einen eigenen Flaschenprüfer, einen erfahrenen Mann, der aus dem Tone von zwei mit den Seiten aneinander geschlagenen Flaschen erkennt, ob dieselben fehlerfrei und stark genug sind, oder im Gegentheile cassirt werden müssen. Sie werden gut mit Wasser ausgespült, sodann mit Spiritus ausgebürstet und mit einem alten Kork verschlossen bis zum Gebrauch, so daß sich darin weder Moder noch Staub ansetzen kann. Von jeder leeren Flasche, welche den Champagnerfabrikanten in den Hof geliefert wird, bezahlt derselbe 7 Sous Abgaben an den Staat; von denjenigen, welche bei der Probe oder später während der Gährung im Keller brechen, bewahrt er die Hälfte auf, welche er bei der nächsten Taxenzahlung dem Einnehmer vorlegt, der darauf hin eine verhältnißmäßige Rückvergütung bewilligt, worauf sofort die Scherben völlig zerkleinert werden. Das Hundert Flaschen wird mit 29 Frcs. an die Glasmanufacturen bezahlt. Das Füllen geschieht bis auf zwei Zoll Höhe unter dem Flaschenkopf; die gefüllten Flaschen gehen nunmehr in das »Atelier«, in dem fünf Mann beschäftigt sind: einer mit dem Zureichen, der andere mit dem Zupfropfen auf der Korkmaschine, der dritte mit der Umlegung des Bindfadens, der vierte mit derjenigen des Drahts, der letzte endlich mit dem Weglegen der Flaschen. Ein so besetztes Atelier macht im Tage 1200 bis 1500 Flaschen fertig, so daß in jeder Minute zwei Flaschen durch alle Hände gehen müssen. Da die großen Häuser jährlich mehrere hunderttausend Flaschen liefern, so müssen dieselben natürlich verschiedene Ateliers nebeneinander einrichten, um im Zeitraume eines Monats — eine längere Frist ist kaum vergönnt — ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Zu den Pfropfen werden die ausgesuchtesten Korke verwendet, von welchen das Tausend mit 80 bis 100 Frcs. bezahlt wird. Die »agraffirten« oder verschlossenen Flaschen werden in den Gährmagazinen in Haufen von 20 bis 50 Fuß Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe frei, ohne Lehne oder Gestell, zwei Flaschen tief aufeinander geschichtet, so daß jede Flasche mit dem Hals zwischen den Bäuchen zweier anderer, nur auf einer darunter geschobenen Holzplatte ruht; die äußeren Flaschen werden durch hölzerne Prismen unverrückbar in ihrer Lage gehalten. Eine solche Flaschenmauer ist eisenfest, und doch kann jede Flasche daraus, unbeschadet der anderen, bequem herausgenommen werden, was öfters geschehen muß, um sich zu vergewissern, ob die Gährung sich richtig entwickelt. Dies geschieht mit der steigenden Wärme der guten Jahreszeit. Der Wein beginnt zu arbeiten, stürmisch zu werden, die Kohlensäure dehnt ihn aus, der leere Raum in der Flasche verschwindet immer mehr, und jetzt tritt die gefähr-

Digitized by Google

lichste Periode der ganzen Darstellung ein: das Springen oder Auslaufen der Flaschen. Uebersteigt dieses im Monat August, der bedenklichsten Zeit, nicht 8 Procent, so ist der Fabrikant zufrieden; steigt es bis 15 Procent, so muß der Wein mit Eis gekühlt, oder in kältere Keller gelagert werden; erreicht es 20 Procent, so bleibt nichts übrig; als die Flaschen zu öffnen. Bei diesen Untersuchungen und Operationen kamen früher oft gefährliche Verletzungen der Leute durch das Springen der Flaschen vor, sie sind deshalb jetzt dabei mit starken Drahtmasken und Ledergewandung versehen. In dieser Periode ist es in einem Champagnerkeller wie auf einem Schlachtfelde; ununterbrochen knallt es, fliegen Glassplitter an die Wölbung oder klirren auf den Boden, rauscht es von fließendem Rebenblut. Oft entstehen sehr große Verluste, wenn sich die Temperatur rasch steigert und nicht die nöthige Vorsicht beobachtet worden ist. In den Monaten September und October kommt der Wein endlich allmählich zur Ruhe und der Bruch hört nach und nach ganz auf. Die Magazine oder Keller sind fest geplattet und mit Abflußcanälen versehen, durch welche der ausgeflossene Wein in Behälter zu anderweitiger Verwendung gesammelt wird.

Die nunmehr folgende Operation ist die Entfernung der angesammelten Hefe aus den Flaschen. Zu diesem Zwecke werden die Lagerhaufen auseinander genommen, jede einzelne Flasche untersucht, die intact befundenen werden tüchtig durchgeschüttelt, damit der Niederschlag sich darin gleichmäßig vertheile und sodann in Bretterstellagen mit eingeschnittenen Löchern in schräger Richtung mit den Köpfen auf die Spitze gestellt (Placement au point). Mehreremale wird die Lage der Flaschen verändert, bis sie senkrecht auf dem Kopfe stehen und der gesammte Niederschlag sich zunächst dem Kork abgelagert hat. Alsdann erfolgt die Entfernung durch das Entkehlen oder Degorgiren. Die Flaschen werden vorsichtig aus dem Keller in das Atelier gebracht, der Degorgeur, angethan mit einer Lederschürze, vor sich einen Kübel, darüber ein stehendes Faß mit einer thürartigen Oeffnung, in welchem eine Kerze brennt, löst den Verschluß der Flasche, dreht mit einer gekerbten Zange den Kork heraus, bis er knallend in das hohle Faß springt und die Explosion zugleich den Hefesatz herausschleudert; rasch wischt der Mann den Hals der Flasche ab, pfropft sie mit einem gewöhnlichen Korke zu und reicht sie weiter. Bei dem Degorgiren, welche Arbeit viel Geschick erfordert und nicht ohne Gefahr ist, weil dabei manche Flasche springt, dürfen nicht mehr als 5 bis 7 Procent Wein verloren gehen, welcher als »Spahnwein« gesammelt und zur Essig- oder Cognacbereitung verwendet wird. Neben dem Degorgeur sitzt der »Opéreur«, dessen Geschäft das »Dosiren« ist, die Beigabe des Liqueurs. Jeder Champagner erhält nämlich einen Zusatz, welcher der »Liqueur« heißt, und bei den hochfeinen Sorten nur aus einer Auflösung von Candis aus Rohr und edelstem Wein, bei den gewöhnlichen aus Candissyrup, Wein und Spiritus besteht. Jeder Fabrikant hat eine andere Methode der Liqueurzusammensetzung, die er als sein Geheimniß betrachtet. Durch den Liqueur wird der Wein stärker oder

Digitized by Google

milder, strenger oder süßer gemacht, je nachdem es der Geschmack an den Absatzquellen verlangt. Zugefüllt wird der Liqueur entweder mittelst eines Blechmaßes oder einer sinnreichen Maschine, welche genau dasselbe Maß, ohne einen Tropfen Verlust, in jede Flasche bringt. Soll der Wein eine Farbe erhalten, so wird diese dem Liqueur zugesetzt. Mittelst einer anderen Maschine füllt sodann der »Recouleur« die dosirte Flasche mit klarem, undosirtem, moussirendem Weine derselben Qualität so weit als erforderlich auf, wobei ein statthabender Druck jeden Verlust an Kohlensäure vermeidet. Auf ihn folgt der Korker, Boucheur, der die schon vorher zubereiteten Korke mittelst der Maschine in die Flaschen preßt, worauf der Schnurbinder, Ficeleur, sie kreuzweise mit Bindfaden festschnürt; der Drahtbinder, Ficeleur au fil de fer, legt den geglühten Eisendraht darum, und damit sind die Operationen der Champagner-Fabrikation beendet. Die Flaschen werden säuberlich abgewaschen, wenn sie getrocknet sind, noch einmal auf ihre vollkommene Klarheit geprüft und sodann Hälse und Korke mit Stanniol oder Pech umlegt. Das Aufkleben der Etiquetten beendet die Ausrüstung.

Die vornehmsten Häuser führen gar keine Etiquetten, sondern begnügen sich mit dem Brand der Korke, dessen Marke vollen gesetzlichen Schutz genießt, und zwar so, daß die Nachahmung in Frankreich ungewöhnlich hart, immer mit Gefängniß und nebenbei hohen Geldbußen bestraft wird. Hinsichtlich der Ausführung der Etiquetten hält man mehr auf einfache Noblesse als auf malerische Ausschmückung, welche kein günstiges Vorurtheil erweckt. Die Verpackung der Champagnerflaschen erfolgt, nachdem sie in Papier gewickelt worden sind, mittelst Stroh in Kisten oder Körben. Die Usance der Consumplätze bestimmt in dieser Hinsicht das Nähere; nach Deutschland und Oesterreich geht der Champagner meistens in Körben (aus geschältem Weidengeflecht) von 50 und 25 Stück, nach Amerika außerdem in solchen von 75 und 100 Flaschen; England bezieht ihn meistens in Kisten von 3 oder 6 Dutzend; China und Japan verlangen Körbe mit nur 1 Dutzend; in Frankreich selbst werden gewöhnlich 25 Flaschen versendet und als ein »Korb Champagner« schlichtweg angenommen; für Paris fertigt man Kistchen zu 6 Flaschen ausdrücklich zum Hausgebrauche an. Uebrigens verstehen sich die meisten Häuser zur Versendung in jeder beliebigen Zahl und Form. Gewöhnlich arbeiten dieselben zum größten Theile auf feste Bestellung, so daß, wie schon vorher erwähnt, der Liqueurzusatz nach dem Wunsche der Consumenten gegeben werden kann, wobei sich herausstellt, daß sich fast in jedem Lande ein ganz besonderer Champagnergeschmack herausgebildet hat. In Frankreich selbst, wo der Champagner nur zum Dessert genommen wird, liebt man ihn weder zu stark noch zu süß, daher auch dort nach ausländischen Begriffen, mindere Sorten bevorzugt werden. Für Oesterreich und das östliche Deutschland wird er besonders süß verlangt; kein Wunder, sagen die Gastrosophen von jenseit des Rheins, denn in diesen Ländern leben Leute mit so eigenthümlichem Gusto, daß sie sogar süße Compots zu gebratenem Fleische genießen! Auch für Rußland wird der Champagner

Digitized by Google

süß und mild gemacht. England erhält ihn mit dem geringsten Liqueurzusatz, weil daselbst körpervoller, kräftig schmeckender Wein beliebt ist. Im Ganzen unterscheidet man drei Qualitäten des Schaumweines der Champagne: Crémant, Mousseux und Grand mousseux. Die erste, der Crémant, ist die leichteste, am mindesten Schaum, sondern nur einen leichten Rahm — daher der Name — von Schaumbläschen entwickelnde Sorte; der Mousseux hat eine stärkere Effervescenz und quillt, nachdem der Pfropfen gesprungen, über die Flaschenmündung empor; der Grand mousseux schleudert den Kork mit noch stärkerem Knall heraus und überschäumt auch noch leicht im Glase. Versuche mit dem Manometer haben ergeben, daß der Mousseux 4 bis $4^1/_2$, der Grand mousseux $4^1/_2$ bis 5 Atmosphärendruck enthalten muß; was unter 4 Atmosphären hält, ist Crémant; das höchste Maß des Luftdruckes darf nur 6 Atmosphären sein, bei 7 und 8 springen die Flaschen. Gewöhnlich unterscheidet man auch zwischen gewöhnlichem Wein — welcher früher unter dem Allgemein-Namen »Sillery mousseux« gang und gäbe war — großem Wein, grand vin oder qualité supérieure, und Cabinetwein, auch Vin royal, impérial, fleur oder qualité exquise. Gefärbter Champagner erhält mittelst »Fismes« — einem in der französischen Stadt Fismes im Großen fabricirten Weinfärbemittel — eine leichte Rosatinte und erhält alsdann die Bezeichnung »Rosé«; die bräunliche Färbung »Oeil de Perdrix« ist nicht mehr üblich, und wo sie vorkommt, Zeichen eines fehlerhaften Weines. Ganz rother Champagner wird in seiner Heimat manchmal als Curiosität angefertigt.

Die Fabrikation des Champagners beschäftigt eine größere Anzahl von Häusern in Rheims, Epernay, Ay, Mareuil, Châlons, Avize u. s. f., deren Firmen zum Theile weltbekannt sind. An ihrer Spitze steht diejenige der Veuve Cliquot, deren Trägerin im August 1866 mit dem Ruhme gestorben ist, die beste Kennerin und Erzeugerin des Champagners gewesen zu sein. Die »Witwe« ist jedenfalls unter allen Frauen der Erde diejenige gewesen, deren Ruf am weitesten verbreitet war; ihr Geschäft wird von ihrem Schwiegersohne Werlé, einem Mainzer, fortgesetzt. Neben dieser Firma excelliren: Louis Röderer, H. G. Mumm & Comp., Heidsieck & Comp., Jules Mumm, Charles Heidsieck, N. H. Schreider, P. A. Mumm & Comp., Ruinart père & fils, Ch. Farr, Krug & Comp., Fissé, Thirion & Comp. und andere in Rheims; Moët & Chandon, Chanoine frères, de Venoge & Comp., J. Roitel in Epernay; Jacquesson & fils, Chanoine & Dagonet, J. Perrier fils & Comp. in Châlons-sur-Marne; Duc de Montebello, Bruch, Foucher & Comp., A. Sergent & Comp., Boll & Comp., Foucher, V. Olivier & Comp., B. und S. Irroy u. a. in Mareuil; Lambry, Geldermann & Deutz, Renaudin, Bollinger & Comp., Dresel & Aubert u. A. in Ay; Dutemple & Schultheis in Pierry; Giesler & Comp., Koch fils & Bumiller in Avize u. s. w. Die große Anzahl von deutschen Namen unter den französischen Champagnerhäusern muß auffallen; in der That ist der Aufschwung, welchen die Fabrikation in diesem Jahrhundert genommen hat, großentheils deutschem Capital und deutscher Intelligenz zu verdanken,

Digitized by Google

welche letztere auch bei den berühmtesten französischen Firmen wesentlich in's Spiel kam. Alle Champagnerhäuser führen ihre besonderen registrirten Marken und Etiquetten. Letztere geben die Qualität des Weines entweder schon durch ihre Farbe an, z. B. Carte noire, Carte blanche, Carte d'or, oder durch directe Bezeichnung der Qualität und Herkunft. Zuweilen wird auch noch eine willkürliche Taufe beigelegt, wie Perles, Vin de Rois, Monopole, Victoria u. s. w.

Der Hauptunterschied des Champagners von anderen Weinen besteht in seinem großen Gehalt an Kohlensäure. Sie ist theils in der Flüssigkeit absorbirt, theils füllt sie den leeren Raum zwischen ihr und dem Kork, welchen letzteren sie, indem sie den Druck überwindet, in die Luft schleudert. Dazu gehört keine besondere Menge an Kohlensäuregas. Sobald der Wein von dem Drucke befreit ist, beginnt er kleine Blasen von Kohlensäure emporzustoßen. Diese, indem sie an der Luft zerplatzen, schleudern kleine Theile ihrer Umgebung mit in dieselbe und bilden so den leichten Dampf, der sich über der Mündung einer frisch geöffneten Flasche zeigt. Man sollte annehmen, daß Champagner, welcher dem Druck von $5\frac{1}{2}$ Atmosphären unterlag, rasch das Sechsfache seines Volumens an Kohlensäure entbinden müßte. Dies ist aber nicht der Fall, denn die klebrige Flüssigkeit hält das Gas ziemlich lange gebunden und giebt es nur nach und nach frei durch das Bläschenwerfen oder Monssiren (Petillement, Sparkling). Während dieser ganzen Zeit ist der Wein übersättigt mit der Säure, wie dies aus verschiedenen physikalischen Erscheinungen hervorgeht. So entwickeln sich die Gasbläschen vorzugsweise an den Unebenheiten und Vorsprüngen der Oberfläche des Glases, wenn diese auch dem Gesicht und Gefühl noch so unmerkbar sind. Jeder poröse Körper, wie Brot oder Biscuit, bringt, eingetaucht, sofort eine lebhafte Effervescenz hervor. Wird das Glas leicht in der einen Hand gehalten und mit der Fläche der anderen darauf geschlagen, so entwickeln sich sofort Schaumblasen an seiner ganzen inneren Fläche. Indem nämlich das Glas plötzlich niedergedrückt wird, während die Flüssigkeit dieser Bewegung nicht so rasch folgen kann, wird in der letzteren längs des Glases eine leichte Verdünnung erzeugt, durch welche Gas frei wird.

Der zweimal in Gährung gebrachte, durch das Degorgiren von der Hefe befreite Champagner hat fast alle seine Eiweißbestandtheile verloren, welche zur Hefebildung für eine dritte Fermentation dienen könnten. Sollte zu einer solchen noch Neigung in ihm vorhanden sein, so wird dieselbe durch den Zusatz von Weingeist und Zucker völlig unterdrückt. Der meiste Champagner bleibt daher nach geeigneter Behandlung völlig klar und in Ruhe. Die Flasche muß aber immer auf der Seite liegen, so daß der Kork feucht und geschwollen ist und kein Gas entweichen kann. Dies geschieht unabänderlich, sobald die Flasche aufrecht steht, mag sie auch noch so gut verwahrt sein. Der Alkoholgehalt des Champagners hängt wesentlich von seinem Liqueurzusatz ab, welcher, wie schon erwähnt, verschieden ist nach dem Geschmack der Consumenten; er beträgt für Ostasien nur 9 Grad, für Frankreich 14 bis 15, für Belgien ebensoviel, aber mit mehr Cognac, für

Digitized by Google

Oesterreich und Deutschland 16 bis 20, für Rußland 20 bis 22, für Scandinavien 24 bis 30 Grad, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß dem Liqueur selbst höchstens 5 Procent Alkohol zugesetzt werden. Im Allgemeinen kann man den absoluten Alkoholgehalt des Champagners auf 10 bis 11 Procent dem Maße nach annehmen. Der dem Liqueur zugesetzte Rohrcandis wird binnen kurzer Zeit in Invertzucker (Schleimzucker) umgewandelt, dessen Gehalt von 6 bis auf 28 Gran in der Unze steigt, daher dem Alkohol gegenüber vorwiegt. Hinsichtlich seines Gehaltes an Weinsteinsäure steht der Champagner dem Portwein am nächsten, ist demnach nur gering säurehaltig. Seine specifische Schwere ist größer als diejenige des Wassers. Gerbstoff enthält er nur in geringen Spuren.

Die Wirkung des Champagnerweines auf den menschlichen Organismus ist bekannt; sie ist rasch und auffallend. Er erregt, belebt, erfrischt, heitert auf, wie außer ihm kein Stoff; ebenso rasch er die Nerven excitirt, hört auch seine Wirkung wieder auf. Um den Geist in kürzester Frist in heitere Spannung zu bringen, giebt es kein besseres Mittel als Champagner; er wird deshalb auch in vielen Fällen ärztlich verordnet, ist dagegen aber auch bei manchen körperlichen Zuständen schädlich, so bei allen, welche Kohlensäure-Entwicklung nicht vertragen, wie z. B. Herzkrankheiten u. s. w. Der Geschmack des Champagners wird theils durch seinen Alkohol- und Zucker-, theils durch seinen Kohlensäuregehalt bestimmt, welcher letztere das angenehm säuerliche Prickeln auf der Zunge hervorbringt, das sonst nur den mausgegohrenen Weinen eigenthümlich, bei diesen aber schädlich ist. Der Champagner soll nur kalt getrunken werden, allein niemals so, daß er den Magen erkältet oder an seinem Geschmacke einbüßt. Häufig glaubt man, das Beste zu thun, wenn man ihn dermaßen in's Eis kühlt, daß er halb gefroren in's Glas läuft; dies ist geradezu ein Unsinn, denn da nur das Wasser gefriert, so trinkt man auf diese Weise eine Mischung von Eiskrystallen mit einem Syrup aus Wein, Alkohol und Zucker. Was die Franzosen »frappé« nennen, wird durch ein zehn Minuten langes Umdrehen der Flasche in Eis vollständig erreicht; was darüber, ist vom Uebel. Für Kranke, welchen Champagner wegen geschwächter Verdauung als höchst wirksames, diätetisches Mittel verordnet worden ist, darf namentlich die Abkühlung nur eine mäßige sein. Am schönsten entwickelt der Champagner alle seine Eigenschaften, wenn er aus einem hinreichend kalten, erforderlichenfalls mit Eis versehenen Keller kommt. Gewöhnlich glaubt man, die einmal angebrochene Flasche Champagner müsse auch vertilgt werden, weil ein darin verbleibender Rest bis zum nächsten Tage verderben würde; dies ist jedoch ein Aberglaube. Man hat jetzt eigenthümliche Sicherheitspfropfen, welche, nach Entfernung des ursprünglichen Korks aufgesetzt, gestatten, den Wein in jeder Quantität aus der Flasche zu gießen oder zu ziehen, ohne daß der zurückbleibende Rest darunter leidet, welcher im Gegentheile am zweiten und selbst am dritten Tage noch gerade so mousirt als am ersten. Gewöhnlich wird der Champagner bei dem Diner nach stärkeren Weinen zum Dessert getrunken, eine

Digitized by Google

Sitte, die sich von Frankreich aus nach allen Ländern verpflanzt hat. Sobald der Pfropfen springt, ist auch die Rede entfesselt; der Champagner ist der Wein der Toaste, welche bei dem feineren Mahle nur mit ihm gebracht werden dürfen. Vielleicht heißt er auch darum »Wein des Königs«, weil bei den officiellen Zweckessen der erste Trinkspruch dem Landesherrn zu gelten pflegt. Neuerdings hat sich aber von England aus die Sitte verbreitet, den Champagner gleich vom Beginne des Mahles an neben allen Gerichten zu serviren, zunächst wohl den Damen zu Gefallen, welche ihn den übrigen Weinen vorziehen. Zu Gunsten dieses Brauches will man anführen, daß auf solche Weise Zungen und Gaumen nicht vorher gereizt würden, so daß der volle Wohlgeschmack des Brauseweines auf sie wirke; gewichtiger aber ist das Gegenbedenken, daß die Kälte und namentlich die Kohlensäure des Champagners den Appetit beeinträchtigen, indem letztere den Magen ausdehnt und seine Wände spannt, während die erstere seine Thätigkeit vermindert. Jedenfalls sollte in diesem Falle der Genuß nur ein ganz mäßiger sein. Champagner zum Fleisch — hält ein echter Gourmand für Barbarei; nur zu Austern ist er gestattet. Ueberhaupt paßt er weit eher zum Frühstück, zur Zwischenkost oder zu einem feinen Souper als zum substantiellen Diner. Soll etwas dazu genossen werden, so paßt immer ein leichtes, nicht zu süßes Backwerk am besten; ganz vorzüglich sind zu solchem Zweck die Champagner-Biscuits von Rheims, die häufig von den Champagnerfabrikanten ihren Kunden als don gratuit offerirt werden, und in der That würdig sind, neben dem flüssigen Hauptartikel der alten Krönungsstadt zu paradiren.

»Wegen seines leichten und flüchtigen Geistes steht der Champagner,« wie Baerst bemerkt, »bei den Frauen in höchster Gunst. Will Goethe Philinen recht reizend schildern, namentlich im Gegensatze zu einer anderen, mehr dem Stoffe huldigenden Schönen, so sagte er: sie nippte nur vom Schaume des Champagners.« Daß er nicht blos ein Wein der Frauen und der Könige, sondern auch der Dichter ist, geht aus den poetischen Verherrlichungen hervor, die seiner Wirkung ihr Dasein verdanken. Béranger und Lafontaine, Cazanove und Musset, Körner und Fink, vor Allem aber Graf Moriz Strachwitz haben seine »schäumenden Gluthen« gefeiert und zahlreiche andere sind von ihm begeistert worden. Fast alle Lobgesänge preisen das »Schäumen« des Weines und den »Pfropfenknall«, aber gerade diese Eigenschaften sind bei der guten Gesellschaft etwas in Mißcredit oder vielmehr außer Mode gekommen. Man zieht gegenwärtig den Crémant dem Grand mousseux vor, und nur im engeren Herrenkreise läßt man noch lustig den Kork springen, während dies an öffentlicher Tafel oder in Gegenwart von Damen »shocking« ist, wie die Briten sagen. Bis zum Verbrauch ist der aus dem Keller gebrachte Champagner in mit Eis gefüllten Kühlgefäßen »kalt zu stellen«; beim Einschenken soll die Flasche nicht mit der Hand berührt werden, weil schon deren Wärme einem feinen Champagner schädlich ist; sie wird daher in eine angefeuchtete Serviette geschlagen oder man bedient sich eines Schenkgriffes oder Flaschenhalters gewöhnlich aus Silber.

Digitized by Google

Die älteste bis heute stereotype Form der Champagnergläser ist die eines umgekehrten hohen und schmalen Kegels. Vaerst raisonnirt dagegen sehr: »Der ätherische Schaum des Champagners soll nicht aus jenen Spitzgläsern getrunken werden, die ein elender Schwindsüchtiger einem geizigen Wirthe zur Freude mit kranken Lungen geblasen hat, da nur wenige Schaumtropfen das ganze Gefäß anfüllen. Solche Gläser sind gut für Storch und Kranich; vielleicht hat sie auch ein humoristischer Trinker in Mode gebracht, der sich nicht mehr nachsagen lassen wollte, er habe die Nase stets im Glase.« Der Verfasser der »Gastrosophie« hat aber entschieden unrecht wie in so vielem. Es giebt nämlich, nach dem oben Erwähnten über die Gasentwicklung, keine andere Form des Glases, in welchem dem Emporsteigen der Kohlensäurebläschen eine so große Fläche innerer Wandung dargeboten wird wie in dieser, in welcher folgerichtig daher auch das Moussiren stärker und andauernder erfolgt als in jedem anderen Glase. Die jetzt vielfach üblichen breiten und flachen, schalenartigen Champagnergläser haben nur das für sich, daß auch die Nase ihren Antheil an der frei werdenden Kohlensäure erhält, während sie ein Absetzen im Trinken kaum gestatten, da in kürzester Frist die Mousse bei der großen mit der Luft in Berührung kommenden Oberfläche der Flüssigkeit verrauscht. Ueberhaupt sollen die Champagnergläser keinen größeren Inhalt fassen, da derselbe stets rasch, mit je einem bedächtigen Zuge geleert werden muß, wenn er nicht an seinen Tugenden verlieren soll. Das Erregen vielen Schaums beim Eingießen oder durch Aufrühren u. s. w. geschieht immer auf Kosten der eigentlichen Weinsubstanz, die dadurch natürlich an ihrem Kohlensäuregehalt einbüßt. In der schon früher angezogenen Schrift »Treatise on wine« ist über die Champagnergläser gesagt: »Ein Grund dafür, daß man gegenwärtig flache den spitzen Gläsern vorzieht, ist nicht gut einzusehen. Ein sieben Zoll hohes, konisches Glas ist jedenfalls das passendste. Dasselbe muß hohl bis zu seiner Basis, diese aber massiv und schwer sein, damit es nicht zu leicht umfällt. In solchen Gläsern läßt sich die Mousse am besten beobachten, und diese ist ja gerade die anziehendste Eigenschaft des Champagners. Gefärbte, matt geschliffene, sogenannte Eisgläser, überhaupt alle nicht völlig durchsichtigen sind daher unbedingt zu verwerfen. Auch die oben schalenförmigen Kelche mit bis zur Basis hohlem Fuß sind mehr künstlich als angenehm, zumal sie sich nur schwierig vollständig reinigen lassen. Im Uebrigen vereinigen sich wohl die meisten Stimmen dahin, daß ein guter Champagner aus jedem Glase schmeckt; nicht wenige Zecher behaupten, am besten aus gewöhnlichen Trinkgläsern.«

In Frankreich ist es während der Sommerszeit üblich, geräumige Spitzkelche zur Hälfte mit geraspeltem Eise zu füllen und Champagner darauf zu gießen; dieses köstlich erfrischende Getränk heißt »Tisane« — gerade so wie auch der Champagner familiär »Sect«, »Gift« u. s. w. benamst wird — und es lassen sich dazu mindere Sorten mit Vortheil verwenden. Als Zusatz zu der Bowle, dem kalten Mischgetränk, verleiht der Champagner vielen Arten derselben die rechte Weihe, den Coup

Digitized by Google

de maître; in manchen, wie z. B. in den sehr verdienstvollen Compositionen »Tigermilch«, »Menschenfreund«, »Fasanenbowle«, spielt er die Hauptrolle. Von dem »kalten Champagner-Grog à la Provence« sagt Guntram de Presles: »Will man mich 24 Stunden nach meinem Tode in's Leben zurückrufen, so braucht man mir nur ein Glas von diesem Grog in die Kehle zu gießen.« Zu verschiedenen Arten der nordamerikanischen Cobblers, Cocktails, Cups u. s. w. ist Champagner erforderlich. Auch zu Speisen soll er häufig als Zusatz gegeben werden; es existirt ein Recept zu »Rothschild's Sauerkraut«, nach welchem letzteres 24 Stunden lang gekocht und jede Stunde eine Flasche Champagner zugegossen werden soll; es giebt aber auch eine passende Illustration dazu, einen Kupferstich mit der Unterschrift »Rognons au vin de Champagne«; der Koch rührt gemüthlich die Nieren in der Casserole, während er die Flasche am Halse hat. Natürlich ist gekochter Champagner eine reine Selbsttäuschung, ein Unding. Auch von »Champagnerbädern« will die Sage wissen, es ist aber nicht recht daran zu glauben; wer möchte sich die Poren der Haut mit Zucker verkleistern oder absichtlich Kohlensäure in Menge athmen?

Die Größen der Consumtion des Champagners sind ziemlich genau bekannt, soweit es sich um den echten, den französischen, handelt, allein es wird noch weit mehr nachgemachter oder anderweitiger Schaumwein, zum Theile unter der Etiquette des ersteren, consumirt und diese Mengen haben sich bisher der genauen Ermittlung gänzlich entzogen. Nach guten statistischen Quellen verbraucht die Stadt Berlin jährlich ungefähr 600.000 Flaschen sogenannten Champagner, wovon jedoch nur 150.000 aus Frankreich stammen; dasselbe Verhältniß darf überall angenommen werden. Der Preis des französischen Champagners ist sehr verschieden; er beginnt mit 5 Thlr. 10 Sgr. per Dutzend Flaschen an Ort und Stelle der Manufactur und steigt bis zu 24 Thlr. per Dutzend für ganz ausgesuchte feine Cabinetsweine. Als Durchschnittspreis für einen guten Wein können 13 bis 14 Thlr. gelten. Lange Zeit hindurch waren 2 Thlr. in ganz Deutschland der stereotype Preis für eine Flasche echten Champagner im Wirthshause, daher auch die Zweithalerstücke »Champagnerthaler« hießen. Seit den letzten zwanzig Jahren sind aber die Preise bedeutend in die Höhe gegangen und sind gute Marken nicht mehr unter $2^1/_3$ bis $2^2/_3$ Thlr. per Flasche im Detailverkaufe zu haben. Im Korb zu Rheims oder Epernay zahlt man durchschnittlich $4^1/_2$ Frcs. per Flasche Crémant oder Mousseux; einzelne Häuser halten aber auch höhere, viele kleine bewilligen niedrigere Preise. Nicht immer ist ein hoher Preis Kennzeichen eines wirklich guten Champagners; in diätetischer Hinsicht sind sogar die mittleren, nicht starken, mehr trockenen Sorten den an Zucker reicheren, daher theueren, vorzuziehen. Hinsichtlich des Alters pflegt man bei Champagnerweinen keinen Unterschied im Preise zu machen; im Gegentheil werden ältere Weine eher billiger gehalten, da nur die jüngeren beliebt sind, und mit Recht. Nach der Dosirung mit Liqueur muß Champagner allerdings einige Monate auf Lager gehalten werden, damit Wein und

Digitized by Google

Liqueur sich vollkommen amalgamiren und der neue Charakter der Flüssigkeit sich hinreichend zu entwickeln vermag; spätestens in einem Jahre jedoch ist er perfect geworden und wird nun nicht mehr besser. Mehr als zwei, höchstens drei Jahre ist es nicht rathsam, ihn lagern zu lassen; schon in diesem Zeitraume nimmt er oft einen geringen Aethergeschmack an und wird aus Mousseux zum Crèmant; je länger er liegt, umsomehr wächst auch die Gefahr eines Lecks der Pfropfen durch den dauernd fortgesetzten Druck.

Die Production des Champagners hat sich seit dem Jahre 1844 ungemein gehoben, ebenso wie der Export. Zehn Jahre vorher, 1835, betrug der letztere ungefähr 5 Millionen Flaschen, von welchen nach Deutschland 500.000, nach England 700.000, nach Amerika 500.000, nach Rußland 500.000, nach Schweden und Dänemark 200.000, nach Italien 100.000 gingen, während in Frankreich selbst etwa 600.000 consumirt wurden. Nach den officiellen statistischen Tabellen der Chambre de Commerce in Rheims befanden sich am 1. Januar 1845 in Frankreich auf Lager 23,285.818 Flaschen Champagner, wovon 4,380.214 exportirt, 2,255.438 im Inlande consumirt wurden. Im Jahre 1860 waren 35,648.124, im Jahre 1866 aber 37,608.700 Flaschen am Lager und wurden exportirt 11,305.016, resp. 10,283.866 Flaschen. Gegenwärtig schätzt man den jährlichen Consum auf circa 12 Millionen Flaschen, welche sich auf folgende Länder vertheilen: Deutschland und Oesterreich 1,500.000, Rußland 1,600.000, Großbritannien mit Asien und den Colonien 2,300.000, Amerika 2,100.000, Belgien und Holland 500.000, die übrigen Länder 1,000.000, Frankreich 3,000.000. Am meisten erzeugen davon die Weinbezirke der Champagne von Cramant, Avize, Oger und Lemesnil; sodann folgen in der Production: 2. Ay, Mareuil, Avenay, Hant-Villers und Damery; 3. Epernay, Dizy, Saint-Martin, Pierry und Cumières; 4. Vertus, Chouilly, Grauves, Moussy und Vinay; 5. Sillery, Verzenay und Mailly; 6. Verzy, Villers, Rilly, Chigny und Ludes; 7. Bouzy, Ambonnay und Saint-Basle. — Der Champagner findet überall in der Welt Abnehmer, ist daher ein bedeutender Handelsartikel. Des Beispieles halber sei aus den fachmännischen Ergebnissen der österreichisch-ungarischen Expedition nach Ostasien in den Jahren 1868 bis 1870 mitgetheilt: »China. Champagner hat bedeutenden Absatz; die Europäer bedienen sich nur der echten Qualität, während billige, stark schäumende Imitationen bei den Chinesen beliebt sind und zu nutzbringenden Preisen abgesetzt werden. — Japan. Champagner ist gut verkäuflich. Derselbe muß stark schäumen und einen süßen Geschmack haben. Nachahmungen sind in größeren Quantitäten abzusetzen, wenn sie nicht über 5 bis 6 Doll. per Dutzend kosten, schön aufgemacht und stark schäumend sind. Champagner ist die einzige Weinsorte, welche die Japaner für ihren eigenen Bedarf kaufen.« Die Production der einzelnen Champagnerhäuser ist eine sehr verschiedene. Die großen erzeugen jährlich 50.000 bis 600.000 Flaschen; ihrer sind aber nur ganz wenige; Veuve Cliquot, Jacquesson & fils, Moët & Chandon, L. Röderer, Duc de

Digitized by Google

Montebello und Mumm & Comp. gelten als die bedeutendsten Producenten. Im Jahre 1780 hatte ein Weinhändler zu Epernay 500 Dutzend Flaschen angefertigt, was damals etwas so Ungeheueres war, daß es in den Annalen der Oenologie aufgezeichnet ist.

An vielen Orten Frankreichs außerhalb der Champagne wird noch Schaumwein erzeugt, allein stets unter eigener Etiquette, niemals als nachgemachter Champagner. Die vorzüglichsten französischen Schaumweine sind die folgenden: der Saint-Peray, aus dem Departement Ardèche, Languedoc; er wächst auf dem rechten Rhôneufer, ist sehr gewürzig und wohlschmeckend, aber schwer und nicht stark mousſirend; die besten Lagen sind Clos de Gaillard und Côte de Hongrie; sein Stapelplatz ist Tain im Departement Drôme; der Bourgogne mousseux von Yonne und Tonnerois, ein parfümirter, voller und schwerer Wein; der Vin mousseux d'Anjou aus Savonnières und Saint-Aubin, fein und höchst angenehm schmeckend, aber viel spirituöser als der Champagner; die Vins blancs mousseux de Bourgogne von Epineul und Dannemoine, geringer als diejenigen von Tonnerois; die Vins rouges mousseux von Meursault und Puligny, körperreich und geistig, aber hart, schwer, ohne Delicatesse; der Vin d'Arbois aus dem Departement Jura in der Franche-Comté, der dem Champagner am nächsten steht, allein viel stärker mousſirt, so daß er in den beiden ersten Jahren oft einen Flaschenbruch bis zu 75 Procent verursacht; außerdem erzeugen noch das Bordelais, die Gascogne und andere Landestheile viele Schaumweine.

Auch in Deutschland ist seit Beginn der Vierziger Jahre die Schaumwein-Fabrikation allgemeiner eingeführt worden, nachdem schon früher manche Versuche damit angestellt worden waren. Sie hatte schon ziemliche Bedeutung erlangt, als ihr durchden Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrags, welcher unter Anderm die Nachahmung französischer Etiquetten verbot, die Probe der Lebensfähigkeit auferlegt ward; sie hat dieselbe im Ganzen gut bestanden. Merkwürdigerweise hat sie dort besonders festen Fuß gefaßt, wo der Wein schon der Grenze seiner Verbreitung und Trinkbarkeit naht; so in Schlesien, an der Elbe, an der Saale; sie ist ferner am Rhein, am Main, an der Ahr, der Nahe, der Mosel und am Neckar eingebürgert; die rheinpreußischen Schaumweinfabriken allein erzeugen jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Flaschen. Auch in dem wiedergewonnenen Elsaß werden viele gute Schaumweine producirt. In der Neuzeit schämen sich alle diese mousſirenden Weine nicht mehr so sehr ihrer Herkunft wie früher und nennen sich gern redlich beim Namen; dies hindert aber doch nicht, daß ein überwiegender Theil davon sich noch immer französischer Etiquetten bedient, um unter deren Deckmantel Absatz in's Ausland zu finden; nichts ist leichter, als das Gesetz in dieser Hinsicht zu umgehen. Auch in Oesterreich existiren viele Schaumweinfabriken, namentlich in Niederösterreich, Steiermark und Ungarn; letzteres Land liefert die schwersten von allen Schaumweinen, Italien dagegen den leichtesten in seinem Vino d'Asti spumante aus Piemont. Alle diese Schaumweine — von den gepanschten, mit kohlensaurem Natron oder wie die »englischen Champagner«

Digitized by Google

aus Johannisbeeren hergestellten nicht zu reden — sind öfters vortrefflich und sehr trinkbar, aber — dem echten französischen Champagner reichen sie das Wasser nicht. Dagegen hilft kein Patriotismus, und wer da anders behauptet, der hat keine Zunge. Deutschland ist es gewesen, das die französischen Champagner en vogue gebracht hat, es ist auch heute noch eins der besten Absatzgebiete dafür und wird es hoffentlich bleiben, treu dem tausendmal citirten Spruche des Brander im Faust.

Noch bleiben einige Worte zu sagen übrig über den gewöhnlichen Wein der Champagne, den Champagner non mousseux. Er ist ein völlig ausgegohrener, geschönter und auf Flaschen abgezogener Wein, welche gerade so verpfropft und verschnürt werden wie diejenigen des monssirenden Champagners. Diese im Lande seit altersher übliche Methode hat auch jedenfalls zur Entdeckung des letzteren Anlaß gegeben. Auf den Flaschen erreicht der Wein seine vollkommene Ausbildung erst nach sehr langer Zeit; für vollendet hält man ihn nach acht bis zehn Jahren. Alsdann ist aber der Sillery sec non mousseux ein sehr feiner, trockener Wein von eigenthümlichem Arom und Wohlgeschmack. Er wird sowohl roth als weiß dargestellt. In den Handel kommt er wenig, namentlich gelangt er selten in das Ausland; daß er im Ganzen nicht genug Würdigung findet, daran ist nur die lange Zeit schuld, die er zu seiner völligen Reife braucht, die gewöhnlich aber nicht eingehalten wird. Französische Kritiker sagen von ihm: »Die Rothweine der Champagne stehen im zweiten Range der Qualität, sie haben viel Delicatesse, Feinheit, Esprit und sind seidenartig (soyeux); sie gehen rasch in den Kopf, aber ihre Wirkung zerstreut sich auch wieder schnell; im Allgemeinen sind sie sehr gesund.« Ihre besten Lagen sind Verzy, Verzenay, Mailly, Saint-Basle und der Clos de Thierry im Departement Marne. Im dritten Range stehen die Rothweine der Champagne aus Haut-Villers, Dizy, Mareuil, Pierry, Epernay, Taissy, Lubes, Chigny, Rilly, Villers-Allerand und Cumières im Departement Marne mit den bessern Lagen von Ricey, Balnot-sur-la-Laigne, d'Aviray und Bagneux-la-Fosse im Departement Aube. Weißweine ersten Ranges der Champagne sind die von Sillery, Ay und den Clozet-Weinbergen bei Epernay; im zweiten Range stehen die Gewächse von Cramant, Lemesnil, Avize und Saint-Martin d'Ablois; im dritten, außer den geringern Lagen der schon genannten Orte diejenigen von Oger und Grauve, sämmtlich im Departement Marne. Es ist eigentlich wunderbar, daß ein an und für sich keineswegs fruchtbares Land, von welchem ein großer Theil die »Lause-Champagne« (Champagne pouilleuse) heißt, so ganz vorzügliche Rebenproducte hervorbringt. Allein gerade in dem Umstande der geringen Bodenbedeckung und der ungehinderten Reflexion der Wärme ist der Grund zu suchen, weshalb dort die Sonne den wundervollen Saft kocht, der das Epitheton ornans »Weltwein« mit mehr Berechtigung trägt als jeder andere Sorgenbrecher.

Digitized by Google

4. Indische Vogelnester.

Wenn im vorigen Jahrhundert die Dichter das Lob der Genügsamkeit priesen, da wußten sie deren äußerstes Gegentheil nicht kräftiger zu kennzeichnen als durch den Hinweis auf die Schlemmer, welche »Tunkins Vogelnester« auf ihre Tafeln brächten. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß von allen den wackern Poeten kein einziger einen richtigen Begriff von solchem Luxusgerichte hatte, wie ja denn auch Claudius sein gerühmtes »Rheinweinlied« gesungen, ehe er einen Tropfen Rheinwein noch jemals über die Zunge gebracht hatte, wie er selbst bekennt. Denn bis ganz in die neueste Zeit hat man sich die sonderbarsten Vorstellungen von jenen Vogelnestern gemacht, und auch heute noch ist die allgemeine Ansicht darüber noch keineswegs vollständig geklärt. Ueber ihre wunderbaren Wirkungen auf den menschlichen Organismus, wie über ihr Herkommen, ihre Entstehung waren die seltsamsten Fabeln verbreitet. Noch vor 40 Jahren waren die Vögel, von welchen die Nester abstammen sollten, beinahe unbekannt, man wußte nur, daß sie zur Familie der Schwalben gehörten. Erst die jüngste Epoche, welche uns überhaupt den fernen Orient aufgeschlossen, hat uns wünschenswerthe Auskunft über die genannte, einen höchst interessanten Artikel des Handels und Verbrauchs bildende Substanz verschafft, so daß wir nunmehr ihre Naturgeschichte in genügender Vollständigkeit kennen.

Die Vogelnester Tunkins oder Tonkins, unter welchem Namen die alten Geographen das Reich der Mitte, China, verstanden, sind in Europa seit ungefähr drei Jahrhunderten bekannt, doch fanden sie sich immer nur als große, vielfach angestaunte Seltenheiten in den Museen oder Naturaliencabineten. Sie hießen »Nidi alcionum«; man glaubte, eine besondere, ganz kleine Art von Meerschwalben, Capodes marinae, stelle sie her aus dem Seeschaum, aus Walrath und Fischlaich; nach Andern aus dem verdickten Safte des Baumes Calambone. Der Erste, welcher genauere Nachricht über den Gegenstand gab, war Jakob Bontius in seiner »Historia naturalis Indiae orientalis« (1658), später machten Beckmann 1718, Kämpfer 1729, Rumph 1741 — Letzterer die ausführlichsten — Mittheilungen; ihnen folgten Poivre, welcher Buffon's Quelle war, Marsden, Sir Stamford Raffles, J. Crawfurd, aber ihre Berichte enthalten so viel Widersprechendes, daß sich noch Oken 1837 zu dem zornigen Ausrufe veranlaßt fühlte: »Es ist eine Schande, daß man bei so vielen Nachrichten von diesen Nestern nicht den Ursprung derselben, ja nicht einmal den Vogel kennt;« er selber aber hält das, was unter dem Namen in den Handel kommt, für das wirkliche Nest des Vogels, in welchem dieser sitzen soll; ein Irrthum, der alsbald aufgeklärt werden wird. Wasserindien oder der Indische Archipelagus, jene größeren oder kleineren Trümmer eines Welttheils, in welchem wahrscheinlich die Entwicklung höher organisirter Wesen begonnen hat, bildet die Heimat und Bezugsquelle der eßbaren Vogelnester. Am weitesten

Digitized by Google

westwärts kommen sie auf der Insel Ceylon vor, im Districte Caltura an der Westküste; sodann auf den Nikobaren, woselbst die Oesterreicher 1778 zu Camorta eine Niederlassung gründeten in der Absicht, den Vogelnesterhandel zu betreiben, die einzige derartige Expedition, welche der Kaiserstaat jemals unternommen hat, und sodann von der Halbinsel Malakka bis zur Ostküste von Neuguinea und nördlich bis zu den Philippinen. Die Hauptfundorte sind Java, Borneo, Celebes, die Sulu-inseln; auch in Siam und Annam sollen sie vorhanden sein, bilden dagegen kein Erzeugniß von Vorderindien, China und Japan.

Der Vogel, welcher die eßbaren Nester baut, ist eine kleine Schwalbe, Hirundo esculenta Lin., im Malaiischen Burung labet, in der Sundasprache Manuk walet genannt; sie gehört zu der Familie der Cypseliden oder Mauerschwalben, Gattung der indischen Salanganen oder Collocalien, führt daher auch die neuere Bezeichnung Collocalia nidifica. Die Salanganschwalbe, wie sie nach der indischen Benennung getauft wurde, ist die kleinste Art ihrer Familie, etwas größer als eine Tannenmeise; der Rücken ist braun gefärbt, die Unterseite des Körpers und die Enden der gabelförmig gestellten Schwanzfedern sind weiß, der Schnabel ist etwas gekrümmt. Sie fliegt außerordentlich rasch und sicher. Da, wo die Brandung am stärksten tobt, berichtet Junghuhn von der javanesischen Südküste, da, wo das Meer in den himmelhohen, senkrecht steilen Uferfelsen tiefe Höhlen ausgewaschen hat, da sieht man ganze Schwärme dieser kleinen Vögel hin- und herschwirren. Sie fliegen absichtlich durch den dichtesten Wellenschaum, der an den Felsen zerschellt, und finden in dieser zerstiebenden Brandung offenbar ihre Nahrung, wahrscheinlich ganz kleine Seethiere oder Fetzen von Mollusken, welche die Wogengewalt an den Klippen zerstückelt hat und mit emporschlendert. Folgt man mit seinen Blicken dem Spiele des Meeres, das unaufhörlich auf- und abwogt, so sieht man, wie die Oeffnungen der Höhlen bald ganz unter Wasser verborgen sind, bald wieder offen stehen, und wie dann die Schwalben mit Blitzesschnelle aus- und einziehen. Ihre Nester kleben an den Felsen, tief im Innern, an der hochgewölbten, finstern Decke der Höhle. Die Vögel wissen den rechten Augenblick, an welchem der enge Eingang zur Grotte offen steht, geschickt zu benutzen, ehe ein neuer Berg von Wasser ihn verschließt. Die Salanganen brüten viermal im Jahre, und zwar jedesmal drei bis vier Eier; beide Geschlechter verrichten abwechselnd das Geschäft.

Das, was man »eßbares Vogelnest« nennt, ist keineswegs das Nest selbst, sondern vielmehr nur dessen muschelförmige Unterlage, welche gleich einer Console an die Felswand geklebt wird, um darauf das Nest aus Gras, Tangfasern, feinen Blättchen u. s. w. zu bauen. Es giebt zweierlei Formen dieser Untersätze: eine mehr flache, austernähnliche, und eine tiefere, löffelförmige; dieselben sind wahrscheinlich bedingt durch die Beschaffenheit des Gesteins der Bruthöhlen oder durch das leichtere und schwierigere Beibringen des Materials zum eigentlichen Nestbau. Man darf daher bei der

Digitized by Google

in den Handel gebrachten Waare durchaus nicht an ein gewöhnliches Vogelnest denken, im Gegentheile erinnert ihr Aussehen, obgleich hier und da ein Federchen zwischen den Schichten klebt, weit eher an jedes andere Herkommen als an das aus dem Vogelreiche. Dieses bildet aber auch blos den Vermittler. Die wie matte Hausenblase, oder Perlmutter, oder weißes Horn aussehende durchscheinende Masse der Salangan-Nester, um den Ausdruck, partem pro toto, beizubehalten, ist thierischen Ursprungs. Früher glaubte man allgemein, daß sie dem Pflanzenreiche entstamme und aus Seetang und anderen niedern Meerespflanzen durch die Schwalben selber im Kropfe zu einer gallertartigen Masse verarbeitet werde. Es wurde jedoch dabei nicht berücksichtigt, daß in einer Materie vegetabilischen Ursprungs sich jedenfalls Rudimente des zelligen Gefüges aller, selbst der niedrigst organisirten Pflanzen auffinden lassen müßten. Allein sorgfältige mikroskopische Untersuchungen indischer Vogelnester haben ergeben, daß deren Substanz völlig structurlos sei, und daß die darin zuweilen eingebackenen kleinen Federn, Haare, Grashalme und Pflanzenfasern weiter nichts sind als zufällige Beimischungen oder Ueberbleibsel von dem Oberbau des Nestes. Ebenso hat man bei der Mageninspection der Vögel zur Zeit ihres Nestbaues niemals Reste von Pflanzen, sondern nur von Insecten, der ausschließlichen Nahrung sämmtlicher Schwalben, aufgefunden. Allen Arten der Familie der Mauerschwalben oder Segler (Cypselus, Chaetura, Collocalia) fehlt aber auch der Kropf, mithin dasjenige Organ, durch welches die genossenen Vegetabilien metamorphosirt und schließlich zum Nestbau vorbereitet werden könnten. Durch eingehende anatomische Untersuchungen (in den Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie und im »Journal für Ornithologie«) hat Dr. Bernstein nachgewiesen, daß die Speicheldrüsen der Salanganen, besonders die glandulae sublinguales, zur Zeit des Nestbaues eine enorme Entwicklung zeigen, das Secret dieser Drüsen soll aber einzig und allein den Stoff zum Nestbau liefern, weungleich die verschiedenen Salangan-Arten dabei in abweichender Weise verfahren. Wenn man, sagt derselbe, zur Zeit des Nestbaues den Schnabel des Vogels öffnet, so erscheinen die Speicheldrüsen als zwei große, zur Seite der Zunge liegende Wülste. Sie scheiden in reichlicher Menge einen dicken, zähen Schleim ab, der sich im vordern Theile des Mundes in der Nähe der Ausführungsgänge der genannten Drüsen, unterhalb der Zunge ansammelt. Dieser Schleim, oder eigentlich Speichel hat viele Aehnlichkeit mit einer concentrirten Lösung von arabischem Gummi und ist gleich diesem so zähe, daß man ihn in ziemlich langen Fäden aus dem Munde herausziehen kann. Bringt man das Ende eines Schleimfadens an die Spitze eines Hölzchens und dreht es langsam um seine Achse, so läßt sich auf diese Weise die ganze Masse des augenblicklich vorhandenen Speichels aus dem Munde und selbst den Ausführungsgängen der Drüsen herausziehen. An der Luft trocknet er bald ein und ist dann in nichts von jenem eigenthümlichen Neststoffe verschieden. Auch unter dem Mikroskop verhält er sich gerade so wie dieser. Zwischen Papierstreifen

Digitized by Google

gebracht, klebt er diese wie arabisches Gummi zusammen. Ebenso kann man Grashalme damit überziehen und zusammenkleben. Letzteres thut eine zweite Salangan-Art, die tangfressende Schwalbe, Hirundo oder Collocalia fuciphaga, von den Malaien Burung Lintjih genannt. Dieselbe fertigt nämlich nicht einen Stiel oder eine Console, worauf sie dann ein Nest setzt, sondern überzieht Grashalme, Glagahblüthen, zarte Blätter, Tang u. s. w. mit dem Schleime und kittet sie so aneinander, sowie in Nestform an die Wand. Dergleichen Salangan-Nester haben nur einen geringen Werth, wenn sie gleich noch brauchbar sind; in den größern Verkehr gelangen sie niemals. Sobald die Vögel mit der Anlage ihres Nestes beginnen wollen, so fliegen sie wiederholt gegen die hierzu gewählte Stelle an und drücken hierbei mit der Spitze der Zunge ihren Speichel an das Gestein. Dies thun sie oft zehn- bis zwanzigmal, ohne sich inzwischen mehr als einige Ellen zu entfernen. Mithin holen sie den Baustoff nicht erst jedesmal herbei, sondern haben ihn in größerer, sich schnell wieder sammelnder Menge bei sich. So beschreiben sie zunächst eine halbkreis- oder hufeisenartige Form an der erwählten Stelle der Felswand. Die anfangs dickflüssige Masse verdunstet und verhärtet bald und bildet so eine feste Grundlage für das weiter zu bauende Nest. Collocalia fuciphaga bedient sich hierzu, wie oben erwähnt, verschiedener Pflanzentheile, darunter vorzugsweise der Flechten, Usnea plicata, die sie mehr oder weniger mit ihrem Speichel bekleidet und verbindet; Collocalia indifica dagegen fährt mit dem Auftragen des Speichels allein fort. Sie klammert sich dann, je mehr der Nestbau vorschreitet, an denselben an, und indem sie unter abwechselnden Seitwärtsbewegungen des Kopfes den Speichel auf den Rand des schon errichteten und verhärteten Nesttheiles aufträgt, entstehen jene wellenförmigen Querstreifen, die dem Neste das schichtenweise, blätterige Aussehen geben, als wäre es aus Algenfäden oder Tangstreifen zusammengesetzt.

Uebrigens lebt auch die zweite, minder nutzbare Salangan-Art durchaus nur von thierischer Kost und hat ihren Namen »tangfressend« aus Irrthum erhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die außerordentliche Speichelabsonderung, deren das kleine Thier zur Herstellung seines Nestbaues bedarf, zum Theile auch durch die ausnehmend entwickelten Magendrüsen geliefert werde, welche schon Home als die Organe beschrieben hat, in welchen die Materie der Nester bereitet wird. Dabei liegt die Annahme ganz nahe, daß die Schwalbe gallertartige Auswurfstoffe der Brandung aufsucht und ihren Speichel nebenbei als Bindemittel verwendet; es wäre völlig beispiellos, sagt Pöppig, wenn der ganze Stoff des Nestes im Körper des kleinen Vogels bereitet würde; gegen eine solche periodische Thätigkeit des Organismus würde Alles unbedeutend erscheinen, was man über die bewunderten Absonderungen spinnender Insecten weiß. Die Salangane benutzt ihr mühsam gebautes Nest nie mehr als einmal; sie baut zu jeglichem Eierlegen ein neues, wozu ein Schwalbenpaar einen Monat Zeit braucht; verlassene Nester werden niemals von Nachzüglern benutzt; nach-

Digitized by Google

dem die Brut flügge geworden, ist übrigens das Nest gewöhnlich dermaßen von Unrath durchtränkt, daß es in Fäulniß geräth und abfällt.

So interessant der kleine, wenig bekannte Vogel und sein Product, so sehr ist es auch die Art und Weise der Gewinnung desselben. Man bezeichnet die Ernte der Vogelnester mit dem Namen »Pflücken«, wobei jedoch nicht an die idyllische Arbeit des Obstpflückens gedacht werden mag. Die Salanganen nähren sich, wie schon erwähnt, hauptsächlich von thierischen Producten des Meeres, weshalb sie denn auch vorzugsweise in den zerklüfteten Gestein an dessen Gestade nisten. Allein ebenso gern siedeln sie sich auch im Innern der Insel an, da ihre Flugkraft der größten Entfernungen spottet. So sind sie zu Millionen heimisch in den Höhlen der Kalkberge des Districts Bandoung, fast genau in der Mitte der Insel Java, sowohl von der Nordküste wie von der Südküste in gerader Linie je zehn geographische Meilen entfernt. Es ist Thatsache, daß die Vögel an jedem Morgen ihre Nester verlassen, um längs der Meeresküste zu äßen; sie müssen also jeden Tag 20 geographische Meilen zurücklegen, um zu ihren Futterplätzen und zurück zu gelangen, woneben der Fang sie gleichfalls den ganzen Tag auf den Fittichen hält. Man darf daher wohl, wie die Malaien es thun, diese kleinen Schwalben die »gedankenschnellen Töchter der Luft« nennen und kaum andere Vögel hinsichtlich der Flugleistung mit ihnen vergleichen können.' Sie fliegen pfeilgeschwind durch die engsten Spalten der Felsen, ohne anzustoßen, auch wenn es vollkommen finster ist, berichtet Junghuhn, welchem wir nach Haßkarl's Uebersetzung folgen. In allen Höhlen wohnen Schwalben und Fledermäuse (Lalai) zugleich, jedoch in verschiedenen Räumen oder Abtheilungen; beide leben von Insecten. Die Fledermäuse schlafen des Tages, zu welcher Zeit die Schwalben die Höhle verlassen haben, um Nahrung zu suchen. Wenn sie des Abends heimkehren, um sich in ihre Nester zu begeben, so fliegen die Fledermäuse aus und kehren erst mit dem grauenden Morgen zurück, worauf alsdann die Schwalben wieder von neuem ausziehen. Auf solche Art sind diese so verschieden organisirten Thiere, obgleich sie in derselben Höhle wohnen, doch niemals gleichzeitig beieinander; sie stören sich gegenseitig nicht; die eine Hälfte fliegt jederzeit aus, wenn die andere einfliegt, oder kehrt zur Höhle zurück, wenn diese von der andern Schaar verlassen wird.

Die Salanganhöhlen in den Klippen am Meeresstrande befinden sich immer in der Nähe der ärgsten Brandung, oft so, daß die Wogen brüllend in sie einschlagen, um dann durch den Widerdruck der comprimirten Luft in staubförmig zertheilten Wassersäulen mit Donnergetön wieder herausgeschleudert zu werden. Der Kampf der Elemente ist hier ein wahrhaft grausiger, das Getöse ein infernalisches, die Gewalt der rollenden, sich überstürzenden, am Gestein anprallenden, zerstiebenden Wellenmassen eine ganz unbeschreibliche. Aber fröhlich und keck tummeln sich die zierlichen Schwälbchen mitten in dem brodelnden Kessel; sie durchschneiden in graziösen Schwingungen die Schaumkämme der Wogen und erhaschen daraus mit nie fehlender Sicherheit

Digitized by Google

ihre Beute. Noch kühner aber ist der Mensch, dem die Fittiche fehlen, und der doch sich in all' den Graus wagt, um ärmlichen Gewinn täglich zehnmal sein Leben auf's Spiel setzend. An den Küsten des Stillen Oceans, wo die Salanganen nisten, hat sich unter der Bevölkerung eine besondere, streng in sich abgeschlossene Zunft gebildet, die Salanganfischer oder Pflücker, welche für sich allein das Recht des Sammelns der kostbaren Nester in Anspruch nimmt und Jeden fortzutreiben versteht, der ihr da hineinzupfuschen versuchen will. Es sind lauter hagere, aber kräftige, abgehärtete und waghalsige Gesellen. Sie huldigen einem ganz besondern Cultus, dem der Königin Loro, der Beherrscherin der Küste, welche der Brandung gebietet. Diese Göttin, erzählt Junghuhn, wird von den Fischern in hohen Ehren gehalten. Zu Rongkop steht oben auf der senkrechten Ufermauer der Felsen in einem Palmenhain ein schönes, von Bambus gebautes Haus, worin kein Sterblicher wohnt, an dem Niemand vorübergeht, ohne seine Hände zum ehrerbietigen Gruß (Sembah) an's Haupt zu bringen. Jeder ist sofort des Todes, der es wagen wollte, dies Haus zu betreten. Es ist der Tempel und Wohnsitz der Ratu Loro Segoro Kidul (Königin, Jungfrau, Meer, Süden, der jungfräulichen Königin des Südmeeres), der es zuweilen behagt, den Wogen zu entsteigen oder ihre Felsenhöhlen zu verlassen, um unsichtbaren Einzug in dies ihr Haus zu halten, wo ihr das fromme Volk prächtige Geräthe, Lagerstätten und schöne Kleider hingelegt hat, deren sie sich nach Belieben bedienen kann. Nur zuweilen begiebt sich ein Häuptling der Salanganpflücker, der zugleich das Amt eines Priesters versieht, in die Wohnung der Göttin, um Gemach nebst Inhalt vom Staube zu reinigen, während Weihrauchdampf als frommes Opfer an der Pforte des Hauses emporsteigt. Kein Laut darf während dieser Zeit seinen Lippen entschallen, ebenso wenig als die Schaar der übrigen Javanen, die in banger Ehrfurcht draußen auf den Knieen liegen, sich regen darf. Das Pflücken der Nester wird mit einer Festmahlzeit vor dem Hause der Göttin eingeleitet, woselbst reinliche Matten auf dem Grasboden ausgebreitet und mit Speisen besetzt sind. Zuerst ladet der Priester die Ratu Loro ein, Platz zu nehmen und von den Gerichten zu kosten; zugleich werfen sich alle Anwesenden nieder auf das Gesicht. Erst wenn der Priester wieder das Zeichen giebt, erheben sich die Männer, um nun am Mahle sich gütlich zu thun, während im Hintergrunde die harmonischen Töne des Gamelang erklingen und blumengeschmückte Mädchen sich im Reigen wiegen.

Alsdann erst schreitet man zu der gefährlichen, halsbrecherischen Arbeit. Der Pflücker, nur mit einem Sarong um die Lenden bekleidet und mit einem beutelförmigen Netz an der Seite, stellt sich auf einen Querstab, der an einem Seile aus Rotang, Calamus rotang, befestigt, mit ihm hinab in die Tiefe gelassen wird. Er hält sich nur mit einer Hand, der linken, am Seile fest, in der rechten führt er einen Stab, mit welchem er sich von dem senkrechten Felsen möglichst fern zu halten sucht. So schwebt er denn oft mehrere hundert Fuß über der kochenden Brandung, deren Getöse auch

Digitized by Google

das muthigste Herz beben machen muß, umschwirrt von zahllosem Gevögel, das aus den Ritzen des Gesteins aufgescheucht wird, sein Leben hängt an dem dünnen Geflechte des zähen Rohres. Das aber ist erprobt und reißt nicht. Sobald der verwegene Mann vor der Mündung einer Salanganhöhle angekommen ist, giebt er ein Zeichen, und im Nachlassen des Seiles wird innegehalten. Nun bringt er dasselbe — und das ist der gefährlichste Theil der Leistung — in Schwingungen, welche er nach und nach so zu verstärken weiß, bis er so weit in das Innere der Höhle geschleudert wird, daß er hier mit kühnem Sprunge auf eine vorher ausersehene Stelle des Gesteins abspringen kann. Nicht immer aber geräth das grausige Wagniß — dann aber ist Sturz und Tod sein unfehlbares Los. Gewöhnlich hat der Pflücker eine dünne Schnur um den Leib gebunden, die, an dem Rotangtau befestigt, ihm gestattet, dasselbe wieder an sich heranzuziehen, sobald er seine Arbeit vollendet hat; es kommt vor, daß sie sich löst oder abreißt, dann bleibt ihm nichts übrig, als den entsetzlichen Sprung zu wagen über den klaffenden Abgrund, um mit Händen und Füßen das freischwebende Thau zu erreichen; aber so furchtlos und gewandt sind die »Kinder der See«, daß ihnen dieser wahrhafte Saltomortale selten mißlingen soll, selbst wenn sie mit Beute beladen sind. Ist der Pflücker glücklich in die Höhle gelangt, so stößt er mit einer Klinge, die im Sarong (Lendenschurz) geborgen war, die Nester in seinem Bereich von der Höhlenwand ab und birgt sie in seinem Netze, bis dieses gefüllt ist. Die höher angeklebten Nester erreicht er, indem er die Klinge an seinen Stab oder an eine schon vorher herabbeförderte Stange befestigt. Dabei muß er aber meistens außerordentlich vorsichtig sein; oft bietet das schlüpfrige Gestein keinen Raum zum Aufstellen des Fußes; dann greift der Pflücker mit den Zehen und der einen Hand in die Risse und Spalten und hißt sich so längs der Wand fort, oft in unheimlicher Dämmerung, umschwirrt von ängstlich piependen Vögeln oder pfeifenden Vampyren — in der Tiefe aber züngelt der Wogenschwall phosphoreścirend empor, als erwarte er sein sicheres Opfer. Allein der Mann kennt sein Handwerk und seinen Weg, trotz aller Gefahren, zieht, sobald er genugsam beladen ist, das Rotangseil wieder an sich, schwingt sich auf den Tragbast und läßt sich hinaufziehen unter die Genossen, von welchen sogleich ein zweiter in der Fahrt ihm folgt. Weil aber doch dieses Verfahren des Pflückens einestheils viel zu gefahrvoll, anderntheils zu zeitraubend ist, so trachten die Salanganfischer überall, wo es möglich ist, bleibende Communicationen mit den Höhlen herzustellen. Dies geschieht gewöhnlich mittelst Hängeleitern aus Rotang, die an den senkrechten Felsenmauern hinabführen, und aus Gallerien vom gleichen Material im Innern der Höhlen. Bei einer der berühmtesten Nesterhöhle der javanischen Südküste, der Gua-Gedé, bei dem Fischerort Karang bolong, in der Residenz Bagelen, liegt der Rand der Küstenmauer 80 Pariser Fuß über dem Spiegel des Meeres zur Ebbezeit; die Felswand biegt sich concav nach innen, bildet jedoch in einer Höhe von 25 Fuß über dem

Digitized by Google

Meere einen Vorsprung, bis auf welchen die Rotangleiter senkrecht hinabhängt; diese ist verfertigt aus zwei seitlichen Rotangsträngen, welche in Abständen von $1\frac{1}{2}$—2 Fuß durch feste Querhölzer miteinander verbunden sind. Die Decke des Eingangs der Höhle ist auch zur Ebbezeit in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt, während zur Fluthzeit die Oeffnung der Höhle von jeder herbeirollenden Woge gänzlich zugeschlagen wird. Man kann also nur zur Ebbezeit und bei sehr niedrigem, stillem Wasser in ihr Inneres gelangen. Auch dann noch würde dies unmöglich sein, wäre der Fels der Decke oder des Gewölbes der Höhle nicht durch die Fluth tausendfältig in Löchern und Zacken zerfressen, gleich einem ungeheuern Badeschwamm. In diesen Löchern aber, an den hervorspringenden Unebenheiten des Felsens, hält sich der kühnste und stärkste Mann der Zunft, welcher zuerst hinabklettert, fest, und verknüpft in dieselben Rotangstränge, die er um den Leib gewickelt trägt, so daß sie 4 bis 5 Fuß lang herabhängen. An ihre unteren Enden werden sodann andere, lange Rotangtaue befestigt, welche parallel mit dem Höhlengewölbe laufen und dessen Vorsprüngen oder Vertiefungen folgen, so daß auf diese Weise eine hängende Brücke durch oder rings um die ganze Höhle hergestellt ist. Die Gua-Gedé ist bei 100 Fuß Breite etwa 150 Fuß lang, ihre Decke erhebt sich von 10 bis auf 25 Fuß Höhe über den Meeresspiegel. Eine noch berühmtere Salanganenstätte ist die Gua-Dahar, eine über 500 Fuß tiefe, 50 Fuß breite und 60 Fuß hohe Höhle, deren ganz schmaler Eingang nur 12 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt; sie wird ebenfalls auf schwebenden Rotangbrücken, die unter der Decke hängen, erklettert.

Ehe die Salanganpflücker bei der beginnenden Ernte der Vogelnester die Leitern aushängen, vergewissern sie sich immer erst, daß die Gegend rein von Unbefugten ist und daß sie nicht beachtet werden. Sie lassen keinen Fremden in ihre Kaste eindringen oder bei ihren Ceremonien gegenwärtig sein. Den Holländern ist es äußerst schwer gefallen, sich unter ihnen in Ansehen zu bringen und Steuern zu erheben. Einzelne holländische Agenten sollen in frühern Jahren die grausige Fahrt am Rotangseil in die Tiefe zum Eingang der Höhlen erzwungen, keiner davon aber wieder das Licht der Oberwelt erblickt haben; »die Göttin Loro hat sie in ihren Schoß genommen«, sagten die Javanen, und anderes war nicht aus ihnen herauszubringen. In der neuern Zeit ist man aber doch von der Geheimnißkrämerei bedeutend zurückgekommen, und selbst der Cultus der jungfräulichen Königin der See — welche übrigens der Göttin Durgah, der Gemalin des Schiwah der Hindus, dem Symbol der Fortpflanzung und Fruchtbarkeit, entspricht — soll sehr in Abnahme begriffen sein in Folge des sich immer weiter ausbreitenden Mohammedanismus. Es giebt jetzt von der Regierung angestellte besondere Aufseher der Vogelnesterhöhlen.

Die Salanganen brüten, wie schon erwähnt, viermal im Jahre, und bauen dazu jedesmal frische Nester. Da, wo man nicht räuberisch verfährt, werden die Nester dreimal genommen, den Vögeln daher nur eine Brut

Digitized by Google

gelassen. Dennoch gewahrt man niemals eine Verminderung ihrer Menge, die von den in Benutzung stehenden Brutthöhlen ziemlich genau bekannt ist, da die Nester gezählt und auf jedes zwei Vögel gerechnet werden. So enthalten die fünf Höhlen auf Karang bolong in Java die Summe von 330.000 Schwalben, von welchen jährlich in drei Pflückungen 500.000 Nester gewonnen werden. Die Pflückungen finden stets nur in der Zeit der »Reife« statt, wenn nämlich die Mehrzahl der Nester Junge enthält, bei welchen die Federn auszubrechen beginnen; sobald die Jungen völlig befiedert, sind die Nester schon gefärbt und unbrauchbar geworden. Alle vorgefundenen Junge und Eier werden in's Meer geworfen; im Innern pflegen erstere wohl auch von den Pflückern verspeist zu werden. Die beste Ernte des Jahres liefern die Monate Juli oder August, die nächstbeste findet im November oder December, die schlechteste im April oder Mai statt. Als Nester von erster Qualität zählen nur solche mit eben zur Befiederung gelangenden Jungen, von zweiter diejenigen mit nackten Jungen, von dritter solche mit Eiern; die letzteren gelten als noch nicht reif. Die gesammelten Nester werden einer vorläufigen Reinigung unterzogen und sodann genau sortirt. Die erste Verpackung geschieht in starken Körben aus Bambusfasern oder Palmenbast; eine zweite, der eine abermalige Sortirung vorhergeht, erfolgt durch die Händler in Kisten à $^1/_2$ Picul oder 70 Pfund, worin die Versendung für den Markt geschieht.

Die Indischen, fälschlich Chinesischen Vogelnester (malaiisch Sarang burung, sundanesisch Susu lawit, englisch Birds nests, französisch Nids de Tunkin, spanisch Nidos de la China, hindostanisch Ababi, chinesisch Yen-wō) bilden einen bedeutenden Handelsartikel des Indischen Archipels nach China. Denn dieses Land ist der alleinige Abnehmer der seltsamen Waare; die wenigen Kisten, welche als Curiosität nach Europa und Amerika gebracht werden, sind nicht der Rede werth. Der Stapelplatz des Vogelnesthandels ist die Stadt Kanton. Die jährliche Gesammteinfuhr daselbst wird auf 1200 Piculs oder circa 168.000 Pfund veranschlagt. Auf das Pfund rechnet man etwa 50 Stück, auf den Picul 7000 Stück, so daß im Ganzen 8,400.000 Stück Schwalbennester, oder, bei drei Pflückungen, das Product von 2,800.000 Schwalbenpaaren, in China jährlich eingeführt werden. Man unterscheidet zwei Sorten der echten Salangan-Nester: weiße oder Mandarinen-Nester, Peh-yen oder Kwan-yen, und gewöhnliche Tschang-yen. Außerdem kommen auch noch diejenigen der tangfressenden Schwalbe als untergeordnetste Gattung zum Verkaufe, unter der Bezeichnung »Borstige Nester«, Man-yen. Die beste, völlig weiße Sorte wird mit 3- – 4000 Dollars per Picul bezahlt, also doppelt so hoch, als ihr Gewicht in Silber beträgt; es kostet demnach das Pfund davon in China 20 bis 30 Dollars; ein ganz exorbitanter Preis, besonders wenn man ihn mit demjenigen vergleicht, welchen die Salanganfischer für ihre lebensgefährliche Gewinnung erhalten und der höchstens 10 bis 12 Procent des Marktwerthes beträgt. Bei letzterem kommt allerdings in Betracht, daß man es hier mit einem ent-

Digitized by Google

schiedenen Luxusgegenstande zu thun hat, dessen Preisbestimmung weder vom innern Werth, noch von demjenigen des Gebrauches bedingt werden kann. Die zweite Qualität der Vogelnester wird mit 1600—2800 Dollars, die dritte, schlechteste (von Collocalia fuciphaga) mit 200 Dollars per Picul bezahlt. Der größte Theil der besten Sorte wird für den Gebrauch des kaiserlichen Hofes in Peking bezogen. Andere ostasiatische Völker als die Chinesen verwenden die Salangan-Nester nicht als Nahrungsmittel; selbst dort, wo sie gesammelt werden, ist dies nicht der Fall.

Die Indischen Vogelnester werden nur, in Wasser oder Bouillon aufgelöst, als Suppe verspeist. Sie bilden ein Entrée, welches auf der Tafel der reichen Chinesen niemals fehlen darf, das jedoch den Ausländern keineswegs die Begeisterung einzuflößen vermag, welche die Söhne des Reiches der Mitte dafür empfinden. Ich habe zum erstenmal im Jahre 1852 Gelegenheit gehabt, eine indische Vogelnestsuppe zu kosten, und zwar in dem seinerzeit berühmten Wilkens' Keller zu Hamburg. Der Teller davon kostet einen Thaler; man erhielt dafür eine Brühe von der gallertartigen Consistenz einer gut durchgeschlagenen Sagosuppe, allein überaus stark gewürzt, mit vorwiegendem Muscatnußgeschmack. In China wird sie noch viel stärker mit Würze versehen, namentlich mit Cassiablüthen, Macis, Moschussamen (von Hibiscus moschatus), Gewürznelken, Vanille, Ginseng u. s. w. Später erhielt ich mehrmals direct mitgebrachte Muster von eßbaren Vogelnestern, und zwar zweierlei Form, eine flach teller- oder austerartige und eine löffelgestaltige, beide sonst gleich in Farbe (weiß) und Structur, blätterigem Gefüge. Es wurden verschiedene Versuche damit angestellt; die Substanz löste sich in heißem Wasser vollständig und bildete damit einen dicken Schleim, aber ganz ohne Geschmack, ebenso in Fleischbrühe, ohne dieser etwas anderes zu verleihen als größere Consistenz. Auch Nachwirkungen wurden nach mehrmaligem reichlichen Genuß nicht im mindesten empfunden. Die Chinesen legen aber darauf ganz besondern Werth, sie glauben, die Vogelnester seien eines der kräftigsten Stimulantien und begründen auf diese Eigenschaft deren hohen Werth. Es ist aber schwer abzusehen, wie der an und für sich gewißlich fast ekelhafte vertrocknete Speichel eines kleinen Vogels eine derartige Kraft erlangen sollte, und ist viel eher anzunehmen, daß die Wirkung der übermäßigen Würzezuthaten, durch welche die an und für sich völlig geschmacklose Speise dem Gaumen gerechtgemacht, mit derjenigen der Hauptsubstanz verwechselt wird. In der That muß die Wissenschaft einen jeden Einfluß des Genusses der Vogelnester auf den menschlichen Organismus völlig in Abrede stellen.

Verschiedene chemische Analysen der Materie der indischen Vogelnester liegen vor. Die erste von dem Franzosen Marcet aus dem Jahre 1817, stellt die Substanz zwischen Gallerte (Gelatine) und Eiweiß; sie soll der Einwirkung heißen Wassers einigermaßen widerstehen und darin erst nach einigen Stunden aufquellen (was ganz falsch ist;. Gott weiß, welches altabgelegene Exemplar jenem Gelehrten zur Verfügung stand), und soll beim

Digitized by Google

Trocknen wieder hart, aber auch spröde werden, weil etwas Gallerte gelöst im Wasser zurückbleibe. Sodann hat Döbereiner in Jena auf Veranlassung Oken's ein Nest analysirt (1830) und gleichfalls gefunden, daß die Substanz ein Mittelding sei zwischen Schleim und Gallert! Die genauesten Untersuchungen der Neuzeit verdanken wir Professor Troschel in Bonn. Aus diesen geht hervor, daß das Material der eßbaren Vogelnester keineswegs aus besonders nahrhaften oder stimulirenden Bestandtheilen bestehe, sondern in seiner Zusammensetzung völlig thierischem Speichel gleiche. Was also die Chinesen von der regenerativen Wunderkraft dieser sonderbaren, sogar unappetitlichen Kost erzählen, ist eitel Einbildung und Fabel. Man bezahlt dort schweres Geld wahrhaft für ein Nichts, und in diesem Sinne giebt es kein frivoleres Luxusgericht als die Indischen Vogelnester.

In Europa haben sie daher mit vollem Rechte niemals Eingang zu finden vermocht. Zwar erzählt Alexander Dumas in seinem nachgelassenen Werke: »Grand dictionnaire de cuisine« von dem berühmten Diner des Vicomte de Vieil-Castel, der in Folge einer Wette für 500 Frcs. auf einem Sitze verspeiste und in dem Menu als Hauptposten eine Schwalbennestersuppe mit 150 Frcs. verzeichnet fand; allein das ist nur eine poetisch-culinarische Licenz des »vieux blagueur«. Da die beste Sorte der Nester niemals ausgeführt wird, das Pfund der zweiten Qualität in Europa aber ganz bestimmt für 50 Thlr. (wohl auch für die Hälfte?) zu haben sein dürfte, man aber niemals mehr als ein Nest auf die Portion Suppe nimmt, und deren 50 Stück der allerbesten auf das Pfund gehen, so ist das Gericht mit 10 Frcs. übermäßig bezahlt und der Vicomte hat für seinen Potage jedenfalls 140 Frcs. zu viel entrichtet. Wilkens in Hamburg begnügte sich mit 4 Frcs. und war, wie männiglich weiß, nicht der Mann, der seinen Gästen gern etwas schenkte. Anderweitig ist uns die chinesische Delicatesse in der Literatur nicht begegnet. Wir brauchen die Söhne des Himmlischen Reiches nicht darum zu beneiden — wir besitzen nahrhaftere, wohlschmeckendere und sogar auch kostspieligere Suppen als diejenige aus Indischen Vogelnestern.

5. Die Trüffel.

Darf irgend ein eßbares Product Anspruch auf die Bezeichnung »Luxusgericht« erheben, so ist es die Trüffel, jenes geheimnißvolle Vegetabil, welches, als kostbarstes unter allen Nahrungsmitteln seines Reiches, nur zu den culinarischen Hors d'oeuvres verwendet wird, die den Tafelstolz der Reichen bilden. Die unscheinbare häßliche Knolle wird geschätzt als edelste aller Zuthaten oder Würzen der Speisen, und ihr Preis ist so hoch, daß selbst in verschwenderischen Küchen damit so viel als möglich gekargt wird. Ihre Entstehung, ihr Finden, die sonderbaren Eigenschaften, die man ihr zuschreibt, machen die Trüffel zu einem der merkwürdigsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt. Eigenthümlich sind auch die Beziehungen ihres Namens. Im

Digitized by Google

Italienischen heißt die Trüffel Tartufo oder Tartufola; davon aber stammt das deutsche »Kartoffel«, so daß die edelste von allen Knollen Pathenstelle bei der gemeinsten vertreten hat. Gleiches hat sie auch gethan bei der von Molière geschaffenen Lustspielfigur des »Tartüffe«, die zum Typus einer Menschensorte geworden ist und in verschiedenen Umbildungen zur Bezeichnung des Wesens der Scheinheiligkeit gebraucht wird. Unzweifelhaft hat der große Komödiendichter den Namen gewählt nach dem alten französischen Worte »truffer«, »Jemand zum besten haben«, in welchem Sinne es z. B. der berühmte »Roman de la rose« von Guillaume de Lorris und Jehan de Meung mehrfach anwendet: »Ils se laissent truffer, on les truffe, ce sont des truffés« u. s. w. Abgeleitet aber wird diese Bedeutung von den vielen Enttäuschungen, welchen der Trüffelsucher ausgesetzt ist. Die Italiener haben neuerdings, da Tartufo (bianchi) auch »Kartoffel« bezeichnet, die Trüffel (Tartufo nero) nach dem französischen Truffe umgetauft in Trifolo, welcher Name jetzt der allgemeinere ist. Im Deutschen heißt sie außerdem Tartoffel oder Artoffel (in Bayern), Grübling, Lorch, Schweinemandel, Erdmorchel, Erdschwamm, Erdnuß, im Slawischen Trüffel.

Unzweifelhaft ist dieser eßbare Erdpilz schon den Alten bekannt gewesen; Theophrastus nennt ihn Hydnon und Plinius rühmt die Tubera sincera; die Römer bezogen die besten Sorten nicht aus Gallien, sondern aus Griechenland und Afrika; die lybischen Trüffeln galten für die vorzüglichsten unter allen. Ein großer Trüffelfreund war der heilige Ambrosius, welcher sich durch den Bischof von Como mit diesem Nahrungsmittel reichlich versehen ließ, das, allgemeiner Meinung nach, für Niemand weniger passen mag als für einen Kirchenvater. Indessen scheint die Verwendung der Trüffeln als Speise im Mittelalter in Vergessenheit gerathen zu sein; die Franzosen behaupten wenigstens, sie sei in ihrem Lande erst im 14. Jahrhundert aus Spanien eingewandert und habe lange Zeit gebraucht, bis sie allgemeiner geworden; anfänglich waren die Knollen, wie alles Gute und Große, derartig verkannt gewesen, daß man sie verboten, und ein unter Karl VI. lebender Poet, Eustache Deschamps, sogar eine fulminante Ode gegen das der Menschheit unwürdige »Schweinefutter« veröffentlicht habe. In verbreiteterem Gebrauche sind die Trüffeln allerdings erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gekommen, obgleich Alexander Dumas in einigen seiner Romane sie schon vor dieser Zeit als einen ganz gewöhnlichen Gegenstand der französischen Küche declarirt.

Lange wußte man nicht recht, welchem Naturreiche man die Trüffel einverleiben sollte. Noch der Gastrosoph Eugen Baron Vaerst spricht gelassen aus: »Trüffeln und Austern, sagte mir ein berühmter Philosoph, schmecken deshalb so gut, weil sie auf der letzten Grenze beider Naturreiche stehen: Trüffeln auf der letzten Stufe der Vegetabilien zum Uebergang in das Mineralreich, und Austern als Uebergang der Mineralien zu den Animalien.« Vielfach wurde und wird dagegen ihr thierischer Ursprung behauptet; sie sollen das Erzeugniß eines Insectes, der blauen Trüffelmücke, sein, welche

Digitized by Google

durch Anbohrung von Pilzgebilden behufs Ablagerung ihrer Eier ein krankhaftes Anschwellen der vegetabilischen Substanz, also eine Art Gallenbildung verursachen soll, deren Product die unförmliche Knolle sei. Dem ist aber nicht so, nur das ist wahr, daß die genannte Mücke sich dieselbe häufig zur Entwicklung ihrer Larven ausersieht, weshalb denn auch ihre Schwärme den Fundort verrathen. Die Trüffel ist ein wirklicher Pilz aus der Ordnung der Fleischpilze, Gattung Speisetrüffel, wovon es eine ziemliche Anzahl von Arten giebt. Sie sind leicht kenntlich, alle bilden größere oder kleinere, kartoffelähnliche Knollen, welche $^1/_2$ bis 1 Fuß tief nesterweise in der Erde liegen; die echten Trüffeln haben eine rauhe, warzige, dunkelbraun oder röthlich gefärbte Oberhaut, das Peridium, welche das knorpelartige Fleischgewebe des Innern umgiebt, in dem zugleich die Sporenschläuche oder Samenbehälter eingebettet liegen. Je nach der Farbe und Gestalt der Samen unterscheidet man zwei Gruppen der Trüffelpilze, welche Corda aufgestellt und Oagaster und Tuber benannt hat. Zu der ersteren, welche mit freien Borsten oder Warzen besetzte Samen hat, gehört die eigentliche, am meisten geschätzte Trüffel.

Die gemeine Trüffel, Speisetrüffel, schwarze Trüffel, Tuber melanosporum oder Cibarium (auch Lycoperdon tuber), die Truffe noire oder franche der Franzosen, wächst in lockerem, humosem Boden, und zwar nur unter Eichenbäumen, namentlich unter der Steineiche, Quercus ilex, und unter der flaumhaarigen Eiche, Quercus pubescens. In der ersten Jugend, im Frühjahre, sind die Pilze etwa erbsengroß, außen röthlich, inwendig weiß; sie wachsen den ganzen Sommer hindurch bis zum Herbst und erreichen dann die Größe einer Welschnuß bis zu einer mittleren Kartoffel, indessen hat man schon öfters einzelne Knollen vom Gewichte eines halben Kilo gefunden. In der Reife ist die Schale der Trüffel dunkelbraun oder schwarz, höckerig und körnig wie Chagrin; das darunter liegende feste Fleisch ist von dunkelrother bis schwarzvioletter Farbe, von zahlreichen, anfänglich weißen, zuletzt dunkelrothen Adern durchzogen. Die Knolle riecht gewürzhaft, mit einem leisen Anflug nach Knoblauch, ebenso ist ihr Geschmack, der aber noch außerdem ein ganz eigenthümliches, schwer definirbares Aroma bietet; das Fleisch ist consistent, hart und brüchig, es ist nicht leicht zu zermalmen und erfordert gute Kauwerkzeuge. Nur im Zustande der völligen Reife besitzt die Trüffel alle Eigenschaften, wegen deren sie geschätzt wird. Im Winter zerfließt die Knolle in eine breiartige Masse, aus welcher sich dann wieder junge Brut entwickelt. Die schwarze Trüffel ist die verbreitetste und geschätzteste von allen. Ihre eigentliche Heimat ist das südliche Frankreich und Piemont, doch kommt sie auch in nördlicheren Gegenden öfters vor, wie sie denn überhaupt der Region des Weinstockes folgt. Die besten kommen aus der Grafschaft Périgord, ebenso liefern die Departements Basses-Alpes, Vaucluse, Haute Savoye u. s. w. vorzügliche Ernten. In wärmeren Klimaten verholzen die Knollen und werden ungenießbar, sie sollen schon dem ersten Winterfroste erliegen, während sie nach anderen Behauptungen eine Kälte

Digitized by Google

von fünf bis sechs Grad C. ertragen sollen; in den südlichen Alpen steigen sie ziemlich hoch empor.

Etwas weniger geschätzt als die gemeine ist die Wintertrüffel, Tuber brumale (Lycoperdon gulosorum), bei den Franzosen Truffe musquée oder puante, in Piemont Truffe punaise oder fourmi genannt. Sie hat eine minder rauhe Schale, ein bräunlich schwarzes Fleisch mit weißen Adern und darin so viele Samenschläuche, daß dieselben die Mehrzahl der Masse bilden. Sie unterscheidet sich wesentlich durch ihren Geruch, der an denjenigen von Ameisensäure oder gar von Wanzen erinnert, zuweilen auch moschusartig ist. Die Wintertrüffel, welche namentlich im Piemontesischen verbreitet ist, wächst vorzugsweise unter Hainbuchen, Carpinus betulus, Wallnußbäumen, Juglans regia, unter der Stieleiche, Quercus pedunculata, und der Traubeneiche, Quercus robur. Von den Franzosen und Italienern wird sie häufig der schwarzen Trüffel vorgezogen, ihres pikanten Geschmackes halber; da dieser jedoch nicht Jedermann zusagt, so kommt sie wenig in den Handel. Das Gleiche ist der Fall mit der grauen oder rothen Trüffel, Tuber griseum oder rufum (auch fälschlich magnatum), der Truffe rousse, grise oder sauvage der Franzosen. Sie ist vorzugsweise in Oberitalien zu Hause, ihre Knollen werden selten größer als eine Welschnuß, sie hat eine beinahe glatte, harte Schale von braunrother Färbung, ihr Fleisch ist marmorirt hellbraun und hat ausgesprochenen Geruch wie Geschmack nach Knoblauch. Sie wächst unter den gleichen Bäumen wie die vorgenannte Art und kommt ebenfalls selten in den größeren Verkehr. Diesen drei bevorzugten Trüffelarten, welche zu der von Corda aufgestellten ersten Gruppe gehören, reihen sich drei andere aus der zweiten an, welche jenen jedoch an Werth nachstehen, obgleich sie ebenfalls gern consumirt werden und immer noch hoch im Preise sind. Die bekannteste darunter ist die echte weiße Trüffel, Tuber magnatum oder niveum, bei den Franzosen vorzugsweise Truffe grise geheißen, welche unter allen Arten das südlichste Klima verträgt. Sie soll daher auch in Nordafrika vorkommen und, wie Plinius berichtet, von dorther durch die Römer unter dem Namen Mison bezogen worden sein. Sie liefert die größten Knollen, bis zu Pfundschwere und darüber. Ihre fast glatte, nur hie und da mit kleinen Warzen besetzte Schale ist gelblichgrün, das zarte, netzig geaderte Fleisch weißgelb gefärbt. Geruch und Geschmack sind minder pronoucirt, weichlicher als bei den vorgenannten Arten; sie wird zuweilen roh verzehrt, gewöhnlich aber gesotten, dagegen nicht als Würze verwendet. Dort, wo man überhaupt die Trüffeln nur vom Hörensagen oder als seltene Speisezuthat kennt, ist man öfters geneigt, die weiße Art, die sich nur spärlich in die Binnenländer verirrt, für besonders kostbar zu halten; dies ist aber ein entschiedener Irrthum. Ihr sehr ähnlich ist die Sommertrüffel, Tuber aestivum oder albidum, die eigentliche weiße Trüffel, Truffe blanche, der Franzosen. Sie hat eine schwarzbraune, stark mit großen Warzen bedeckte Haut und darunter ein weißes Fleisch, das jedoch mit der vorgeschrittenen Reife sich lehmgelb bis hellbraun färbt; in

Digitized by Google

ihren Eigenschaften gleicht sie durchaus der vorigen. Die am Geringsten geschätzte Art ist endlich die Bisamtrüffel, Truber mesentericum, französisch Truffe fouine, deren Peridium schwarz, kleinwarzig, das Fleisch graubraun, mit verschlungenen Adern durchzogen ist. Frisch riechen und schmecken ihre Knollen nach Bierhefe und Bisam. Es giebt außerdem noch verschiedene andere eßbare Trüffelarten, welche jedoch nur selten vorkommen und eine Bedeutung als Nahrungsmittel nicht haben. In Deutschland finden sich die echten Trüffeln, so viel bekannt ist, uncultivirt nirgends vor, ebenso wenig sollen sie in Rußland zu Hause sein. Was man in diesen Ländern so nennt, sind gemeiniglich ganz verschiedene, aber ähnlich aussehende Pilze.

Kein anderes Vegetabil darf sich wie die Trüffel rühmen, jagdbar zu sein. In der That heißt ihr Aufsuchen die »Trüffeljagd« und ist interessant genug, um dabei zu verweilen. Es ist wahr, die werthvollen Knollen werden häufig auch auf nicht jagdgerechte Weise gesucht und erbeutet, allein dies ist nicht die Regel. Dort, wo sie im Schutz der Wälder wachsen und gedeihen, giebt es besondere Leute, die sich mit ihrer Gewinnung beschäftigen und »Trüffeljäger« heißen. Dieselben gehen auf die Suche entweder mit einem Hunde oder mit einem Schwein; ersterer ist in Italien, letzteres in Frankreich das bevorzugte Thier ad hoc. Beide müssen für ihre Arbeit sorgsam abgerichtet werden. Im Piemontesischen wählt man zu »Trüffelhunden« Pudel einer kleinen schwarzen Race, welche Barbone, auch Putta heißt, und beginnt ihre Lehre schon in der frühesten Jugend. Gewöhnlich setzt man ihrem Lieblingsfutter Trüffelstücke hinzu oder reibt es mit diesen ab, so daß sie den Geruch kennen lernen; später wird ihnen dasselbe verborgen, zuletzt in die Erde vergraben; sobald sie es entdecken, erhalten sie einen besonderen Leckerbissen.

Im Departement der Haute Marne, wo man neben Schweinen auch Hunde zur Trüffeljagd benützt, verbirgt man eine Trüffel nebst einem Stückchen Speck in einem mit Erde gefüllten Holzschuh; erst nachdem sie dieselbe gefunden und herausgescharrt haben, erhalten sie ihr tägliches Futter. Die Hunde sind gelehrig genug, um bald im Freien probirt werden zu können; haben sie ein paarmal Trüffelnester entdeckt, wofür sie belohnt werden müssen, so können sie als »ferm« betrachtet werden und erlangen dann einen ziemlich hohen Werth und Preis. Sie sind bequemer als Schweine, weil sie nicht an der Leine geführt zu werden brauchen und den gefundenen Schatz nicht selber aufzehren. Aus diesem Grunde haben sie aber auch ein minderes Interesse daran und lassen sich leicht von einer anderen, ihnen interessanteren Witterung abziehen. Daher hält man in Südfrankreich das Schwein für den geeignetsten Begleiter auf der Trüffeljagd. Es bedarf keiner besonderen Abrichtung, denn es ist Gourmand genug, um die Trüffeln jeder anderen Speise vorzuziehen; wenn es dieselben nur einmal gekostet hat, kann man sicher sein, daß es ihre Horste mit untrüglichem Spürsinn aufzufinden versteht. Man wählt dazu einjährige Läufer weiblichen Geschlechts, welche nicht allzu gut gefüttert, sondern eher mager gehalten

Digitized by Google

werden, so daß sie um so gieriger sind; sie werden an einem Strick geleitet, der entweder am Hinterfuß oder um den Hals befestigt ist. Nur selten legt man ihm einen Ring um den Rüssel oder befestigt daran die Rüsselangel, um ihnen das Fressen der Knollen unmöglich zu machen; der Trüffeljäger hat gewöhnlich sein Thier auch ohnedies genügend in der Gewalt.

Ausgerüstet mit einem langen, unten mit starker Eisenspitze beschlagenen Stab und außerdem einer Weinbergshacke, zieht er, sein Spürthier am Seil vor sich, hinaus in den Wald, allein nicht eher, als bis schon die Sonne etwas hoch steht, weil erst dann die Trüffelmücken tanzen, die ihm willkommene Wegweiser sind. In Bandelierform von der Linken zur Rechten trägt er einen Leinwandsack zur Aufnahme der Beute umgeschlungen, mit ihm kreuzt sich ein zweiter kleinerer Sack, der die Lock- und Lohnspeise für den vierfüßigen Begleiter enthält. Dieser, zuweilen durch den Stachelstock dirigirt, strebt unaufhaltsam vorwärts und zieht gleichsam den Jäger nach sich. Auf einem schon bekannten Terrain dauert es gewöhnlich nicht lange, bis die Trüffelsau »steht«. Die beste Beute gewährt ein leichter, schwarzer Boden auf einem durchlassenden Kalkuntergrunde. Sobald das Thier Witterung bekommt, wird es in eigenthümlicher Weise aufgeregt und ist kaum mehr zu halten, es furcht mit dem Rüssel die Erde, bis es plötzlich stehen bleibt und zu wühlen beginnt. Wenn es seiner Sache sicher ist, stößt es ein behagliches Grunzen aus, das sich aber rasch in einen Schmerzenslaut verwandelt, denn der gewichtige Eisenstab fällt ihm auf's Kreuz, wenn das nicht hilft, über die Ohren und zugleich wird es mit aller Gewalt an dem Lasso zurückgerissen. Der Jäger zieht alsdann aus dem Knappsack eine Hand voll Maiskörner — volksthümlich garouil genannt — und zerstreut sie möglichst weit auf dem Boden. Während das solchergestalt abgelenkte Schwein die Leckerbissen mühsam aufklaubt, ist der Mann rasch hinterher, mittelst Stock und Hacke das Nest der »Amoretten« auszuheben, denn in vielen Gegenden Frankreichs, namentlich im L'Yeuse, werden die besseren Trüffeln galanterweise »Amourettes« genannt. Gemeiniglich liegen sie 8 bis 12 Centimeter unter der Bodenoberfläche.

Der Trüffelplatz (La truffière), ist für den Kenner schon durch äußere Zeichen markirt; das Gras wächst darauf ganz dünn, hat ein mager kränkliches Aussehen und vergilbte Färbung; in der Entfernung von drei bis fünf Meter stehen Bäume, deren Wurzeln sich bis zu den Horsten erstrecken. Am Fuße der Stämme selbst findet man die Knollen niemals. Häufig ist ihre Ansammlung von einem Geflechte weißer Filamente umgeben, über deren Natur und Beziehung zu ihnen man noch nicht im Klaren ist. Bei warmer Herbstwitterung zeigen auch die Trüffelmücken das Lager an. Sie sind klein, von blauer Farbe und gehören zur Familie der Muscíden, Art Anthomyia; sie tanzen in Schwärmen im Sonnenlichte oberhalb der Fundstelle der Knollen, zu welchen sie hinabsteigen, um ihre Eier darin abzulegen, aus welchen sich kleine weiße Larven entwickeln. Nicht selten ist deren Zahl so groß, daß die Trüffeln dadurch völlig verdorben werden. Zur Reifezeit der letzteren sind

Digitized by Google

aber die Mücken schon seltener geworden, weshalb der Trüffeljäger, der sich nicht auf den Instinct seines Galopin allein verlassen will, schon im Sommer die Plätze durch geheime Merkmale bezeichnet, wo er ihre Schwärme stetig gaukeln sieht. Auf fremdem Terrain üben die Trüffeljäger ihre Kunst aus entweder gegen bezahlte Licenz oder gegen Naturalabgabe der Hälfte der Jagdbeute.

Zahllos sind aber ihre Listen, um diese Halbscheid so viel als möglich in ihrem eigenen Interesse zu verringern, was ihnen meistens auch trefflich gelingt. Natürlich giebt es unter ihnen ebensoviele, und weit mehr »Braconniers«, als ehrliche Jäger; sie benutzen im Nachsommer, sobald die kostbaren Knollen ihr Aroma zu entwickeln beginnen, sogar die mondhellen Nächte, um mit Hilfe ihrer Thiere die Nester aufzusuchen, deren Stelle sie so zu markiren wissen, daß Niemand anders als sie selber das Zeichen zu erkennen vermag. Selbst wenn der Eigenthümer des Grundes und Bodens mitzieht auf die Jagd, weiß ihn der Trüffeljäger so zu täuschen, daß der größte Theil der Ernte ihm verbleibt. Ein gewöhnliches Kunststück ist, daß er seinem Schwein, während er es zu liebkosen scheint, Trüffelstückchen in die Nasenlöcher prakticirt, so daß es nunmehr überall Witterung zu haben scheint und an Plätzen wühlt, welche vollkommen öde sind. Dann wird die Schuld auf den Wind, auf die Erde, auf alles Mögliche geschoben, aber die List ist gelungen, der Eigenthümer ist getäuscht, glaubt seinen Trüffelplatz unfruchtbar, während der Jäger in die Faust lacht, wenn er bei nächster gelegener Zeit die vorher bezeichneten Nester aushebt.

Am besten gedeihen die Trüffeln in einem mäßig feuchten, nicht zu sehr beschatteten, lockeren Humusboden mit Gehalt an Eisenoxyd und Kalk. In jungen, lichten Eichenbeständen von acht bis zehn Jahren Alter scheinen sie sich am liebsten anzusiedeln. Es wird behauptet, daß der Gerbstoff der abgefallenen Eichenblätter zu ihrer gesunden Entwicklung nothwendig sei. Indessen wachsen sie auch ausnahmsweise unter anderen Bäumen, wie Rothbuchen, Hainbuchen, Speisekastanien, Pappeln, Weiden, Nadelhölzern; unter Wachholdersträuchern sollen sie sogar ein besonders pikantes Aroma erlangen. In Frankreich werden vielerorts kalkhaltige sterile Flächen mit Eichen aufgeforstet, nur zu dem Zwecke, um daraus Trüffelplätze zu bilden. Es werden dabei die jungen Eichen ganz licht gestellt, so daß zwischen denselben ein Abstand von mehrern Metern bleibt; wo es das Erdreich zuläßt, wird es in den ersten Jahren noch zu verschiedenartigen Zwischenculturen benutzt. Auf diese Weise werden Areale vom geringsten Bodenwerth oft binnen wenigen Jahren zu einem hohen Ertrage gebracht. Da eine übermäßige Trockenheit über Sommer die Trüffelernte beeinträchtigt, so ist es gerathen, das Terrain von Zeit zu Zeit zu bewässern oder zu begießen. Je mehr Gallen auf den Blättern des Eichbaumes sich zeigen, umsoweniger Trüffeln finden sich im Boden, was aus der Ueberhandnahme der Insecten erklärt wird, welche die Knollen anbohren und zerstören. Je mehr die Bäume heranwachsen, um so weiter entfernt sich die Trüffel von den Stämmen,

Digitized by Google

gleichsam als ob sie sich nur an den äußersten Wurzelspitzen wohl befinde. Auch das in Frankreich neuerdings sehr in Aufnahme gekommene Aufästen (Beschneiden, Elagage) der Bäume soll von Einfluß auf die Bildung der Knollen sein.

Der hohe Preis der Trüffeln, ihre schwierige Aufsuchung und deren häufig precärer Erfolg hat schon frühzeitig zum Versuche ihrer Cultur geführt. Derselbe ist in Frankreich in vielen Parks, namentlich aber im Elsaß, mit Glück durchgeführt worden, so daß gegenwärtig zahlreiche künstliche Trüffelplätze bestehen, welche einen bedeutenden Ertrag abwerfen. Ueber die Art und Weise der Fortpflanzung der Trüffeln ist Zuverlässiges noch nicht bekannt. Man weiß, daß ihre blasigen Sporenschläuche, die an den Zweigenden des Fasergeflechts im Innern des Fleisches hängen, zur Zeit der Reife stark anschwellen und die Sporen ausstoßen; dagegen ist es noch nicht ausgemacht, wie dieselben aus der Erde hervor an die Luft gelangen und sich an anderen Stellen niederlassen. Nach der Ansicht von Duclaud sind es Insecten, vielleicht die Trüffelmücken, welche als Medien diese Wanderungen vermitteln.

Durch warme Regen, namentlich nach andauernden Gewittern, entsteht im Laufe des Sommers häufig eine frühzeitige Zersetzung der Knollen in den Trüffelhorsten; die sich dabei entwickelnden penetranten Gase locken die Insecten an, welche von dem Detritus ihre Nahrung nehmen. Daß sie dabei zahlreiche Sporen an ihrem Körper enttragen und so die Keime einer neuen Brut verpflanzen, ist um so wahrscheinlicher, als auf die gleiche Weise bekanntlich die Befruchtung der Blüthen vieler Pflanzen durch Käfer, Bienen, Hummeln, Fliegen u. s. w. bewerkstelligt wird. Uebrigens ist es eine Thatsache, daß auch die junge Trüffelbrut, erbsengroße Knöllchen, zur Vermehrung geeignet ist, indem es genügt, mehrere davon in die Erde einzubetten, um, unter günstigen Verhältnissen, eine viel beträchtlichere Zahl von Knollen zu erhalten, als man gelegt hat.

Auf das letztere Verfahren gründet sich das System der künstlichen Trüffelzucht, wie dasselbe unter Anderm im Elsaß durchgeführt wird. Gewöhnlich wählt man zu Trüffelplantagen mäßig beschattete Plätze im Walde, Park oder Garten in der Nähe geeigneter Bäume und womöglich fließenden Wassers, das nach Bedarf durch Ueberrieselung oder Infiltration den Boden befeuchten kann. Hier eröffnet man eine drei Fuß tiefe Grube von sechs Fuß Länge und vier Fuß Breite; ist der Untergrund allzu durchlassend, so beschlägt man ihn zuerst mit einer Lehmschicht, damit die Feuchtigkeit sich nicht allzu rasch verliere; die Wände besetzt man mit Kalk- oder Schieferplatten zum Abhalten der Mäuse, Werren, Engerlinge u. s. w., füllt Kalkmergel oder auch alten Bauschutt ein, und darauf ein Gemisch von gewöhnlicher lockerer Walderde mit Zusatz von Eichenlaubstreu, verrottetem Pferdedünger und Hammerschlag oder feinen Eisenfeilspänen.

Die Trüffelbrut pflanzt man in acht Zoll Tiefe ein; gewöhnlich nimmt man ausgewachsene Knollen dazu, welche in etwa zwölf Zoll Abstand

Digitized by Google

von einander gelegt werden, während unreife Brutknöllchen dicht aneinanderliegen müssen, wenn sie sich genügend reproduciren sollen. Die ganz junge, erbsengroße Brut wird in die halbvollendete Grube breitwürfig möglichst dicht ausgesäet, worauf Erde darüber gesiebt wird. Das ganze Beet bedeckt man mit Eichenlaub und darüber mit einigen Aesten und Zweigen. Bei anhaltend trockenem Wetter muß dasselbe bewässert oder fleißig begossen werden, wenn nicht etwa die Feuchtigkeit der Bodenlage hinreicht; vor einem Uebermaß daran muß man sich sorgfältig hüten, namentlich darf das Wasser niemals stagniren, sondern muß gehörigen Abfluß haben. Erst im zweiten Jahre haben sich unter sonst entsprechenden Verhältnissen die Trüffeln so vermehrt, daß man eine Ernte davon nehmen kann, im ersten erreichen nur einzelne Knollen Walnußgröße.

Je nachdem man junge Brut oder reife Knollen als Saatgut wählt, kann die Anlage der Trüffelbeete im Frühjahre oder im Herbste geschehen. Es ist noch nicht ausgemacht, welche Methode die sicherste ist; die Meisten halten die erstere dafür.

Wie schon erwähnt, gedeiht die Trüffel an geschützten Stellen, wo der Frost nicht bis zu ihr hinabdringen kann, überall, wo der Weinstock noch fortkommt, also in einem größern Theile von Deutschland; es wird keineswegs schwierig sein, die künstlichen Trüffelbeete vermittelst einer Schutzdecke gut zu überwintern. Bei dem Ausnehmen, welches, je nach Lage und Art, von Mitte September an erfolgt, hat man blos Sorge zu tragen, daß alle kleineren, nicht marktfähigen Knollen zurückbleiben, um die Reproduction zu sichern. Eine Düngung der Trüffelbeete hält man nicht für geboten, die Bewässerung im Sommer, eine Ueberdeckung mit Pferdemist im Winter genügen vollständig zur Erhaltung der Fruchtbarkeit. Eine Trüffelplantage ist, sobald sie einmal in Zug gekommen, eine höchst lucrative Anstalt.

Im Elsaß rechnet man von einem zweijährigen Beete obiger Größe (24 Quadratfuß) einen Ertrag von 36 Kilogramm Trüffeln, welche zu 10 Francs das Kilo verkauft werden, aber schon in zweiter Hand mindestens das Doppelte kosten; durchschnittlich haben die reifen Knollen ein Gewicht von 20—30 Gramm. Es kann daher kaum eine einträglichere Anlage auf geeigneten Stellen geben, als diejenige von Trüffelbeeten; die Kosten derselben wie der Unterhaltung sind äußerst gering, ebenso ist wenig Mühe damit verbunden. Junge Trüffelbrut ist fast von allen französischen Handelsgärtnern ziemlich billig zu beziehen. Die Einführung der Trüffelcultur in Deutschland würde eine überaus lohnende Aufgabe sein. Es dürften sich übrigens auch Versuche empfehlen, die Trüffel in den Wäldern zu acclimatisiren, was gleichfalls wenig Schwierigkeiten haben kann.

In Frankreich nimmt der Trüffelbau von Jahr zu Jahr größere Dimensionen an und wird von einzelnen intelligenten Cultivateurs, unter welchen Ravel in Montagnac, Departement des Basses-Alpes, sich einen Namen gemacht hat, mit vielem Erfolge betrieben. Indessen können seine

Digitized by Google

Erzeugnisse sich der Quantität nach beiweitem noch nicht mit der Ausbeute der wilden Trüffeljagd messen, deren Product überdies in Qualität, namentlich im Aroma, dem der künstlichen Zucht voranstehen soll.

Nach den Ausweisen der Handelskammern bringt Frankreich jährlich 1,588.000 Kilogramm Trüffeln im Werthe von 15,881.000 Francs in den Handel, doch ist dieser nachweisbare Betrag jedenfalls nur ein Minimum, da er nur auf den Angaben der größern Handelshäuser basirt und mit den Nachweisen der Gewinnung in den einzelnen Departements nicht stimmt. Viele davon im mittleren und südlichen Frankreich liefern jährlich gegen 100.000, das Departement Basses-Alpes 150.000 Kilo. Der kleine Ort Montagnac im letzteren, auf einem Plateau der Seealpen gelegen, lebt fast ausschließlich von der Trüffeljagd. Bei einer Einwohnerzahl von 600 Seelen sind 60—70 Personen allein damit beschäftigt und wird das Jahresverdienst auf 1200—1500 Francs per Mann angeschlagen. Das Jahr 1868 ist das beste Trüffeljahr des Jahrhunderts gewesen; da seither die wilde Production nachgelassen hat, verbreitete sich die Cultur um so rascher. Die Ausfuhr an Trüffeln betrug in Frankreich 1865: 104.000; 1866: 120.000; 1867: 145.000 und 1870: 172.000 Kilo, welche der Mehrzahl nach für England, Rußland und Amerika bestimmt waren. Deutschland bezieht jährlich nur 52.000 Pfund. Der immer zunehmende Export datirt seit dem Jahre 1870. Das größte Handelshaus in diesem Artikel ist die Firma Bousseau in Carpentras, sie setzte im Jahre 1832 nur 10.000 Kilo, 1866: 109.000 und 1870: 122.000 Kilo ab.

Ueber die Production und den Handel Italiens, sowie anderer Länder in diesem Artikel mangeln die Nachweise, doch ist bekannt, daß insbesondere Piemont ein nicht unbeträchtliches Quantum jährlich ausführt. Jedenfalls wirft auf die fast unerschöpflichen Hilfsquellen Frankreichs, gewiß eines der reichsten Länder der Erde, das Factum ein Licht, daß es aus einem scheinbar so unbedeutenden, der Cultur größtentheils entzogenen Gegenstande, wie dies ein wildwachsender, unterirdischer Fleischpilz ist, eine jährliche Einnahme bezieht, die man rein ganz gut auf 20 Millionen Francs veranschlagen kann, da die Kosten der Gewinnung jedenfalls compensirt werden durch den Absatz im Inlande selbst, der größer ist als irgend anderswo.

Die Trüffeln kommen zum großen Theile roh und frisch in den Handel, namentlich die französischen, während man sie in Italien für den Export in Scheiben schneidet und diese, auf Fäden gereiht, an der Luft trocknet; sie verlieren hierbei aber nicht allein viel von ihrem Arom, sondern werden auch häufig durch andere, sogar schädliche Pilze verfälscht, weshalb vor derartiger Waare gewarnt werden muß. Außerdem werden sie auch versendet als Conserven in Blechbüchsen, in Wein, in Essig und in Oel. Im frischen Zustande werden sie gewöhnlich mittelst feinen Sandes so verpackt, daß eine Knolle die andere nicht berühren kann. Die Händler pflegen alle Vertiefungen in der Schale der Trüffel mit fest eingedrückter Lehmerde auszufüllen, indem sie versichern, daß dies zur Conservation wesentlich beitrage; zugleich aber,

Digitized by Google

und das ist wohl der Hauptzweck, vermehrt dies Verfahren das Gewicht, und der Käufer bezahlt Schmutz für echtes Trüffelfleisch.

Die Aufbewahrung der reifen Knollen ist eine schwierige, sie leiden bei nicht sorgfältiger Verpackung durch den Druck und die Zersetzung geht ziemlich rasch vor sich. In trockener kühler Luft, auf Sand gelegt, zwischen Hirsekörnern und ähnlichen Isolatoren, halten sie sich mehrere Wochen frisch, am längsten aber unter Oel, das jedoch von der feinsten Speisequalität sein muß, damit es den Trüffeln keinen Angeschmack giebt. Vor Frost müssen sie sorgfältig gehütet werden.

Häufig kommt man in die Lage, Trüffeln, welche vor der vollkommenen Reife geerntet wurden, nachreifen lassen zu müssen, alsdann errichtet man an einem trockenen, kühlen Orte, etwa im Keller oder frostfreien Magazin, einen Trüffelplatz, am besten mit der nämlichen Erde, in welcher die Knollen gewachsen sind, oder auch mit einer andern gesunden, möglichst leichten und ziemlich trockenen Erde. Sie wird fest zusammengetreten, um ihr genügende Consistenz zu geben. Dann werden die Trüffeln in einer einzigen Schicht darauf niedergelegt und sodann drei bis vier Centimeter hoch mit der gleichen Erde bedeckt. Diese wird kräftig festgeschlagen und von Zeit zu Zeit nachgesehen. Entwickelt sich nach einigen Tagen ein frappanter Fäulnißgeruch, so muß das Bett aufgedeckt und jede angegangene Knolle, sowie die sie umgebende Erde sorgfältig entfernt werden. In dieser Weise ist es möglich, die Trüffeln lange Zeit hindurch völlig frisch und gut aufzubewahren. Ohne Bedeckung an der Luft verlieren sie nach und nach ihr charakteristisches Aroma. Vor Mäusen und Ratten, die ihnen gierig nachstellen, müssen sie in den Aufbewahrungslagern wohl verwahrt werden, auch viele Käfer, Schaben, Asseln u. s. w. nagen sie an und verursachen dadurch beginnende Fäulniß.

»Die Trüffeln sind Gottheiten unserer Zeit,« schrieb Brillat-Savarin im Jahre 1825, »und ihre Anbetung macht uns vielleicht nicht einmal große Ehre.« In der That waren sie seit 1770, wo sie zum erstenmal in den größern Verkehr traten, dermaßen im Ansehen gestiegen, daß sie unter der Restauration als das unerläßlichste Merkmal einer feinen Küche galten und fast mit Gold aufgewogen wurden. »Noch im Jahre 1780,« erzählt der berühmte Verfasser der »Physiologie du goût«, »waren die Trüffeln, obgleich im Süden längst anerkannt, etwas sehr Seltenes in Paris, man fand sie nur, und zwar in ganz kleinen Quantitäten, in den beiden Hôtels des Americans und de Provence; ein getrüffelter Truthahn war ein Luxusgegenstand, den man nur auf den Tafeln der höchsten Herrschaften oder der filles entretenues fand. Die Delicatessenhändler bemächtigten sich jedoch bald dieses lohnenden Gegenstandes, den sie aus allen Theilen des Landes zu beziehen suchten; es gab damals besondere »Trüffelcouriere«, welche mit unterlegten Pferden reisten, um zu dem bestimmten Tage eines Gastmahls wenige Pfunde Trüffeln aus großen Entfernungen herbeizuholen. Im Zeitpunkt, wo ich dies schreibe (1825), steht die Trüffel im Glanzpunkte ihres

Digitized by Google

Ruhmes. Man darf nicht wagen, von einem Diner oder Souper nur zu sprechen, wobei nicht wenigstens eine getrüffelte Pièce vertreten gewesen wäre. Wie trefflich an und für sich auch eine Entrée sein mag, sie präsentirt sich doch nur ärmlich, wenn nicht Trüffeln dabei sind. Wem ist noch nicht das Wasser im Munde zusammengelaufen, wenn er von Truffes à la provençale sprechen hörte? Ein Sauté von Trüffeln ist ein Gericht, dessen Honneurs zu machen die Frau des Hauses sich nicht nehmen läßt; mit Einem Worte, die Trüffel ist der Diamant der Küche!« Uebrigens gesteht trotz seines Enthusiasmus für sie der erfahrene Philosoph des Geschmacks, daß der hohe Preis der Trüffeln wohl dazu beitragen könne, sie so sehr geschätzt zu machen; er erzählt dabei die Anekdote von der großen Dame, welche auf die Nachricht hin, daß man die prächtigsten Spitzen mit dem Webstuhle zu fertigen erfunden habe, ausrief: »Aber mein Gott, wer wird sich dann noch mit Spitzen behängen, sobald sie billig sind?«

Man verspeist die Trüffel frisch, in Wasser, Bouillon oder Wein gesotten, außerdem in verschiedenartiger Zubereitung. Zu den in beiden ersteren Flüssigkeiten gedämpften Knollen servirt man öfters frische Butter, wie zu Kartoffeln; der echte Gourmand betrachtet dies aber als eine Degradation.

Welche Weine man zum Kochen verwenden soll, darüber sind die Gelehrten nicht einig; die einen geben dem Champagner oder Madeira, die andern dem Xeres oder dem Collioure (französischer Wein des Roussillon, Departement Pyrénées Orientales) den Vorzug; Savarin räth sie hintereinander dreimal, zuerst in Xeres, dann in Madeira, zuletzt in Collioure zu sieden, um den höchsten, pikantesten Wohlgeschmack zu erzielen. In Italien werden sie auch in Olivenöl abgesotten verzehrt.

Die durch ihr Knoblauch-Arom ausgezeichneten piemontesischen Trüffeln werden, fein geschält und geschnitten, gern als Salat verspeist; das Recept dazu hat Rossini erfunden, der bekanntlich ein ebenso großer Gourmand als Componist war; an der Tafel des Baron Rothschild in Paris durften niemals die »Truffes de Piémont à la Rossini« fehlen. Am meisten werden die Trüffeln verwendet als Zuthat zu Farcen, Saucen, auch einigen Suppen. Die Gänseleberpasteten von Lyon und Straßburg sind ohne sie gar nicht denkbar, ebenso werden sie den feinern Wurstsorten, Sulzen u. s. w. in größerer oder geringerer Zerkleinerung und Menge beigegeben. Berühmt sind die getrüffelten Truthühner, welche insbesondere aus Lyon bezogen und mit 100 bis 400 Francs das Stück bezahlt werden. Zu Brillat-Savarin's Zeit waren sie noch zu 20 Francs zu haben und er behauptete, daß Paris um die Weihnachtszeit davon allein 36.000 Stück verbrauche. Trotz des erhöhten Preises ist die Consumtion, an der sich übrigens auch das Ausland stark betheiligt, seither auf das Doppelte gestiegen. Die Lyoner Neujahrstruthühner sind oft auf das kostbarste und abenteuerlichste aufgeputzt, um als Geschenke zu paradiren; sie rechtfertigen dann sehr den komischen Reim von J. H. Voß:

Digitized by Google

„Romantisch siehst du aus, o Puter,
Doch schmeckst du classisch, Seelenguter!“

Außerdem sind die getrüffelten Fasanen, Poularden und Schnepfen bedeutende Specialitäten der höheren Küche; auch Wachteln, Ortolane, Rebhühner erhalten die kostbare Würze. Der Marquis de Cussy hielt für seine größte That die Erfindung der nach ihm benannten Zubereitung der »Poularde aux truffes«, wobei eine gemästete Poularde von Mans, auch ein Coq vièrge von Houdan oder La Flèche, geschlachtet, ausgenommen, und die Bauchhöhle des noch warmen, ungerupften Vogels mit gedämpften, gut gewürzten Trüffeln angefüllt, darauf geschlossen und die Pièce an einem frischen Orte aufgehängt wird, um am nächsten Tage gerupft und gesengt, zugleich aber mit neuen Trüffeln gefüllt zu werden. Das soll dann die Krone aller Geflügelbraten abgeben; in der That kann man das Raffinement und die Verschwendung in der Kochkunst kaum höher treiben. Auch in Ragouts, in Pasteten u. s. w. finden die Trüffeln vielfältige Verwendung. Eines der kostbarsten aus ihnen bereiteten Gerichte ist der »Pudding aux truffes«, dessen Recept man in der »Physiologie du goût« findet. Zuweilen werden Trüffeln in Milch eingeweicht, um höheren Kochzwecken zu dienen; diese gerinnt dann leicht und nimmt den Geschmack der Pilze an, worauf sie zu »Trüffelkäse« verarbeitet wird. Die in den Handel gebrachten getrockneten Trüffelscheiben, welche ihres billigern Preises halber namentlich von der Hôtelküche gern verwendet werden, haben den größten Theil ihres Aromas verloren und vermögen keinen Begriff von dem Wohlgeschmack der Trüffeln zu geben. Ebenso ersetzen die besten Conserven nicht die ganz eigenthümlichen Reize der frischen Pilzknollen. Uebrigens kann man mit ihrer Würze auch leicht des Guten zu viel thun, und es ist bekanntlich eine der ersten Regeln der höhern Kochkunst, eine Zuthat, sei sie auch noch so edel, nur dort zu verwenden, wo sie hingehört. So hält Savarin dafür, daß das allgemein übliche Trüffeln der Fasanen nicht an seinem Platze sei; der Vogel sei an und für sich zu trocken, um die Knolle mit Fett zu durchdringen, und das Fumet des einen mit dem Parfüm des andern neutralisirten sich in der Vereinigung oder stimmten wenigstens nicht zusammen. Welche tiefe Studien, welche wissenschaftliche Kenntnisse und Erwägungen erfordert die Disciplin der Gastrosophie!

Es darf nicht wundern, wenn ein so hoch im Verkaufswerthe stehendes Product auf alle mögliche Weise zu verfälschen gesucht wird. Am leichtesten ist dies thunlich bei den in den Handel kommenden getrockneten Trüffelscheiben, die mit verschiedenen Wurzeln, am häufigsten aber mit dem unreifen Kugelbuffpilz, Lycoperdon bovista, verfälscht werden. Unter frische und conservirte Trüffeln mischen gewissenlose Händler den Feldstreuling, Scleroderma vulgaris, auch falsche Trüffel genannt, einen Pilz, welchen Lenz als zu den gesundheitsschädlichen gehörig bezeichnet. Er unterscheidet sich von der echten Trüffel leicht durch die feste, weiße, lederartige Schale, welche jedoch mit schwarzer Erde und Kohlenstaub leicht zu färben ist; sein Fleisch ist gleich-

Digitized by Google

förmig schwärzlich, nicht marmorirt, die Gestalt und Größe der Knollen entspricht denen der erstern; die Samen oder Sporen der wilden Trüffel sind einfach rundliche Körnchen, die frei und locker, nicht in Schläuchen, zwischen dem Fleischgeflechte des Pilzes eingebettet liegen. Göppert, welcher vor der durch diese Verfälschung nahe gerückten Gefahr warnt, sagt mit Bezug darauf: »Wenn man nicht öfter, als bisher, nachtheilige Wirkungen von dem Genusse dieses Pilzes verspürte, so ist dies wohl nur der geringen genossenen Menge zuzuschreiben, da Trüffeln eben nicht, wie andere Pilze, als einziges Gericht verspeist zu werden pflegen. (?) Wer aber vermag die Grenze bis zum Eintritte der Vergiftung abzumessen? Und Pilzvergiftungen sind immer bedenklich. Bei ihrer Behandlung fällt dem Arzte eine überaus schwierige Aufgabe zu, da ihre Symptome erst längere Zeit nach dem Genusse eintreten und die Wahl der Heilmethode dann bei völligem Mangel an specifischen, das Pilzgift neutralisirenden Mitteln besonderen Schwierigkeiten unterliegt. Brech- und Abführmittel sind entsprechend zu verwenden, desgleichen ist an Tannin und an den schon von Plinius empfohlenen Essig zu denken.« Gerade in Deutschland, wo der Feldstreuling häufig gefunden wird und als wirkliche Trüffel zur Verwendung gelangt, ist besonders Bedacht auf diese Warnung zu nehmen.

Die echte Trüffel ist bisher diesseit des Rheins nirgends aufgefunden worden, obgleich unter deren Fundstellen Böhmen, Württemberg, Baden, Tirol Steiermark und Ungarn nicht selten aufgezählt werden. Wahrscheinlich wird sie öfters verwechselt mit einem andern genießbaren Fleischpilz, welcher unter dem Namen »weiße Trüffel« vielfach vorkommt. Seine botanische Bezeichnung ist Rhizopogon albus, weißer Wurzelbart, wegen des häufigen Vorkommens auf Wurzeln. Am meisten verbreitet finden sich diese Pilze in Oberschlesien, in der Umgegend von Gleiwitz, Rybnik und Ratibor. Sie haben Größe, Aussehen und Farbe der Kartoffeln, sind aber unregelmäßiger gebildet. Professor Dr. Göppert in Breslau schildert sie als von außen nach innen von gleichförmig weißer, zarter Structur, durchzogen von gelblichen, netzförmigen, den Windungen des Gehirns vergleichbaren Adern, in welchen sich in Schläuchen die höchst zierlich gestalteten, freilich erst bei starker Vergrößerung erkennbaren Samen oder Sporen befinden. Der Geruch ist dem der echten schwarzen Trüffel verwandt, jedoch ungleich schwächer. Diese weiße Trüffel ist außer in Oberschlesien, Böhmen und Oberitalien wenig verbreitet, dort jedoch Gegenstand allgemeiner Benutzung. Als solcher wird sie sehr gerühmt, ja, von Krombholz und Corda, denen Böhmen die Kenntniß seiner reichen Pilzflora verdankt, sogar der echten Trüffel wegen ihres feinern Geschmacks und der entsprechenden Verwendung zu culinarischen Zwecken vorgezogen. Corda bestätigt dies auch durch die Bezeichnung »Tuber Magnatum«, welche er einer etwas abweichenden Form derselben beilegt. (Dies ist ein Irrthum, denn darunter ist die »echte weiße Trüffel« verstanden. S. o.) Da dieser Pilz in Oberschlesien so häufig vorkommt, so verdiente er wohl, Gegenstand des Handels zu werden; es wär aber sehr

Digitized by Google

zu wünschen, daß er nicht etwa als Surrogat der französischen Trüffel, der Trüffel von Périgord, sondern nur mit seinem wahren deutschen Namen, als »weiße oberschlesische Trüffel« dem Verkehr übergeben würde. Sie wird sich gewiß wegen ihrer Vorzüglichkeit bald selbst Bahn brechen und im Stande sein, in Concurrenz mit der so unverhältnißmäßig kostbaren französischen Trüffel zu treten, sowie die obenbesprochene falsche Trüffel zu verdrängen.

Schon Antonius Anthus hat in seinen »Vorlesungen über Eßkunst« gesagt: »Gewöhnlich kann man die ersten Male, wenn man gewisse berühmte Speisen ißt, z. B. Trüffeln, Austern, denselben keinen Geschmack abgewinnen; man entdeckt und unterscheidet erst nach wiederholtem Genusse die eigenthümlichen Qualitäten derselben.« Dies ist ganz richtig und findet insbesondere auf die Trüffeln Anwendung, von welchen viele Menschen nichts wissen wollen, ebenso wie andere sich durch das Aussehen der Austern abgestoßen finden. Die ersteren haben aber gewöhnlich ihre gastronomischen Erfahrungen auf diesem Gebiete an Tafeln gemacht, wo die getrockneten Trüffelscheiben als Luxuszuthaten paradiren, deren schwarze Saft- und Kraftlosigkeit allerdings auch den besten Willen der Anerkennung zurückzuschrecken vermag. Um die frischen Trüffeln vollauf zu würdigen, bedarf es schon eines herangebildeten Gaumens und einer südlichen — um nicht zu sagen »orientalischen« — Zunge; wer Knoblauch und Zwiebeln als Speisewürzen verschmäht, der wird sich auch niemals mit dem haut goût der Trüffel befreunden. Uebrigens kommt es dabei immer noch darauf an, welche Sorte ihm zum erstenmal geboten wird, denn, wie der Franzose zu sagen pflegt: »Il y a truffes et truffes, comme il y a fagots et fagots.«

Die besten Trüffeln kommen aus den Plätzen im Périgord und in der oberen Provence, sie halten sich auch am längsten und bekommen erst im Januar ihr volles Aroma. Ebenso hoch, wenn nicht höher, schätzt man diejenigen von Bugey, sie haben aber leider den Fehler, daß sie nicht haltbar, daher schwer zu transportiren sind. In gleichem Range stehen die piemontesischen echten weißen Trüffeln mit ihrem leisen Knoblauchgeschmack, der aber um so weniger schadet, als er keineswegs, wie der Knoblauch selbst, nachwirkende Aeußerungen im Gefolge hat. In den untersten Rang der Qualität werden gestellt die Trüffeln aus Burgund und der Dauphiné, sie sind hart und mangeln des Aromas (»ils manquent d'avoine«), finden daher in Frankreich keinerlei Absatz, weshalb sie denn vorzugsweise gerade in's Ausland verführt werden. Sobald daher über Geschmack und culinarischen Werth der Trüffeln abgeurtheilt werden soll, ist die Frage der Herkunft immer vorerst zu erledigen, denn es giebt gute und schlechte Trüffeln.

Die chemische Untersuchung der kostbaren Knollen weist einen ungemein reichen Stickstoffgehalt nach, der sie in Bezug auf Nahrungskraft fast allen übrigen Pflanzenerzeugnissen voranstellt. Außerdem ist nachgewiesen,

Digitized by Google

daß sie in der Schale und dem zunächstliegenden Gewebe vielen Gerbstoff, im Fleische aber besonders Phosphorsäure und Eisen enthalten; letzterem werden vorzugsweise die Consistenz und der Wohlgeschmack zugeschrieben. Aus dem Vorhandensein dieser Bestandtheile geht unzweifelhaft hervor, daß die Trüffeln Nahrungsmittel ersten Ranges sind, welches dem Blute die zur Neubildung wesentlichsten Stoffe zuführt. Insbesondere werden sie daher Personen, welche an Blutarmuth leiden, sehr zuträglich sein, und dies erklärt auch, daß Frauen, die mit diesem Uebel vorzugsweise behaftet zu sein pflegen, eine besondere Vorliebe für Trüffeln haben. Den Vorwurf der Unverdaulichkeit, der ihnen öfters gemacht wird, verdienen sie nicht. In der That ist nicht abzusehen, warum sie diesen Fehler haben sollten, da sie eine vollkommen verdauungsgerechte Zusammensetzung besitzen, nicht von allzu festem Gefüge und frei von den schwerer assimilirbaren Kohlenhydraten sind. Brillat-Savarin vertheidigt daher auch mit Feuer ihre Unschuld und führt als Zeugen dafür den Doctor Malouet an, welcher, obgleich er Quantitäten zu sich genommen, die einem Elephanten Bauchgrimmen verursacht haben würden, diese Uebung doch ohne jeglichen Nachtheil bis in's 86. Jahr fortgesetzt habe. Mit Recht weist er dagegen darauf hin, daß raschen Essern, oder solchen, deren Kauwerkzeuge nicht mehr im vollkommenen Zustande sind, häufig unzerkleinerte, größere Trüffelfragmente in die Speiseröhre entschlüpfen, welche dann allerdings üble Wirkungen hervorbringen können, wie sie jedoch auch andere fremde feste Körper im Magen zur Folge haben. Eine vollständige Mastication ist daher bei dem Genuß von Trüffeln immerhin geboten.

Außer dem Wohlgeschmack und der Nahrhaftigkeit schreibt man ihnen übrigens noch eine Eigenschaft zu, welche nicht wenig dazu beigetragen haben soll, sie im vorigen Jahrhundert en vogue zu bringen. Sie sollen nämlich, übereinstimmender Meinung nach, eine aphrodisiakische Wirkung äußern, die vermöge ihrer chemischen Bestandtheile einigermaßen begründet erscheinen mag, obgleich sie keineswegs größer sein kann als diejenige anderer proteïn- und phosphorhaltiger Nahrungsmittel. Der mehr erwähnte Meister der Physiologie des Geschmacks erzählt eine ganz hübsche Geschichte hierüber, die mit der Moral schließt: »La truffe n'est point un aphrodiaque positif, mais elle peut, en certains occasions, rendre les femmes plus tendres et les hommes plus aimables.« Und dies Urtheil, welches im Grunde darauf hinausläuft, daß nach einem succulenten Mahle, wobei die Trüffeln nicht gespart waren, die Sinne etwas erregter zu sein pflegen als nach dürftiger Fastenkost, dürfte wohl das Rechte getroffen haben. Nichtsdestoweniger möge hier zum Schlusse der erste Vers eines Hymnus stehen, welcher in Frankreich Popularität erlangt hat:

Digitized by Google

»Buvons à la truffe noire,
Et ne soyons point ingrats;
Elle assure la victoire,
Dans les plus charmants combats.
Au secours
Des amours,
Du plaisir la providence
Envoya cette substance:
Qu'on en serve tous les jours!«

Gerade dieſe ihr zugeſchriebene Eigenſchaft ſtempelt aber die Trüffel zum veritabeln Luxusgericht.

Digitized by Google

V.

Erinnerungen an Geschiedene.

Digitized by Google

Justus v. Liebig.

Der berühmteste aller Zeitgenossen, der größte Chemiker des Jahrhunderts, der Reformator der Landwirthschaft, Justus v. Liebig, ist am 18. April 1873, siebzig Jahre alt, gestorben. Möge es einem seiner älteren Schüler, der das Glück gehabt hat, ihm unendlich viel zu verdanken und mehr als dreißig Jahre mit ihm in ununterbrochen freundlichem, hoch anregendem Verkehre gestanden ist, vergönnt sein, einen bescheidenen Zweig der Erinnerung auf das Grab des großen Mannes zu legen.

Wenn dermaleinst glückliche Völker zurückblicken werden auf die Geschichte ihrer Entwicklung und sich Rechenschaft geben wollen darüber, daß trotz der gewaltigen Zunahme des Menschengeschlechtes und seiner Bedürfnisse, trotz der Prophezeiungen berufener National-Oekonomen die Productionskraft der alten Mutter Erde nicht abgenommen, sondern im Gegentheile sich gesteigert hat, dann wird ihnen, hell wie ein Stern, der Name entgegenglänzen: Justus v. Liebig! Was er gethan und erreicht, daran vermag die Jetztwelt noch gar nicht den rechten Maßstab zu legen. Aber wenn dereinst der Landmann auf einem Felde, welches früher kaum dem nagenden Hunger wehrte, reichlich erntet für sich und Andere; wenn eine Mutter ihr Kind an die versiegte Brust drücken kann, ohne dabei zu empfinden, daß es dazu geboren ist, an Entkräftung hinzusterben; wenn der Soldat Strapazen muthig und freudig erträgt, Verwundungen und Krankheiten seltener erliegt, als ehedem; wenn naturgemäße Ernährung ein gekräftigteres Geschlecht erzeugt und die durchschnittliche Lebensdauer verlängert haben wird; wenn die Geisel der Seuchen sich nicht mehr verheerend über den volkreichen Städten schwingt und der »Tod in der Luft« besiegt ist durch die Flamme der Vernunft — so hat die kommende Generation dies Alles Justus v. Liebig zu verdanken. Was die Wissenschaft, die Naturforschung ihm schuldet, das ist fast unaufzählbar; aber ebenso groß und noch weit wirkungsreicher sind seine Erfolge auf dem praktischen Gebiete des Lebens gewesen. Er hat dem deutschen Ruhme neue Bahn über die ganze Welt gebrochen, und kein anderer Name ist auf dem Erdball so bekannt geworden, wie Justus v. Liebig! Was er geleistet, das ringt sich aus der Gährung der Zeit zu immer hellerem Lichte empor. Und wäre er nur ein Ferment dieser Gährung gewesen, sein Verdienst bliebe unvergänglich. Allein

Digitized by Google

er war mehr, er zersetzte nicht blos, er gestaltete auch neu; er warf nicht blos die Fackel der Wissenschaft in das hergebrachte Geniſt des Schlendrians, sondern er ließ auch aus der Asche eine segensreiche Ernte erstehen. Ein besser angewendetes Leben als das seinige hat es wohl kaum jemals gegeben, er gehörte unter die wenigen Bevorzugten des Menschengeschlechtes, deren Spuren der Lauf der Jahrhunderte niemals verlöschen kann.

Der große Reformator der organischen Chemie und der Bodencultur ist am 12. (nach Anderen am 8.) Mai 1803 zu Darmstadt geboren in einem ärmlichen Häuschen der Altstadt. Sein Großvater entstammt dem Bauernstande des Odenwalds (die Liebig zuweilen vindicirte orientalische Abkunft ist irrig); sein Vater war ein Kleinkrämer, der sich jedoch durch seltenes Geschick in der Fabrikation von Farben und Firnissen rasch zu Wohlhabenheit und großem Geschäftsumfang emporarbeitete. Er galt für eine Art Hexenmeister, besonders, als er versuchsweise seinen Laden mit Gas beleuchtete, lange bevor man an die allgemeine Einführung dieser Methode nur dachte. Dieser Laden war wenige Jahre nach der Geburt Justus' in die »Ochsengasse«, die damalige Hauptverkehrsader der Residenz Darmstadt, verlegt worden, in der auch mein eigenes Geburtshaus sich befand, von jenem getrennt durch den ansehnlichen Gasthof »zum rothen Ochsen«, was Liebig öftere Veranlassung zu Scherzreden mir gegenüber gab. Unstreitig erweckten die Experimente des Vaters die Lust zur Scheidekunst im Sohne, welcher er denn auch sich schon im frühesten Knabenalter mit Leidenschaft hingab; der Schauplatz seiner Thätigkeit war die väterliche Farbenküche an der Kuhschwanzwiese (classische Bezeichnungen, die der guten alten Zeit!) östlich vor der Stadt; ich habe vor mehreren Jahren dieses erste »Liebig'sche Laboratorium« aufgesucht, aber leider gefunden, daß es der steten Vergrößerung der hessischen Residenz zu weichen im Begriffe stand. Zur Pharmacie bestimmt — Chemiker gab es damals noch nicht — besuchte Justus v. Liebig das Gymnasium und trat im Jahre 1818 als Lehrling in die Apotheke zu Heppenheim an der Bergstraße. Allein schon nach dreiviertel Jahren schied er wieder daraus, wie man erzählt, mit einem Knalleffect, da der Lehrherr das ewige Experimentiren nicht dulden wollte.

Justus kehrte zu seinem Vater zurück mit der bestimmten Erklärung, er beabsichtige von nun an, sich nur der Wissenschaft zu widmen, und dieser war einsichtig genug, das Streben des Sohnes anzuerkennen. Letzterer bezog, nach genügender Vorbereitung, zuerst die Universität Bonn, dann diejenige zu Erlangen, woselbst er ungemein fleißig studirte und in höchst anregenden Kreisen verkehrte. Besonders innige Freundschaft schloß er mit dem Grafen Platen, der ihm eines seiner schönsten Sonette widmete und bis zu seinem Ende mit ihm einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Nachdem er promovirt, verließ Liebig Erlangen im Jahre 1822, um sich, mit Unterstützung des Großherzogs Ludwig I. von Hessen, zu weiterem Studium nach Paris zu wenden. Hier erwarb er sich bald die Anerkennung Thenard's und Gay-Lussac's, namentlich aber diejenige Alexander v. Humboldt's, der

Digitized by Google

ihm mit seiner ganzen gewinnenden Freundlichkeit nahe trat, als er am 28. Juli 1823 seine erste Arbeit, eine analytische Untersuchung über Howard's fulminirende Silber- und Quecksilber-Verbindungen, in der Akademie der Wissenschaften zum Vortrag gebracht hatte. »Diese Unterhaltung,« sagt Liebig in der Widmung seines berühmtesten Werkes an Humboldt, »ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen; ich hatte den für meinen wissenschaftlichen Zweck mächtigsten und liebevollsten Freund gewonnen. Von diesem Tage an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet. Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zusammenfluß so vieler Menschen aus allen Theilen der Erde das größte Hinderniß ist, welches einer näheren persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele Andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen; diese Gefahr war völlig abgewendet.«

Dem werkthätigen Einflusse Humboldt's gelang es auch, die Berufung Liebig's als außerordentlicher Professor der Chemie an die Universität Gießen im Jahre 1824 durchzusetzen. Er war — noch nicht einundzwanzig Jahre alt — damals der an Jahren jüngste Professor aller europäischen Hochschulen; schon nach zwei Jahren rückte er zum Ordinarius vor. Von nun an wurde die kleine Universität zu einem Mittelpunkt der chemisch-wissenschaftlichen Thätigkeit, wie er vordem nicht bestanden. Mit nimmermüder Arbeitskraft drang Liebig auf seinem Gebiete vor, Jahr auf Jahr folgten die wichtigsten Entdeckungen und Untersuchungen, welche nicht allein der Wissenschaft, sondern auch der Industrie zugute kamen; neben ihnen her lief die Erfindung der trefflichsten chemischen Apparate, wie denn überhaupt die Experimentirkunst Keinem so viel verdankt als ihm. Der greise Faraday, bis dahin der erste Meister in diesem Zweige des Faches, hat es seinerzeit selber ausgesprochen: »Bei Liebig müssen wir Alle wieder in die Schule gehen!« Im Jahre 1839 ward nach seinen Plänen ein neues Laboratorium — auf dem Seltersberge — gebaut, welches zu jener Zeit als das best-eingerichtete der Welt galt und allen später errichteten als Vorbild gedient hat. Der Zusammenfluß von Wissensdurstigen, welche aus dem frischen Born die neue Lehre zu schöpfen kamen, war unerhört in den Annalen der kleinen Stadt. Niemals vorher und nachher hat ein Lehrer solch' eine glänzende und zahlreiche Gemeinde um sich versammelt wie damals Liebig. Aus allen Theilen der Welt kamen die Jünger herzugeströmt, um des Meisters Worten zu lauschen, unter ihnen zahlreiche Männer in schon vorgeschrittenem Lebensalter, Professoren und Doctoren, Fabrikanten und Landwirthe. Ich selber habe unter deren Zahl gehört und von 1840 bis 1843 zu des Meisters Füßen gesessen. Im Laboratorium fanden sich alle Notabilitäten vertreten und Namen, welche schon Klang in der Wissenschaft besaßen oder ihn doch bald erlangten. Ich erinnere mich aus meiner Zeit derjenigen von Redtenbacher, Fresenius, Muspratt, Strecker, Kopp, Dollfuß,

Digitized by Google

Regnier, Will, Gerhard, Stammer, Knapp — und leicht ließe sich das Verzeichniß verhundertfachen, wenn man den Quellen nachgehen wollte. Denn wer Chemie studirte, der erachtete es für unerläßlich, bei Liebig wenigstens einen Curs zu hören.

Unauslöschlich steht mir vor Augen die hohe, schlanke Gestalt des Meisters in seiner vollen Manneskraft, mit dem offenen scharfen Denkergesicht, wie es das unvergleichliche Porträt von Trautschold so sprechend wiedergiebt; kurz und elegant in seinen Bewegungen, von selbstbewußter, straffer Haltung, niemals negligirt im Aeußeren, war Liebig immer und überall, selbst auf dem Katheder, ein Gentleman im vollsten Wortsinn. Besonders merkwürdig war der Blick seines dunklen Auges — das linke war auffallend starr, man sagte in Folge einer Explosion — er fesselte, er fascinirte förmlich damit und verstand wie Wenige die Kunst, in der Seele des Anderen zu lesen. Weit entfernt von der trivialen Bonhommie, womit sonst beliebte Lehrer ihre Schüler zu gewinnen versuchen, war Liebig gegen die Seinigen immer liebevoll, aber durchaus ernst und gemessen, nie mehr sagend als das Nothwendige, dies jedoch bestimmt und sicher, immer auf den Kern zielend, stets den Nagel auf den Kopf treffend. Jede Idee, welche ihm der Entwicklung werth schien, nahm er mit Freude und Eifer auf, aber niemals vergaß er deren Urheber, oder schmückte sich gar mit fremden Federn, wie namentlich manche Professoren der Chemie nur gar zu gern zu thun pflegen. Gewissenhaft brachte er die Arbeiten seiner Schüler zur Geltung — die durch ihn und Wöhler geleiteten berühmten Annalen geben Zeugniß genug dafür — deshalb aber liebten und verehrten ihn Alle wie einen Halbgott.

Er war ein echter Priester der Wahrheit, nichts Falsches an und in ihm, in ihrem Dienste unerbittlich gegen sich selbst wie gegen Andere. Sein Vortrag verschmähte alle Bestechungskünste und strebte nicht nach oratorischem Schmuck; eine gewisse Dämpfung der Stimme, sowie ein leises Anstoßen mit der Zunge verlieh demselben sogar hie und da etwas Fremdartiges; allein auch dies verschwand, sobald der Meister in Fluß kam; da strömte die Ueberzeugung von seinen Lippen, und niemals in meinem Leben habe ich eine Lehre deutlicher, klarer, sicherer vortragen gehört, als von ihm — und doch habe ich gar viel gehört. Eine wahre Lust war es, ihn experimentiren zu sehen. Zwar war der Vortrag der Experimental-Chemie ihm sicherlich lästig, wie er es jedem Forscher sein muß, nichtsdestoweniger war er darin wahrhaft groß. Das Glück begünstigte ihn auffallend, aber doch habe ich mehr als einmal gesehen, daß ihm die Ballons unter den Händen sprangen; Assistenten und Hörer duckten die Köpfe, er aber stand unbeweglich, marmorkalt, ohne irgend nur unwillkürlich Ueberraschung zu zeigen, und streckte gleichgiltig die Hand aus nach der gefüllten Reservekugel. Im Laboratorium wurden haarsträubende, fabelhafte Begebenheiten erzählt aus seinen früheren langwierigen Untersuchungen der Knallsäure. Monatelang befand er sich damals, zumal die Apparate noch nicht die heutige Voll-

Digitized by Google

kommenheit erreicht hatten, in stündlicher Lebensgefahr; wahrlich, zur Wissenschaft gehört Muth, ein größerer als zu Thaten in der Erregung einer Schlacht; diesen Muth aber hat Liebig besessen, wie wenig Andere. Vielleicht erinnert sich Mancher noch an die Explosion, welche — irre ich nicht im Jahre 1853 — während seines Vortrages im Laboratorium zu München vor dem Könige, dessen Hof und der besten Gesellschaft der Stadt erfolgte; Jedermann verlor den Kopf, nur Liebig, obgleich verwundet, behielt seine volle, unerschrockene Geistesgegenwart.

Im Umgang außerhalb seiner Lehrthätigkeit war Liebig ein höchst liebenswerther, gewinnender Mann, reich in der Unterhaltung, empfänglich für Witz und Scherz, ein feiner Kunstverständiger, der Poesie zugethan, der Angelpunkt einer Gesellschaft. Sein Haus in Gießen war, wie später in München, der Versammlungsort aller Strebenden, und wer das Glück hatte, Gast darin zu sein, der freute sich die ganze Woche hindurch auf den »Liebig-Abend«. Wie sehr er dort sammt seiner vortrefflichen Gattin beliebt war, das drückte eines Abends in solcher Gesellschaft ein Toast aus, der mir unvergeßlich geblieben ist; ihn brachte ein College und er lautete einfach: »Wen lieb' ich? Den Liebig, die Liebig — die lieb' ich!« Leider hat, der ihn damals ausbrachte, später bethätigt, daß geflügelte Worte rasch in die Lüfte verwehen. Seinen zahlreichen Schülern ist Liebig stets ein väterlicher Berather und Förderer gewesen; Viele verdanken ihm eine geachtete Lebensstellung; ich könnte deren eine ganze Reihe namhaft machen. Auch ich verdanke dem theuren Manne mehr wie jedem Anderen. Als ich mich mit dem Gedanken meines ersten größeren Werkes trug, ist er mir nicht allein mit Rath und That zur Hand gegangen, sondern es ist auch seine Empfehlung hauptsächlich gewesen, welche den Verleger — Vieweg in Braunschweig — zur sofortigen Annahme der Jugendarbeit bewog. Andere, noch tiefere Verpflichtungen gegen ihn will ich hier nicht erwähnen, aber aufmerksam hat er stets die Wege seines alten Schülers begleitet und ihm gar oft ein Wort der Erhebung, des Muthes zugerufen, wenn sie dornig waren.

Das Jahr 1840 war ein Wendepunkt im Leben Liebig's, wie es auch der Wendepunkt geworden ist in der Geschichte der Bodencultur. In diesem Jahre erschien bei Vieweg sein, Alexander v. Humboldt gewidmetes, unsterbliches Werk: »Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie«. In demselben wurde die ganze alte Lehre der sogenannten rationellen Schule von der Ernährung der Pflanzen und den Zielen der Landwirthschaft über den Haufen geworfen und an deren Stelle eine neue, auf unabänderlichen Naturgesetzen fußende Theorie aufgestellt. Zeitgenossen werden sich des ungeheuren Aufsehens erinnern, welches dieses Buch nicht allein in den Kreisen der Landwirthe und Chemiker, sondern in der ganzen Welt gemacht hat. Es erhob sich gegen dasselbe ein Sturm, der ohnegleichen gewesen ist in der Historie von literarischen Controversen. Nur Wenige erfaßten die tiefen Wahrheiten, die der geniale Naturforscher hier zum erstenmale dem Allgemeinwohl predigte; Vorurtheil und Schlendrian,

Digitized by Google

verletzte Eitelkeit, Dogmenseligkeit und Ignoranz kämpften gegen sie an mit allen Mitteln. Der Autor verhielt sich meist schweigend gegen alle die Angriffe von Verknöcherten und Unberufenen. Allein auch die Berufenen wendeten sich gegen ihn; im Feuereifer des Reformators hatte er versäumt, sich diejenige Einsicht in den praktischen Betrieb zu verschaffen, welche nothwendig gewesen wäre, um das Fundament des neuen Gebäudes völlig zu sichern; die Gegner beachteten nicht dessen großartige Architektur, um über einzelne Irrthümer herzufallen und aus diesen das Ganze zu verdammen. Liebig in seiner reinen Wahrheitsliebe erkannte bald selbst zu gut, worau und worin er gefehlt habe, und mit erneuerter Energie beschritt er den zurückgelegten Weg von vorne, vorsichtig jeden Tritt prüfend und die Bedingungen des Vorschreitens wägend. Ganz in der Stille erwarb er von der Gemeinde Gießen ein Areal öden Bodens, im Ausmaß von vierzig Morgen, und stellte auf diesem seine Versuche über Pflanzen-Ernährung an. Von diesem kleinen Flecke, seitdem die Liebig-Höhe genannt, ist die Reformation der Bodencultur in praktischem Sinne ausgegangen. (Am 27. August 1872 schlug vor meinen Augen der Blitz in das Wirthschaftsgebäude der Liebig-Höhe, das bis auf den Grund niederbrannte.)

In dieser Weise gekräftigt, trat Liebig im Jahre 1847 — zuerst in der Agronomischen Zeitung — mit der Erklärung auf, daß, wenn er auch einzelne Irrthümer freimüthig bekenne, dennoch seine Theorie der Pflanzen-Ernährung die richtige und durch die Praxis bestätigt sei. Nunmehr erfolgte eine Periode heftigen Kampfes, zunächst angeregt durch das Mißverständniß von Lawes und Gilbert in England, weitergeführt durch Stöckhardt in Tharandt und andere Dii minorum gentium, welche den Stickstoff als alleinige Pflanzennahrung proclamirten und den Mineralstoffen, die Liebig in den Vordergrund gestellt hatte, nur das Accessit zuerkennen wollten. Dieser von beiden Seiten mit Heftigkeit geführte Streit, unter dem Namen desjenigen der Stickstöffler und Mineralstöffler bekannt, endigte mit dem vollständigen und glänzenden Siege Liebig's. In seinen »Fünfzig Thesen«, sodann in dem classischen Buche »Die Naturgesetze des Feldbaues«, 1862, worin er die bisherige Methode der Agricultur, selbst der rationellen, als eine verdammenswerthe Raubwirthschaft charakterisirte, krönte er das Hauptwerk seines thatenreichen Lebens, die Befreiung der Bodencultur von den Fesseln des Irrthums und des Vorurtheils. Von seinem Auftreten an beginnt daher die wissenschaftliche Epoche der Landwirthschaft, welcher er Gesetze gegeben hat, die alle Zeiten überdauern werden. Größeres hat niemals ein Mensch für das Wohlbefinden der Menschheit geleistet.

Die engherzigen Verhältnisse des Kleinstaates, in welchem der große Mann wirkte, veranlaßten ihn, nach langem Bedenken und Zögern endlich einem Rufe nach München zu folgen (1852), woselbst ihn ein weiterer Wirkungskreis erwartete. Auch hier sammelte sich um ihn ein großer Ring begeisterter Zuhörer. In den erweiterten Verhältnissen vergrößerte sich auch die Wirkungssphäre des Gelehrten. Er fand an König Max, dem unver-

Digitized by Google

geßlichen Schirmherrn der Wissenschaft, einen einsichtigen Gönner, mehr noch, einen Freund. In dem Cirkel, den dieser sinnige Monarch aus den besten Geistern der Nation um sich vereinigte, spielte Liebig die ihm von selbst zugefallene Rolle des Großmeisters. Es ist begreiflich, aber schade, daß diese merkwürdigen Zusammenkünfte noch nicht den rechten Geschichtsschreiber gefunden haben; Freund Moriz Carrière wäre der Mann dazu, allein wahrscheinlich verbieten Verhältnisse eine treue Historiographie. Aus ihnen gingen die Vorlesungen hervor, welche in dem chemischen Auditorium Liebig's im Winter von den »Rittern der Tafelrunde« gehalten wurden und ungemeinen Anklang fanden. Der Großherzog von Hessen hatte Liebig in den Freiherrnstand erhoben. Der König von Baiern ernannte ihn zum Geheimen Rath und zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Die Reden, mit welchen er deren Sitzungsperioden zu eröffnen pflegte, waren fast immer epochemachende Thaten. Es sei erinnert an seine schonungslose Kritik des zu unverdientem Ruhme gelangten Polyhistors und Natur-Philosophen Lord Bacon von Verulam und vor Allem an seine Verurtheilung der bestehenden landwirthschaftlichen Akademien, an deren Stelle er die Universität als die einzige Stätte zur wirklich gründlichen Bildung der Landwirthe empfahl. Auch damit hatte er eine Brandfackel in die betreffende Fachwelt geworfen, deren Gluth noch immer unter der Asche glimmt, wenngleich die Einsichtigen alle sofort auf seine Seite traten und die Erfahrung bisher dies Urtheil des Gelehrten auf das glänzendste bestätigt hat.

Unablässig thätig wirkte Liebig in München, sowohl nach chemischer, als nach agricoler Richtung hin lebendig fördernd, und der Aufschwung der Münchener Universität sowohl, als der baierischen Landwirthschaft in dem letzten Decennium ist großentheils sein Werk. Die Arbeitskraft, welche in ihm glühte, kann nur mit derjenigen seines Freundes Humboldt in Parallele gestellt werden; allein selbst dieser hatte keine so gewaltige Correspondenz zu bewältigen wie Liebig. Wer nur auf chemischem, physikalischem, technischem Gebiete um eine Auskunft verlegen war, der wendete sich an ihn; unter den Landwirthen der Hochcultur war es eine Art Ehrensache geworden, an Liebig zu berichten und einen producirbaren Brief von ihm zu erhalten; die jungen Männer des Fachs drängten sich nach seiner Protection; aus den entlegensten Weltgegenden wurde er angegangen um Rathschläge und Gutachten; wer irgend etwas auf naturwissenschaftlichem Gebiete veröffentlicht hatte, sendete es ihm zu mit der Bitte um Kritik und — Empfehlung. Von allen möglichen Zeitschriften wurde er um Beiträge angegangen, und fast zahllos waren die an ihn gestellten Anmuthungen, irgend einer neuen Erfindung seinen weltberühmten Namen zu leihen. In seinem Arbeitscabinet sah es daher zuweilen verwunderlich aus, ganze Stöße von Briefen, Broschüren und Büchern, dazwischen Proben aller Art, wissenschaftliche Geräthe, Apparate u. A. m. füllten jeden Raum, so daß oft für einen Zweiten kaum Platz zum Sitzen blieb. Alle Anfragen und Bitten beantwortete Liebig pünktlich und liebevoll; doch kam auch manchmal der

Digitized by Google

Zorn der Wissenschaft über ihn, wenn die Speculation auf seinen Namen sich allzu breit machen wollte.

Wenn man es unternähme, Alles aufzuzählen, was er auf den verschiedenen Gebieten, die er bebaute, der Welt zum Ruhme und zum Nutzen geleistet hat, so brauchte es dazu ein stattliches Buch. In seiner Wissenschaft ist er bis heute der größte gewesen, das steht fest. Mit viel mehr Recht, als den Sir Humphrey Davy, kann und soll man ihn den »Vater der Agricultur-Chemie« nennen; er ist der Begründer der Thierphysiologie gewesen, er hat die organische Analyse völlig neu geschaffen, die Theorien der Säuren, der Gährung, der Gifte und Contagien auf die richtigen Bahnen geleitet. Die Zahl seiner Entdeckungen — zum Beispiele der Hippursäure, des Oenanth-Aethers, des Chlorkalks, des Aldehyds, Schwefelcyans, Melons ꝛc. — ist eine außerordentlich große, kein anderer Chemiker hat eine gleich stattliche Reihe aufzuweisen. Die Technik verdankt ihm ebensoviel. Er hat die Industrien der Blutlaugensalz-Fabrikation, der Herstellung der Knallsäuren, der Spiegel-Amalgame, der Seifenbereitung, der Porzellanvergoldung und vieler anderer Zweige gegründet oder vortheilhaft umgestaltet. Ganz besonders verdient gemacht aber hat er sich durch seine unvergleichlichen Arbeiten über die menschliche Ernährung. Dies Gebiet hat er mit warmer Vorliebe durchforscht und darauf die großartigsten Erfolge erzielt, welche heute und in aller Zukunft der ganzen Menschheit zugute kommen. Ihm verdanken wir die Erkenntniß des Wesens und der Wirkung der Blut- und Fettbildner, der Kohlenhydrate und der plastischen Nährstoffe, der Respiration und thierischen Wärme, überhaupt des Stoffwechsels im Thierkörper.

Als praktische Resultate seiner Forschungen traten in das Leben die Lehre von der richtigen Ausnützung des Fleisches als Nahrung, die rationelle Bereitung der Fleischbrühe, die Erfindung des Fleisch-Extractes und die Angabe seiner Herstellung im Großen, die Zusammensetzung der Kindernahrung als Ersatz der Mutternilch; außerdem hat er sich viel beschäftigt mit den wissenschaftlichen Grundlagen der Broterzeugung (das sogenannte »Graham-Brot« sollte richtiger »Liebig-Brot« heißen) und hat großen Theil gehabt an der in das Leben getretenen Condensation der Milch behufs deren Aufbewahrung. Hieran schließen sich seine Arbeiten über die Desinfection der Städte und die Verwerthung der Abfallstoffe. Die Landwirthschaft ist ihm am tiefsten schuldig; ihr gab er die Theorie des Stoffersatzes, brachte sie zur Umkehr dicht am Rande des Abgrundes kommender Verödung, lehrte sie den Gebrauch der Mineraldünger und schuf durch deren Aufschließung oder Löslichmachung mittelst Säuren (Superphosphate ꝛc.) eine ganz neue, jetzt schon äußerst großartig entwickelte Industrie. Ist das nicht ein wohlangewendetes Leben gewesen, sind das nicht Leistungen, welche die gesammte Menschheit zu ewiger Dankbarkeit zwingen müssen? Und doch habe ich beiweitem nicht Alles angeführt, was sie dem großen Manne zu danken hat, sondern nur dasjenige, was mir in der Erregung des Augenblickes, in dem Ergriffensein über den Abschied des werthen Meisters in die Feder gelaufen ist.

Digitized by Google

Als Schriftsteller war Liebig ebenso bedeutend, wie als Lehrer. Wenn der Styl den Mann zeichnet, so geben seine Werke das Bild eines ganzen Mannes, dem die Wahrheit über Alles geht, der felsenfest auf dem gewonnenen Boden seiner Ueberzeugung steht mit dem Motto: Ich kann nicht anders! Die außerordentliche Klarheit der Deductionen macht die Lectüre seiner Schriften zu einem wahren Genuß selbst für den Laien. Aber er verstand auch populär zu schreiben, wie Wenige, und nicht in dem vulgären Sinne wie Viele. Dafür geben das beste Zeugniß seine »Chemischen Briefe«, die zuerst in der »Allgemeinen Zeitung« veröffentlicht, dann wesentlich verbreitert in vielen Auflagen erschienen sind, in alle Sprachen der civilisirten Welt übersetzt und zum Gemeingute der Nationen wurden. Sie sind es gewesen, welche dem naturwissenschaftlichen Sinne der Neuzeit die Bahn gebrochen und ein helles Licht in die alltäglichen Vorgänge des physischen Lebens getragen haben, deren frühere Dämmerung zu erleuchten bis dahin die Wissenschaft viel zu vornehm gewesen war. Daß ihrem glänzenden Erfolge tausend Epigonen nachtraten und zum Theile das kräftige Brot wieder in einen kalten Brei verwässerten, das nimmt ihnen nichts an Werth und Bedeutung. Man kann sagen, daß erst mit ihnen und durch sie der Menschheit ein Licht aufgegangen sei über die Kunst des Lebens, über die Gesetze ihrer körperlichen Entwicklung, über die Mittel zu deren Steigerung auf die höchste erreichbare Stufe. Wenn Liebig nichts Anderes gewirkt und geschrieben hätte, als die »Chemischen Briefe«, er würde unsterblich sein.

Ein Vielschreiber war Liebig nicht, er trat nur dann vor die Oeffentlichkeit, wenn er es für Pflicht erachtete. Seine selbstständigen Werke sind die folgenden: Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie, 1840; Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie, 1842; Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus, 1854; Die Grundsätze der Agricultur-Chemie mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen, 1855 und 1856; Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft, 1856; Chemische Briefe, 1844—1860; Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirthschaft, 1859; Einleitung in die Naturgesetze des Feldbaues, 1862; Die Naturgesetze des Feldbaues, 1862; Die Quelle der Muskelkraft, 1869 (seine letzte Schrift). Außerdem hat er Geiger's Handbuch der Pharmacie, 1836, vollständig umgearbeitet, die Abtheilung desselben über die organischen Verbindungen unter dem Titel »Organische Chemie«, 1839, selbstständig herausgegeben. Im Vereine mit Poggendorf und Wöhler gab er seit 1837 das Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie heraus; einzelne Artikel daraus erschienen auch in Separatschriften, wie die classische »Anleitung zur Analyse organischer Körper«, 1837. Eine Uebersetzung von Gay-Lussac's Probirverfahren: »Vollständiger Unterricht über das Verfahren, Silber auf nassem Wege zu probiren«, hat er 1833 veröffentlicht. Außerdem finden sich Abhandlungen

Digitized by Google

von ihm in Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre, in Schweigger's Journal der Chemie und Physik, in Poggendorf's Annalen, in den Annales de chimie et physique, im Journal de chimie médicale, in den Comptes-rendus der Pariser Akademie, namentlich aber in den von Hänle und Geiger gegründeten, 1836 von Liebig übernommenen, seit 1838 gemeinschaftlich mit Wöhler redigirten Annalen der Chemie und Pharmacie, der bedeutendsten Fundgrube der wissenschaftlichen Bestrebungen des Jahrhunderts auf diesem Gebiete.

Auch in München war das Liebig'sche Haus eine Stätte der Gastfreundschaft und Geselligkeit, wie sie schöner, anziehender nicht leicht gefunden werden kann. Was die Stadt selbst an bedeutenden Persönlichkeiten barg, verkehrte hier ungezwungen; besonderen Reiz erhielt aber dieser Verkehr durch die vielen Fremden, welche aus aller Herren Länder kamen, um dem Meister den Zoll ihrer Verehrung zu bringen. In seinem Familienleben, an der Seite einer liebenswürdigen, hochgebildeten Gattin, welche ihn überlebt, war Liebig nur glücklich. Von zwei Söhnen ist der älteste, früher in englischen Diensten in Ostindien, jetzt Arzt in Reichenhall; der zweite, ein tüchtiger Landwirth und geschätzter Chemiker, der sich als Schriftsteller ausgezeichnet hat, lebt auf seinem Gute am Starnberger-See. Die älteste seiner drei Töchter, Agnes, an den Professor Carrière verheiratet, eine seltene Frau in jeder Beziehung, ist früh gestorben; eine zweite ist an den Professor Thiersch in Leipzig verheiratet. Der Lebensabend des geliebten Mannes ist leider durch Krankheit mehrfach getrübt worden. Schon vor zwei Jahren brachte ihn ein hartnäckiger Abscess dem Tode nahe; er erholte sich jedoch wieder und konnte sich mit voller Seele der Freude hingeben, welche ihm die von den Landwirthen Deutschlands und Oesterreichs gegründete Liebig-Stiftung bereitete, die größte seines Lebens, wie er selber ausgesprochen. Eine Lungenentzündung hat ihn nun dahingerafft. Wir haben ihn verloren. Doch nein, er bleibt uns und unseren Nachkommen bis in die fernsten Zeiten. Seine Werke werden nicht untergehen. Sein ehrwürdiger Name sei das Panier, das wir dem Fortschritt in Wissenschaft und Praxis vorantragen wollen, mit der frohen Ueberzeugung: In hoc signo vincimus! Wenn dereinst unsere Enkel sich freuen über die reichen Ernten, welche ihre Väter nicht erzielt haben; wenn sie es unbegreiflich finden, daß die Vorzeit nicht hat einsehen gewollt, die vollste Kraft müsse sich endlich erschöpfen, wenn man auch noch so wenig daraus nehme, ohne hineinzuthun; wenn sie in der Chemie ihre Führerin und in der Wissenschaft die unabtrennliche Zwillingsschwester der Praxis zu verehren gewohnt sind, dann tritt wohl auch vor ihre Seele der Gedanke an den großen Mann, und sie sprechen mit stolzer Genugthuung: »Er war unser, ein Deutscher, Justus v. Liebig!«

Digitized by Google

Emanuel Fellenberg, ein Reformator der Landwirthschaft und seine Anstalten in Hofwyl.

Die Zeit ist undankbar in ihrem raschen Laufe; sie vergißt, was nicht als goldener Apfel ihr in den Weg fällt; nur das besonders Hervorragende, nur die Spitzen der Menschheit würdigt sie eines dauernden Andenkens, und sei es auch blos in Stein. Neben der Monument-Manie, welche ein charakteristisches Kennzeichen des Jahrhunderts ist, steht die gelassene Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht unmittelbar den Interessen fröhnt, welche gegenwärtig das Scepter führen. Jener Cultus des Genius, wie er am Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Säculums getrieben und gepflegt wurde, ist heutzutage eine Lächerlichkeit, d. h. eine Unmöglichkeit geworden, und wenn wir auch die Sentimentalität, die seinem Wesen zugrunde lag, keineswegs zurückwünschen wollen, so würde uns eine größere Beachtung der Idee und ihrer Träger gewiß nicht schaden. Nirgends mehr manifestirt sich die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins, wie in diesem Zeitalter des Dampfes; ein Mann, an dessen Blick vordem vielleicht Tausende hingen, dessen Hand die Geschicke Vieler lenkte, stirbt, ein kurzes Wort des Nachrufes ist in einigen Blättern zu lesen, aber morgen ist er schon vergessen, und nur die Wenigen, die unmittelbar von ihm angeregt oder gehoben worden sind, denken seiner länger als eine kurze Woche. Nicht blos diejenigen Größen, welchen die Partei oder die Eitelkeit einer Corporation, oder auch die lang genährte Verehrung einer Nation Standsäulen errichtet, sind die Wohlthater der Menschheit gewesen; im Gegentheile, gerade denen, welche vielleicht oft mit Aufopferung ihres eigenen Selbst, mit glühender Begeisterung und überraschendem Erfolge an dem Tempel der Versittlichung gebaut haben, ersteht gewöhnlich nur ein Denkmal in wenigen dankbaren Herzen. Vielleicht kommt eine spätere Zeit erst zu der volleren Anerkennung ihres Werthes; aber dann muß ihr auch gesagt werden, worin dieser bestanden hat. So ist es mit Pestalozzi gewesen; erst lange nach seinem Tode griffen begeisterungsfähige Schulmänner die guten Gedanken auf, die er der Erziehung zugrunde legen wollte, und damit erwachte zugleich das Gedächtniß an den Reformator der Pädagogik und an sein mühevolles, karg belohntes Erdenwallen. So ist es auch mit Emanuel Fellenberg, seinem Freund und Gefährten im Streben und Leiden.

Bedeutende Männer wie er, dürfen nicht so schnell vergessen werden; sie sind und werden viel zu selten, als daß ein Hinweis auf ihr Leben und Wirken nicht der Jugend zum Sporn und dem Alter zur Erhebung dienen sollte. Und wenn ihnen kein stolzes Monument aus Erz oder Marmor aufgerichtet wird, möge ihnen das bescheidenere der öffentlichen Betrachtung ihres Lebens werden, das vielleicht ihrem Sinne noch besser entspricht. So

Digitized by Google

soll es denn ein Denkmal sein, welches ich in den nachfolgenden Zeilen einem Manne setze, der im Leben viel verkannt, fast ungeachtet hingeschieden und jetzt beinahe schon zur Mythe geworden ist. Ich darf diese Aufgabe um so zuversichtlicher übernehmen, als es mir gegönnt gewesen war, längere Zeit hindurch mit dem Manne, dessen Gedächtniß ich auffrischen will, in einem sehr genauen Verkehr zu stehen; die Zeit, welche seitdem verflossen ist, hat zugleich mein Urtheil geklärt und es von jeglicher Ueberschwänglichkeit nach irgend einer Richtung hin befreit. Das Bild, welches ich gebe, wird ein wahres sein, und darum wird auch der Schatten nicht fehlen.

Die Ideen, welche gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts hin zuerst von Frankreich aus die Welt durchzogen und in Brand setzten, waren bekanntlich nicht aus dem Haupte des Zeus entsprungen, wie die Minerva; eine lang entwickelte Vorbereitung hatte sie organisch gestaltet, zusammengedrängt, gefestigt. Sie waren nicht mehr blos das Eigenthum bevorzugter Geister; diese besaßen nur die blendende Gabe, sie auszusprechen, in das lockende Gewand der Rede zu hüllen; die Ideen selbst waren ein Gemeingut und daheim in allen Classen bis herunter zu dem verkommensten Landmann. Ihre Verbreitung war ebenso erstaunlich wie die Macht, welche sie im Einzelnen und im großen Ganzen äußerten. Damals traten die philosophischen Bauern auf, welche heutzutage völlig ausgestorben sind; die Fürsten wallfahrteten in die Hütten, um Lehren der Weisheit zu hören, nicht gerade des Befolgens wegen; aus dem Bürgerstand gebar die Revolution jene große Reihe glänzender Gestirne, die das Jahrhundert der besten Zeit des classischen Alterthums an die Seite gestellt haben. Aber nicht blos in der Politik, in dem Staatenbau machten sich die neuen Gedanken der Philosophen und Encyklopädisten geltend, sondern in allen idealen Richtungen der Menschheit. Humanität ward das Losungswort, das sie auf ihre Fahne geschrieben und der Begriff, dem all' ihr Streben entgegeneilte. In J. J. Rousseau verkörperte sich der Geist der Periode; er sprach zuerst wieder den alten Gedanken der Platoniker aus in glänzend beredten Worten, daß der Mensch nicht geboren, sondern gebildet wird, und daß seine Erziehung die Grundlage der Civilisation und der Wohlfahrt des Einzelnen wie der Nationen ist. Seine Philosopheme läuterten sich in dem Kopfe eines Mannes, der eine scheinbar glückliche Laufbahn aufgegeben hatte, um freiwillig das Kreuz des Schulmeisterthums, aber eines neuen, veredelten, auf sich zu nehmen. Es war dies der Züricher Pestalozzi, welchen man heutzutage gern den Vater der neuen Pädagogik nennt. Er verdient alle Ehren, die auf sein Haupt gehäuft werden können schon um der hingebenden Liebe willen, mit welcher er die ungeheure Aufgabe, die er sich vorgenommen, zu lösen versuchte. Ein gewaltiger schaffender Geist war er nicht, ihm erlahmte zu rasch die Kraft der Schwingen im Fluge. Aber die praktischen Ideen des Rousseau hatten sich in ihm concentrirt wie in einem Brennspiegel und er verstand es, ihre Strahlen zu einigen und auf den rechten Punkt wirken zu lassen. Dieser verrückte sich ihm manchmal, aber er fand ihn immer

Digitized by Google

wieder. Pestalozzi war kein sogenannter Verstandesmensch; in seinem Kopfe drängten sich die Gedanken so, daß sie nicht selten ein unentwirrbares Chaos bildeten. Nicht immer glückte ihm die Verarbeitung des Besseren; wenn dies der Fall war, so schien es fast die Wirkung einer höheren Macht, als die seinige. Er war kein Charakter, und dennoch wußte er mit bewundernswürdiger Consequenz immer das eine Ziel fest im Auge zu behalten, das sein ganzes Wesen erfüllte. Bei allen den Erfolgen, die er durch opferfreudige Liebe zu erringen wußte, bewahrheitete sich doch an ihm und seinem Leben der unwiderlegbare Ausspruch: Der Erzieher muß erzogen sein!

Pestalozzi war anfänglich dazu berufen, Theologie zu studiren, aber gerade in die heilige Wissenschaft war damals der Spott der Encyklopädisten eingebrochen, Zweifel und Irrlehren wuchsen wie die Pilze aus dem Boden und schreckten den jungen Mann von einem Berufe zurück, der sich zu einem unerquicklichen Kampfe gestalten zu wollen schien. Entgegen allen Wünschen und Bitten der Seinigen, beschloß er, ein Schulmeister, d. h. ein Meister der Erziehung zu werden. Er zog im Lande umher, und wo ihm ein armes verwahrlostes Kind auf der Straße begegnete, da ergriff er es an der Hand, zog es an seine Brust und es ward sein Kind. Oft hatte er siebzig und achtzig solcher Wesen in seinem Hause um sich versammelt und trachtete, sie durch seine rücksichtslose Liebe, seine rein menschliche Güte und sein tiefes kindliches Gemüth zu leiten und zu guten Menschen zu erziehen. Allein gar häufig litt sein Wille Schiffbruch an der That; statt die Kinder zu erziehen, verzog er sie. Es ist wahr, er gab ihnen Alles hin, sich selbst und Hab und Gut; er wußte mit ihnen Hunger und Noth zu ertragen, aber beide fördern nicht das Erziehungswerk unfertiger Geschöpfe. Die Kinder verkamen nach und nach in Schmutz, Ungeziefer und Elend. Mit aller Aufopferung, mit aller seiner großen umfassenden Liebe vermochte Pestalozzi nicht, diesem Verderben entgegen zu steuern. Es ward so arg, daß er sich in den Dörfern nicht mehr sehen lassen durfte; die Eltern der Kinder, die zu ersetzen er sich bemühte, verfolgten ihn mit Flüchen, ja sie steinigten ihn. Erst als er sich mit praktischen Mitarbeitern verband, gewann sein Erziehungsverfahren Gestalt und Boden. Aber wenn auch darbend, verkannt, verlacht und verachtet, verlor er doch niemals auch nur einen Augenblick lang das heilige Gut seines Innern, sein Gemüth und seine Liebe, und in Schrift und That strebte er bis an's Ende seines Lebens unabläßig dem edlen und erhabenen Ziele desselben zu. Er war ein großer Mann.

Wie es aber großen Männern gewöhnlich zu gehen pflegt, ward sein innerer Kern und Werth unter seinen Zeitgenossen nur von Wenigen anerkannt und am wenigsten von seinen Landsleuten. Der Schweizer, ganz unähnlich dem Süddeutschen, ist durchwegs ein Mann der Praxis und des Verstandes und es umzieht sein Herz eine starre Rinde, welche die Gluth darin nicht so leicht zum Ausbruch kommen läßt; um so gewaltiger ist aber derselbe, wenn er stattfindet. Es dauert lange, bis eine neue Idee in der

Digitized by Google

Seele des Schweizers Aufnahme findet, ist dies aber einmal geschehen, dann erwächst auch daraus ein fester, weitkroniger Baum, den alle Stürme nicht zu fällen vermögen. Zu Pestalozzi's näheren Freunden gehörte der Landvogt Berns auf dem Schlosse Wildenstein im Aargau. Die Tatze des Bären lag damals hart auf den untergebenen Landestheilen; die Verwaltung derselben war ein System der Unterdrückung und Aussaugung zum Besten des Centrums der Stadt. Es war ein Verhältniß wie in Rom in den Zeiten der Republik. Die Waadt und das Aargau erinnern sich noch heute mit Schmerz und Beschämung an jene finstere Zeit.

Die Republik Bern war eine reine Aristokratie. Ihre Geschicke lagen ganz in den Händen weniger Patriziergeschlechter, die von altersher an der Spitze standen und sich ihren Platz und Rang nicht nehmen ließen. Dieser Adel bedurfte nicht des »von« vor seinen Namen, er war auch ohne dasselbe angesehen und gefürchtet. Kein Staat sorgte besser für seine Söhne, d. h. die Söhne der Patrizier; alle Maßregeln der Regierung liefen darauf aus, die Macht und den Reichthum der alten Geschlechter aufrecht zu erhalten, und es herrschte in der Administration ein Nepotismus, welcher in der Geschichte kaum seinesgleichen hat. Bedurfte irgend eine Patrizierfamilie der Aufhilfe, so sandten die Väter der Stadt, wie einst der römische Senat die Proconsule, ein Glied derselben als Landvogt in die abhängigen Provinzen, und dann war es nur in dessen Willen gegeben, ebenso zurückzukehren wie jene aus Syrien oder Hispanien.

Der Landvogt Fellenberg war aber eine Ausnahme, sonst wäre er nicht Pestalozzi's Freund gewesen; er sammelte während seiner Verwaltung wenig andere Schätze, als die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und die Milde, welche er gegen dieselben bewies, schien sogar auf das Vertrauen, welches der Rath von Bern in ihn gesetzt hatte, einigen Schatten werfen zu wollen. Im Jahre 1771 gebar ihm seine Frau, welche aus der holländischen Familie des Admirals van Tromp stammte, den Knaben Emanuel. Die Jugendgeschichte desselben bietet mancherlei Züge von Interesse. Seine Erziehung wurde pestalozzisch geleitet, aber ohne rechte Consequenz, bald zu hart, bald zu weich; nichtsdestoweniger übte der vortreffliche Charakter der Eltern schon von früh auf einen maßgebenden Einfluß auf den Knaben und leitete namentlich sein Mitgefühl gegen den vernachlässigten Theil der Menschheit frühzeitig in die rechte Bahn. Noch im spätesten Lebensalter pflegte er gern seine erste Begegnung mit Pestalozzi zu erzählen. Er war zwölf Jahre alt und saß eines Tages unter der Linde vor dem Schlosse Wildenstein, als mit hastigen Schritten ein Mann die Anhöhe heraneilte, dessen Aeußeres Schrecken einflößen konnte. Das Haar flog ihm in langen Strähnen ungeordnet und wild um den Kopf, ein langer Bart wallte nieder bis auf die unbedeckte Brust; die Augen lagen tief in ihren Höhlen und glühten von einem unheimlichen Feuer; dazu kam eine über allen Begriff nachlässige Kleidung und eine schlotternde ungelenke Haltung. Mit um so größerem Erstaunen gewahrte der Knabe die herzliche Umarmung, mit welcher

Digitized by Google

sein Vater den vermeintlichen Landstreicher empfing, und er schloß ihn in's Herz, als ihm derselbe die Ursache des Besuches erzählte. Der Neuhof, auf welchem Pestalozzi seine erste Erziehungsanstalt gegründet hatte, war nicht weit von Wildenstein entfernt. In der oft wiederkehrenden Noth, in der es ihm nicht selten an dem Allernothwendigsten zur Erhaltung seiner selbstgewählten Familie gebrach, mußte sich Pestalozzi oft bequemen, die Hilfe seiner Freunde anzusprechen; auch von dem Landvogte hatte er sich kurz vorher eine Summe erbeten, welche klein genug war, um nicht einmal als Anlehen zu gelten. Kein Wort davon kam während der Dauer des Besuches über die Lippen des Menschenfreundes, aber eine seltsame Verlegenheit, die sich erst im Augenblick seiner Entfernung verlor, ließ den alten Fellenberg ahnen, daß die Verpflichtung seinen Freund drücke, und er begann darauf zu sinnen, wie er dieselbe mit leichter Hand vernichten könnte. Um so größer war seine Ueberraschung, als er in sein Gemach zurückgekehrt, auf dem Mantel des Kamins ein zusammengedrücktes Papier und darin genau die Summe fand, die er dem armen Erzieher vorgeschossen hatte. Mit einer seltenen Mischung von Zartgefühl und Blödigkeit hatte es Pestalozzi nicht über sich vermocht, dem Freunde das Geld in die Hand zu drücken, der es ihm doch, wie er wohl annehmen konnte, auf Nimmerwiedergeben geliehen hatte. Mit freudestrahlendem Auge erzählte der Vater dem Sohn diesen Zug und von dieser Stunde an war Pestalozzi ein Muster der Menschheit in dessen kindlicher Seele.

Der eigenthümliche Charakter des Knaben entwickelte sich schon frühzeitig dergestalt, daß er selbst über den Werth und die Sittlichkeit seiner Lehrer sich Urtheile bildete, welche einmal gefaßt, durch keine äußere Gewalt sich umgestalten ließen. Es kam auf diese Weise mehrfach zu ernstlichen Kämpfen zwischen ihm und den Eltern; aber er siegte, und die Hauslehrer, welche ihm nicht gefielen, wurden entfernt. Nur einer darunter, der verdienstvolle Rengger, welcher später einen hohen Rang in der Republik Bern einnahm, gewann einen größeren Einfluß auf ihn, indem er ihn mehr dem Studium der realen, wie der humanistischen Wissenschaft zuwendete. Nach dessen Abgang entschlossen sich die Eltern, den Sohn in das damals weit berühmte Institut des blinden Dichters Pfeffel zu Colmar im Elsaß zu bringen. Aber auch hier faßte derselbe mit scharfem Blick alsbald die Unzuträglichkeiten einer Leitung, der ein richtiger Sinn fehlte, auf, und er war sehr bald unzufrieden in dem neuen Verhältniß. Nur der Umgang mit dem wackeren Lerche, welcher der deutschen Nation schon durch Goethe werth geworden ist, versöhnte ihn einigermaßen mit den Mängeln des Instituts. Er verließ dasselbe im Jahre 1786, um wieder in die Heimat zurück zu kehren. Nicht besser gefiel und gelang es ihm in mehreren anderen Pensionen, welchen er darauf anvertraut wurde. Endlich bezog er die Universität Tübingen; aber die Rechtswissenschaft, welche er daselbst zu studiren begann, schreckte ihn ab oder langweilte ihn; er sprang zu den verschiedenartigsten Studien über; nur die Kantische Philosophie vermochte ihn dauernd zu fesseln,

Digitized by Google

wenn ihm gleich nicht gelungen ist, ihre klaren Wahrheiten in Saft und Körper zu verarbeiten. Auch diese Studien blieben unvollendet; die gährende Unruhe der Zeit riß den Jüngling in ihren Strudel. Vergebens suchte er sich ihrem Einfluß durch Reisen und Zerstreuungen der eigenthümlichsten Art zu entziehen; so quartierte er sich manchmal auf Wochen lang bei schlichten Landleuten ein und half denselben treulich bei allen vorkommenden Arbeiten. Sein Geschmack am Landbau und die ersten Kenntnisse desselben datiren aus dieser Quelle. Paris war damals die Flamme, welcher Jeder zuflog, dem Natur und Geschick Flügel verliehen hatten; auch Fellenberg eilte dahin.

Es war im Jahre 1794. Robespierre war gefallen und es begann sich in dem neuen Staat ein geordneter Zustand der Dinge zu entfalten. Aber die Begeisterung für die große Idee war noch nicht erloschen; die großen Männer, welche die Zeit erweckt hatte, standen allenthalben mitten im Volk. Unter den bedeutenden Persönlichkeiten, welchen sich der junge Mann in der Weltstadt anschloß, waren es besonders drei, die einen größeren Einfluß auf ihn gewannen, indem sie ihn ihres näheren Umgangs würdigten; es waren dies Lacanal, Gregoire und der Abbé Sieyes. Der Letztere insbesondere war als Apostel der Grundsätze Rousseau's für den Volksunterricht thätig und wußte von dem jungen Mann nicht genug über die Bestrebungen Pestalozzi's zu hören. Den Unterhaltungen mit Sieyes verdankt Fellenberg vorzugsweise die pädagogische Richtung, die er späterhin eingeschlagen. Er war schon mit halbofficiellen Aufträgen des Berner Rathes in Paris betraut gewesen; in die Heimat zurückgekehrt, warf er sich ganz in die Politik, aber in einem Sinn, welcher Denen, die ihn als den Ihrigen betrachteten, keineswegs genehm war. Mit Kühnheit trat er gegen die eingewurzelten Uebel der Regierung und Verwaltung auf und drang öffentlich, gegenüber der drohenden Gefahr der französischen Invasion, insbesondere auf das Fallenlassen der Vorrechte des Patriziats, deren Druck so schwer auf dem wehrhaften Volke lastete, daß es demselben fast gleichgiltig geworden war, wer es unterjoche, der Landsmann oder der Fremde.

Das verhängnißvolle Jahr 1798 brach herein und mit ihm das französische Heer in die Schweiz. Nunmehr, als es zu spät war, wollte sich der Widerstand organisiren, aber auch da noch wußten die Gewalthaber nicht das rechte Mittel zu finden, um die Masse des Volkes für die Freiheit des heimischen Herdes zu begeistern. Allerdings regte sich noch hier und da der alte freudige Schlachtenmuth der Schweizer, die ein geborenes Kriegervolk sind; fast ohne zu wissen, wofür, erhob sich in den einzelnen Thälern, wo die Tradition von der Tapferkeit der Altvordern noch am lebendigsten glühte, der Landsturm. Fellenberg war Officier der bernischen Miliz geworden; er erhielt den Auftrag, im Emmenthal und Entlibuch den Aufstand zu organisiren und eine geordnete, bewaffnete Macht zu bilden. Seiner feurigen Beredtsamkeit, welche von der neuen Zeit vielleicht mehr versprach, als dieselbe hätte halten gekount, gelang die Aufgabe anfänglich

Digitized by Google

über Erwarten und es schaarte sich um ihn eine nicht unbeträchtliche Macht. Aber die Freiheit und die Grundsätze, die er derselben predigte, waren nicht im Sinne des Patriziats, welches das Land nur für sich selbst behalten und vor den Fremden schützen wollte, und so verblendet waren seine Anhänger, daß ihnen selbst im Augenblick der dringendsten Gefahr das Sonderinteresse ihres Standes weit höher galt, als des Vaterlandes Noth. Das Volk ist wie ein schwankes Rohr; jeder Wind beugt es nach seiner Seite. Fellenberg war ein junger, den Landleuten noch ganz unbekannter Mann, ihm gegenüber standen uralte klingende Namen und Persönlichkeiten, welche der Bauer von Kindesbeinen an mit scheuer Ehrfurcht zu betrachten gewohnt war. Ihren Einflüsterungen gelang die Umstimmung nur allzu leicht; Fellenberg, an einem Tag noch der Gott des Volkes, war am andern dessen Feind und vielleicht rettete ihn nur die Gefangennahme vor dem Tod durch die aufgeregten Massen. Zwar folgte seine Befreiung rasch, aber die Sache war verloren.

Eine der ersten Handlungen der französischen Commissäre in Bern war die Aechtung Fellenberg's; es ward ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Nach mancherlei Abenteuern, z. B. längerer Verborgenheit in einer Höhle des Oberlandes, glückte es ihm, nach Deutschland zu flüchten, und er fand ein Asyl zu Tuttlingen in Württemberg. Hier in der Verbannung beschloß er, dem Vaterland Lebewohl zu sagen und sich nach Amerika zu wenden; schon waren alle vorbereitenden Maßregeln zu diesem Schritte geschehen, als es dem Einfluß seiner Familie gelang, die Acht aufzuheben und ihm die Rückkehr in's Vaterland zu erwirken. Er trat nunmehr in den Staatsdienst und wurde mit einer Mission nach Paris betraut, um Beschwerde zu führen gegen das Aussaugungssystem der französischen Commissäre in der Schweiz. Allein auch diese Thätigkeit sagte ihm nicht zu; er nahm seine Entlassung und kehrte wieder zu den unvergessenen Träumen seiner Jugend zurück. Im Jahre 1799 erkaufte er von der Familie Erlach das Gut Hofwyl, nicht weit von Bern, und begann daselbst die Gründung eines Erziehungsstaates; ein Ziel, das er 45 Jahre lang mit äußerster Consequenz und nicht geringem Resultate verfolgte.

Schreitet man von der Stadt Bern gegen Norden, so führt ein romantischer Pfad über die Enge, einen Höhenrücken, welchen die Aar in einem weiten Bogen umströmt, so daß man in seiner Mitte zur Rechten und zur Linken auf ihre blaugrüne Fluth hinabsieht. Bergab steigend, gelangt der Wanderer an ihr klippiges Ufer, übersetzt sie in der Fähre bei dem Schlosse Reichenbach mit dem Wahrzeichen des ewig verschlossenen Fensters im blutigen Gemach, und gewinnt dann auf engem Waldweg längs einem in tausend Wasserfällen über Granitfelsen herabsprudelnden Bache eine freie Hochebene, die von allen Seiten dem Wind ausgesetzt, keine anderen Reize bietet, wie den prächtigen Fernblick auf die weißen Spitzen der Alpen im Südosten. Inmitten derselben erhebt sich Hofwyl, wie eine kleine Stadt mit großen Palästen, welche alle in einem eigenthümlichen Schweizerstyl

Digitized by Google

erbaut sind. Es war im Jahre 1843, als ich zum erstenmale diese Stätte betrat. Damals wußte man in Deutschland, wo dreißig Jahre früher sein Name überall erklungen war, so wenig mehr von Fellenberg und seinen Bestrebungen, daß es mir nicht einmal gelungen war, zu erfahren, ob Derjenige, welcher mich berufen hatte, der berühmte Mann selber sei oder einer seiner Nachkommen. Aber er war es selbst und da stand ich nun plötzlich vor ihm.

Niemals hat ein Mensch gewaltigeren Eindruck auf mich gemacht, als dieser Mann. Nicht groß, war er doch eine ehrfurchtgebietende Gestalt. Sein Gesicht war ein wahrhaft schönes Greisenantlitz; die hohe, ausgesprochene Stirn von langem weißen Haar umkränzt, die hellen blauen Augen, die römisch gebogene Nase und die etwas vollen aufgeworfenen Lippen machten, vereint mit der ganzen jugendlichen Frische der Erscheinung, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Seine Kleidung war stets höchst einfach; gewöhnlich trug er einen blauen, bis oben zugeknöpften Ueberrock und eine weiße Halsbinde; tadellose Reinlichkeit war ihm Bedürfniß. Seine Haltung, sein Gang, seine Bewegungen waren fast diejenigen eines Jünglings; das Alter hatte keinen Zoll von seinem Körper gebeugt und er trug den Kopf so stramm und erhoben wie der stolzeste Mann in voller Kraft seiner Jahre. Oft hat er mich später versichert, daß ihm das Alter, soweit er es zu beurtheilen vermöge, auch nicht die geringste Beschwerde verursache und er dessen Bürde nicht fühle; er bewies es auch, indem er Nächte lang schrieb oder dictirte und den andern Tag wieder rüstig die Felder durcheilte. Dies geschah gewöhnlich zu Pferd; er ritt einen kleinen Schimmel von arabischer Abkunft, ein so unbändiges Thier, daß es beim Beschlagen immer geworfen werden mußte, und Niemand es zu besteigen wagte, wie der zweiundsiebzigjährige Mann. Wenn er darauf durch das Feld flog, so war er eine imposante Figur, welcher Niemand Bewunderung versagen konnte. Eines Tages sah er in der Turnanstalt den Uebungen der Jugend zu und scherzte über einige Fehler. Plötzlich sprang er an's Reck und mit einem gewaltigen Schwung hob sich der Greis besser darüber hinweg, wie der geschickteste Jüngling. Eine reine mäßige Jugend war das Capital, welches ihm im Alter so lohnende Zinsen trug.

Meine erste Unterhaltung mit dem merkwürdigen Mann dauerte zwei Stunden, wenn man Unterhaltung das nennen will, daß Einer spricht und der Andere nur zuhört. In ununterbrochenem Redefluß, der sich nicht selten zu begeistertem Aufsprühen erhob, suchte mir Fellenberg den Zweck und das Wollen seiner Erziehungsbestrebungen auseinanderzusetzen. Trotz einer fast religiösen Aufmerksamkeit gelang es mir aber nicht, mehr davon zu fassen, als eben nur das Allgemeine, und ich glaube, es wäre jedem Anderen eben so gegangen. Denn der Reichthum der Gedanken, die sich in seinem Kopfe drängten, gab immerwährenden Anlaß zu den seltsamsten, oft weit auseinander liegenden Associationen; von dem Einen kam er plötzlich im gewagtesten Sprung auf das Tausendste, dann wieder zurück oder auf etwas

Digitized by Google

ganz Neues; seine Begeisterung eilte dabei immer der Vollendung eines angefangenen Satzes voraus, so daß ein Stenograph manchmal ein höchst wunderliches Concept seiner Rede bekommen hätte. Alles, was er in sich selbst verarbeitet hatte, nahm er auch bei Andern schon gegeben an, und baute somit auf öfters irrige Voraussetzungen ein System der Belehrung, welches nicht verfehlen konnte, dem Laien oder Novizen ebenso schwierig zu erscheinen, wie zu imponiren. Denn bei dem jugendlichen Enthusiasmus, dem feurigen Ausdruck in dem Mund des ehrwürdigen Greises, der oft mitten in der Rede abbrach, um mit nerviger Hand diejenige seines Hörers zu pressen mit dem Ausrufe: »Das soll unser Ziel sein, und Sie werden es mit erstreben helfen, nicht wahr?« — und dann wieder in eine ganz andere Bahn lenkte — hatte der Hörer immer die Empfindung, es sei sein eigener Fehler, die Trägheit seines Kopfes, welche ihn nicht zum rechten Verständniß kommen ließen. Wer aber Gelegenheit hatte, in oft wiederholten Unterhaltungen der Wesenheit Fellenberg's näher zu treten, der lernte auch wissen, woran sich zu halten. Die sonderbarsten, abweichendsten Urtheile, welche flüchtige Touristen oder oberflächliche Enthusiasten nicht selten über den Mann und seine Bestrebungen geäußert haben, erklären sich zum Theile aus dem Eindruck, welchen er selbst und seine Rede machte. — Mit schwerem Herzen den Ernst der neuen Aufgabe und das Maß der scheinbar riesigen Kräfte, die zu ihrer Lösung gehörten, erwägend, verließ ich nach dieser ersten Besprechung den Gründer von Hofwyl. »Sie haben vorerst weiter nichts zu thun, als sich umzusehen und sich mit dem vertraut zu machen, was hier vorgeht«, sagte er zu mir beim Abschied. In der That blieb ich mehrere Wochen lang ohne officielle Beschäftigung und hatte Muße genug, mich mit der neuen Heimat bekannt zu machen.

Es war ein Erziehungsstaat in vollem Wortsinn, welcher hier gegründet war. Die damalige Gliederung desselben bestand in einer höheren Erziehungsanstalt mit humanistischer Grundlage, etwa dem Gymnasium entsprechend; aus einer Realschule; aus einer landwirthschaftlichen Abtheilung, aus der Armenschule und aus der Kleinkinderschule. Ueber dreihundert Zöglinge waren auf diesen verschiedenen Anstalten vertheilt und verliehen zu manchen Tagesstunden dem einsam gelegenen Hof das Gewühl einer volkreichen Stadt. Der Complex der Anstalten war früher noch größer gewesen, da ein Mädcheninstitut, sowie ein Schullehrerseminar ebenfalls vorhanden waren. Gehen wir zu der interessanten Betrachtung der einzelnen dieser Institute über.

Die Grundlage derselben, überhaupt des ganzen Lebens und Treibens von Hofwyl war die Armenschule. Fellenberg litt und liebte aber nicht, sie so genannt zu hören; in einem gesunden Staate giebt es keine Armen mit gesunden Gliedern«, pflegte er zu sagen: »Niemand ist arm, so lange er zu erwerben vermag, was zu dem nothwendigen Bedarf des Lebens gehört.« Deshalb wurde die Anstalt, damals von etwa 60 bis 80 Zöglingen frequentirt, auch officiell »landwirthschaftliche Schule« genannt, obgleich das

Digitized by Google

manchmal Veranlassung zu ihrer Verwechslung mit dem höheren landwirthschaftlichen Institut gab. Die Zöglinge wurden entweder unentgeltlich aufgenommen, erhielten Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bücher u. s. w. völlig frei, mußten aber dann eine bestimmte Zahl von Jahren zu bleiben und landwirthschaftliche Arbeiten zu verrichten sich verbindlich machen, wofür ihnen beim Abgang ein gutgeschriebener, mäßiger Lohn als kleines Anfangscapital mitgegeben wurde; oder sie bezahlten, wenn sie sich dieser Verpflichtung nicht unterziehen wollten, jährlich eine geringe Pensionssumme, wenn ich nicht irre, zehn Louisd'or, wodurch sie aber in keiner Weise einen Vorzug vor den Freistellen erwarben. Das Haus, worin die Armenschüler wohnten, befand sich ziemlich in der Mitte der andern Gebäude, wie um anzudeuten, daß es den eigentlichen, gesunden Kern des ganzen Unternehmens beherberge.

Die Hofwyler-Armenschule ward gegründet im Jahre 1804, nachdem eine Vereinigung Fellenberg's mit Pestalozzi, dessen Anstalt eine Zeitlang sich in dem benachbarten München-Buchsee befand, in Folge des Widerstrebens der Lehrer des Letzteren, nicht zu Stande gekommen war. Die Ideen des großen Pädagogen sollten in Hofwyl wirklich lebenskräftig in die Praxis treten; dies und die Vermeidung der Klippen und Fehler, die dem Werk der Ersteren so viel geschadet hatten, war die Aufgabe, deren Lösung Fellenberg sich vornahm. Die Heranbildung verwahrloster Jugend zu sittlichen, thätigen Menschen scheint Manchem eine keineswegs schwierige Sache; in der That aber ist sie ein Problem, das bis jetzt weit seltener gelöst wird, als man gewöhnlich annehmen will. Das Schwierigste dabei ist jedenfalls, den rechten Mann zu finden für die Stelle des Hausvaters, Erziehers und Lehrers. Die Eigenschaften, welcher ein solcher in sich vereinigen muß, werden nur gar selten in einem Menschen gefunden. Dazu gehört eine Selbstverläugnung, der sich ein Mann von Kenntniß und Talent nur dann hingiebt, wenn glühende Begeisterung und Liebe für die Sache selbst in ihm jede andere Rücksicht überwiegt und jedes Interesse seines eigenen Ich zum völligen Schweigen bringt. Ein solcher Mann muß absterben für die Welt jenseits des Bereiches seiner selbstgewählten großen Familie; er muß ein Kind werden und sein unter den Kindern, die er nur dann zur Höhe zu leiten vermag, wenn er selbst mit ihnen aus dem Thal emporklimmt. Alle Freuden und Genüsse des Lebens, die er nicht mit seinen Kindern theilen kann, sind ihm gänzlich verschlossen; von dem Augenblicke an, wo er ihr Vater geworden ist, gehört ihnen jede Kraft und Stunde seines Lebens. Aber wie gerne entsagt ein solcher Mann Allem und Jedem, was ihm die Welt an Freude bieten kann, gegenüber dem unbeschreiblichen Entzücken und der Genugthuung, die ihn erfüllen muß, wenn er sieht, daß die Saat, welche er ausgestreut, in fruchtbarem Boden verheißungsvoll empor wächst!

In Folge der Schwierigkeit, den rechten Mann zu finden für ihre Leitung, kränkelte die Armenschule in Hofwyl bis in's Jahr 1810; da

Digitized by Google

endlich kam der rechte Mann. Es war Johann Jakob Wehrli, der Sohn eines Schullehrers in Thurgau. Sein Vater war eine Zeitlang in Hofwyl gewesen, um daselbst Studien für seinen Beruf zu machen, und war von Fellenberg's Plänen dermaßen begeistert worden, daß er seinen Sohn zum Armenvater vorschlug. Keine glücklichere Wahl hätte getroffen werden können. Der junge Wehrli war ein Kind an Gemüth und hingebender Liebe, eine Mutter an Weichheit, Gefühl und eifersüchtiger Sorge für die ihm anvertrauten Kinder, ein Mann in der vollsten Bedeutung an Charakterstärke, Consequenz und Sittlichkeit. Seine äußere Erscheinung war durchaus keine gebietende; im Gegentheil würde ein oberflächlicher Blick die kleine zusammengedrückte, etwas eckige Figur in ihrer ziemlich nachlässigen Haltung und schlichten, ja selbst schlechten Kleidung kaum der näheren Kenntnißnahme werth erachtet haben. Wer aber mit diesem Mann sich in ein Gespräch einließ über die Interessen, die ihn bewegten, der mußte rasch gefesselt werden. Seine gescheiten Augen blitzten dann mit unnachahmlichem Ausdruck unter den buschigen Brauen hervor bis tief in die Seele dessen, den er überzeugen wollte, sein gebücktes Haupt mit dem langen schlichten Haar richtete sich empor, der ganze Mann ward größer und seine Bedeutung trat mit jedem Wort voller, klarer hervor. Ruhig war sein Wesen und seine Rede, nichtsdestoweniger war er einer merkwürdigen Begeisterung fähig, sobald er auf das Thema seiner Lebensaufgabe, die Jugenderziehung, zu sprechen kam. Mit seltener Logik und Verstandesschärfe traf er dann immer den Nagel auf den Kopf und es gab keine Einwendungen für das, was er als das Rechte empfahl. Er wäre Pestalozzi geworden, wenn dieser nicht vor ihm gekommen wäre; seine Lehrweise war durchaus die entwickelnde dieses seines Vorbildes und Niemand wußte den Anschauungs-Unterricht so glücklich und consequent zu handhaben wie er. Auch das Kleinste benutzte er, um seine Kinder zum Großen zu leiten. Bei den landwirthschaftlichen Arbeiten, womit dieselben täglich mehrere Stunden lang beschäftigt waren, ging er Allen voran mit dem Beispiel der rüstigsten Thätigkeit. Jede Erholungspause benutzte er dann zur Anknüpfung belehrender Unterhaltung; der Stein, den ein Knabe vom Acker aufgehoben, das Unkraut, das er ausgezogen hatte, ward der Ausgangspunkt einer Kette voll anregender Lehren, in welchen sich ebenso Wehrli's außerordentliche Kenntniß, wie seine, fast instinctiv richtige Auswahl des für die Jugend Zuträglichen, wahrhaft Bildenden, in glänzender Weise manifestirte. Er war ein Autodidakt; nach Hofwyl hatte er außer einer sehr guten elementaren Vorbildung wenig an Wissenschaft mitgebracht; aber er lernte mit seinen Schülern, brach sich Jahre lang die Stunden vom Schlaf ab, um sich hinreichend vorzubereiten, und erwarb mit eisernem Fleiß und merkwürdiger Geduld solchergestalt nach und nach eine erstaunenswerthe Fülle von Kenntnissen. Nächst der Pädagogik war es hauptsächlich die Naturwissenschaft, der er sich hingab, und deren Lehren er in harmonischem Einklang mit dem Sittlichkeitsgesetz der geordneten Welt auf seine Zöglinge mit einem bis dahin kaum geahnten

Digitized by Google

Erfolg zu übertragen wußte. Das Verhältniß zwischen ihm und seinen Kindern war durchaus dasjenige eines Vaters zu seinen Söhnen; Nacht und Tag war er untrennbar um sie, wachte er an ihrem Bett, wenn sie krank waren, weinte mit ihnen über begangene Fehler und identificirte sich dergestalt mit ihnen, daß er immer in der Mehrzahl sprach, also nicht sagte: »Du sollst besser werden« sondern: »Wir wollen besser werden.« Die Erfolge einer solchen Erziehung waren außerordentliche; Unverbesserliche gab es nicht mehr unter den verwahrlosten, von der Straße aufgelesenen Kindern, denn einem solchen Gemüth vermochte auch das härteste, verdorbenste Herz auf die Dauer nicht zu widerstehen. Unter seiner Leitung hob sich die Armenschule rasch und begründete den Ruf Hofwyls. Sie ward eine Musteranstalt für die ganze civilisirte Welt und überall entstanden Nachahmungen derselben, welchen freilich zum großen Theil ein Wehrli fehlte.

Zur Zeit Fellenberg's war Hofwyl ein Wallfahrtsort für alle Diejenigen, welche sich für Erziehung, Volksbildung und Hebung der Zeitgebrechen interessirten. Fellenberg selbst hielt sich in richtiger Anerkennung der Macht und der Verdienste Wehrli's nach und nach der Schule gegenüber fast passiv; er sah, daß sie auf gutem Wege war, und hütete sich so viel als möglich vor einer Störung dieses Ganges. Der Einfluß, welchen sie unter jener sorgsamen Leitung gewann, erstreckte sich zunächst auch auf das Gesammtgedeihen seiner Unternehmungen; die Anlage derselben hatte die ihm zu Gebote stehenden Mittel erschöpft und überschritten und er befand sich eine Zeitlang in ziemlich precärer Lage. Aber nachdem er in den Zöglingen der Armenschule einen Stamm williger, allen Anderen mit gutem Beispiel vorangehender Hilfsarbeiter gewonnen hatte, besserte sich auf einmal Alles; die Erträge der Gutswirthschaft hoben sich von Jahr zu Jahr und neben ihnen brachte auch der stets wachsende Zudrang zu den übrigen Anstalten seine goldenen Früchte. Fellenberg war nicht der Mann, das Licht unter den Scheffel zu stellen; er verstand es sehr gut, die Aufmerksamkeit auf seine Unternehmungen zu lenken und sie wach zu erhalten. Bald erzielte er dies durch die Schriften, die er mit unermüdlichem Eifer in die Welt sandte, bald durch großartige Volksfeste, die er in Hofwyl veranstaltete; jeden Besuchenden strebte er für seine Sache zu gewinnen und ihn zum Missionär derselben zu machen; ja, selbst die fast zu häufige Polemik, in die er sich fort und fort gegen anders Meinende einließ, diente ihm als Mittel zum Zweck fortwährender Spannung der Zeitgenossen.

Fellenberg war kein Landwirth; als er sein Gut übernahm, verstand er von der eigentlichen Landwirthschaft wenig oder nichts. Er mußte von seinen Arbeitern und aus Büchern lernen und verfiel im Anfang seiner Wirthschaft auf die größten Seltsamkeiten und Fehler, welche sich empfindlich rächten. Thaer's Einleitung in die englische Landwirthschaft erschloß ihm die ersten richtigen Blicke in den Betrieb; mit seltener Energie wußte er sich die Grundsätze der neuen Lehre anzueignen und sie in das praktische

Digitized by Google

Leben überzuleiten. Er ward Erfinder; jedes altherkömmliche Geräth ward in die Rumpelkammer gestellt und dafür ein neues substituirt; er construirte, allerdings auf britischer Grundlage, vortreffliche Säemaschinen, neue Pflüge und selbst Getreidemähe-Maschinen, die wie ein Schiebkarren gefahren wurden. Die Norfolker Vierfelderwirthschaft wurde eingeführt und neben ihr der Anbau von Bohnen und Gras; mit Erstaunen sahen die Bauern der Umgegend den Pflug plötzlich in eine Tiefe arbeiten, vor der sie sich fürchteten, und trotz ihres Kopfschüttelns erwuchsen nach solcher Bestellung von Jahr zu Jahr bessere Ernten. Das Verdienst Fellenberg's in dieser Hinsicht um die Landwirthschaft seines engeren und weiteren Vaterlandes ist lange nicht genug gewürdigt, er hat unbestreitbar das Recht auf den Ehrenplatz im Süden, welcher Thaer im Norden eingeräumt worden ist. In seinen späteren Jahren verlor er leider den Geschmack an durchgreifenden landwirthschaftlichen Neuerungen einigermaßen, und Manches, was der Fortbildung werth gewesen wäre, erstickte im Keime oder ging wieder in die althergebrachte Bahn zurück. Selbst der ungefüge plumpe Aargauer Pflug kam nach und nach wieder zur Geltung neben dem allgemein eingeführten schottischen Schwingpfluge.

Im Anfang dieses Jahrhunderts erregte die landwirthschaftliche Umwälzung Hofwyls aber ein ganz außerordentliches Aufsehen, und der Zudrang der Eleven, welche daselbst das neue Heil der Production zu finden hofften, war so groß, daß im Jahre 1807 ein höheres landwirthschaftliches Institut unter sehr glücklichen Auspicien eröffnet wurde. Aus aller Herren Länder fanden sich die Zöglinge für dasselbe ein; eine große Zahl derselben erwachsene Männer, Gutsbesitzer, Administratoren, Lehrer. Merkwürdige Experimente wurden damals in Hofwyl ausgeführt; einige davon sind für die Wissenschaft auf ewige Zeiten hin von Wichtigkeit geworden. Insbesondere begründete dort Schübler seine Physik der Agronomie und Schwerz legte hier den Grund zu seiner späteren erfolgreichen Wirksamkeit. Aber der Zusammenfluß so vieler urtheilsfähiger Männer streifte nach und nach den Nimbus von der Hofwyler Landwirthschaft mehr und mehr ab; es wurden die widersprechendsten Urtheile über dieselbe laut und es begann sich eine ungünstige Stimmung darüber zu verbreiten. Der Zudrang ließ nach und das Institut ging im Jahre 1820 wieder ein. Fellenberg führte als Grund davon stets an, daß die demagogischen Bestrebungen, welche dazumal Deutschland durchwühlten, sich auch durch die erwachsenen Eleven nach Hofwyl verpflanzt und dem ganzen Unternehmen Gefahr gebracht hätten; der eigentliche Grund der Auflösung des höheren landwirthschaftlichen Institutes lag aber wohl darin, daß es sich selbst überlebt hatte und nicht mehr mit anderweitigen ähnlichen Anstalten concurriren konnte. Fellenberg's Vorträge selbst vermochten nicht zu fesseln; ihm fehlte durchaus der scharfe logische Gang Thaer's, welcher ohne Ueberstürzung, aber auf sicheren Grundlagen voraneilte. Die letzteren suchte Fellenberg durch enthusiastisches Feuer zu ersetzen; was heute in seinem Kopfe beschlossen war, sollte morgen fertig

Digitized by Google

sein; aber gewaltsame Eingriffe in die Naturgesetze verträgt die Landwirthschaft nicht. Nichtsdestoweniger war der Unterricht in derselben ziemlich regelmäßig fortgesetzt, da immer noch Zöglinge der übrigen Anstalten mit der ausgesprochenen Absicht des Studiums der Landwirthschaft sich in Hofwyl als Zuhörer befanden. Ich habe mehreren Unterrichtsstunden Fellenberg's als Zuhörer beigewohnt und von demselben keinen anderen Eindruck empfangen, als wie von der ersten Unterredung mit ihm. Jede Systematik war ihm fremd, er knüpfte seine Lehre genau an die Praxis der Jahreszeit an, sprang aber dabei in die heterogensten Bereiche über. Ich erinnere mich, daß er in einer Stunde von den Disteln im Weizen auf das bildliche Unkraut zu sprechen kam und plötzlich zu den Sclavenjagden in Afrika überging, so daß in drei Viertheilen der ganzen Zeit von Landwirthschaft nicht mehr die Rede war.

In seinen letzten Lebensjahren hatte er die Idee der Neugründung eines landwirthschaftlichen Institutes wieder aufgenommen und es sollte dasselbe durch Heranziehung vieler Kräfte in großartigster Weise sich entwickeln. Sein Tod verhinderte die Ausführung dieses, wie vieler anderen Pläne. Nach demselben, im Jahre 1845, stifteten seine Nachfolger allerdings eine Ackerbauschule auf dem eine Stunde von Hofwyl entfernten Orte Rüti, allein unter Verhältnissen, welche dem Unternehmen von vornherein keine Zukunft weissagten. Dieses Gut hatte Fellenberg gekauft, lag aber wegen des darauf haftenden Zehenten mit der Bernischen Regierung in Proceß. Da ein Gesetz vorhanden war, wornach ein Feld, welches eine Reihe von Jahren lang — ich glaube zwanzig — nicht zehentpflichtig gewesen ist, von der Abgabe auf immer befreit ward, so hatte Fellenberg mit merkwürdigem Eigensinn und zu seinem offenbaren Nachtheil den ganzen Betrieb der Rüti so eingerichtet, daß daselbst durchaus keine zehentpflichtigen Producte, also kein Getreide gebaut wurde, bis jene Frist abgelaufen sein würde. Unter derlei Umständen war aber mit dem besten Willen etwas Ersprießliches für eine zweckmäßige Heranbildung von Ackerbauschülern kaum zu leisten, und es konnte nicht ermangeln, daß der Unmuth über verfehltes Leben und Wirken hie und da mißliebig hervorbrach.

Die höhere Erziehungsanstalt oder das Gymnasium von Hofwyl, schlichthin das große Haus genannt, ward im Jahre 1808 errichtet und entwickelte sich sehr rasch zu einer Bedeutung und einem Umfange, wodurch im Laufe der Zeit die übrigen Anstalten einigermaßen in Schatten gestellt wurden. Der erste Lehrer war Griepenkerl aus Braunschweig, der erste Erzieher oder Hausvater Lippe. Alle Nationen der Welt waren unter den Zöglingen vertreten; Deutsche vorzüglich vom Niederrhein und aus dem Süden, dann Ungarn, Amerikaner, Asiaten, Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen u. s. w. Den Stamm und die Mehrzahl bildeten aber die Briten, denn in England war Fellenberg's Name und Wirken weit bekannter und mehr gewürdigt worden wie im übrigen Europa, und besonders hatte Lord Brougham durch seine Bill im Parlament, welche eine Reform der Jugend-

Digitized by Google

bildung nach Fellenberg'schen Grundsätzen verlangte, außerordentlich dazu beigetragen, Hofwyl als eine Muster-Erziehungsanstalt erscheinen zu lassen.

Alle Altersclassen waren in demselben repräsentirt, Knaben von sieben und Jünglinge von zwanzig Jahren. Die jüngsten bildeten eine gesonderte Abtheilung für sich und entbehrten weder der mütterlichen weiblichen Pflege, noch irgend einer Maßregel für das leibliche Wohl in so zarter Jugend. Nur die ältesten Jünger hatten besondere Zimmer für sich. Verschiedene von diesen, namentlich die Fürstensöhne, deren so viele in Hofwyl erzogen worden sind, hatten öfters noch ihre eigenen Erzieher bei sich und wohnten dann mit diesen zusammen. Die Uebrigen befanden sich in zwei großen Schlafsälen einquartirt, von welchen ein jeder ungefähr vierzig Betten enthielt; je zwei davon standen in abgesonderten Verschlägen mit einem Schrank und den übrigen einfachen, aber genügenden Utensilien. In jedem Saale schlief ein Erzieher mit den Knaben, welcher Abends und in der Nacht die Runde machte und die Ordnung aufrecht erhielt. In dieser Pflicht wechselten die Lehrer von vier zu vier Wochen ab. Die Schlafsäle waren außerordentlich geräumig, hell und luftig; Krankheitsfälle kamen trotz der etwas exponirten Lage und dem rauhen Klima Hofwyls selten vor; auch in dieser Hinsicht war genügende Sorge getragen. Die Anstalten hatten einen eigenen Arzt, welcher täglich kam; alle Monate erschien ein Zahnarzt von Bern; die Vaccination wurde regelmäßig im Jahre einmal vorgenommen, gut eingerichtete Krankenzimmer und selbst orthopädische Vorrichtungen fehlten nicht.

Das Tagewerk in dieser Anstalt war ungefähr das folgende: Um sechs Uhr früh erhob sich männiglich. Nach einer sorgfältigen Reinigung wurde ein Gebet gesprochen und sodann das Frühstück im Speisesaale eingenommen, welches unabänderlich und ohne Unterschied aus Milch und Brot bestand. Um sieben Uhr begannen gewöhnlich die Lectionen der verschiedenen Classen. Die obersten derselben entsprachen höchstens der Tertia deutscher Gymnasien, doch kamen einzelne Zöglinge bei längerem Aufenthalte auch weiter, so daß sie von Hofwyl aus die Universität beziehen konnten. Um die humanistischen Studien hatte sich besonders Dr. Theodor Müller, ein geistreicher Sprachkenner und Lehrer, dessen deutsche Grammatik ein leider viel zu wenig bekanntes Musterlehrbuch ist, während seines mehr als dreißigjährigen Aufenthaltes in Hofwyl das größte Verdienst erworben. Die Lehrzimmer der einzelnen Classen waren sämmtlich sehr geräumig und vorzüglich ausgestattet. Diejenigen Zöglinge, welche etwa von einer Unterrichtsstunde entbunden waren, befanden sich in den Arbeitssälen, wo sie ihre Aufgaben ausarbeiteten, zu welchem Zwecke sie auch täglich mehrere Stunden hier vereinigt waren. Jeder hatte seinen eigenen Platz an breiten Tischen, welche in der Mitte durch verschließbare Bücherschränke so geschieden waren, daß sich die Gegenübersitzenden nicht sehen und stören konnten. Ein Lehrer war fortwährend zur Aufsicht in den Arbeitssälen gegenwärtig. Im Sommer wurde manchmal der Unterricht auch im Freien ertheilt, zu welchem Behufe eine geräumige Laube mitten im Park als Sommerlehrsaal eingerichtet war.

Digitized by Google

Um acht Uhr bekamen die Knaben ein Zwischenfrühstück, das blos in einem Stück Brot bestand. Um elf Uhr begann der Turnunterricht, welchem sich keiner entziehen durfte und der in Hofwyl zu einer Höhe und Vollkommenheit gediehen war, wie ich dies anderwärts nicht wieder gesehen habe. Fast alle Lehrer nahmen daran Theil und hatten es zu großer Kunstfertigkeit gebracht, während einzelne Zöglinge, worunter sich insbesondere die Italiener hervorthaten, darin wahrhaft Erstaunenswerthes leisteten. Mehrere Male im Jahre fanden große Turnfeste statt, bei welchen die Körpergewandtheit der frischen kräftigen Jugend das ansprechendste Bild darstellte. Auch ein eigener Fechtmeister, ein Maitre d'armes der französischen Schweizergarde, war angestellt und ertheilte regelmäßigen Unterricht. Bei den öffentlichen Assauts wußten ihm seine Schüler, darunter besonders ein Javanese, oft tüchtig warm zu machen. Er leitete auch die Exercirübungen, welche insbesondere für die Schweizer eingerichtet waren, die dermaleinst alle der vaterländischen Wehrpflicht Genüge zu leisten hatten.

Punkt zwölf Uhr wurde gespeist. Der Speisesaal befand sich zu ebener Erde und die Tafel in Hufeisenform aufgestellt, zählte gewöhnlich achtzig und mehr Gäste. Fellenberg saß in der Mitte, ihm zur Seite die beiden Religionslehrer, die übrigen Lehrer unter den Zöglingen vertheilt. Die jüngsten Kinder befanden sich unter der besonderen Obhut der Damen des Hauses, an deren Spitze Fräulein Adele von Fellenberg die Oberaufsicht führte. Ein einziger Diener, Friedrich, ein früherer Zögling der Armenschule, besorgte die Aufwartung, welche dadurch erleichtert war, daß eine Maschine aus der großen Küche im Souterrain die Speisen in den Saal emporbrachte. Diese waren ebenso einfach als kräftig und bestanden blos aus Suppe, Gemüse und Braten. Gekochtes Fleisch, Schweinefleisch u. s. w. kamen selten oder niemals auf den Tisch; ebenso waren Gewürze verpönt. Wöchentlich einmal gab es Obstpudding oder Fleischkuchen zum großen Ergötzen der Engländer. Alle Speisen waren sehr schmackhaft und kräftig zubereitet und stets in überreichem Maße vorhanden. Das Brot, unähnlich dem in der Schweiz gewöhnlichen, war Schwarzbrot mit einem Zusatz von Mehl aus Gerste und Ackerbohnen, aber stets vorzüglich ausgebacken und wohlschmeckend. Als Getränk wurde leichtes Bier verabreicht, davon aber nur ein sehr mäßiger Gebrauch gemacht. Fellenberg oder in seiner Stellvertretung einer der Geistlichen, eröffnete den Tisch mit einem kurzen Gebete oder Spruch. Es fehlte nicht an mancherlei anregender Unterhaltung während der Mahlzeit, welche stets in der heitersten Ordnung vor sich ging und niemals irgend einen Zwang gewahren ließ. Nach Tisch hatten die Zöglinge eine Stunde Freiheit, welche zu Spielen mancherlei Art verwendet wurde.

Um zwei Uhr begannen wieder die Lectionen und dauerten bis vier oder fünf Uhr; wer eines Vesperbrotes bedurfte, empfing ein Stück Brot in der Zwischenzeit. Um sechs Uhr fand Sommer und Winter die Abendmahlzeit statt, welche sich von der des Mittags nicht unterschied. Darauf war wieder eine Stunde freie Zeit, welche die Zöglinge mit Besorgung ihrer

Digitized by Google

kleinen Gärten, von welchen ein Jeder einen besaß, oder mit Spielen ausfüllten. Hierauf wurden in den Arbeitssälen die Aufgaben für den folgenden Tag vollendet; um acht Uhr gingen die Kleinen, um neun Uhr die Größeren zu Bett.

Am Sonntag fand regelmäßiger Gottesdienst in dem Betsale der Anstalt statt, welchen sämmtliche Angehörige Hofwyls beizuwohnen verpflichtet waren. Es war gewöhnlich sowohl ein katholischer, wie auch ein evangelischer Geistlicher angestellt; Beide wechselten in der Predigt mit einander ab. Außerdem las der Erstere allsonntäglich Messe. Fellenberg hatte oft das Glück, sehr tüchtige Männer für diesen schwierigen Posten zu gewinnen, von welchen Einzelne später zu hohem Ansehen gelangt sind. Manchmal waren aber auch Mißgriffe in deren Wahl geschehen, wie dies ja unvermeidlich ist und die Folge davon machte sich nicht selten in unangenehmen Unzuträglichkeiten bemerkbar. Ich erinnere mich noch einer Gastpredigt eines hannoverschen Candidaten, welcher, auf der Kanzel in's Stocken gerathen, seinen Vortrag in auffallender Weise durch die Declamation eines Geibel'schen Liedes schloß, welches nichts weniger als geistreich war, sich damit aber auch die Aussicht auf die Anstellung abschnitt.

Von Zeit zu Zeit betrat auch Fellenberg selbst die Kanzel und wußte durch die Macht und Begeisterung seiner Rede die Zuhörer öfters in wunderbare Stimmung zu versetzen, wenn sie auch seinem Gang keineswegs immer zu folgen vermochten. Seine religiösen Vorträge, von welchen er eine Anzahl in den pädagogischen Blättern von Hofwyl veröffentlicht hat, fanden gewöhnlich zum Beginne der Curse, oder bei dem Schlusse derselben statt; zuweilen auch bei besonderen Veranlassungen, z. B. wenn es galt, einem Uebelthäter recht eindringlich in die Seele zu reden. Den gedruckten Reden hat er die Bemerkung vorangestellt, die Leser möchten bedenken, daß sie nicht von einem Theologen, sondern von einem anspruchslosen christlichen Hausvater herrührten.

Die Nachmittage des Sonntags wurden mit Spaziergängen, Spielen und leichteren Uebungen auf das angenehmste zugebracht. Unten im Moos bei Seedorf erstreckte sich ein kleiner See weit genug, um hübsche Fahrten im Kahn oder Segelboot zu gestatten; hier thaten sich alle Engländer als geborne Theerjacken weidlich hervor. Auch das Fischen unter Aufsicht der Lehrer durfte von Zeit zu Zeit geübt werden. Die erwachsenen Zöglinge bekamen auf Verlangen Reitunterricht, und manchmal bewegte sich eine große Cavalcade, Fellenberg selbst immer an der Spitze, durch die Fluren von Hofwyl. Der strenge Winter brachte fast noch mehr Vergnügungen wie der Sommer; der oft viele Fuß hohe Schnee gab Gelegenheit zur Auferbauung kolossaler Festungen, die Abhänge ringsumher wurden pfeilschnell mit kleinen Schlitten befahren und der See bot eine prächtige Schlittschuhbahn. Ueberall waren die Lehrer dabei und mitten darin in den Spielen; ich habe von der Hofwyler Jugend erst den Bockschlitten zu steuern gelernt. Es ist sehr hervorzuheben, daß bei der großen Menge von Zöglingen selten oder niemals

Digitized by Google

Unglücksfälle vorgekommen sind. Die Abende des Sonntags wurden gewöhnlich in dem häuslichen Kreise Fellenberg's zugebracht, wo Musik und Declamation eine edle, Jedermann willkommene Unterhaltung boten.

Dies war das Leben im sogenannten großen Haus, worin außer Fellenberg und seiner Familie noch viele Lehrer und die Diener, im Ganzen weit über hundert Menschen wohnten. Auch die Bibliothek, der Concertsaal, das Bethaus befanden sich in demselben.

Der Director der höheren Erziehungsanstalt oder der Hausvater war damals Dr. Mey aus Eisenach, ein sehr verdienstvoller, würdiger und kenntnißreicher Pädagog, der leider zu früh verstorben ist. Interessant war öfters die babylonische Sprachverwirrung, welche unter den Zöglingen herrschte. Die officielle Sprache war hochdeutsch, und es wurde darauf gehalten, daß dieselbe in Gegenwart der Lehrer, bei Tisch u. s. w. allein gebraucht wurde. Die Umgangssprache der Zöglinge unter sich aber war die englische, und sie lernten dieselbe gewöhnlich mit erstaunlicher Schnelligkeit handhaben. Viele Zöglinge sprachen in der kurzen Zeit eines halben Jahres oft vier lebende Sprachen mit ziemlicher Fertigkeit nebeneinander, so daß es ihnen ganz einerlei war, in welcher sie Antwort gaben. Es kamen aber auch solche barocke Erscheinungen vor, wie sie uns von überall daher geschildert werden, wo ein Conflux von Nationalitäten vielerlei Idiome verschmilzt. Unter Anderem war ein erwachsener Halbmalaye aus Java mehrere Jahre Zögling des großen Hauses, in dessen Kopf fast alle Sprachen der Welt so durcheinander summten, daß keine Ordnung mehr hineinzubringen und er durchaus nicht im Stande war, sich in einer einzigen correct auszudrücken, obgleich er sich in allen ganz gut verständlich zu machen wußte. Wenn auch vielleicht die Lehre selbst hie und da Manches zu wünschen übrig ließ, so ist doch das große Haus von Hofwyl in der That das unerreichte Muster einer Erziehungsanstalt gewesen, und Bürge dafür sind die vielen tüchtigen Männer, welche daraus hervorgegangen sind. Mit vielen davon bin ich auf späteren Lebenswegen wieder zusammengetroffen und Alle versicherten mich, daß sie ihre glücklichste Jugendzeit in Hofwyl verlebt hätten; in Allen war die Verehrung Fellenberg's und die Dankbarkeit gegen ihre Lehrer auf das lebendigste wach geblieben. Schon die immerwährende Gesundheit aller Zöglinge und der Umstand, daß unter Tausenden kein einziger Fall von Heimweh vorgekommen ist, sprach mehr zu Gunsten der Anstalt, wie jedes geschriebene Zeugniß.

Im Jahre 1830 wurde die Realschule gestiftet. Sie war eine bloße Mittelschule und ursprünglich nur für Schweizer bestimmt. Der Unterricht erstreckte sich in den Sprachen blos auf die neueren, deutsch, französisch und italienisch, die drei Hauptidiome der Schweiz, aber die Zöglinge konnten auch am Unterricht im Englischen und im Lateinischen theilnehmen, wenn dies gewünscht wurde. Diese Anstalt gedieh rasch zu einer freudigen Blüthe; sie zählte damals über hundert Schüler, welche eine mäßige Pension von zwanzig Louisd'or jährlich entrichteten; es befanden sich unter ihnen schon

Digitized by Google

erwachsene Leute, sogar ein Paar junge Officiere der schweizerischen Miliz. Die Lehrer an der Realschule waren vorzugsweise Schweizer. Ihr Director Daengeli wurde später Vorsteher eines landwirthschaftlichen Instituts im Canton Zürich. Es herrschte einige Abgeschlossenheit gegen die übrigen Anstalten und deren Lehrer hier vor, ohne daß dieselbe jedoch jemals zu einem unangenehmen Abtrennen gekommen wäre; der Schweizer ist gegen den Ausländer nicht freundlich gesinnt, theils aus historischen, theils aus anderen Gründen, zu welchen er leider manche Berechtigung empfangen hat. Trotzdem ist es niemals vorgekommen, daß ernstliche Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Schulen stattgefunden hätten; dazu ließ es die Gemeinsamkeit des Strebens der Lehrer niemals kommen. In vielen Fächern, z. B. in den Naturwissenschaften und in der Landwirthschaft, erhielten die Zöglinge der Realschule mit denen des großen Hauses gemeinschaftlichen Unterricht. Fellenberg trug sich mit der Idee der Gründung einer allgemeinen schweizerischen Gewerbeschule oder eines polytechnischen Institutes in Hofwyl als Fortsetzung der Realschule, und es waren dafür schon manche wichtige Vorarbeiten gemacht worden, als der Tod ihn ereilte.

Zur Vervollständigung des Hofwyler Erziehungswesens diente eine Kleinkinderschule, zu welcher das Personale der verheirateten Lehrer und sonstigen Angestellten bis herab zu den Arbeitern das Contingent stellte. Auch aus den umliegenden Höfen und aus Münchenbuchsee kamen kleine Zöglinge. Die obere Leitung befand sich in weiblichen Händen und die Fröbel'schen Grundsätze wurden hier in einer geläuterten Auffassung mit vielem Erfolge praktisch erprobt. Eine Zeitlang gehörte auch ein Erziehungsinstitut für Mädchen, welches Fellenberg's Gattin leitete, zu dem Complex der Hofwyler Anstalten.

Eines sehr merkwürdigen Experimentes, nämlich der Maykirch-Colonie, verdient gedacht zu werden. Fellenberg hatte es sich zur Aufgabe gemacht, durch die Praxis nachzuweisen, daß eine richtige landwirthschaftliche Armenerziehung keineswegs große Geldopfer beanspruche, sondern sich selbst zu erhalten, ja sogar das Anlagecapital zurückzuerstatten vermöge. Zu dem Ende kaufte er in dem Dorfe Maykirch, zwei Stunden von Hofwyl, ein Heimwesen mit einigen Ackern vernachlässigten Landes und setzte dahin elf Knaben mit einem Lehrer gewissermaßen als Robinsone der Civilisation. Im Anfange haperte die Wirthschaft freilich an allen Ecken und Enden; sie mußte Vorschüsse und Hilfe empfangen. Aber einmal auf einer gewissen Höhe angelangt, ging sie vorwärts und arbeitete sich so wacker durch, daß sie schuldenfrei ward, und das Gütchen, als die Zöglinge in's weitere Leben traten, mit Vortheil wieder verkauft werden konnte. Diese Colonie erregte die größte Aufmerksamkeit und ward Veranlassung zu vielen Versuchen der Nachahmung. Das empfehlenswerthe Buch des Diaconus Lange in Dresden: »Ueber Feldgärtner-Colonien« hat die Gedanken Fellenberg's in dieser Hinsicht weiter ausgeführt, und der vortreffliche Suringar in Holland hat sie auf das schönste und im größten Maßstabe in der Praxis weiter zu bauen gewußt.

Digitized by Google

Eine ganz besondere Einrichtung schuf Fellenberg durch die Normalcurse zur Bildung tüchtiger schweizerischer Schullehrer. Der erste Versuch derselben datirt vom Jahre 1808, wo unter Zeller's Leitung vierzig Seminaristen einem vollständigen Lehrgang der Pädagogik zu Hofwyl folgten. Nach vielem Drängen von Seiten Fellenberg's und einigen seiner Freunde entschloß sich aber erst im Jahre 1832 die Regierung von Bern zu dem Versuche einer Mitwirkung des Staates zu dem genannten Zwecke, und bei diesem einen Versuche ist es leider auch geblieben. Ueber dreihundert Schullehrer wohnten dem dreimonatlichen Normalcurs in Hofwyl völlig unentgeltlich bei; die geringe Subvention, welche Fellenberg von der Cantonsregierung dazu erhielt, verwandte er ganz und gar auf die Anschaffung und unentgeltliche Vertheilung von Büchern zweckmäßigen Inhalts. Durch keine andere Neuerung aber erwarb sich Fellenberg so viele gehässige Feinde, wie durch diese, und zugleich so gewaltige und furchtbare. Nunmehr stellte sich fast die gesammte Geistlichkeit an die Spitze seiner Gegner, denn sie sollte ja ihren Jahrhunderte alten Einfluß auf die Schullehrer und damit zum Theile auf die heranwachsende Jugend einbüßen; dies war nämlich ihre allgemeine Auffassung der Fellenberg'schen Reformbestrebungen im Gebiete der Schullehrerbildung. Ueberall erhoben sich von der Kanzel herab und im offenen Rath Stimmen des Hasses und der Verleumdung. Der bedeutendste Widersacher, den er fand, war der Pfarrer Bitzius in Lützelflüh, der unter dem Namen Jeremias Gotthelf sich den Ruhm erworben hat, zu den größten Volksschriftstellern aller Zeiten und Völker zu zählen, wenn er nicht überhaupt der einzige echte Volksschriftsteller ist, der bis heute gelebt hat. Aber selbst er vermochte der großartigen Persönlichkeit Fellenberg's seine Achtung keineswegs zu versagen.

Der hartnäckigste seiner Gegner war aber der Pfarrer von Münchenbuchsee, in dessen Sprengel Hofwyl eingepfarrt war und der in Folge der Anregungen Fellenberg's seine frühere Stellung als Seminardirector eingebüßt hatte. Die Veröffentlichungen, in welchen beide Männer ihre Ansichten und Gesinnungen an den Tag legten, führten zu einem höchst unerquicklichen Injurienproceß, welchen Fellenberg, unter Benützung der biegsamen gesetzlichen Formen endlos zu führen verstand, indem sonst eine ihm unliebsame Verurtheilung unvermeidlich gewesen wäre. Die Leidenschaft und die Fehler waren auf beiden Seiten gleich groß; wenn auch im Beginne des Streites Fellenberg in seinem guten Rechte war.

Die Hilfsmittel der Hofwyler Anstalten waren so bedeutend, wie sie niemals ein anderes Privatinstitut aufzuweisen hatte. Dem palastähnlichen großen Haus gegenüber befand sich über dem Gewächshaus eine Anzahl mechanischer Werkstätten, in welchen die Zöglinge in der Tischlerei, Drechslerei und Buchbinderei Unterricht erhielten. Der Park, worin sich der Sommerlehrsaal befand, war als botanischer Garten mit einer Menge in- und ausländischen Sträuchen und Bäumen angelegt. Ein eigenes Haus enthielt die Räume für die Musikübungen, wodurch die Störungen des Unterrichtes

Digitized by Google

vermieden wurden, zugleich den Fechtsaal und Bäder. Die Armenschule stand mitten in einem großen Gemüsegarten, daneben die Räume für das frühere Schullehrer-Seminar, welche später zu Wohnungen und zur Aufnahme eines Theiles der Sammlungen eingerichtet wurden. Die Mitte der sämmtlichen Gebäude nahm die Kanzlei, der Sitz der Buchhaltung ein. Ueber diesem Gebäude erhob sich ein Thürmchen, welches einen freien Blick über die ganze Besitzung gestattete; von hier aus überwachte Fellenberg in den ersten Jahren nicht selten seine Arbeiter und rief ihnen mit dem Sprachrohre Verhaltungsbefehle zu. Unterhalb der Realschule war ein großer Saal als Turnplatz und Reitschule eingerichtet. Zwei besondere Bassins dienten zu Bädern für die Jugend, das eine für die jüngeren Zöglinge, das andere, eine vortrefflich eingerichtete Schwimmanstalt, für die Erwachsenen.

Die landwirthschaftlichen Gebäude waren alle musterhaft; sämmtliche Ställe standen über gewölbten Reservoirs, in welche die Flüssigkeit ablief. Die Anstalten besaßen ihre eigene Fleischerei, Bäckerei, Waschküche mit Dampfeinrichtung, einen besonderen Schneider und Schuhmacher. Eine Eisgrube fehlte nicht. Etwas abgesondert von dem Hauptcomplex an der Straße nach Münchenbuchsee diente ein besonderes Gebäude als Hôtel, wo fremde Gäste Unterkunft fanden. Hier war auch das chemische Laboratorium, worin Schübler, Zoega, Fleischer, Delsberger ihrerzeit gewirkt und eine werthvolle Sammlung von Präparaten zusammengebracht hatten; im Jahre 1843 ward es den gestiegenen Anforderungen der Wissenschaft gemäß mit großer Liberalität neu eingerichtet. In dem dazu gehörigen Garten befanden sich noch die von Schübler aufgestellten Regenmesser, die er selbst gradirt hatte, und welche für mich ein wahrer Gegenstand der Verehrung gewesen sind, da sich so viele treffliche Beobachtungen dieses verdienstvollen Naturforschers an sie knüpften. Auch das physikalische Cabinet neben dem Laboratorium war reich dotirt.

In demselben Hause befand sich ein Lesezimmer, worin viele periodische Schriften den Lehrern zur unbeschränkten Verfügung standen. Die Bibliothek von Hofwyl war sehr bedeutend und enthielt viele kostbare Schätze; nur schade, daß die Neuzeit darin nicht so gut vertreten war, wie frühere Epochen. Zoologische, mineralogische, botanische Sammlungen waren in ausreichendem Maße und in sehr guter Ordnung vorhanden. Dazu kam noch eine reichhaltige Sammlung aller musikalischen Instrumente; es war ein kleines Theater da, kurz, es fehlte nichts zur Erleichterung der Lehre und zur Erheiterung des Lebens.

Die Gutswirthschaft wurde höchst sorgfältig und geordnet betrieben. Aus einem sehr verwahrlosten Felde war ein überaus reiner, fruchtbarer Acker entstanden, wo der intensivste Betrieb auf der einen Seite, auf der anderen hingegen wieder die minutiöseste Cultur, die es auf Beschäftigung möglichst vieler Hände absah, herrschte. Das Land wurde nunmehr in acht Feldern bebaut; die Hauptproducte, welche erzeugt wurden, waren Weizen, Bohnen und Kartoffeln. Nichts von denselben brauchte verkauft zu werden,

Digitized by Google

sondern Alles wurde von der Bevölkerung Hofwyls selbst consumirt, ein Vortheil, welcher die Productivität zu einer ganz ungewöhnlichen machen mußte. In den letzteren Jahren lieferte das neu hinzugekaufte Vorwerk, die Rüti, einen sehr großen Theil des Futterbedarfs für die sehr bedeutende Viehzucht. Jedem, welcher Hofwyl besucht hat, wird das gartenähnliche Aussehen der Felder, die Reinheit und Ueppigkeit der Saaten und Wiesen, die zweckmäßige Anlage und der gute Stand aller Wege höchst angenehm in das Auge gefallen sein.

Das Leben der Lehrer in Hofwyl, deren es zu meiner Zeit achtundzweißig waren, war ein höchst angenehmes und collegialisches, und ich kann mich durchaus nicht auf eine jener in anderen Instituten so häufig vorkommenden Häkeleien und Eifersüchteleien zwischen Einzelnen besinnen. Sie waren sämmtlich, mit Ausnahme eines Franzosen, Schweizer oder Deutsche. Viele von den ersteren, und gerade die tüchtigsten darunter, waren aus dem Institute selbst, und zwar aus der Armenschule hervorgegangen. In der Verehrung Fellenberg's stimmten sie sämmtlich überein, und ich habe den Ausdruck derselben oft in überraschender Weise bei Gelegenheiten wahrgenommen, welche vielleicht dazu geeignet waren, eher das Gegentheil zu provociren. Es war ein merkwürdiger wissenschaftlicher Drang und Eifer in dem ganzen Lehrerpersonal; die Einzelnen darunter suchten sich unabläßig in alten und neuen Sprachen, in der Naturwissenschaft, im Zeichnen und Malen auszubilden; fast ein Jeder trieb Musik und die Stenographie war damals schon in Hofwyl ein ganz allgemein eingeführter Gegenstand der Uebung und Lehre. Sie hatten zusammen sogar einen wissenschaftlichen Verein gegründet, welcher sich während des Winterhalbjahres wöchentlich einmal in dem Lesezimmer versammelte; hier wurden Vorträge gehalten und discutirt, chemische und physikalische Experimente ausgeführt, Quartette von Mozart und Beethoven in großer Vollkommenheit zu Gehör gebracht. Die Musik bildete überhaupt ein hervorragendes Element der Erziehung und geistigen Unterhaltung in Hofwyl. Drei eigene Musiklehrer waren angestellt, die Leitung des musikalischen Studiums ruhte in den Händen des Musikdirectors Breidenbach, eines ebenso tüchtigen wie bescheidenen Componisten.

Da außerdem fast jeder Lehrer ein Instrument spielte — manche darunter mit wahrhafter Virtuosität — und eben so viele Zöglinge tüchtig musikalisch gebildet waren, so stand immer eine vollzählige, ziemlich gut besetzte Kapelle zur Verfügung, welche selbst die Ausführung größerer Concertwerke ermöglichte. Auch die Aufführung von Melodramen gelang hie und da vortrefflich; jährlich einmal, zu Ostern, fanden theatralische Vorstellungen der Zöglinge unter Regie der Lehrer statt, welche vaterländische Dramen, wie: Andreas Hofer von Immermann, oder die Schlacht bei St. Jakob von Hottinger, zur Aufführung brachten, selbstverständlich mit den nothwendigen Kürzungen. Bei dem außerordentlichen Sinn der Schweizer für derartige Darstellungen fehlte es bei diesen Festen nicht an schaulustiger

Digitized by Google

Menge von nah und fern. Die Weihnachtszeit brachte gewöhnlich Aufstellungen lebender Bilder und ähnlicher Vergnügungen mit geistigem Reiz. Aber nur in den Ferien wurden derartige Aufführungen einstudirt und boten ein willkommenes Mittel zur zweckmäßigen Beschäftigung der Jugend in einer sonst dem Ausruhen gewidmeten Zeit. Jährlich einmal machten die Zöglinge des großen Hauses unter Leitung eines oder mehrerer Lehrer eine vierwöchentliche Fußreise durch die Schweiz.

Aus dem Hofwyler Lehrerpersonal sind Männer hervorgegangen, deren Bedeutung und Wirksamkeit die Welt anerkannt hat. Viele Namen vom besten Klang in der Wissenschaft, wie im Leben, wären hier anzuführen, deren Weihe die beste Widerlegung gegen einen Theil des Mitleidrufes des Jeremias Gotthelf sein würde. Keinen Augenblick soll abgeleugnet werden, daß nicht nur Manche, daß sogar Viele darunter sich befunden haben, welche ihrem Amte nicht völlig gewachsen waren und die Bedeutung ihrer Aufgabe nicht begriffen hatten. Aber auch diese nahm der Strom mit, die Begeisterung Fellenberg's und seiner Auserwählten hielt sie über dem Wasser und sie verdarben wenigstens nichts an dem großen Werke. Es war ein Zusammenwirken, wie es sich kaum schöner und ersprießlicher denken ließ, und die Erfolge lagen sichtbar vor Augen in dem geistigen Wachsthum der Zöglinge.

Der Brennpunkt, die Spitze von dem Allen aber war und blieb Emanuel Fellenberg, der allverehrte, gefürchtete Vater, der, wie ein Zeus mit dem Wink seiner Brauen diese ganze kleine Welt regierte und in ihren vorgezeichneten Bahnen erhielt. Wohl hatte er Großes geschaffen, aber er hatte auch die Genugthuung, von den Guten, welche ihn verstanden, anerkannt zu werden. Es ist viel mehr, als nöthig war, hervorgehoben worden, wie die Könige der Erde nach Hofwyl pilgerten oder ihre Gesandten dahin abschickten, um das erkennen zu lernen, was ein einzelner Mann im Weltgetriebe zum Bessern zu wenden versuchte. Kaiser Alexander von Rußland hatte den Grafen Capo d'Istria nach Hofwyl gesendet; nachdem er dessen Bericht empfangen, schrieb er eigenhändig an Fellenberg: »Die zum Heil der ganzen Menschheit dienenden Bestrebungen, welchen Sie sich seit einer Reihe von Jahren mit so großem Erfolge hingeben, die wichtigen Resultate, welche dieselben schon hervorgebracht haben, und die sich die Menschheit noch in der Zukunft davon versprechen kann, mußten nothwendigerweise meine Aufmerksamkeit fesseln und Ihnen meine ganze Hochachtung zuwenden. Mit der größten Genugthuung habe ich mich überzeugt, daß Ihr System der Vereinigung von Ackerbau und Erziehung den doppelten Vortheil gewährt, nicht allein die Cultur zu heben, sondern auch die Menschen.« — König Friedrich von Württemberg besuchte selbst Hofwyl, wo noch lange Zeit hindurch ein für den ungewöhnlichen Leibesumfang Seiner Majestät besonders ausgeschnittener Tisch zur Erinnerung aufbewahrt wurde, und gab beim Abschied Fellenberg eine Dose mit einem Gemälde, das Ei des Columbus.

Digitized by Google

Eine Menge von Nachbildungen der Hofwyler Anstalten, vorzugsweise der Armenschule, in Deutschland, Dänemark, Holland, Frankreich und Nordamerika hat den Beweis geliefert, daß Fellenberg doch nicht ganz so einsam stand mit seinen Ansichten über die Bildung verwahrloster Jugend; in der Schweiz ist die Linth-Colonie in Glarus, Kreuzlingen im Thurgau und noch manche Ackerbauschule nach seinen Principien und mit seinem Beirath errichtet worden; die verunglückte Cretinenheilanstalt auf dem Abendberg ist ebenfalls von Hofwyl ausgegangen. Ueber 2000 Zöglinge sind in Fellenberg's Bildungsanstalten erzogen worden, und Wenige darunter werden sich ihrer Lehrjahre nicht dankbar erinnern.

Die Rangordnung der verschiedenen Hofwyler Institute ist ihrem Gründer öfters zum Vorwurfe gemacht worden; die Behauptung wurde aufgestellt, die Zöglinge der Armenschule müßten sich der Opulenz des großen Hauses gegenüber gedrückt und zu Mißgunst angeregt fühlen; aber mit Recht wandte Fellenberg dagegen ein, daß es auch in dem Leben nicht anders ist und es daher nur gerathen sein kann, wenn schon von Jugend auf der Unterschied der Gesellschaft zur selbstverständlichen Gewohnheit in dem Kinde wird.

Niemals wurde unterlassen, die Zöglinge der Armenschule darauf hinzuweisen, daß sie es durch Fleiß und Pflichterfüllung ebenso weit zu bringen vermöchten, wie die Söhne bevorzugter Classen, und welcher Sporn mußte es sein, wenn sie täglich sahen, daß die letzteren von Lehrern unterrichtet wurden, die aus ihrer Mitte selbst hervorgegangen waren. In den letzteren Jahren stand Fellenberg den Zöglingen des großen Hauses allerdings näher, wie denen der übrigen Anstalten, allein nur aus dem einzigen Grunde, weil er mit ihnen unter demselben Dache wohnte und sie seiner specielleren Aufsicht vielleicht mehr bedurften, wie die übrigen.

Ein anderer Vorwurf, welcher seiner Persönlichkeit oft gemacht wurde, war der eines allzu eifrigen Strebens nach Geldgewinn. Es ist wahr, er ließ die Zöglinge der höheren Erziehungsanstalt eine sehr bedeutende Pension, ich glaube hundert Pfund Sterling jährlich, bezahlen; ebenso war er klug genug, seinen Vortheil wahrzunehmen, wo er konnte, und in Kauf und Verkauf glückliche Chancen zu benutzen. Wer aber darf ihm dies zum Vorwurfe machen? Denn von anderer Seite besann er sich niemals einen Augenblick, einem guten und fähigen Schüler die Pension ganz zu erlassen, wenn die Eltern desselben sie nicht mehr bezahlen konnten, abgesehen davon, daß er ohnedies eine Menge von Freistellen vergab und weder die Realschule, noch die Armenschule Bedeutendes abwarfen. Fellenberg hat es allerdings zu einem großen Reichthum gebracht, aber ein Gutsbetrieb in den eigenthümlichen Verhältnissen des seinigen während 45 Jahren muß dazu führen. Neider suchen aber gern nach anderen Quellen, wenn ihre blöden Augen nicht gleich die rechte finden können. Fellenberg selbst war nicht einmal der Mann dazu, Geld zu machen. Aber er wußte seine Leute zu wählen, also auch seinen Finanzminister.

Digitized by Google

Dieser, welcher mit Hofwyl in einer langen Reihe von Jahren auf das genaueste verwachsen war, hielt auf eine minutiöse Buchführung, und es mag allerdings dabei manchmal vorgekommen sein, daß dem Debet der Einzelnen eher zu viel, wie zu wenig zur Last geschrieben wurde. Fellenberg betrachtete das Geld nur als Mittel zum Zweck und warf es mit vollen Händen weg, sobald es dem letzteren galt. Seine Wohlthätigkeit war schrankenlos und Tausende werden dies bezeugen müssen; allein die eigenthümliche Weise, in welcher er sie in seiner nächsten Umgebung äußerte, hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu verlästern. Hofwyl wurde im Anfang ein wahres Rendezvous aller Bettler und Arbeitsscheuen der ganzen Umgegend. Fellenberg aber betrachtete sich seine Leute; Niemanden wies er ab, aber Jedem sagte er: »Du kannst arbeiten!« Gebrechliche alte Mütterchen konnten immer noch stricken oder Wolle zupfen; schwache Greise, welche den weiten Weg von ihren Dörfern nach Hofwyl zurückzulegen vermochten, konnten auch Unkraut ausraufen oder Steine zusammenlesen; Beschäftigung gab es für Alle, und so kam es, daß den wahrhaft Bedürftigen eine dauernde Quelle des Erwerbes — denn ihre Leistungen wurden natürlich weit über ihren Werth bezahlt — eröffnet ward, während die Faulen und Liederlichen nach und nach wegblieben; denn arbeiten war nicht ihre Sache.

Schon aus dem bisher Mitgetheilten geht hervor, daß Fellenberg's Leben nichts weniger war, als das ruhige, beschauliche eines Familienvaters, der in der Einsamkeit seines stillen Thales die Wogen der Zeit nicht branden hört. Zu einem solchen war Fellenberg weder Geist, noch Herz gegeben; er mußte sich hineinwerfen in die Wellen, wenn sie seiner Ueberzeugung nach ein Gut der Menschheit zu entführen oder vernichten drohten. Neben den Kämpfen nach außen hin blühte ihm auch im Innern seiner Schöpfungen nicht immer der Frieden und die Freude. An hervorragenden Momenten bot sein Leben seit der Uebernahme Hofwyls nur wenige mehr. Im Jahre 1805 starb seine Mutter, die einen weit größeren Einfluß auf ihn gehabt hatte, wie der schon früher verstorbene Vater. Ein noch härterer Verlust traf ihn durch den Tod seines höchst befähigten Sohnes Friedrich, welcher 1833 in Griechenland starb.

Mehreremale hatte Fellenberg mittlerweile seine Anstalten, und zwar nach einander in den Jahren 1808, 1824, 1834 und 1838 der Regierung und der gemeinnützigen Gesellschaft in Bern angeboten in der Ueberzeugung, die wir jedoch nicht theilen können, daß es größeren Mitteln gelingen werde, noch größere Erfolge für das Allgemeinwohl in denselben zu erzielen, aber immer vergeblich. Auf diese Anerbieten hat Bitzius in der oben erwähnten Philippika angespielt. Im Jahre 1829 ward Fellenberg in den Großrath, 1831 in den Verfassungsrath gewählt und gelangte endlich im Jahre 1833 zu der höchsten Würde der Republik, zu derjenigen des Landammans.

Die Erlebnisse Fellenberg's als Landamman waren nicht erfreulicher Art; er hat sich darüber in höchst merkwürdiger Weise folgendermaßen

Digitized by Google

selbst ausgesprochen: »Die feindseligste Bestürmung der Unternehmungen von Hofwyl und ihres Trägers ging allein von drei bis vier Menschen aus, welchen es vermittelst unglaublicher Frechheit gelungen zu sein scheint, die Mehrheit der neuen bernerischen Machthaber zu bethören; wobei auch zu bemerken ist, daß die Ausführung ihres Meisterstückes damit begann, den persönlichen Gegenstand ihrer Leidenschaft zum höchsten Würdenträger der Republik Bern machen zu lassen. Es darf ebensowenig unbeachtet bleiben, daß der Gründer von Hofwyl der Berufung zum Landamman, trotz der ihm dadurch zugewendeten Gefährdungen, einzig und allein im Interesse der leidendsten Abtheilungen der bernerischen Völkerschaften, und insbesondere in demjenigen ihres Lehrstandes, entsprochen hat. Es ist nicht weniger merkwürdig, wie darauf hin Stürme auf Stürme gegen den unverholen erklärten Vertreter ewiger Wahrheit und unwandelbarer Rechte erregt worden sind, als führte er napoleonische Usurpationen im Schilde, die von vorneherein, es koste was es wolle, auf jegliche Weise todtgeschlagen werden müßten. Man wird darob erstaunen müssen, wenn man vernimmt, wie das angedeutete Haupt der Republik sofort durch fremde Flüchtlinge in seinem Hausfrieden gestört und mit den schamlosesten Beschuldigungen überfallen werden durfte, und wie dasselbe, ungeachtet seiner an die durch solche Scandale geschmähten höchsten Landesbehörden gerichteten, wohl motivirten Aufforderungen, nicht dazu gelangen konnte, daß die Begründung jener Anschuldigungen einer strengen Untersuchung unterworfen werden möchte.

»Man wird erstaunen müssen, wenn man erfährt, wie der, unter des Landammans Oberaufsicht stehende Regierungsrath, anstatt seine Pflicht gegen die verwegensten Verleumder zu erfüllen, in grenzenloser Leichtgläubigkeit den Versuch wagen durfte, den häuslichen Kreis des Hauptes der Republik von einer Inquisitions-Commission heimsuchen zu lassen, solcherweise, daß dadurch allgemeines Aufsehen erregt wurde. Das in den Hofwyler Anstalten befindliche zahlreiche Erzieher- und Lehrerpersonal wurde Mann für Mann, jeder absonderlich, heimlichem Verhöre unterworfen, was weiterhin in später Nacht auch auf die Hofwyler Zöglingschaft ausgedehnt werden sollte; ihr Pflegevater konnte jedoch nicht so pflichtvergessen sein, die Phantasie und das Gemüth seiner Pflegesöhne durch die unwürdigste aller möglichen Inquisitionen besudeln zu lassen.

»Dies geschah zwei Tage bevor der Landamman der Republik Bern die Berathungen ihrer höchsten Landesbehörde als ihr Vorstand eröffnen sollte. Es geschah, als wären Verbrechen in seinem Erziehungshause zu entdecken, die ihm oder den Seinigen zur Last fallen dürften; es kamen ihm zugleich die widerwärtigsten Ausstreuungen und die frechsten Drohbriefe zu, um ihn abzuhalten, die von ihm ausgeschriebene Großrathssitzung selbst zu eröffnen.«

Die Episode, welche Fellenberg in dem Vorstehenden berührt, könnte ich nach seinen eigenen Mittheilungen des Weiteren ausführen und sie zu

Digitized by Google

einer sehr drastischen Schilderung benutzen; allein die Rücksichten, welche den Gründer von Hofwyl veranlaßten, die mehrfach versprochenen Aufklärungen zu unterdrücken, gebieten auch mir Befolgung dieses Beispiels. Ueberhaupt wären aus seinem Leben noch viele höchst interessante Anekdoten mitzutheilen gewesen, wenn dieselben nicht meistens nach irgend einer Seite hin compromittirend wären. Vielleicht erinnert sich mancher Leser noch daran, daß in Bern einmal in neuerer Zeit viel die Rede gewesen ist von großen Geldsummen, die bei dem Einfalle der Franzosen im Jahre 1798 aus der Stadt gerettet, aber seitdem nicht wieder gesehen wurden; ähnliche Geschichten, welche damit im Zusammenhange standen, wußte Fellenberg, damals Commandant des Berner Oberlandes, mehrere zu erzählen; aber es ist vielleicht besser, wenn der Schleier darüber gedeckt bleibt.

Der Abend seines Lebens brachte ihm neben manchem Schmerz auch viele Freuden. Eine Zeitlang schien er, erbittert von den vielen Mißverständnissen und dem Uebelwollen, welchen die Bestrebungen Hofwyls im engeren Vaterland begegneten, sich ganz von der Außenwelt abschließen und in der Stille der Zurückgezogenheit sein Werk nach Kräften vollenden zu wollen. Aber der Tod seiner ausgezeichneten Gattin, welche 1839 starb, nachdem sie ihm 43 Jahre lang eine treue Gehilfin in jeder Hinsicht gewesen war, riß ihn wieder empor aus dem Versenken in sich selbst. Seine gewaltige Kraft und Energie schlug in helleren Flammen auf, wie je zuvor; die weitreichendsten Pläne entsprangen seinem Kopf und mit Jünglingseifer ergriff er ihre Ausführung; nach allen Seiten hin suchte er von Neuem zu wirken, Interesse zu erregen, der guten Sache Freunde zu gewinnen. Es war erhebend, den mächtigen Greis reden zu hören von dem Anbruch einer neuen Zeit, zu deren Licht, sein Scherflein beigetragen zu haben, der einzige Stolz seines Lebens war. Aber er erlebte sie nicht mehr, die neue Zeit; der Tod ereilte ihn am 21. November 1844. Er war mehrere Wochen lang krank gewesen, bei seiner vortrefflichen Constitution hatte Niemand das Schlimmste gefürchtet, und um so heftiger traf der Schlag alle Diejenigen, welche ihm nahe standen. Am 5. December ward seine irdische Hülle zur Ruhe bestattet. Er hatte sich selbst einen Fleck seines Besitzthums zur letzten Stätte erwählt; es ist ein freier Platz im Feld, von wo aus man einen prächtigen Blick weithin bis zu den Schneekuppen der Oberländer-Alpen genießt. Hier war eine Gruft erbaut worden, in welche der einbalsamirte Körper gesenkt ward.

Zu bedauern ist, daß Jeremias Gotthelf dem Leichenbegängniß nicht beiwohnte, er hätte doch vielleicht seine Meinung etwas geändert. Denn die Theilnahme war eine ganz außerordentliche. Nicht allein die Regierung und die Universität von Bern hatten Deputationen dazu gesandt, sondern von nah und fern waren Freunde und Verehrer des Geschiedenen herbeigeeilt, um ihm den letzten Zoll der Liebe zu bringen. Besonders viele Schullehrer waren darunter, aber auch manches »einfältige Bäuerlein« stand in dem weiten Kreise um das offene Grab in seiner halbleinenen Kutte auf den

Digitized by Google

hohen Stecken gelehnt und wischte sich mit der verkehrten rauhen Hand über die Augen. Theodor Müller sprach aus, was alle Anwesenden belebte, das tiefe Gefühl des Schmerzes, der Dankbarkeit und der Verehrung gegen den großen Mann. Denn ein großer Mann ist Fellenberg gewesen, wenn auch sein Tod ziemlich achtlos am Außenland, welches damals nach ganz anderen Dingen in der Schweiz blickte, vorübergegangen ist. Aber der Pfarrer von Lützelflüh hatte Recht: Nur an seinen Namen, an seine Persönlichkeit, welche durch keine andere zu ersetzen war, knüpften sich die Erfolge seines Systems. Nach seinem Tode begannen die Anstalten, in neue Richtung gedrängt, zu kränkeln und immer verlassener zu werden, bis sie nach wenigen Jahren eingingen.

Der Charakter Fellenberg's hat manche Angriffe erfahren müssen, von welchen die wenigsten gerechtfertigt waren. Aristokrat von Geburt und Erziehung, huldigte er doch stets einem gemäßigten Liberalismus und ging niemals die Bahnen, die in jener Zeit dem Patricier offen standen und so gewöhnlich waren. Allein ein aristokratisches Auftreten und Benehmen war ihm so eigenthümlich und zur andern Natur geworden, daß die Liberalen an seine Freisinnigkeit nicht recht glauben wollten und es ihm bitter verargten, daß er mit Kaisern und Königen, mit Fürsten und Herren verkehrte. Eben sein Aristokratismus, verbunden mit seiner strengen Consequenz und Festigkeit verschafften ihm auch den Ruf eines Despoten, welchen ihm zuerst verschiedene Lehrer, die ihm nicht genügt hatten, aufhefteten. Ich finde in dem dritten Theil der »Fahrten eines Musikanten« folgende Stelle: »Unser Director war ein Lehrerzögling des Fellenberg'schen Instituts gewesen und hatte dort die besondere Beaufsichtigung über die Zöglinge gehabt. Eine Reihe von Jahren seines Institutslebens war Ursache, daß derselbe die oft despotische Behandlung seines Directors verwünschen mußte.«

Dieser Vorwurf aus diesem Munde klingt geradezu als absurd. In einem so vasten Unternehmen, wie das Hofwyler, muß Ein Wille herrschen, wenn es gedeihen und Früchte bringen soll, und jeder Zerfahrenheit, jedem Auswuchs, und sei er auch ein solcher des Genies, muß ein energischer Wille stark entgegentreten. Will man dies Despotismus nennen, so mag dieser Namen dafür so gut sein, wie ein anderer; aus der Erfahrung kann ich aber bezeugen, daß wirklich despotische Acte in Hofwyl nicht vorgekommen sind und daß Fellenberg namentlich bei allen Fragen, welche die Erziehung selbst betrafen, den Rath seiner Lehrer und Gehilfen immer einholte und seine Ansichten den ihrigen unterordnete, wenn er fühlte, daß diese die richtigeren waren. Daß kleinliche Verfolgungen und Intriguen an der Tagesordnung gewesen seien, ist entschieden eine Unwahrheit; ich habe mich darüber schon mit Hinsicht auf das Verhältniß des Lehrerpersonals zu einander genügend ausgesprochen.

In der Politik war, wie schon aus dem Vorhergehenden hervorleuchtet, der Standpunkt Fellenberg's ein unglücklicher, denn er befand sich außerhalb der Parteien. Den Aristokraten war er nicht Aristokrat, den

Digitized by Google

Liberalen nicht Demagog genug. Deswegen fand auch im Rath der Republik seine Meinung stets nur vereinzelte Beistimmen und immer hatte er die Mehrzahl wider sich. Schon dies machte damals seine Stellung als Landamman zu einer höchst unerquicklichen, ja unhaltbaren, und nöthigte ihn, dies Amt vor der gesetzlichen Zeit freiwillig niederzulegen; besser hätte er allerdings daran gethan, es gar nicht anzunehmen. Seine Vaterlandsliebe war aber eine durchaus reine, begeisterte. Er sah im Traum die providentielle Bestimmung der Schweiz als Führerin des Fortschrittes der Nationen und als Bannerträgerin der Civilisation stets in einem nur zu hellen Lichte; aber er predigte auch in Wort und Schrift seinen Landsleuten jene Grundsätze der Neutralität, ohne welche, wie die Erfahrung gelehrt hat, ein Staat in so eigenthümlichen Verhältnissen, wie die Schweiz, nur allzu leicht von mächtigeren Nachbarn erdrückt wird.

An allen Ereignissen, die dem Vaterlande Ruhm und Segen brachten, nahm er den lebendigsten thätigen Antheil. So sandte er mich im Jahre 1844 zu dem großen eidgenössischen Freischießen nach Basel, als Ueberbringer einer Anzahl von Gaben, unter welchen namentlich eine ganze Reihe von Freistellen in seinen Anstalten sich befand; solche verleiht gewiß kein Habsüchtiger oder Gleichgiltiger. Eine tiefe Religiosität war ein Grundzug seines Charakters, aber er war kein Mann der Secten oder des Fanatismus. Er achtete und duldete jedes religiöse Bekenntniß neben dem seinigen, und es ist in Hofwyl niemals vorgekommen, was anderwärtig leider so häufig ist, Streit und Hader über der Menschheit höchstes Gut.

In seinen pädagogischen Bestrebungen hatte er sich ein Ziel gesteckt, fast zu groß, um erreichbar zu sein: Er wollte einen großen pädagogischen Bund, welcher sich überall hin verzweigen sollte, gründen, eine Vereinigung, welche dem Jesuitismus seine unvergleichliche Organisation entlehnen und ihn dann mit den eigenen Waffen bekämpfen sollte. Ueberall in der ganzen Welt sollten Stationen dieses Bundes errichtet, Missionäre desselben thätig sein. Namentlich in seinen letzteren Jahren verfolgte er diesen Plan mit einem Feuereifer, welchem jedes Hinderniß geringfügig erschien, gegenüber dem Willen und der Macht des Geistes. Schon hatte die Ausführung begonnen, zahlreiche Verbindungen waren angeknüpft worden, Sendboten waren gewonnen; aber leider ging die Idee mit ihrem Träger zu Grabe.

Fellenberg hat eine ziemliche Menge von zerstreuten Schriften hinterlassen, allein dieselben leiden viel zu sehr an den Mängeln, welche auch seiner Rede eigen waren; so daß ihre Lectüre weder eine leichte, noch eine besonders wirksame ist, was auch der Grund sein mag, daß sie so wenig Beachtung gefunden haben. Wer sich aber die Mühe giebt, die vielerlei landwirthschaftlichen und pädagogischen Blätter von Hofwyl eingehend zu studiren, der wird darin eine Fülle von höchst wichtigem Material, von anziehenden großen Gedanken finden, welche ihm das lebhafte Bedauern erregen werden über den Mangel an Sichtung und geordnetem Zusammenhang. Des Styls war er nicht Meister; er brauchte zu viele Worte, um

Digitized by Google

eine verständliche Idee verständlich auszudrücken; er suchte überall umher nach Belegen seiner ausgesprochenen Grundsätze, und seine ungewöhnliche Belesenheit kam ihm dabei nur gut zu statten, so daß es oft schwer hält, den Kern aus der unendlichen Verschachtelung herauszuklauben. Fast ist es ein Wunder, wie er zu diesen Schriften noch Zeit gefunden hat, da seine Unternehmungen, seine Studien, seine Betheiligung an der Politik und eine ungeheure Correspondenz fast der Thatkraft eines Mannes zu viel scheinen. Er stand in Briefwechsel mit allen bedeutenden Männern des Jahrhunderts, und es ist schade, daß eine Auswahl desselben aus seinem Nachlaß nicht zur Veröffentlichung gelangt ist. Unter seinen Correspondenten stehen die Namen: Goethe, Fichte, Herbart Lavater, Pfeffel, Pestalozzi, Usteri, Thaer, Wilhelm von Humboldt, Schwarz, Imhof, Pictet, Crud, Sieyes, Dombasle, Saussure, Blumenbach, Bonafous, Sismondi, Suwaroff, Stratford-Canning, J. Banks, Lady Byron, Brougham, Russel, de Gerando, Chapeaurouge, Montgelas, Girardin, Zschokke, Pater Girard, Wessenberg, Alexander von Württemberg, Erzherzog Johann, Fürst Wrede, Kosciusko, Gagern, Rotteck, Thiersch, Diesterweg, Ridolfi, Pater Mathew und viele Andere. Die ungeheuere Energie, welche ihn beseelte, überwältigte aber alle Anstrengungen, die er seinem Geiste und Körper auferlegte, mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß er bei dieser weit zersplitterten Beschäftigung niemals seinen eigentlichen Lebenslauf auch nur einen Augenblick hintansetzte; wie er jeden Einzelnen der Hunderte seiner Zöglinge jederzeit bei Vor- und Zunamen zu rufen wußte, war er auch auf das genaueste über ihre Führung und Fortschritte unterrichtet und ließ sich nicht das Kleinste, was von Einfluß auf ihre Bildung gewesen wäre, entgehen. Auch in der Verwaltung seines Gutes war er, obgleich ihm ein Sohn die größte Last derselben abgenommen hatte, doch immer bis in's kleinste Detail zu Hause und seinem Scharfblick entging kein Mangel, keine Vernachlässigung seiner Anordnungen. In jüngeren Jahren setzte er oft einen Stolz darein, mit den Zöglingen der Armenschule oder den Arbeitern im Felde um die Wette thätig zu sein, und zwar nicht blos eine Stunde, sondern Tage lang. Es kam vor, daß Fremde, welche Hofwyl und seinen Gründer kennen zu lernen aus weiter Ferne gekommen waren, sich an einen Mann in schlichter Kleidung eines gewöhnlichen Bauern im Felde um Auskunft wandten. Sie erhielten dieselbe freundlich; man kann sich ihr Erstaunen denken, wenn ihnen dann später derselbe Mann in anderer Kleidung als Fellenberg entgegentrat.

Die Ruhe, die er sich im Leben versagte, hat er nur im Tode gefunden; über seinem Grabe schwiegen die Stimmen der Mißgunst und der kleinlichen Mäkelei, leider aber auch ungerecht diejenigen der Anerkennung, die dem vielgeliebten und vielgeschmähten Mann niemals in dem Maße geworden ist, in welchem er sie verdiente. Er mag vielleicht viel gefehlt und geirrt haben — wer hat es nicht? — aber er hat das Rechte gewollt und hat es auch erreicht. Deshalb ist sein Leben und Streben

Digitized by Google

würdig geworden, ein Vorbild für alle Zeiten zu sein. Und wer jemals Hofwyl in seiner nunmehrigen Einsamkeit besucht, wer sich mit offenen Augen und Herzen umsieht in der großen Schöpfung, fast zu groß für ein einziges Menschendasein, die er aus dem Stein entschlagen, wer an seinem Grabmal steht, in dem Felde, das er selber urbar gemacht, der wird Ehrfurcht empfinden müssen vor der Größe eines Mannes, dessen Leben dem Wohle seiner Mitmenschen geweiht war, und mit Immermann wird er in die Worte ausrufen:

»Hierher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen: das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Consequenz.«

Fritz Gerstäcker.

Selten hat mich — und gewiß Viele mit mir — eine Todesnachricht so tief erschüttert, wie diejenige vom 31. Mai 1872. Fritz Gerstäcker todt — aber das kann ja gar nicht möglich sein! Ihm gegenüber, der sich niemals verändert hatte, der als Mann von 56 Jahren noch ebenso frisch und zäh aussah wie ein Dreißiger, der mit ewiger Jugend nicht blos des Geistes, sondern auch des Körpers begabt schien, konnte Niemand auf den Gedanken an ein plötzliches Sterben kommen. Zwar hatte er durchgemacht, was nur wenige Menschen auf der Erde durchmachen, aber eine Erschlaffung, eine Abnahme seiner körperlichen Kräfte war niemals an ihm wahrzunehmen gewesen. Auf der Jagd, deren er kundig war wie Wenige, that er es immer noch den Jüngsten zuvor, und während er sich im Jahre 1870 nach seiner eigenen Ausdrucksweise »unter den Kriegsbummlern« befand, ertrug er die härtesten Strapazen mit einer so spöttischen Leichtigkeit, daß ihn gar mancher seiner federheldischen Collegen darum beneidete. Er hatte sich aber auch ein ganz besonderes System der Abhärtnng geschaffen, dem er unter allen Verhältnissen treu blieb; er lebte mäßig, schlief bei offenen Fenstern, trug nur leichte Kleidung, machte viele Bewegung und hielt auf streng geordnete Lebensweise. Eigentlich krank war er wohl niemals gewesen, dagegen hatte er während seiner Irrfahrten in den entlegensten Ländern ein paarmal Anfälle von räthselhaften tiefen Ohnmachten — ohne jede vorhergegangene Ursache — gehabt und behauptete auch öfters, daß er einst in dieser Weise sterben werde. Ganz ist es nun nicht so gekommen, aber doch beinahe. Nach einem keineswegs Bedenken erregenden Unwohlsein weniger Tage raffte ihn plötzlich ein Schlaganfall hinweg. So aber hatte er es sich gewünscht; wie oft habe ich ihn sagen gehört: »Nur keine langwierige Krankheit, nur kein sieches Alter!« Aber wer dachte an Siechthum und Alter, wenn er ihn anschaute, noch wenige Tage vor seinem Tode!

Digitized by Google

Im Jahre 1847 habe ich Fritz Gerstäcker zum erstenmale gesehen in Leipzig. Es hatte sich damals, hauptsächlich auf Arnold Ruge's Anregung, ein Künstlerverein gebildet, welcher zum Mittelpunkte des geistigen Verkehres der Stadt werden sollte, aber schon nach dem ersten Halbjahre wieder einschlief, zugrunde gerichtet durch langstielige Vorlesungen und Mangel an verständiger Leitung. Gerstäcker hatte demselben angehört, und wir lernten uns bei den Zusammenkünften im »Hôtel de Pologne« kennen. Er war es, der im Herbste des Jahres den Künstlerverein auf einer neuen Basis wieder in's Leben rief und recht eigentlich dessen Seele ward. Bei der Einladung zur Theilnahme war wählerisch zu Werke gegangen worden, und so fand sich denn auch in dem neuen Local der Börsenhalle bald wöchentlich eine Gesellschaft zusammen, deren Elemente trefflich aufeinander paßten, so daß sich die Vereinsabende recht hübsch gestalteten. Außer ihm fanden sich ein die Schriftsteller Gustav Kühne, Wilhelm Wolfsohn, Julian Schmidt, Gustav Freytag, Wilhelm Gerhardt, Aurelio Buddeus, Ernst Willkomm, Adolf Wilda, Robert Giseke, Ferdinand Mikowetz und Andere; die Maler Richter, Merkel, Georgi, Schlick; die Architekten und Bildhauer Ungewitter, Rohde, Purfürst, Knaur; die Musiker und Componisten Lortzing, Netzer, Böhme, Wasilewsky, Riccius, Reimers, Meinhardus, Leonhardt; die Bühnenkünstler Wohlbrück, Richter, Keller, Behr, Henry, Salomon, Widemann, Meixner und Andere. Die Architekten und Bildhauer hatten dem Vereine einen classisch modellirten Humpen gestiftet, welcher fleißig die Runde machte, es wurden Bilder ausgestellt, Poesien vorgetragen, Musik gemacht — Gerstäcker erzählte wunderbare Reise-Abenteuer, welche er stets mit der Einbegleitung versah: »Meine Herren, jeder Reisende fügt, auch Alexander Humboldt war nicht frei von diesem Fehler, ich aber bin es!« und rief damit wahre Lachkrämpfe hervor — kurz, es war ein höchst heiteres, ungezwungenes Zusammensein, das auch nicht der ernsthaften Anregung entbehrte. Alle Strahlen des Vereines in einen Brennpunkt sammelte der glänzende Festball, den er in den ersten Tagen des Jahres 1849 veranstaltete, zu welchem eine Einladungskarte erhalten zu haben, für ein wahres Glück galt. Nicht allzu oft dürfte ein an den verschiedensten Genüssen so reiches Programm sich abspielen, wie das dieser unvergeßlichen Nacht. Eine Scene daraus steht mir vor Allem noch im Gedächtnisse. Gustav Kühne hatte ein höchst elegantes, distinguirtes Wachsfiguren-Cabinet gezeigt und geistreich erklärt; der Vorhang war gefallen, noch rauschte der Applaus, da sprang ein neuer Erklärer auf das Podium. Es war Gerstäcker im polnischen Schnürrock, abenteuerlichst aufgeputzt. »Hoher Adel und verehrungswürdiges Publikum!« rief er im Marktschreierton, »das Ihnen vorgeführte Wachsfiguren-Cabinet war gar nicht das echte, dessen Besitzer bin ich, schauen Sie her!« Und sogleich hob sich wieder die Courtine — da stand eine neue Sammlung von Wachsfiguren, lauter Caricaturen, in der tollsten Weise ausstaffirt, aber meisterhaft gestellt. Niemand im Saale, außer den Mitwirkenden, die das Geheimniß fest bewahrten, hatte eine Ahnung von dem Einschiebsel

Digitized by Google

gehabt, um so größer war die Ueberraschung. Mit unglaublicher Volubilität brachte nunmehr Gerstäcker seine von Witzen und Anzüglichkeiten strotzende Erklärung vor; äußerst verdutzt schaute sein Vorgänger auf den Streich, der ihm den wohlvorbereiteten Triumph entzog, und mußte sich sogar zwingen, einen kleinen Aerger niederzukämpfen, als der neue Rhapsode, nachdem er die unterschiedlichsten Curiositäten — so z. B. »Wallenstein's Lager«, »Hamlet's Frack« u. s. w. — vorgeführt hatte, einen riesigen Quader herbeischleppte mit den Worten: »Und hier zum Schlusse der Stein, der dem Doctor Kühne vom Herzen gefallen ist, als er endlich glücklich fertig war!« — Der ganze Auftritt, der in der Beschreibung verliert, war zum Todtlachen. Vielleicht würden wir heute nicht mehr so darüber lachen, allein damals waren wir jung.

Ein paar Monate darauf folgte ein Abend der Trauer — Gerstäcker nahm Abschied von seinen Freunden für lange Zeit, um seine zweite große, seine erste Weltreise anzutreten. Fast wäre ich sein Begleiter auf derselben geworden; während ich häufig mit ihm die Stadt durchlief, um ihm bei der Auswahl seiner Effecten, die sich auf das Nothwendigste belaufen sollten, insbesondere der Waffen, ein wenig zu helfen, hat er mir verschiedenemale so dringlich zugeredet, daß wirklich nur die strengen Verpflichtungen, welche auf mir lagen, mich abgehalten haben, einen thörichten — vielleicht auch einen gescheidten, wer weiß? — Streich zu machen. Am Trennungsabend kam er ganz spät noch einmal in den Kreis des Künstlervereins, der ihm das Geleite zur Bahn geben wollte. Mehrere von uns hatten einen Lese-Abend bei Gustav Kühne vorher zu überstehen gehabt, niemals ist wohl dem guten Calderon so mitgespielt worden, wie damals. Dennoch kamen wir noch rechtzeitig genug, aber nur um ihm die Hand zu schütteln und ein wehmüthiges: »Auf fröhliches Wiedersehen!« nachzurufen. Die projectirte Begleitung hatte er, ernstlich bittend, abgelehnt, überhaupt vermied er jederzeit gern Abschiedsscenen und öffentliche Sentimentalität.

Hier ist nun eine schickliche Pause, um einen gedrängten Lebensabriß Fritz Gerstäcker's einzuschalten. Er wurde geboren am 10. Mai 1816 zu Hamburg als Sohn eines renommirten Tenoristen, in dessen Adern orientalisches Blut floß, der, eine echte Künstlernatur und ein unruhiger Geist zugleich, sich niemals lange wohl befand an demselben Orte und diese Eine Eigenschaft auch auf den Sohn vererbt hat. Er starb, ehe der Letztere seine Erziehung vollendet hatte, welche nun ein Onkel in Braunschweig übernahm. Hier trat Fritz zuerst bei einem Uhrmacher in die Lehre, that aber nicht gut, und ebensowenig in einem Materialwaaren-Geschäfte zu Kassel, wo der Versuch gemacht werden sollte, einen Kaufmann aus ihm zu schnitzen. Nach damals beliebter Uebung ward er denn zum Oekonom bestimmt und erlernte den praktischen Theil der Landwirthschaft auf dem Rittergute Döben bei Grimma in Sachsen von 1835 bis 1837. Als er sich in letzterem Jahre genug ausgebildet glaubte, um einen amerikanischen Farmer abgeben zu können, wanderte er aus. In Newyork traf er mit einem Bekannten

Digitized by Google

zusammen, der ihn beredete, sein bischen Vermögen in einem gemeinschaftlichen Cigarrengeschäfte anzulegen. Dies ging anfangs auch ganz vortrefflich, so daß Gerstäcker endlich der verzehrenden Sucht nach Jagd und Abenteuern eine Abschlags-Concession machen zu dürfen glaubte. Er übergab dem Compagnon die Führung des Geschäftes, schulterte die Büchse, warf das Blanket über und verfügte sich in die Wälder des Nordwestens. Zwei Monate lang durchzog er die Wildniß als Gast der Indianer, Pelzjäger Trapper und Waldläufer; die Jagd, mit der es ihm anfangs schlecht ging, gewährte ihm zuletzt reichlichen Unterhalt. Nur ungern kehrte er nach Newyork zurück. Als vollkommener Hinterwäldler trat er vor seinen Laden — eine andere Firma ist angebracht. Bestürzt fragt er — der wackere Compagnon hat mittlerweile die Handlung verkauft, Alles, auch des Freundes Effecten, zu Geld gemacht und war dann verschwunden. Da stand denn Gerstäcker »omnia sua secum portans« in Nordamerika. Aber augenblicklich erwachte die Spannkraft seines Geistes — er lachte hellauf, verwendete das bischen Baarschaft, was ihm noch geblieben war, zum Ankauf von Pulver und Blei — dann machte er rechtsum Kehrt und marschirte getrost wieder zurück in die Wildnisse der Alleghanies. Sechs Jahre lang trieb er sich in ihnen herum; während dieser Zeit hatte er mehrereinale zu Fuß das ganze ungeheure Gebiet vom Grand Decharge River in Canada bis zu den Mississippi-Bayous, von den Wäldern des Ohio bis in die Prairien des fernen Westens durchmessen. Größtentheils lebte er von der Jagd; häufig aber zwangen ihn die Verhältnisse zu anderem Erwerbe. Bald half er den Farmern ackern, ernten und dreschen gegen Lohn, bald stand er als Kellner an dem Bar einer Urwaldschänke; einmal war er in einer Hütte am Ufer des »Vaters der Gewässer« angesiedelt, um Holz zu schlagen für die vorüberbrausenden Dampfschiffe; das anderemal wieder verrichtete er den Dienst des Heizers auf einem derselben. Mit einem Jagdgefährten unternahm er kühne Canoefahrten auf dem Mississippi, um in dessen Sümpfen Rohre zu schneiden, welche, in Neworleans als Cigarrenspitzen verkauft, so guten Gewinn abwarfen, daß Beide ein Hôtel zu Point-Coupie pachten und halten konnten. Inzwischen hatte Gerstäcker viele so frische, gewinnende Schilderungen seiner abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge nach Deutschland gesendet, daß die ersten Blätter ihnen gern ihre Spalten öffneten und ihn zur Fortsetzung ermuthigten. Mehr bedurfte es nicht, um ein schon lange in ihm kämpfendes Heimweh zur verzehrenden Flamme anzufachen; rasch entschlossen, warf er Alles hinter sich und kehrte wieder nach Europa zurück. So vielen Anklang aber auch seine ersten zusammenhängenden Schriften fanden, so bald mußte er dennoch erfahren, daß das Literatenthum gar bitteres Brod bietet. Er hatte schwere Kämpfe durchzumachen; zwang ihn zuletzt doch sogar die Noth, sich als Uebersetzer jenem berüchtigten sogenannten »literarischen Comptoir« des Dr. Philippi in Grimma zu verdingen, von dem in unseren Kreisen die Sage ging, daß die darin Beschäftigten wöchentlich einen Thaler neben der Kost, halbjährig ein Paar Stiefel und zu Weih-

Digitized by Google

nachten einen Stollen nebst einer Flasche Meißner als Extra-Gratification erhielten, dafür aber von sechs Uhr Früh bis sechs Uhr Abends unter strenger Clausur gehalten würden. Aber auch diese Misère durchbrach Gerstäcker mit zäher Arbeitskraft; er war unglaublich productiv und gelangte rasch zur Geltung. Im Jahre 1846 verheiratete er sich mit Fräulein Anna Sauer, früher Soubrette am Dresdener Theater, einer feinen, gebildeten und liebenswürdigen Frau, welche es verstand, dem Vielgewanderten ein trauliches Heim zu bereiten. Ich denke noch mit wehmüthigem Entzücken an die schönen Abende im Parterre-Locale der Salomonstraße zu Leipzig, welche ich mit dem prächtigen Paare beim Thee verbrachte, und der köstlichen Erzählungen des Freundes, die der mahnenden Uhr unbesiegbar Paroli bogen. Wir hatten im Winter 1848 49 besonders viel mit einander zu verkehren; außer dem Künstlerverein hatte Gerstäcker noch ein anderes Institut gegründet, welches nach vieler Richtung hin Furore machte, die Scharfschützen-Compagnie der Leipziger Nationalgarde. Sie bestand aus der Elite der Bevölkerung und hatte mit der Tradition des Uniformrockes und des Käppi gebrochen; wir trugen graue Blousen mit Ledergürtel und schwarze Calabreser mit Schildhahnbuschen; als Hauptmann war ein geachteter Kaufherr Karl Uhde Bieber, erwählt worden, der unter zwölf Schüssen wenigstens dreimal »Nagel« schoß.

Die ganze Organisation war Gerstäcker's Werk gewesen, es lag ihm daher viel daran, sie vor seiner Abreise möglichst sicher zu stellen und ihr zuverlässige Freunde zu gewinnen. So ward ich denn sein Nachfolger in dem beneideten Range eines Zugführers. Als ein Jahr darauf die Reaction wiederum Oberwasser hatte, war es eine ihrer ersten Maßregeln, die staatsgefährlichen Calabreser und Blousen durch den conservativen Waffenrock mit Käppi zu ersetzen.

Gerstäcker hatte seine Weltreise angetreten mit einer Unterstützung der damaligen Reichsregierung, deren Haupt, der Reichsverweser Erzherzog Johann von Oesterreich, ihn persönlich beauftragt hatte, das Auswanderungswesen eingehend zu studiren. Außerdem hatte ihn die Cotta'sche Buchhandlung engagirt. Seine lebenswarmen Berichte in der »Allgemeinen Zeitung« gaben Anlässe zu der bekannten, viel belachten Charge von Karl Reinhardt in den »Fliegenden Blättern«, die ihn porträtähnlich darstellt im gleichzeitigen Kampfe mit Indianer, Bison, Schlange, Krokodil und anderen Bestien, und der Unterschrift: »Hurrah, das giebt wieder einen prächtigen Artikel für die Augsburgerin!« — Im Juni 1852 kehrte er zurück. Er hatte die südamerikanischen Pampas von Buenos-Ayres bis Mendoza durchritten, die Cordilleren mitten im Winter überklettert, in Californien Gold gegraben, Holz geschlagen und Bier gebraut, hatte in der Südsee auf Wale gekreuzt, den Haifisch in seinem eigenen Element bekämpft und vor der Königin Pomare Zither gespielt; von Sidney aus war er, der erste europäische Pfadfinder, durch das Murray-Thal ganz allein nach Adelaide gewandert und zuletzt in Java fast festgehalten worden von den

Digitized by Google

Reizen der Wunderinsel. Sein fünfbändiges Werk über diese Reise ist wohl das beste, welches er geschrieben; es schließt mit den Worten: »Mit den Schwalben habe auch ich mein Nest wiedergefunden, der Wandervogel steckte seine Flügel in die Tasche und ist jetzt fest entschlossen, in der Heimat zu bleiben!« — Allein das kann kein Wandervogel, wenn sich die Sehnsucht in ihm regt, dann muß er fort. Auch den armen Freund hat es niemals allzu lange im warmen Neste gelitten. Hatte er sich doch den Wahlspruch erkoren: Rast' ich, so rost' ich! den das wohlbekannte Siegel führte, und ihm ist er treu geblieben sein Lebenlang, daheim und draußen.

Zunächst schlug Gerstäcker nunmehr seinen Wohnsitz in Plagwitz bei Leipzig, dann in letzterer Stadt selber auf. Natürlich war der freundschaftliche Verkehr sofort wieder im Zuge, auch der Künstlerverein erwachte durch seine Bemühungen vom Scheintode, aber nur zum Scheinleben; wer konnte in die alte Heiterkeit zurückfallen in jenen düsteren bedrängten Jahren? Doch fehlte es nicht an mancherlei Freuden und Scherzen. Wir zogen fleißig auf die Jagd nach Zweenfurth, Wolfshain, Beucha, Schönau u. s. w., überall war Gerstäcker ein willkommener Gast, schon als unübertrefflicher, ruhiger Schütze und Kenner des Waidwerks. Daneben war er ungemein fleißig. Manchmal unterbrach er aber gern die Arbeit, um eine Stunde unter Freunden zu sein. Dies sah seine Frau während des Tages ungern, sie war damals schon kränklich und ungemein reizbar. Er mochte sie um keinen Preis erzürnen; glücklicherweise erfand er ein Auskunftsmittel. Sein Arbeitszimmer in einem Gartenhause des Schrötergäßchens hatte zwei Ausgänge. Er verschloß sich darin mit dem gemessenen Befehle, ihn unter keinen Umständen zu stören; dann nahm er seine Zeit wahr und entwischte in den Club, der ihn regelmäßig erwartete. Manchmal that ihm einer seiner Freunde den Gefallen, sich während dessen bei der verlassenen Gattin nach ihm zu erkundigen und sie zu beschwören, sie möge ihren Mann vor Ueberarbeit hüten.

Im Jahre 1854 machte ihm Herzog Ernst von Coburg den Vorschlag, er möge in seine Residenz übersiedeln; er nahm ihn an, nachdem er die einsam aber wunderschön gelegene Rosenau, über eine Stunde von der Stadt entfernt, sich als Wohnsitz ausgewählt hatte. Mancherlei hämische Gerüchte von einem subalternen Dienstverhältniß, in das er getreten, durchliefen damals die Zeitungen; es war kein Wort daran wahr. Mit dem Herzog stand er durchaus auf dem Fuße ehrerbietiger Freundschaft und ließ sich durch ihn von keiner seiner Gewohnheiten abbringen. So war er durchaus nicht dazu zu bewegen, in den Gesellschaften bei Hof, zu welchen er regelmäßig geladen ward, in Frack, mit weißer Halsbinde und Cylinder zu erscheinen; er kam hartnäckig im kurzen schwarzen Gehrock, den Kragen übergeschlagen und mit einer Matrosenschleife geknüpft. Erst in der allerletzten Zeit seines Coburger Aufenthaltes ließ er sich durch eine liebenswürdige List der Herzogin zum schwarzen Frack verleiten, aber ich glaube auch, daß ihm das den Hof völlig verhaßt gemacht hat. Er begleitete den

Digitized by Google

Herzog auf alle Jagden, besonders jährlich auf die Gemsjagd bei der Hinter-Riß in Tirol, die er auch in einem Prachtwerke trefflich geschildert hat.

Einmal schrieb er mir einen dringlichen Brief um ein paar amerikanische Aexte; er war eine Wette eingegangen und gewann sie, indem er in Gegenwart der fürstlichen Familie und des gesammten Forstpersonals einen Baum in kaum der Hälfte der Zeit fällte, die zwei geübte Holzschläger mit ihren einheimischen Werkzeugen zur Niederlegung eines gleichen Stammes brauchten. Im August 1857 besuchte ich ihn auf der Rosenau, um ein paar frohe Tage mit ihm zu verleben, die er jedoch durch eine gebotene Reise nach Weimar zur Enthüllung des Dichter-Heroen-Monuments verkürzen mußte. Er wohnte dort äußerst lieblich in dem Schweizerhause, über dem prachtvollen Kuhstall; rings um seine Wohnung lief eine Galerie mit der schönsten Aussicht auf das Schloß, saftgrüne Matten und stolze Baumgruppen des unvergleichlich schönen Parks. Doch klagte er schon damals über die Nachtheile der Entfernung von Stadt und Menschen. Vielleicht entwickelte sich daraus die Unruhe, welche ihn 1860 wiederum über den Ocean trieb, trotz aller Vorsätze und öffentlicher Versprechen. Diesmal richtete sich seine Fahrt zunächst im Interesse einer englisch-deutschen Colonisations-Gesellschaft nach Ecuador in Südamerika, wo er in den Wildnissen des Pailon lange Zeit unthätig auf das Auswandererschiff »Kittiwake« warten mußte; dann durchstreifte er Peru und Chili, während der Versuch, in Patagonien einzudringen, fehlschlug, weshalb er von Valparaiso aus um das Cap Horn die deutschen Ansiedelungen in Buenos-Ayres, Uruguay und Brasilien aufsuchte, endlich von Rio de Janeiro über Bordeaux heimkehrte. Das Ergebniß dieser Reise war das dreibändige Werk: »Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien.« Es schließt mit den Worten: »In Paris traf ich auf einen Bekannten — von ihm erfuhr ich, daß ich kein Weib, keinen eigenen Herd mehr habe, und das war mein Willkomm in der Heimat.« — Seine Frau, schon längere Zeit an der Tuberculose leidend, war kurz vor seiner Wiederkunft schmerzlos gestorben; ihr letztes Wort war der Name des geliebten Mannes gewesen. Glücklicherweise stand seine Mutter (vordem die Sängerin Friederike Herz, Schwester des Münchener Hofschauspielers) dem Verlassenen treulich zur Seite und nahm ihm mindestens theilweise die schwere Sorge der Erziehung seiner drei unmündigen Kinder vom Herzen. Durch eisernen, fast ununterbrochenen Fleiß gelang es ihm, seines Kummers Herr zu werden; aus jener Zeit stammen einige seiner schönsten Romane.

Im Jahre 1862 begleitete er den Herzog von Coburg und seine Gemalin auf einen Jagdzug nach Abyssinien. Diese unter so glücklichen Auspicien angetretene Reise war aber diejenige, welche Gerstäcker am wenigsten befriedigte; zwar äußerte er sich nur höchst zurückhaltend darüber, hat auch, ganz entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, nichts darüber veröffentlicht, allein es blieb ein innerliches Zerwürfniß zurück, welches ihn veranlaßte noch in demselben Jahre seinen Wohnsitz von Coburg nach Gotha zu ver-

Digitized by Google

legen. Hier besuchte ich ihn am 23. Januar 1863, um der ersten Aufführung seines Dramas: »Der Wilderer« auf der dortigen Hofbühne beizuwohnen. Ich hatte dasselbe schon am 14. October 1862 in Leipzig über die Bretter gehen sehen; es war eine dramatisirte Novelle, bühnengeschickt gemacht und reich an ergreifenden Scenen, aber verletzend für das Gefühl bis zum Abstoßenden. In Gotha war der Hof, das Publicum in ungewöhnlicher Zahl vertreten; aber auch da brachte, trotz der günstigen Stimmung und dem brillanten Spiele der Versing-Hauptmann, des Stück es nicht über einen Succès d'estime. Damals vertraute mir der Freund an, daß er sich wieder zu verheiraten gedenke, und bald darauf erfolgte die Anzeige seiner Verlobung mit Louise Visscher von Gaasbeck. Die Braut war die Tochter eines früheren holländischen Residenten, welchen Gerstäcker in Java kennen gelernt hatte; ihre Erziehung war in dem Marien-Institut und in einem befreundeten Hause zu Gotha vollendet worden.

Ich kann mich nicht enthalten, hier das Hochzeitsgedicht mitzutheilen, das ihm ein Freund zu seinem Ehrentage widmete und welches der Schwiegervater dem Ueberraschten während der Festtafel, unter ungeheurem Jubel der Gäste, vortrug; poetischen Werth hat es freilich nicht, aber es war so ganz in seiner eigenen Manier gehalten und so reich an Bezügen zu seinen Erlebnissen, daß es zünden mußte. Es lautete:

Zum 24. Juli 1863.

Was klingt und singt heut' alle Welt?
Hört Ihr des Lärmes Brausen
Vom Cap der Hoffnung bis zum Belt,
Von China bis Mülhausen?

Es drehen sich im Freudentanz
Der Erde Nationen,
Ob sie in Grönland's eis'gem Glanz,
Ob unterm Gleicher wohnen.

Heut' trägt die schönste Büffelhaut,
Der Schwarzfuß-Indianer,
Heut' trommelt noch einmal so laut
Der Südsee-Insulaner.

Heut' sind die Placers alle leer
Im californ'schen Goldland,
Heut' winden Blumen um den Speer
Die Wilden in Neuholland.

Mit frischer Butter salben sich
Heut' Abyssiniens Kinder,
Und der Chinese — wunderlich! —
Riecht heute gut nicht minder.

Heut' sind Australiens Nasen rein
Und leuchtend alle Blicke;
Heut' trinkt vom Faß den Apfelwein
Der würdige Kazike.

Digitized by Google

Am tollsten aber tollt die Lust
Im Zauberlande Java,
Dort gährt's und sprüht's aus jeder Brust
Wie frisch ergoss'ne Lava.

Und laut von Pol zu Pole schallt
Ein Jubel und Gekicher,
Daraus der Ruf vernehmlich hallt:
„Jetzt sind wir vor ihm sicher!"

Heil ihr, der es so schön gelang,
Uns ganz vor ihm zu retten —
Und möge sie ihn halten lang
In immer fest'ren Ketten!"

Einen hübschen Triumph feierte Gerstäcker am 7. April 1865. Er war in Begleitung seines Schwagers, des genialen Sängers Hölzel, aus Wien nach Leipzig gekommen, woselbst der Letztere in mehreren Gastrollen auftrat — besonders sein Bruder Tuck in Marschner's »Templer und Jüdin« machte Furore nach dem unverdienten Schicksal, das diese Rolle über ihn gebracht hatte. An jenem Abend sang er mit wahrer Meisterschaft seine Lieder, unter welchen namentlich das von Gerstäcker gedichtete oder nachgedichtete nordamerikanische Volkslied: »Wir kommen, Vater Abraham, dreihunderttausend mehr!« außerordentlichen Beifall fand. Der Sturm des Applauses galt aber ebensowohl dem im Parquet anwesenden Dichter, welchen Jedermann kannte und nach dem sich alle Blicke richteten. Dann sah ich ihn wieder im Frühjahre 1866 zu Gotha, auf dem Rückweg vom Inselsberg, den ich auf Pfingsten im Schnee gefunden hatte; es ward mir Gelegenheit, zu beobachten, welcher allgemeinen Verehrung sich Gerstäcker unter der Bürgerschaft seines damaligen Wohnortes erfreute; jedes Kind auf der Gasse grüßte: »Guten Tag, Herr Gerstäcker!« Dennoch vertrieb ihn bald darauf das unfreundliche Klima jener Stadt; seiner Frau zuliebe siedelte er im Herbst 1866 nach Dresden über.

Nach langem Suchen fand er, nicht weit von der Villa seines Freundes Dawison, eine hübsche Gartenwohnung, dort, »wo die letzten Häuser stehen«, und richtete sich darin comfortabel ein. Sein Arbeitszimmer war wirklich sehenswerth, es hatte sechs Wände, und an fünfen davon waren die Welttheile repräsentirt in einer reichen ethnographischen Sammlung, Frucht seiner Reisen, an deren jedem Stücke eine Erinnerung haftete. Am drolligsten präsentirte sich Europa mit dem abgelegten Coburger schwarzen Frack, Vatermördern, Cylinder, gelben Glacéhandschuhen ꝛc. in der Mitte. Sein Freund, der Maler Herbert König, der bei der Decoration das Beste gethan, hat sie jüngst in der »Gartenlaube« treulich abconterfeit. Aber auch in diesen gemüthlichen Räumen ließ er sich nicht lange fesseln, auch die kühne Voraussetzung des Hochzeitsliedes machte sein unruhiger Geist zu Schanden. Schon im Jahre 1867 brach er wieder auf, zum viertenmale, um mit eigenen Augen die ungeheure Entwicklung Nordamerikas nach dem Bürgerkriege zu sehen; er drang bis in den fernsten Westen, durchstreifte

Digitized by Google

Mexico, Central-Amerika, Westindien und kehrte Ende 1868 wieder heim. Zum letztenmale habe ich ihn gesehen und flüchtig gesprochen während einer Durchreise zu Dresden in der Restauration der Brühl'schen Terrasse im Mai 1869. Im Herbst desselben Jahres zog er nach Braunschweig, den Ort seines Anfanges, der auch derjenige seines unerwarteten Endes sein sollte. Auf Ernst Keil's, eines seiner intimsten Freunde, Veranlassung ging er 1870 als Berichterstatter mit den deutschen Heeren nach Frankreich. Dort war er aber nicht blos mit der Feder thätig, sondern widmete sich unverdrossen der Ueberbringung von Transporten, der Krankenpflege, der Sorge für die heimkehrenden Verwundeten; er war eine allgemein gekannte, verehrte Gestalt im Lager wie im Felde.

Fritz Gerstäcker's Wesen und Bedeutung als Schriftsteller ist so oft gewürdigt worden, so allgemein bekannt, daß ich nur Weniges zur Ergänzung darüber zu äußern brauche. Vorher aber drängt es mich, noch ein paar Worte über den Menschen zu sagen. Sein Aeußeres ließ den großen Reisenden kaum errathen. Er war kaum von Mittelgröße, aber untersetzt und kräftig gebaut; an seinem Körper kein Loth überflüssiges Fleisch. Mit hellen grauen Augen blitzte er über der gebogenen Nase in die Welt; das braune Haar hing ihm, in den letzten Jahren etwas sehr geschwunden, in Locken um den kräftigen Kopf, den ein starker Vollbart umrahmte; er behauptete, sich niemals in seinem Leben rasirt zu haben. Ganz köstlich war sein Lachen mit verbissenen Lippen; Schalkhaftigkeit und Humor zuckten dann in jeder Faser seines Gesichtes. So blickt er mich denn auch an aus dem unvergleichlichen Porträt von Adolph Neumann, das die »Gartenlaube« wiederholt gebracht.

In allen Leibesübungen war Gerstäcker wohl erfahren; ein trefflicher Schwimmer, Reiter, Fechter. Daneben besaß er zahlreiche manuelle Fertigkeiten, wie sie der Pionnier der Wildniß braucht. Er war ein vorzüglicher Familienvater, ein zuverlässiger Freund, ein warmer Eiferer für alles Gute, ein abgesagter Feind des Hohlen und Schlechten. Die »Knopflochsucht« war ihm ein Gräuel, ebenso das Titelwesen; wenn man sich einen Scherz erlauben wollte, so schrieb man an ihn: »Euer Hochwohlgeboren!« Den deutschen Namen hielt er hoch und war stolz auf sein Vaterland, dessen Ruhm er in alle Zonen trug. Seine Kühnheit, sein kaltes Blut, seine Geistesgegenwart, die ihn aus hundert Lebensgefahren gerissen, waren ohnegleichen; er war aber auch ebenso beharrlich und fest, wenn es ein Ziel zu erreichen galt. Seiner werkthätigen Verwendung haben Viele, sehr Viele ihr Lebensglück zu verdanken gehabt; nicht Alle sind dankbar dafür gewesen; dies irrte ihn aber niemals. Er war wahrhaftig ein ganzer Mann! Für die deutsche Auswanderung, für Verbreitung von nützlichen Gewächsen, als Pfadfinder für Handel und Verkehr und in manchen anderen realen Richtungen hat er Bedeutendes geleistet. Für alles Gemeinnützige sprang er sofort ein; zahlreiche, häufig von schlagfertiger Entrüstung eingegebene Veröffentlichungen sind ein Zeugniß dafür.

Digitized by Google

Gewöhnlich wird, wenn von Gerstäcker's schriftstellerischer Thätigkeit die Rede ist, nur an seine Romane und Reisebeschreibungen gedacht; außer diesen hat er sich aber noch auf gar manchen anderen Gebieten mit Geschick und Glück bewegt. Besonders verdienen seine Jugendschriften hervorgehoben zu werden, deren Inhalt er vorerst seinen eigenen Kindern vorerzählte, ehe er sie in die Welt sendete; es ist darin eine Fülle von Phantasie und Humor neben tüchtiger pädagogischer Begabung zu finden. Auch die Jagdwissenschaft hat er zum Gegenstande mehrerer werthvollen Arbeiten gemacht. Als gemüthvollen Liederdichter lernten ihn wohl nur die nächsten Freunde kennen; es ist nicht zu zweifeln daran, daß in seinem Nachlasse sich eine große Zahl von Poesien, darunter besonders gelungene Uebersetzungen, vorfinden wird. In Witz und Humor war er der besten Einer. Er ist wohl der älteste und fruchtbarste Mitarbeiter der »Fliegenden Blätter« gewesen, in welchen zahllose Schwänke von ihm zu finden sind. Wer erinnert sich nicht an den »Senfhund« und ähnliche Schnurren! Ueberhaupt war er ein Meister in der Cultur des höheren Blödsinns, deren Berechtigung in Zeit und Literatur ich einmal ein besonderes Capital zu widmen gedenke. Er verstand es, selbst ernsthafte Leute zu bekehren und zur Nachahmung zu verführen, ward auch gar nicht böse darüber, wenn man ihn selber zum Stichblatt einer gutmüthigen Persiflage erkor. So ist die »Bärengeschichte« ein Abschnitt aus einer projectirten Parodie: »Fritz Kornäcker's wunderbare Fahrten zu Wasser und zu Land«, an deren Entwurf er selber seinerzeit den lebhaftesten Antheil nahm.

Wie ich schon oben mitgetheilt, hat sein Drama: »Der Wilderer« kein Glück gemacht. Er durfte sich aber damit trösten, daß kein Dramatiker der ganzen Welt, weder Shakespeare noch Kotzebue, nicht Kalisch und nicht Schiller so oft seine Gestalten hat über die Bretter gehen lassen, als Gerstäcker. In Dresden führte ihn nämlich eines Tages der Zufall in die elende Markt-Theaterbude der Witwe Magnus. Was er da gesehen hat, ist in den »Fliegenden Blättern« unter »Freischütz«, »Don Juan« und Anderem höchst ergötzlich geschildert und illustrirt. Die Directrice klagte ihm bei näherer Bekanntschaft die schlechten Zeiten und ihr Leid. Gerstäcker versprach ihr zu helfen, und schrieb das wunderbare Drama »Kuno von Eulenhorst, oder: Der geschundene Raubritter«. Er schenkte es der Frau, und ihr Glück war gemacht. Denn von nun an spielte sie nichts Anderes mehr und brauchte nichts Anderes mehr zu spielen. Ich selber habe während der Dresdener »Vogelwiese« einer Vorstellung des großartigen Meisterwerkes beigewohnt, fast erdrückt vom Publicum, welches zuletzt, wüthend vor Theilnahme und Begeisterung, brüllte: »Da capo! Noch einmal! Noch einmal schinden!« Und das Stück wurde gespielt Tag für Tag, von Morgens Früh um 8 Uhr bis in die tiefe Nacht hinein, und alle halbe Stunde von neuem, denn länger dauert es nicht, aber auch das war noch immer zu lang für die außen wartende Menge. Wer daher sehen will, was ein volksthümliches Theaterstück ist, der besuche nur einmal das Volksfest der Dresdener

Digitized by Google

»Vogelwiese«, wo heutzutage noch Gerstäcker's »Geschundener Raubritter« mit gleichem Enthusiasmus ad infinitum gespielt und gehört wird wie vor zwanzig Jahren.

In der Mitte des Monats Mai 1872 erhielten die Wiener Freunde die freudige Nachricht, Fritz Gerstäcker werde in den nächsten Wochen eintreffen. Er wollte Abschied nehmen von seiner Schwester und deren Familie, denn schon wieder bereitete er sich auf einen neuen Weltgang vor, der diesmal umfassender ausfallen sollte, als alle früheren. Statt seiner kam die erschütternde Kunde von seinem plötzlichen Tode. So hat er denn den letzten Weltgang angetreten ohne Wiederkehr. Die Ruhe, die er selber sich niemals gegönnt, sie ist ihm nun geworden. Sein Andenken aber steht in Ehren!

Auf der Vogelwiese.

Im Nordosten der schönen Stadt Dresden, welche aber auf das Epitheton »schön« nur durch ihre prächtige Lage ein Recht hat, vor dem »Ziegelschlage« und dicht hinter dem längst aufgelassenen Elias-Kirchhofe, breitet sich eine weite, mit dürftigem Borstengrase bewachsene Fläche aus, welche der Stadtgemeinde gehört und »Vogelwiese« heißt. Hier findet alljährlich im Monat August das einzige wahrhafte Volksfest statt, welches die nüchternen Sachsen begehen, bei dem zum Vorschein kommt, was sie nur an lustigem Uebermuth und behaglichem Sichgehenlassen zu erübrigen vermögen. Seine Entstehung datirt aus alter Zeit. Es gruppirt sich um das Jahresfest des Vogelschießens der Bürgerschützen, welche mit »Rüstungen«, schweren, alterthümlichen Armbrüsten, nach dem auf hoher Stange gepflanzten Symbol des alten deutschen Reiches schießen, dem bunten, zweiköpfigen Adler mit Kronen, Schwert und Reichsapfel. Jeder seiner Theile hat einen besonderen, genau festgesetzten Werth, und es gehört durch lange Uebung erworbene Geschicklichkeit dazu, um zu treffen und einen Preis zu gewinnen oder gar zum Schützenkönig ausgerufen zu werden, der dann, besternt und mit güldener Kette, in feierlichem Umzuge dem Volke gezeigt wird, ehe er sein Jahresregiment antritt. Es gehört zur historischen Tradition, daß die königliche Familie an dem Feste theilnimmt und daß der Monarch wie die Prinzen ihren Schuß mit der Rüstung thun. Da bei dem Wettspiel der betäubende Knall der Gewehre entfällt, so gestaltet sich dasselbe um so gemüthlicher; mit aufmerksamer Spannung verfolgt die Zuschauermenge den Erfolg der Schützen, welcher immer deutlich sichtbar ist; fällt ein Stück des Vogels, dann setzen sich hundert jugendliche Beine in Bewegung, um es aufzuraffen und sammt dem Bolzen nach den Schützenständen zurückzu-

Digitized by Google

bringen; schmetternde Fanfaren verkünden es weithin, wenn ein hervorragender Preis erschossen worden ist. Am meisten Mühe macht zuletzt der solide Rumpf des aller seiner Extremitäten beraubten Vogels, er muß erst durch viele Bolzentreffer erschüttert werden, bis er endlich fällt, wenn ihn nicht ein glückliches Ungefähr von der Stange hebt. Und stolz paradiren die glücklichen Schützen, umdrängt von jubelnden Familiengliedern und Freunden, mit ihren Beutetheilen vor der Beifall kreischenden Menge.

Es ist in der That anziehend und sehenswerth, das Volksfest auf der Vogelwiese. Schon die Lage des Platzes ist eine unvergleichliche. Im Hintergrunde die vielthürmige Stadt mit der blauen Ferne des Meißener Gebirges, im Süden die dunkelgrünen Baumpartien des großen Gartens und die Höhen des Plauen'schen Grundes, gegen Norden und Osten der breite Elbestrom mit seiner Perlenschnur von leuchtenden Villen, den Loschwitzer Rebenhügeln und den riesigen »Aschkuchen« der sächsischen Schweiz, bietet sich hier ein reizendes Panorama, dessen Eindruck nur ein wenig getrübt wird durch die Reste der preußischen Schanzen aus dem Jahre 1866 und die daran haftenden Erinnerungen. Die Staffage aber bildet eine unzählbare Menschenfluth, welche hin- und herwogt, jeden Augenblick sich neugestaltend. Denn wie zu den olympischen Spielen ganz Griechenland, so wallfahrtet auch zur »Dresdener Vogelwiese« aus dem ganzen schönen Lande Sachsen, wer es nur irgend vermag, sich einmal einen guten Tag zu gönnen in dem arbeitsvollen Einerlei des Lebens. Natürlich stellt Dresden, die Beamtenstadt, das Hauptcontingent der Festgäste; der »Calculator« rückt mit Kind und Kegel nur zweimal aus ihm Jahre, im Frühling »in die Boomblüth«, im Sommer auf die Vogelwiese. Die letztere ist aber dem Kleinbürger der Glanzpunkt des ganzen Jahres, denn er will sich nicht blos »amusiren«, sondern auch verdienen. Dazu ist aber Gelegenheit vorhanden. Der gesammte Platz ist von einem Gürtel der Buden und Zelte umgeben, in welchen der bedürftigen Menschheit Alles geboten wird, was sie sich nur wünschen kann.

Auf der rechten Seite vorzugsweise dehnt sich die lange Gasse der Victualienstände. Hier schäumt, Dank der rüstig gehandhabten Spritze, unter phantastisch decorirten, mit Fichtenzweigen übergrünten Hallen das sanfte braune Naß vom Waldschlößchen, Feldschlößchen und Felsenkeller; auch das blonde »Wernesgrüner« und die weinsäuerliche Döllnitzer »Gose« in ihren langhalsigen, mit Hefe verpfropften Bauchflaschen fehlt nicht. Aber nicht allzu leichtsinnig wende der Fremde sich diesen Genüssen zu; man muß an sie gewöhnt, ein echter Sachse sein, um sie zu würdigen. Jedoch nicht das Getränk verleiht dem Feste seine Signatur, sondern das Essen. Es könnte wohl auch den Namen führen: »Fest der Würstel«. Denn überall, wohin man schaut, Würstel, nichts als Würstel. Sie schmoren und zischen verlockend in flachen Pfannen über freiem Feuer den Vorüberwandernden entgegen, und Keiner widersteht dem Anreiz. Es giebt ein statistisches Document über die Zahl dieser glänzenden Consumtibilien, die während der acht-

Digitized by Google

tägigen Dauer des Volksfestes auf der Vogelwiese vertilgt werden; sie ist eine ungeheure, unglaubliche. Sonderbarerweise bringt man damit in Zusammenhang die räthselhafte Abnahme von allerlei nützlichem und unnützem Hausgethier der Stadt Dresden in der Woche vor der »Vogelwiese«, auch den ungewöhnlichen Zutrieb von altersschwachen Pferden und ausrangirten Müller-Eseln. So viel ist gewiß, daß die Composition jener niedlichen Dinger eine überaus verwickelte ist, so daß ihr gegenüber selbst der gewiegteste Gourmand rathlos bleibt; höchstens daß er entdeckt, auch das vegetabilische Reich sei in ihr durch die edle Kartoffel und milde Semmeltheile vertreten. Die letzteren sollen von haushälterischen Kellnern das ganze Jahr über eifrig zu diesem Zwecke gesammelt werden. Daß es nebenbei nicht an den echt sächsischen National-Delicatessen mangelt, braucht nicht der Erwähnung. Die »warme weeche Bräzel« und der harmlose Elbkaffee werden in Profusion abgesetzt.

Wenn aber das vergnügte Volk die Begierde des Tranks und der Speise gestillt hat, dann wendet es sich erhöhten Bewußtseins anderen, den geistigen Genüssen, zu, und sei es nur zur Vorbereitung auf die Wiederholungen der leiblichen. So drängt es dann hinüber, nach der andern Seite des Platzes. Hier steht die lange Zeile lustiger Tempel der Kunst oder vielmehr der Künste. Schon aus weiter Ferne tönt ihr Gruß entgegen in einer Sphärenmusik aus Blech und Kalbfell, aus Tamtam und Drehorgel, Schellenbaum und Ziehharmonika, aus Thiergebrüll und heiseren Ausruferstimmen wundersam gemischt. An den Akrobaten reiht sich der Feuerfresser und Gabelschlucker, an die »Galerie berühmter Persönlichkeiten« des Wachsfiguren-Cabinets die »sprechende Meerjungfer«, vulgo communer Seehund — kurz das gesammte Repertorium von Holtei's Roman »Vagabunden« ist hier mit wenigen Blicken zu überschauen. Und welch' ein dankbares Publicum staut sich vor all' den Herrlichkeiten! Da ist ewiges Ein und Aus, stetes Bewundern, helles Aufjauchzen — zuweilen ein Schreckruf, wenn der dreiste Affe, der als Lockvogel dient, eine Mütze oder einen Sonnenschirm gekapert hat, dann weitrollendes Gelächter, mitten aus einem Trupp hochlustiger Vaterlands-Vertheidiger heraus — es ist ein Tohuwabohu originellster Art.

Am heftigsten drängt, am zähesten hängt aber die Menschenmasse vor dem — Theater. Denn auch ein solches, vielleicht sogar mehr als eines, ist aufgeschlagen, allein nur Einem wendet sich die volle Gunst des Publicums zu und bleibt ihm unabänderlich treu, seit vielen Jahren. Und doch, es ist unglaublich, wird darin die ganze Woche hindurch, Tag für Tag, nur ein einziges Stück gespielt; Vormittags um acht Uhr beginnt die erste Vorstellung, in einer halben Stunde sind fünf Acte abgethan, dann fängt alsbald die zweite an, und so geht es fort unverdrossen bis um Mitternacht — stets bei ausverkauftem Hause, wie der Geschäftsausdruck lautet. Nur selten bleiben einige Sitze des ersten Platzes — Parquet — leer, welcher »zwee Gute« kostet; behende Voltigeure des Paradieses wissen

Digitized by Google

gewöhnlich auch diese zu füllen. Und die Dankbarkeit, die Begeisterung dieses Publicums! Man muß sie angesehen, miterlebt, getheilt haben, um so etwas für möglich zu halten. Hier wird dem höchstgestellten Theater-Intendanten und der vergöttertsten Heldenspielerin das Herz vor Neid und Leid im Busen schwellen. Wohin hat sich der Enthusiasmus verirrt? werden sie trübselig seufzen; o, würde uns einmal Solches zu Theil! — Das Theater aber, welches solche Wunder wirkt, ist das der Witwe Magnus, und das anziehende Stück, welches sein Ein- und Alles-Repertoire bildet, führt den prachtvollen Titel: »Der geschundene Raubritter«. Da in Eduard Devrient's Geschichte des deutschen Theaters bedauerlicherweise weder von diesem berühmten Drama, welches öfter gegeben worden ist, als irgend ein anderes in der Welt, noch von seiner Entstehung Erwähnung geschieht, so scheint es wohl der Mühe werth, diese Lücke der Literatur-Historie auf Grund authentischer Urkunden geziemend auszufüllen.

Im Jahre 1844 schlenderten drei junge Männer, zwei davon etwas auffallend gekleidet — der eine in reich verschnürter Kurtka, der Andere als Halbmatrose — zwischen den Zelten der Vogelwiese umher. Ihre Namen waren damals etwas minder bekannt, als später; sie hießen Robert Heller, Ernst Willkomm und Friedrich Gerstäcker. Unter immer neu ausbrechender Heiterkeit hatten sie sich von »Künstler« zu »Künstler« durch die Menge geschoben; diese ward allmählich lichter und hatte sich ganz verzogen, als sie vor einer aus Brettern und Leinwand armselig zusammengeflickten Bude standen mit der Aufschrift: »Theater«. Ein geschriebener Zettel kündigte an: »Heute der Freischütz. Schauspiel mit Chören in vier Aufzügen. Director Johann Magnus.« Sie betrachteten noch lachend die Affiche, als plötzlich eine Frau in Costüm auf der Estrade vor dem Eingang erschien mit der dringenden Einladung: »Nur hereinspaziert, meine Herren; gleich wird angefangen; es wird Sie nicht gereuen!«

Die drei lustigen jungen Leute ließen sich überreden, zahlten ihre zwei gute Groschen je für den Platz und traten in das Dunkel des Kunstheiligthums. Ach, sie waren, so viel sich bei dem Scheine von vier Talglichtern erkennen ließ, die einzigen Zuschauer im ganzen Hause; aber das machte nichts, es wurde vor ihnen der ganze »Freischütz« abgespielt für eine Gesammteinnahme von sieben und ein halb Neugroschen. Allein so wie damals ist er denn doch noch nie und nirgends aufgeführt worden. Denn nicht lange, so mischten sich die Zuschauer extemporirend zwischen die Declamationen der bescheidenen Mimen; anfangs wollten diese böse werden, aber Heller's lustiger Muth, der trockene Humor Willkomm's und Gerstäcker's übersprudelnder Witz ließen es nicht dazu kommen; bald standen Publicum und Künstler innig gesellt unter einander auf den Brettern, welche die Welt bedeuten; Caspar wurde mit Geld versehen, um flüssigen und festen Proviant fortgeschickt, während Robert Heller seine Rolle übernahm und mit unendlichem Gefühle »Hier im ird'schen Jammerthal« hinausschmetterte in das leere Parterre, nichtsdestoweniger aber lebhaft beklatscht von dem

Digitized by Google

Oberförster, Agathen und dem »Eramiten«. Willkomm hat sich mittlerweile des Costüms des Samiel bemächtigt, und Gerstäcker versah die elenden Gewehre und Pistolen mit doppelter Pulverladung. Dem rückkehrenden Caspar war ein Haufen mit Freibilleten begabten Volkes nachgedrungen und vor diesem wurde nunmehr die merkwürdigste »Freischütz«-Aufführung durchgeführt, die es wohl je gegeben hat und geben wird. Ueber Ende und Erfolg derselben ist leider niemals etwas Gewisses zu erfahren gewesen. Am zufriedensten sollen die Bühnen-Angehörigen selbst gewesen sein.

Schon während der Wolfsschlucht hatte Agathe dem Fritz Gerstäcker, dessen treuherzige Biedermaske sie alsbald gewann, ihr Leid geklagt. Sie war die Directorin, Witwe Magnus; ihr Mann, der Gründer und langjährige Leiter der meerschweinlichsten Schmiere, die jemals existirte, war vor einigen Tagen am Don Juan gestorben, den er viermal an demselben Nachmittag in einer Scheune gespielt und sich dabei die Lungensucht geholt hatte. Die schwache Frau suchte das Geschäft fortzuführen, allein es ging immer schlechter. Die Garderobe war versetzt und mußte zu jedem Stücke expreß ausgelöst werden; jetzt war nur noch diejenige des »Freischütz« zur Verfügung — für welche der Pfandleiher nicht mehr $3\frac{1}{2}$ Thaler wie früher vorschießen mochte. Allein gerade den »Freischütz« wollte Niemand sehen, denn welcher Dresdener hätte diese seine Lieblingsoper nicht auswendig gewußt. — »Das Landvolk aber,« sagte die Magnussen, »macht sich nischte aus Obern!« So war denn die arme Witwe mit ihren kleinen Kindern und ihren paar getreuen Lebenslänglichen in die bitterste Noth gerathen; auch die Vogelwiese brachte keine Erfolge, und die Kartoffeln waren noch nicht reif. Hohlängig sah der Hunger den armen Künstlern aus dem Gesichte, als die jungen Leute mit ihnen bekannt wurden. »Da muß geholfen werden!« brauste Gerstäcker auf — aber wie? An Geld waren die drei damals noch kaum genannten Schriftsteller fast ebenso arm, als die Theater-Gesellschaft der Witwe Magnus; es war schon ein namhaftes Opfer für sie, als sie die Ausgehnngerten mit Meißener Landwein und »geschmierten Schuhsohlen« (ein Gebäck) tractirten. Protectionen hatten sie auch keine — »und dennoch soll geholfen werden, verlaßt Euch d'rauf, holdselige Agathe, weint nicht mehr und flickt mittlerweile ein bischen Eure Garderobe.«

Schon am zweitfolgenden Tage trat Fritz Gerstäcker wieder vor die betrübte Regentin des Thespiskarrens und legte ihr ein Heft in die Hände. »Hier ist Eure Rettung,« sagte er, »damit ist Euch geholfen.« In der angenehmen Erwartung, ein Päckchen Staatspapiere empfangen zu haben, schlug eilig die Witwe das Convolut auseinander; als sie aber die wohlbekannten, kurzen und langen Wechselzeilen von Versen erblickte — »Was soll mir das?« seufzte sie. »Aufführen sollt Ihr's und unmenschlich Geld damit verdienen,« rief der wackere Fritz; »vierundzwanzig Stunden bin ich gesessen und habe das Ding in einem Zug geschrieben; aber es ist auch ein Meisterstück geworden. Und nun keine Sperrenzien mehr; flugs herbei,

Digitized by Google

wer eine Feder führen kann, zum Rollenausschreiben; heut' Abend ist Leseprobe, morgen erste Aufführung; die Zettel lassen wir diesmal drucken, das besorgen meine Freunde, nebenbei das Einstudiren, und bis zum Erfolg, der so sicher ist wie die Sonne am Himmel, langt unser bischen Geld noch für Alle; munter, vorwärts, an die Arbeit!« Dem Feuereifer des ehemaligen Hinterwäldler war nicht zu widerstehen. Am nächsten Tage aber verkündeten allenthalben farbige Riesenzettel: »Theater auf der Vogelwiese. Heute zum erstenmale: »Kunibert von Eulenhorst, oder Der geschundene Raubritter, großes Ritterschauspiel in fünf Acten von J. Rebhahn.«

Der Witwe Magnus war geholfen. Das neue Drama machte ungeheure Sensation und macht sie heute noch. Das Publicum kann nicht satt daran kriegen. Es erbaut sich an dem bombastischen Nonsens seiner hochtrabenden Verse und lebt sich sofort ein in die Empfindungen, welche ihm die Gestalten auf der Bühne zuführen. Und doch ist die Fabel äußerst einfach. Der böse Raubritter Kunibert, Burggraf auf Eulenhorst, achtet nicht auf die Mahnungen der tugendhaften Brunhilde, die sein ehlich Gespons, und wirft, trotz geschworener Urfehde, Nürnberger Kaufleute nieder, die ihm jedoch durch Dazwischenkunft des jungen Ritters Bruno entkommen. Wüthend sperrt er diesen in's Verließ, aus dem er jedoch durch Hildegard, seine Geliebte, befreit wird. Umsonst warnt der Geist des alten Burggrafen den regierenden; als dieser durch den Verrath eines Knappen von Hildegard's That vernimmt, sticht er sie nieder, wird aber gleich darauf durch die unter Bruno's Führung die Burg überrumpelnden Nürnberger gefangen genommen und sofort zum Lohne für seine Missethaten bei lebendigem Leibe geschunden. Während seines Jammergeheuls nimmt Bruno Gift, um sich der Geliebten im Tode zu vereinigen, worauf dann unter Donner und Blitz der Geist erscheint, um den Epilog in Goethe'schen Trochäen zu sprechen. Das Publicum folgt dieser einfachen Entwicklung mit unsagbarer Theilnahme und Spannung. Niemals fällt der Vorhang, ohne daß die aufgeregte Menge ihren Gefühlen Luft macht in dem Gebrülle: »'Raus, 'raus! Da capo! Der Burggraf! Noch einmal schinden, noch einmal!« Und wohl oder übel muß die letzte Scene wiederholt und der unglückselige Raubritter noch einmal geschunden werden. Man sollte nicht glauben, daß in den weichmüthigen Sachsen solche Tigerherzen schlummern.

Wie schwer es dem Dramatiker gemacht war, sein Werk bühnengesetzlich herzustellen, das geht aus einer damals und vielleicht heute noch bestehenden Polizeiverordnung hervor, welche es den Wanderbühnen, den sogenannten Schmieren, bei strenger Strafe verbot, mehr als vier Personen gleichzeitig auf die Bretter zu bringen, angeblich wegen sonstiger Beeinträchtigung der königlichen Hoftheater. Sobald einmal aus Versehen ein Fünfter, und sei es nur ein verirrter Lampenputzer gewesen, sich auf der Scene blicken ließ, gleich war die Direction in eine Geldstrafe verfallen, deren Betrag häufig denjenigen der Tageseinnahme überstieg. Man denke, was auf solche Weise z. B. aus dem »Freischütz« gemacht werden mußte,

Digitized by Google

allein es wurde dennoch gemacht. Gerstäcker hatte in seinem Ritterdrama diese Klippe glücklich vermieden; es erscheint stets nur die polizeilich erlaubte Zahl von Tragirenden vor den Lampen, die in neuerer Zeit an die Stelle der »Inseltlichter« getreten sind, deren Auslöschen, sobald die Scene »Nacht« vorschrieb, ein Hauptgaudium für die hoffnungsvolle Jugend der Galerien war, von welchen aus ein Satz auf die Bühne keine besondere Turnerkunst erheischte. »Der geschundene Raubritter« ist auch im Buchhandel erschienen (1844 bei P. H. Sillig in Dresden), aber längst als Sonderwerk vergriffen und zur Seltenheit geworden. Das Pseudonym, unter welchem Gerstäcker sein possenhaft originelles Drama veröffentlichte, hat nicht wenig zu dessen Popularität beigetragen. Denn »Rebhahn« hieß eine jedem Dresdener wohlbekannte classische Figur, die fast als lebendiges Wahrzeichen der Stadt galt, ein heruntergekommener lumpenhafter Hausirer, welcher jedenfalls bessere Tage gesehen und Bildung genossen hatte, sich zuletzt aber zum Gespött von Alt und besonders Jung hergab, von dem man jedoch nicht immer wußte, ob er ein Bettler, oder ein heimlich Reicher, ob er wirklich halb verrückt sei oder sich nur so stelle. Und so ist es denn auch gekommen, daß nur Wenige von dem dramatischen Lorbeerblatt wissen, daß der brave Fritz Gerstäcker dereinst gepflückt, um einer armen Witwe zu helfen, und das ihm so lieb war, daß er guten Freunden gegenüber oft zu äußern pflegte: »Wenn ich jemals Erfolge errungen, so war doch keiner größer und mir lieber, als der mir ward durch eine tolle That auf der Dresdener Vogelwiese.«

Karl Ernst Bock.

Blüth' an Blüthe drängt sich am Baume der Menschheit; wie sie nach oben in's Licht emporbrechen, so rieselt der ewige Regen gefallener nieder in den Schoß der Erde, unmeßbar, hörbar. Nur wenn eine reife volle Frucht fällt, wird der Aufschlag weithin vernommen. Und gar manchem Lauschenden, der noch fest am Zweige zu haften meint, zuckt der dumpfe Schall lang nachtönend durch die Fibern: wieder Einer dahin, den du gekannt, verehrt, geliebt hast; wann kommt an dich die Reihe? Warte nur, balde, ja balde! — Solche und ähnliche Reflexionen werden wach in Jedem, der ein gutes Theil Zeit zurückblickt, in der er das Glück gehabt hat, mit ihren Besten zu verkehren. Mir ist es reichlich geworden, aber fast beginnt es zur Last zu werden. Denn kaum anders noch ergreife ich in meinen wenigen Mußestunden die Feder, als um einen Nekrolog zu schreiben, eine »Erinnerung an Geschiedene«. Daher geschieht es auch immer nur mit der Empfindung der Wehmuth, die sich freilich manchmal verflüchtigt, wenn der Stoff lebendig vor die Seele tritt und lachende Bilder, lustige Erlebnisse vor sie zaubert, die von dem Gedanken an den heimgegangenen Freund un-

Digitized by Google

trennbar sind. So auch in diesem Augenblicke, wo ich Eines gedenke, dessen Name nicht ungerühmt zu den Schatten hinab sinken darf. An demselben Tage, an welchem die Stadt Wien dem Meister ein glänzendes Jubiläum bereitete, am 19. Februar 1874, ist zu Wiesbaden sein thätigster energischester Apostel gestorben, der Leipziger Professor Karl Ernst Bock. Von ihm aber will ich erzählen, was mir aus langjährigem Umgang in der Erinnerung geblieben ist.

Im Spätsommer des Jahres 1847 ging ich einmal von Leipzig nach Stötteritz spazieren in Gesellschaft von vier Redacteuren, so daß wir deren also fünf waren; davon entfielen Einer auf die »Grenzboten« und drei auf die von Wien importirte wundersame Zeitschrift »Kasperle im Frack«. War es die Ehre, neben solchen berühmten Männern wandern zu dürfen, die mir zu Kopfe stieg, war es die Nachwirkung des verrufenen Museumstisches, mir, dem robusten, gesunden Manne, ward es plötzlich so unwohl, daß ich mitten im Felde zusammenbrach. Die Freunde, sehr erschreckt, erwischten glücklicherweise eine heimkehrende Droschke, in welcher sie mich in mein Garçon-Logis auf der Königsstraße brachten; dann nöthigten sie mich in das Bett, deckten mich wohlmeinend mit einem Berge von Kissen und Kleidungsstücken bis an die Nase zu, um mich in Transspiration zu bringen — was als Panacee gegen jedes Uebel galt — und liefen, dies besorgt, nach einem Arzte. Nicht lange, so trat ein hoher schlanker Mann, von brünetter Gesichtsfarbe, schwarzen Haares und Bartes, bebrillt, bei mir ein; ohne ein Wort zu sprechen, sah er sich rings um, schritt zum Fenster, welches er weit öffnete, und griff dann nach meinen Hülsen, von welchen er eine nach der anderen mit unaussprechlicher Verachtung herabriß und auf den Boden schleuderte. »So,« sagte er, »jetzt wird Ihnen wohler werden,« als nur noch ein dünnes Laken auf mir lag; »es sei denn,« fuhr er fort, »daß Sie Eier ausbrüten wollten?« Darauf untersuchte er mich auf eine Art und Weise, die mir völlig neu war, trotzdem aber sofort das allergrößte Vertrauen einflößte, so daß ich ihm auch ehrliche Antwort gab auf mancherlei verfängliche Frage. Deren bedenklichste kam aber zuletzt. »Gehören Sie zu den Dummen oder zu den Gescheidten?« fragte er auf einmal, und als ich statt der Antwort etwas verlegen lächelte, meinte er weiter: »Wenn Sie zu der Mehrzahl gehörten, würde ich Ihnen etwas verschreiben, und Sie würden dann Wunder welchen Respect vor meiner Kunst bekommen; so jedoch empfehle ich Ihnen, heißes Wasser zu trinken, so heiß und so viel wie möglich; morgen können Sie aufstehen, übermorgen hole ich sie ab zu einem Spaziergang.«

Auf diese Weise habe ich den »Professor Bock« kennen gelernt, und der tiefe Eindruck, den er bei der ersten Begegnung auf mich gemacht, hat sich niemals verwischt, wenn auch später manche Schatten darauf fielen. Von da ab bin ich lange Jahre hindurch viel im Verkehr mit ihm gewesen. Oefter traf ich mit ihm und seinem intimsten Freunde, Professor H. E. Richter aus Dresden, im Hause Gustav Freytag's zusammen; als dieser im

Digitized by Google

Jahre 1848 schwer am Typhus erkrankt darniederlag, war Bock sein Arzt und Retter; niemals habe ich zartere, umsichtigere Behandlung eines Patienten gesehen, aber auch keine sonderbarere: die Hauptarznei waren rohe Eier. Von der Gymnastik hielt er außerordentlich viel; er behauptete, er habe durch ihre weise und rechtzeitige Anwendung seine körperliche Anlage zur Schwindsucht besiegt; vor Allem rieth er an das »Lungenturnen«, öfter wiederholtes tiefes Athemholen, aber mit vollständigem Ausstoßen der verbrauchten Luft; »denn,« sagte er, »die wenigsten Menschen athmen richtig, immer mehr ein als aus!« Er beredete alle seine Freunde, in den von ihm gegründeten, außerordentlich gut geleiteten und rührigen Leipziger Turnverein zu treten; hier fand sich alltäglich um die Mittagszeit die »alte Garde« zusammen, deren Freiübungen er selber gern leitete. Fast verwunderlich erschien es, daß er auch der Communalgarde mit Feuer angehörte; er brachte es in derselben zum Führer der Elite-Compagnie, ja sogar zum Bataillons-Commandanten, und heute noch sehe ich ihn ganz stattlich hoch zu Roß vor den spießbürgerlichen Schaaren. Ich selber war Zugführer in der von Gerstäcker 1848 gegründeten Scharfschützen-Compagnie; als diese in der Reactionszeit aufgelöst wurde, gerieth ich durch eine gegen das ganze Institut der Bürgergarde gerichtete Publication auch mit Bock in scharfen Hader. »Recht haben Sie, aber schweigen müssen Sie!« schrie er mich einmal an, »das Exercieren ist gesund, beim Militär lernt man seine Glieder gebrauchen, was die wenigsten Menschen kennen, und wer da trägt einen Säbel, dem wächst auch der Schnabel.« Nicht lange aber, und er selber warf mit der Charge die selbst auferlegte Bürde von sich, als seinem mannhaft ausgesprochenen Widerstand gegen lächerliche Neuerungen das im Bürgermund spaßhafte Drohwort: »Subordination!« den Garaus machen wollte.

Im Jahre 1849 fand ich mich verschiedenemale an des geistreichen Buchhändlers Georg Wigand Tafel zusammen mit den Professoren Haupt, Jahn, Mommsen, Bock und Oppolzer; ach, es leben nur noch zwei von der ganzen Runde! Den Letzteren hatte Bock aus Prag nach Leipzig gebracht durch unermüdliche Agitation; er betrachtete sich selber als seinen Schüler, denn er war, obgleich schon außerordentlicher Professor an der Leipziger Universität, im Jahre 1845 mit Richter nach Prag und nach Wien gewallfahrtet, um daselbst die Grundzüge der neuen Schule der Heilkunde an der Quelle unter Rokitansky, Skoda und Oppolzer zu studiren. Er ist einer ihrer bedeutendsten Jünger geworden, und Keiner hat für sie so erfolgreich Propaganda gemacht wie Bock.

Sein Lebensgang bis dahin war kein sonderlich glatter; was er ward und besaß, das Alles mußte er sich mühevoll erkämpfen, nichts ist ihm in den Schoß gefallen. Sein Vater, der alte Bock, war Chirurg, schwang sich aber durch eminenten Fleiß und große manuelle Geschicklichkeit zum Prosector am anatomischen Institute der Universität empor. Seinem Sohne vermochte er nichts zu geben, als ein treffliches Beispiel und eine gute Erziehung, allerdings die größten Schätze, welche Eltern ihren Kindern hinterlassen

Digitized by Google

können. Karl Ernst absolvirte das Gymnasium von St. Nicolai in Leipzig und widmete sich darauf dem Studium der Medicin. Er war im Begriffe, sich zu habilitiren, als der Freiheitskrieg in Polen ausbrach und deutsche Aerzte dorthin verlangt wurden. Sofort, im Jahre 1831, machte er sich mit einigen Jugendfreunden — Francke, Hering und Anderen — auf den Weg, nachdem ihm die Facultät den Doctortitel ohne die sonst üblichen Formalitäten verliehen hatte. Auf den Schlachtfeldern, wie in den Hospitälern waren die jungen Aerzte unermüdlich thätig; als in Warschau die Cholera mit furchtbarer Vehemenz ausbrach, widmete sich Bock mit gewissenhaftem Eifer dem gründlichen Studium der neuen Seuche. Ohne die Anmaßung, deren Wesen ergründet zu haben — wie so viele damals sich rühmten — glaubte er in dem heißen Wasser, als einem Blutverdünnungsmittel, ein wesentliches Agens gegen alle Blutzersetzungs-Krankheiten, so auch von öfterer günstiger Wirkung in Cholerafällen zu finden; er ist dieser Arznei jederzeit getreu geblieben, wurde daher auch, wenn er über die »Kaltwasser-Doctoren« loszog, mit dem Titel »Heißwasser-Doctor« von ihnen rückverspottet. Daraus machte er sich aber gar nichts. Die Anerbietungen der russischen Regierung ausschlagend, kehrte Bock wieder heim nach seiner Vaterstadt, von materiellen Gütern wenig mehr mitbringend, als eine große Sammlung prächtiger Schneidezähne, die er den Cadavern im Warschauer Spital ausgezogen hatte. Er verkaufte sie zu guten Preisen an die Zahnärzte — denn damals kannte man die künstlichen Zähne noch nicht — und bezahlte mit dem Erlös nachträglich den Doctorhut. Alsdann habilitirte er sich — 1833 — als Docent der Medicin und trat in die Praxis, nicht ohne sich vorher glücklich verheiratet zu haben, wie es dem Arzte geziemt, der Vertrauen sucht. Allein es ging dem jungen Doctor keineswegs zum besten; er hatte, ohne jedes Vermögen, mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Da galt es denn, den Kampf um's Dasein männlich aufzunehmen. Das that er, und zwar bewundernswürdig. Am Tage practicirte er, hielt seine Vorlesungen, paukte Studenten auf's Examen ein — darin war er besonders groß und berühmt — des Nachts arbeitete er an wissenschaftlichen Werken. Viele Jahre hindurch hat er sich nur fünf Stunden Schlafes gegönnt. Was er als Mann der Wissenschaft geleistet, die Werke aufzuzählen, durch die er seinen Namen zu den besten aller Zeiten gesellt hat, das darzuthun, ist hier nicht meine Aufgabe Andere mögen seine sachliche Bedeutung schildern, ich will nur von dem Menschen erzählen.

In harter Schule entwickelt sich der Charakter. Und ein felsenfester war Bock. Ich habe niemals einen unbeugsameren Principienreiter, einen erbitterteren Gegner, einen hartnäckigeren Kämpen gesehen. Wenn und was er einmal erfaßt, in sich aufgenommen hatte, davon ließ er nicht mehr los. Er war furchtbar schroff in seinem Urtheile, er behandelte den Widersprechenden von oben herab mit solch' souveräner Grobheit, daß er in jeder Discussion das Feld behauptete. Man sollte meinen, ein derartiger Charakter müsse abstoßen; das war aber bei ihm keineswegs der Fall. Wie die

Digitized by Google

Leipziger Studenten ihn wahrhaft vergötterten, so fühlte sich Jedermann, der sich nicht gleich anfangs durch die rauhe Rinde abschrecken ließ, alsbald wahrhaft angezogen und festgehalten durch den edlen, milden Kern. Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, diesen zu würdigen; einmal am Todtenbette eines geliebten Kindes; damals ist er mir nicht blos Arzt — er kam aus freien Stücken, ohne mein Hausarzt zu sein — sondern auch Freund und Berather gewesen in einer so schön menschlichen Weise, daß mich nach Decennien heute noch die Rührung übermannt, sobald ich daran gedenke. Einen »Grobian« haben ihn häufig seine Gegner genannt; freilich war er der, aber ein sehr braver und nützlicher. Er hat zuerst und vor Allem den Kampf aufgenommen gegen die Verirrungen der Wissenschaft, die das Heil in Nichtsen suchte, gegen die Charlatanerie der sogenannten Naturärzte, gegen die Geheimmittelkrämer und den Curirschwindel unberufener Quacksalber. Mit feurigem Schwerte hat er in das Unwesen geschlagen, daß es stäubte nach allen Seiten; zwar hat er es nicht erstickt, »denn,« pflegte er zu sagen, »die Dummen werden nicht alle,« aber Tausenden hat er doch die Leuchte der Vernunft angesteckt, sie auf den richtigen Weg der Selbsterkenntniß geleitet, ihnen das Evangelium vom gesunden Geiste in gesundem Körper klargemacht. Noch wohl erinnerlich ist sein Rechtsstreit mit jenem abgewirthschafteten Buchhändler Laurentius, der durch das Schandwerk »Der persönliche Schutz« und dessen Heilmittel-Empfehlungen in kürzester Frist ein kolossales Vermögen erwarb; irre ich nicht, so wurde Bock zwar der gräßlichen Invectiven halber, die er gegen den Charlatan geschleudert, zu einer kleinen Strafe verurtheilt; aber in den Augen aller Urtheilsfähigen hatte er doch einen glänzenden Sieg errungen, wie das selber im Verdict des Gerichtes ziemlich unverblümt ausgesprochen war.

Niemals ließ sich Bock irremachen durch irgend wen oder irgend was. Sein Ziel stets fest im Auge, verfolgte er den Weg danach durch Dick und Dünn, einerlei, ob er dabei Jemanden auf die Zehen trat oder sich selber die Schienbeine zerstieß. Daß ihm bei solch' genialer Rücksichtslosigkeit die allersonderbarsten Begebnisse aufstießen, ist nicht zu verwundern, aber er stand in jedem seinen Mann. Der Humor in ihm, das sagte er selber, war nicht mit Keulen todtzuschlagen. Zahllose Geschichten könnten davon erzählt werden. Ich will hier nur ein paar herausgreifen aus den vielen, die mir zu Gebote stehen, weil sie des Mannes Wesenheit ergötzlich zu schildern geeignet sind. Einmal wurde er hastig aus guter Gesellschaft abgerufen zu einem Schwererkrankten. Er eilt in das Haus des reichen, als Kunstmäcen berufenen Mannes und findet daselbst die ganze Familie desselben in der bittersten Verzweiflung. Den Kranken selbst trifft er auf einem Sofa ausgestreckt, ohne Regung; er wimmert ihm entgegen: »Liebster Doctor, retten Sie mich, der Schlag hat mich gerührt!« Bock betrachtet und untersucht den Patienten einen Augenblick. »Elender Feigling!« fährt er ihn mit einemmale an, »augenblicklich stehen Sie auf und machen Sie, daß Sie hinauskommen, sonst gieße ich Ihnen einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf!

Digitized by Google

Sie haben sich durch Ihr unverständiges Schlafen nach Tisch in der Zuglust einen Rheumatismus zugezogen und wollen jetzt Frau und Kinder ängstigen? Hinaus mit Ihnen, alter —.« Und der Mann war wirklich gesund, hat aber doch dem Arzte diese Art Cur niemals vergessen.

Im Anfange der Fünfziger-Jahre, wenn ich nicht irre, schritt Bock nach dem Tode seiner ersten Frau zu einer zweiten Ehe mit der Erzieherin seiner Kinder, einer sehr begabten, liebenswürdigen Dame. Eines schönen Tages gingen Bräutigam und Braut in dem Rosenthale spazieren; der Erstere wußte die Promenade immer zu verlängern, bis man endlich in das hübsche Dorf L. gelangte. »Die Kirche steht offen,« sagte Bock zu seiner Braut, »besehen wir uns dieselbe.« Sie gelangten bis zum Altar; in dem gleichen Moment trat der Geistliche im Ornat aus der Sacristei und hub die Trauungsrede an. So tief erschrocken die Braut auch war, sie fand sich rasch in die Situation. Dagegen wurde der Pfarrer augenscheinlich verwirrt; Bock hatte die Uhr aus der Tasche gezogen und consultirte sie während der feierlichen Handlung mit vieler Aufmerksamkeit, während er zugleich von Zeit zu Zeit sonderbare Bewegungen mit der rechten Hand machte. Je öfter er dies wiederholte, um so reichlicher lief dem guten Geistlichen der Angstschweiß von der Stirne, bis er plötzlich mitten im Satz abbrach und »Amen!« sagte. »Hier haben Sie Ihren Ducaten,« erwiderte Bock ruhig, »wären Sie nicht contractbrüchig geworden, so hätten Sie deren fünf erhalten. Adieu!« Er war nämlich Tags vorher bei dem Pfarrer gewesen und hatte die Trauung bestellt mit dem ausdrücklichen Bedeuten, die ganze Handlung dürfe nicht über zehn Minuten währen, dann werde er glänzend honoriren, im entgegengesetzten Falle aber nur die Taxe zahlen. Und so hatte er nach jeder Minute über die zehn hinaus einen Ducaten aus der linken in die rechte Westentasche gesteckt, bis nur noch einer für den Geistlichen übrig blieb. Könnte ich die Geschichte nur erzählen, wie er selber sie mir erzählt hat!

Mit dem Auftreten Bock's in der Zeitschrift »Gartenlaube« begann seine Popularität und sein über die ganze Welt verbreiteter Ruf. Jedermann kennt die von ihm darin veröffentlichten gesalzenen und gepfefferten Artikel, welche dem Blatte nicht wenig zu seinem unvergleichlichen Erfolge verhalfen. Dieses hingegen trug wiederum den Schriftsteller und führte ihn auf den eigentlichen Pfad seiner Wirksamkeit.

Er hat es mir im Jahre 1864 bekannt: »Ich fange jetzt erst an, sorgenfrei zu leben, und das habe ich Ernst Keil zu danken!« In der That erregten die hygienischen »Gartenlaube«-Artikel das größte Aufsehen bei Freund und Feind; im Anfange wollten sie nicht recht eingreifen, sie schlugen gar zu hahnebüchen darein, aber nach und nach gewöhnte sich das Publicum an die derbe, gesunde Kost und konnte nicht genug davon kriegen, während die Gegner, namentlich Homöopathen, Blut und Galle darüber schwitzten. Durch diese volksthümlichen Abhandlungen und durch sein außerordentlich verbreitetes Buch »Vom gesunden und vom kranken Menschen« hat Bock

Digitized by Google

so viel für die Erziehung des Menschengeschlechtes geleistet, als irgend ein Mann von den ältesten Zeiten bis auf heute. Vielleicht wird dies gegenwärtig noch nicht in vollem Maße anerkannt, noch verbergen die Schlacken der Persönlichkeit vielfach das reine Feuer seines Geistes, aber das darf jetzt schon anerkannt werden, daß er es mit der guten Sache und mit der Volksaufklärung wirklich ernst gemeint und sein ganzes Leben dafür eingesetzt hat. Von seinen kleineren, für die allgemeine Belehrung bestimmten Schriften: »Volksgesundheitslehre« und »Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers« hat Bock, um seinen Schulprincipien Anhänger zu gewinnen, mehr als 100.000 Exemplare auf eigene Kosten drucken lassen und sie an Volksschullehrer in Deutschland und Oesterreich unentgeltlich vertheilt; die hiermit gelegte Saat wird sicher gute Früchte bringen. Was überhaupt im Stillen der wackere Mann im Wohlthun leistete, weit über seine Kräfte, das wissen nur Wenige, aber Viele hegen den Dank dafür im Herzen.

Im Umgang war Bock nicht Jedem bequem. Er pflegte ohneweiters keck und kühn herauszusagen, wie es ihm um's Herz war, und das kann bekanntlich nicht Jeder vertragen. Außerdem hatte er seine Besonderheiten. Die peinlichste Reinlichkeit war ihm Gewissenssache; wer seinen Sinn dafür beleidigte, der hatte es für immer mit ihm verdorben. Er konnte äußerst anzüglich werden, wenn in einem öffentlichen Locale irgend ein Geck das Kämmchen aus der Tasche zog, um den Kopf zu frisiren; er behauptete, Niemand dürfe sich irgend eine Ausschreitung erlauben, welche einem anderen Anwesenden etwa unangenehm sein könnte; er verlangte, daß Jedermann sich gewissen Gesetzen des Anstandes und der Sitte fügen müsse, die er selber verschiedenemale mittelst Zeitungsartikel in einen Codex zu bringen bemüht war. Es werden sich gewiß noch Viele dieser zum Theil etwas seltsamen Anleitungen zur Lebensart erinnern. So wollte er jeden wucherischen Haarwuchs, zum Beispiel im Innern der Ohren und der Nase, mit der Pincette ausgerottet wissen, indem er solchen für eine Unschicklichkeit erklärte, u. A. m. Dennoch war er durchaus kein Pedant, noch weniger ein Conservativer — sondern eher das entfernteste Gegentheil von beiden. Des Wortes war er in hohem Grade mächtig, er sprach nicht schön, aber gut, eindringlich, überzeugend. Es gab eine Zeit, in der alle Frauen Leipzigs für ihn schwärmten; damals hielt er ihnen jene berühmten Vorlesungen über die Verrichtungen des weiblichen Körpers, die Pflichten der Gattin und der Mutter, welche nicht wenig dazu beigetragen haben, daß wir nach uns eine kräftigere, geistig und körperlich höher entwickelte Generation mit einiger Gewißheit voraus ankündigen dürfen.

Der so Vielen zur Gesundheit, zum ruhig zufriedenen Genuß eines unbeschwerten Alters verholfen, sollte sich des seinigen nicht freuen. Bei seinem kräftigen Körperbau, seiner regelmäßigen Lebensweise und seinem gleichmüthigen Charakter hätte man geglaubt, Bock müsse die äußersten Grenzen des menschlichen Daseins erreichen. Es war dem nicht so. Eine Balggeschwulst im Nacken, die sich fortwährend vergrößerte, hat ihm in den

Digitized by Google

letzten zehn Jahren viel zu schaffen gemacht; nebenbei litt er empfindlich am Schreibekrampf, so daß jede schriftliche Arbeit für ihn zu einer wahren Pein ward, der er sich aber trotzdem niemals entzog; endlich trat zu diesen Uebeln in den letzten Jahren auch eine immer zunehmende Erweiterung der Lunge, welche ihm große Qualen auferlegte. Namentlich seit den letzten zehn Monaten litt er fortwährend an Athmungsbeschwerden; natürlich kannte er seinen Zustand auf das genaueste; wie er denselben auffaßte, geht aus der Zeile eines kurz vor seinem Ende geschriebenen Briefes hervor: »Vergangene Nacht habe ich mich wieder fünf- oder sechsmal im Ersticken geübt!« Mit dem lächelnden Muthe des Weisen und des Naturforschers, der das Wesen des Lebens so gut erkannt hat als Einer — ähnlich dem von ihm hochverehrten Zeit- und Sterbegenossen David Strauß — sah er dem Tode entgegen, der ihn zu Wiesbaden ereilte, wohin er sich geflüchtet hatte, um aller Sorge um ihn aus dem Wege zu gehen. Dort ist er auch begraben worden. Ein großer Mann ist Karl Ernst Bock nicht gewesen, er hat seiner Wissenschaft keine neuen Wege eröffnet, und geniale Erfindungen sind von ihm nicht zu verzeichnen. Dennoch war sein Leben, sein Wirken ein reich fruchtbringendes, wohl werth, daß es nicht so bald vergessen wird. Mit Recht schmückt der Lorbeerkranz die Schläfen jener Männer, welche die Lehre der Heilkunst aus tiefer Versunkenheit auf ein würdiges Piedestal gehoben haben; demjenigen aber, der sie in das Volk übertrug, sie zum Gemeingut Aller machte, der Tausende und aber Tausende ein menschenwürdiges Leben lehrte, dem gebührt die volle Bürgerkrone, und Keinem kann die Nachwelt sie reichen, der sie redlicher verdient hätte, als Karl Ernst Bock!

Die alte Heloise.

Auf der Höhenfläche eines nördlichen Ausläufers des Vogelsgebirges, einsam, in unwirthlicher Gegend, wo, nach dem Volksausdrucke, Dachs und Fuchs einander »gute Nacht« sagen, liegt ein armes Dörfchen dicht an der Scheide zweier Länder. Vor vielen, vielen Jahren bin ich gar oft ihm zugewandert im heißen Sommersonnenbrand, wie im Eisnadelregen eines grauslichen Winters, und schönste Jugend-Erinnerungen knüpfen sich an seine niedrigen Häuslein aus verwittertem Fachwerk mit den braunvermoosten Strohdächern. Zwei unter ihnen waren es, die mich besonders anzogen. Vor Allem das Pfarrhaus. Immer ist es mir als ein gesellschaftlicher Vorzug der protestantischen Confession erschienen, daß sie ihren Predigern gestattet, Muster eines gebildeten, angenehmen Familienlebens inmitten der Wüsteneien bäuerlicher Verkommenheit aufzustellen, Mittelpunkte, von welchen aus gute Sitte und mildes Frauenthum sich strahlenförmig

Digitized by Google

verbreiten und Wurzeln schlagen selbst in dem verwildertsten Boden des Volkes. Wem das Glück gegönnt war, in dem Alter frischer Empfänglichkeit dem Idyll einer norddeutschen Pastoren-Häuslichkeit vom rechten Schlage näherzutreten, der wird immer eine warme Stelle dafür im Herzen tragen bis in's Greisenthum. Gewöhnlich sind die Landpfarrhäuser reich bevölkert. Auch das meinige war es. Eine ganze Schaar von lieblichen Mädchen flatterte darin umher, immer aufgelegt zu den tollsten Scherzen, immer bereit, bitterlich zu weinen bei der Vorlesung beweglicher Gedichte oder Romane, auch niemals abgeneigt, einen der letzteren in kleinem Format selber zu spielen. Welche sonnigen Tage, welche gemüthlichen Abende wurden da verlebt! Wenn ich in später Nacht durch den tiefdunklen Föhrenwald auf weichen Mooswegen stundenlang heimwanderte, während nah und fern die unheimlichen Rufe der Schuhus erschallten, die vom Winde bewegten Stämme in seltsamen Aechzetönen knarrten, Thiere der Finsterniß an mir vorüberhuschten und da und dort ein bleiches Glimmen aus erstorbenem Holze brach — war es in mir doch immer hell und lustig; die Töne des zirpenden Spinetts, nach welchen wir uns fröhlich gedreht, beflügelten nachklingend meine Füße, und das frische Lachen aus rothen Lippen umgirrte mich als Talisman gegen jedwede Furcht im nicht geheueren Forste. Wie an ein farbenreiches Märchen gemahnt es mich im Gedenken an jene prächtig geselligen Stunden im Kreise der schlichten Pfarrers-Familie, in den Jeder als Kind aufgenommen war, der sich gutmüthig und leichtlebig in solch' heiter beschränktes Dasein zu finden wußte. Ob wohl noch Jemand außer mir lebt, der ihm angehörte? Ich weiß es nicht. Niemals wieder habe ich von irgend einem der wackeren lieben Leute etwas gehört oder gesehen seit manchen Decennien.

Ein zweites Haus des Dorfes erwähnte ich als Anziehungspunkt. Es ward mir durch die zuvorkommende Vermittlung der Pfarrersleute erschlossen, eine Gunst, welche sonst nur ganz wenigen Personen zu Theil wurde. Etwas Geheimnißvolles, Zauberverwandtes brütete über dem altersgrauen, von einer hohen Mauer umschlossenen Gebäude, welches der »Herrenhof« hieß, weil es der Rest eines herabgeschmolzenen, größtentheils in Bauernhände übergegangenen ehemaligen ritterschaftlichen Besitzes war. Das Thor war Tag und Nacht versperrt; wer etwas mit den Insassen zu schaffen hatte, der mußte zuerst durch ein Guckfenster mit dem alten, bärbeißigen Diener capituliren. War dies von Erfolg gewesen, so trat man zunächst in einen kahlen Hof, der den Eindruck trostloser Verödung machte, dann über eine Steinstiege durch ein Spitzbogenportal in den Ehrn, die geräumige Hausflur. Hier empfing den Gast eine sonderbare Figur, ein kurzer, äußerst fetter und schon ziemlich bejahrter Mann, der aber vermöge seines ganzen Habitus den Eindruck eines Knaben machte. Das wulstig fleischige Gesicht war vollkommen bartlos, der unverhältnißmäßig starke Kopf von langen braunen Haaren umwallt; die ganze Gestalt aber, als wolle sie absichtlich ihre Mißformen in's rechte Licht stellen, steckte in einem

Digitized by Google

Kinderanzug, kurze, nur bis an die Hüfte reichende hellgraue Jacke und ebensolche, oben sehr weite, unten ganz enge Höschen, welche zahlreiche Spuren langjährigen Dienstes zeigten; die Füße schlurften in niedergetretenen Schlappen. Das war der Herr Baron, dem Namen nach der Besitzer, eigentlich aber nur der Erbgast des Herrenhofes. Dieser gehörte seiner Schwester, ihr allein auch galten meine Besuche. Ich fand sie, auf einer vermorschten Treppe zur ersten Etage hinaufgeklimmt, in einem geräumigen Eckzimmer. Die Fenster waren mit dunklen Gardinen verhangen; sobald das Auge sich an die grüne Dämmerung gewöhnt hatte, erblickte es rings um sich jene Reste vorzeitlichen Comforts und Wohlstandes, welche die Seele zur Wehmuth stimmen: Alles verschossen und verschlissen, lahm und ausgefranst, Beute der Motte und des Holzwurms. Alte Kupferstiche von Schäferscenen hingen in zerfallenden Rahmen an den Wänden und über ihnen Kränze von vergilbten künstlichen Blumen; der Boden war mit einem zerrissenen Teppich bedeckt, Möbel von uralter Façon standen dicht aufeinander. Das Hauptmobiliar aber bildeten Bücher. Sie lagen in Stößen auf dem Fußboden, auf den Sesseln, den Tischen, den Fenstergesimsen, überall. Nur in Einer Ecke nicht — hier war eine Art Nische aus Kletterpflanzen gebildet für eine alte Harfe mit gesprungenen, herabhängenden Saiten und ostensibel bedeckt mit einem schwarzen Schleier. Ein schwerer Duft von jenem unbeschreiblichen Parfum, das an Ahnfrauen erinnert, lag über dem ganzen Gemach.

Aus einem kleinen Zitzdivan, hinter einem auf Stühlen gehäuften Bücherwall hervor, tauchte nunmehr auch die Herrin auf, die ich in der ersten Verwirrung gar nicht bemerkt hatte. Vor mir stand in tiefschwarzer, etwas salopper Kleidung die kleine, zierlich feine Gestalt einer alten Dame, die mich in eigenthümlich reiner Aussprache mit wohlklingendem Timbre willkommen hieß. Als ich ihr dann gegenüber Platz genommen, hatte ich Muße, sie mir genau zu betrachten. Ihr außerordentlich zartes, wie Wachs bleiches Gesicht zeigte Spuren ehemaliger großer Schönheit. Dunkle, von wenigen Silberfäden durchzogene Locken umrahmten es, und zwar so seltsam, daß sie die eine Hälfte völlig verdeckten; wie ich später gewahrte, fehlte dieser das Auge. Nur das linke schaute mit unendlicher Schwermuth in das Leben und mußte sorgsam geschont werden, daher das dunkle Gemach. Die aufgestapelten Bücher dienten nur zum Vorlesen, das der kindliche Bruder Tag für Tag viele Stunden hindurch mit Geduld und Geschick übte; zu Weiterem war er nicht zu brauchen, als höchstens noch zur Pflege der Bewohner eines Kobens, deren Wachsthum ihm sehr am Herzen zu liegen schien. Wann ich kam, und ich kam nachderhand ziemlich oft, entschuldigte er mit widerlich hoher Fistelstimme seine Absenz durch diese Pflicht und ließ mich allein mit dem Burgfräulein. So menschenscheu aber der seltsame Mann auch war, Einmal im Jahre zog er den Bratenrock hervor aus dem staubigen Spinde und unternahm die Reise nach Kassel, blos um seinen alten hinkenden Diener — mehr Freund und doch Knecht als Die[illegible]

Digitized by Google

einmal in die Oper zu führen. Von dessen naiven Bemerkungen über das gesehene Wunder zehrte er dann ein volles Jahr lang. Andern Umgang pflog er absolut nicht.

Die Besitzerin des Herrenhofes, welche hier in so tiefer Abgeschlossenheit und — Armuth vegetirte, hatte zwanzig Jahre früher unter die bedeutenden Frauen Deutschlands gezählt. Sie hieß Philippine v. Mettingh und war die Tochter eines Geheimraths in Sayn-Wittgenstein'schen Diensten. Nach einem schicksalsreichen Jugendleben hatte sie sich in die Literatur geflüchtet und war eine der, namentlich unter ihrem Geschlecht, beliebtesten Schriftstellerinnen ihrer Zeit gewesen, die in ihren Romanen vielfach eigene Erlebnisse verwerthete und vielleicht deshalb mit ihnen den Weg zu manchem Herzen gefunden hat. Wen es interessirt, möge das Verzeichniß derselben nachschlagen in: »Schindel, deutsche Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts«, 1825, II. Band, worin auch ihre kurze Biographie enthalten ist.

Sie hat in Briefwechsel mit den hervorragenden Geistern ihrer Zeit gestanden und wußte von ihnen anmuthig zu erzählen. Stundenlang habe ich ihr zugehört, ohne zu ermüden, denn ich durfte sie häufig besuchen, was ich um so lieber that, als sie mich aus ihrer reichen, altväterischen Bibliothek mit Büchern versorgte. Von den Neueren wollte sie wenig wissen; sie hielt das Trauerspiel »Julius von Tarent« des Leisewitz für das größte Drama und Klinger's »Geschichte Giafar's des Barmeciden« für den besten Roman deutscher Sprache. Höchlich schwärmte sie für Italien; so alt sie war, hatte sie es nicht aufgegeben, dieses Land ihrer Sehnsucht doch einmal zu erblicken; sie sparte zu dem Ende, wo und was sie nur konnte, leider aber bot das dürftige Einkommen ihres sterilen Gütchens, das an die Bauern verpachtet war, dazu nur geringe Handhabe. Ob sie ihr Ziel noch erreicht hat, wann sie gestorben ist, ist mir unbekannt; mein Umgang mit ihr währte kaum ein halbes Jahr.

Im Dorfe und in der Umgegend kannte man die sonderbare, den Leuten nur höchst selten zu Gesicht kommende Dame, welche selbst die Kirche niemals besuchte — denn sie war ein Freigeist — nicht anders, als unter dem Namen der »alten Lowise«. Da sie gar nicht Louise hieß, so war mir dies auffallend, und ich forschte nach; da vernahm ich denn, daß ein schöngeistiger Pfarrer aus der Nachbarschaft, der seinen Rousseau gelesen und Kenntniß von einem grauenhaften Ereignisse in ihrem Leben erlangt, ihr dieses Sobriquet grausamerweise angeheftet hatte, das, aus »alte Heloise« im Volksmunde verballhornt, ihr so fest aufgeprägt blieb, daß Viele nur unter dieser Bezeichnung von ihr sprachen, wenn sie es überhaupt thaten. Auf gleichem Wege gelangte ich auch zur Kenntniß einer Episode aus ihrem Leben, die, für die Geschichte damaliger Zeitverhältnisse in ergreifender Weise bezeichnend, den tiefsten Schatten auf dasselbe warf und mit einem gewaltsamen Schlage das Glück liebenswerther und bedeutender Menschen in tiefstes Elend verwandelte. Ich erzähle die Begebenheit, wie sie mir

Digitized by Google

seinerzeit erzählt und von mir aufgezeichnet worden ist, ohne eine Gewähr dafür übernehmen zu können, daß sie sich wirklich gerade so ereignet habe.

Zur Zeit des Königs Hieronymus von Westphalen war Philippine v. Mettingh einigemale am Kasseler Hofe erschienen und hatte durch ihre ätherische Schönheit, durch hohe Bildung und Geist selbst in dem glänzenden Kreise, der den Roy »Morgen Lustik« umgab, hohes Aufsehen erregt. Mehrere der galantesten französischen Officiere beeiferten sich, das reizende Edelfräulein mit Huldigungen aller Art zu umgeben, allein sie machten nur geringen Eindruck, denn Philippine war eine glühende Patriotin und überdies mit einem schönen, wackeren hessischen Officier von gleicher Gesinnung verlobt. Weise zog sie sich daher endlich, um den lästiger werdenden Werbungen der Zudringlichen zu entgehen, auf ihr von der früh verstorbenen Mutter ererbtes Gut Apenrade an der Ohm zurück. Allein bei einem der Franzosen, einem hochgestellten Lieblinge des Königs, war der Eindruck tiefer gewesen als gewöhnlich und zur wüthenden Leidenschaft geworden. Er folgte der Angebeteten und wiederholt, mit Entrüstung abgewiesen, wußte er es durchzusetzen, daß er mit einer Abtheilung auf dem Gute einquartiert wurde. Das Mädchen versuchte zu fliehen, ward jedoch mit höflicher Gewalt zurückgehalten, so daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als heimlich seinen Verlobten zu Hilfe zu rufen, trotz der Gefahr, die es hierdurch auf diesen selber beschwor. Der ritterliche Mann flog herbei; er war klug genug, sich von Kameraden begleiten zu lassen. Es kam zum Duell, in welchem der Colonel schwer verwundet wurde. Seine Mannschaft zog mit ihm ab, nicht ohne Drohungen.

Frieden und Sicherheit schienen auf dem einsam gelegenen Schlößchen wieder eingekehrt. Allein es waren schlimme, verhängnißvolle Zeiten. Im deutschen Volke gährte es dumpf gegen den corsischen Unterdrücker und seine Helfershelfer, da und dort schon sprengte die Flamme den knechtischen Druck, der auf Land und Leuten lastete. Auch in Hessen kam sie zum Ausbruch. Der Oberst v. Dörnberg hatte einen Aufstand in's Leben gerufen, der an verschiedenen Stellen des Landes gleichzeitig losbrach, allein schon im Entstehen niedergeworfen wurde. Philippinens Verlobter war darein verwickelt; er hatte einen Bauernhaufen gegen die Stadt Marburg geführt, der von ein paar französischen Compagnien zersprengt worden war. In der nächsten Nacht darauf donnerten Gewehrkolben gegen die Thore des Schlößchens zu Apenrade. Erschreckt verweigerten die wenigen Inwohner den Einlaß. Er wurde im Handumdrehen erzwungen. Eine zügellose, trunkene Soldateska stürmte durch die Zimmer, geführt von einigen in Masken verhüllten Männern. Sie drangen geradenwegs nach dem Schlafzimmer der jungen Besitzerin. Umsonst stellte sich die alte Beschließerin ihnen muthig entgegen: »Wir suchen einen Hochverräther und wissen, daß er hier ist!« rief man ihr entgegen und schleuderte sie zur Seite. Die verschlossene Thür wurde forcirt, ein treuer Diener, der seine Herrin mit einem rostigen Pallasch vertheidigen wollte, mit dem Bajonnet durchbohrt; sie selber, die sich vor-

Digitized by Google

stürzte, um Erbarmen anzuflehen, wo keines war, empfing einen verirrten Degenstoß in das rechte Auge und sank bewußtlos zu Boden. Hinter den Vorhängen des Bettes aber fanden die Unmenschen einen zitternden, halbangekleideten jungen Mann; mit viehischer Wuth fielen sie über ihn her und — aber die Feder sträubt sich, weiter zu erzählen. Die Barbaren hatten den Verlobten gesucht und den Bruder gefunden. Die entsetzliche Verstümmelung, die sie ihm beibrachten, war an einem Unrechten vollzogen.

Der Verlobte, nach dem Mißlingen des Aufstandes entflohen, schloß sich der schwarzen Legion des Herzogs von Braunschweig an und ist wenige Monate darauf bei Oelper gefallen. Die drei Verwundeten von Apenrade, Schwester, Bruder, Diener, wurden gerettet, zu welchem Dasein habe ich erzählt. Das Gut mußte verkauft werden, um die Curkosten zahlen zu können, welche jahrelanges Siechthum verschlang; mit dem Reste ihres Vermögens siedelten die Aermsten sich an in dem entlegenen Dörfchen, wo ich sie gefunden.

So sehr ich bei der unglücklichen alten Dame in Gunst stand, so hat sie mir doch niemals ein Wort von ihrer Vergangenheit erzählt. Nur einmal sagte sie mir, die zersprungene Harfe sei ihr theuerstes Heiligthum; sie war ein Geschenk ihres Bräutigams. Die Geschichte habe ich übrigens erst vernommen, als ich mit den Einsiedlern des Herrenhofes nicht mehr verkehrte. Sie erklärt hinlänglich den schnöden Witz des schöngeistigen Pfarrers über »Abälard und Heloise« und den daraus abgeleiteten Volksnamen der bedauernswerthen alten Dame. Ob ihre Erfolge in der Literatur ihr jemals Trost gebracht haben — ich weiß es nicht. Schon als ich sie kennen lernte, war sie lange vergessen, und heute werden Wenige sein, die überhaupt wissen, daß sie je gelebt hat. Mir aber ist sie eine gütige Freundin gewesen, und noch jetzt erscheint mir manchmal im Traume ihre blasse, durchgeistigte Gestalt.

Aus dem tiefen Borne der Erinnerung steigt melodisch murmelnd Blase auf Blase empor zu Tag. Wenn sein Strahl sie trifft, schillern sie einen Augenblick im siebenfarbigen Lichte, dann zerstieben sie, Luft in die Lüfte. Aber der Wanderer, der aus dem Gewühle der Welt sich an den Rand der Quelle flüchtete, hat sich doch vielleicht ergötzt an dem Spiel, eine Minute sinnend dabei verträumt — dann schreitet er leichten Herzens weiter und vergißt.

Digitized by Google

Ein Abend mit Ferdinand Lassalle.

Siebzehn Jahre sind es, seit eine rohe Pistolenkugel am 31. August 1864 den Lebensfaden eines Mannes durchschnitt, der, mag man von seiner Wirkungsweise denken wie man will, jedenfalls zu den hervorragendsten Geistern seiner Nation gezählt werden muß. Sonderbar, daß er, über alles Vorurtheil des Menschendaseins erhaben, wie Wenige, gerade dem blindesten zum Opfer fallen mußte, daß der wegwerfende Spötter über Offenbarungen und Wunder so fest an seinen Stern glaubte, der ihm bei der ersten ernstlichen Probe zum Unstern ward und ihn in die ewige Nacht riß. Es war eben nach dem Gelehrten und dem Agitator ein Stück Dichter in ihm, und die sind sämmtlich ein bischen abergläubisch oder doch Fatalisten. »Das für mich bestimmte Blei ist noch nicht gegossen, ich habe noch auf der Welt zu thun!« hatte er noch mit sicherem Lächeln einem Bekannten wenige Stunden vor seinem Falle gesagt. Aber wohl war es für ihn gegossen, und was er auf der Welt noch schaffen wollte, blieb unerledigt. Vielleicht ihm, vielleicht auch uns zum Heil — wer weiß es? Immer wird jedoch bei Allen, die dem seltenen Manne einmal im Leben nahe getreten, das Bedauern der Entrüstung überwallen, daß er gerade auf solche Weise umkommen mußte und nicht anders; wehmüthig müssen sie daran denken, was aus ihm hätte werden können, wenn sein aufgeregter Sturmgeist eingelenkt wäre in die Bahnen, die er nicht hätte verlassen sollen; sie hätten sich gefreut, sagen zu dürfen: »Auch ich hab ihn gekannt, ihm die Hand gedrückt.« Ich sage das trotz alledem; so ferne gerade ich dem Wesen und Wollen dieser excentrischen Natur gestanden, so sehr hat es mir dieselbe angethan, als mich das Glück meines Lebens — das mich mit den bedeutendsten meiner Zeitgenossen in Berührung brachte — auch mit ihm auf einige schöne Stunden zusammenführte, mit Ferdinand Lassalle.

An einem Winterabende des Jahres 1862 war es, als lange Menschenreihen dem Saale des »Odeon« in Leipzig zuströmten. Der Mehrzahl nach waren es Arbeiter, viele unter ihnen mir persönlich bekannt, theils weil ich Vorträge in ihrem Bildungsvereine hielt, theils weil ich selber Arbeitgeber war. Allein nur ganz obenhin, fast widerwillig, ward ich da und dort gegrüßt; es schien mir, als träfen mich spöttische Blicke mit der Frage: »Was will denn der unter uns?« Ich machte mir aber wenig daraus, zumal auch viele andere Nichtarbeiter — wenn denn Jeder so heißt, der nicht selber Hammer oder Ahle führt — neugierig dem gleichen Ziele zustrebten. Der Führer, der Heros des vierten Standes, der Privatgelehrte Lassalle, hatte einen Vortrag angekündigt über die socialen Gebrechen der Zeit und die Mittel zu ihrer Heilung. Schon seit beinahe drei Jahren war sein Name plötzlich mit ganz unbegreiflicher Geschwindigkeit zum gefeierten Schiboleth der Arbeiterpartei geworden, um welches sie sich mit einem geradezu ver-

Digitized by Google

blüssenden Enthusiasmus schaarte; damit hatte er aber auch mit Einemmale einen Weltruf erlangt, der nicht abblaßte, als die Vergangenheit des Mannes unermüdlich an's Tageslicht gezerrt wurde, in guter und böser Weise. Kein Wunder, daß heute der Andrang zu seiner Gastrede so gewaltig war. Es galt einen wahren Kampf, um einen günstigen Platz in dem riesigen Locale zu erringen, welches Kopf an Kopf dicht gedrängt voll war bis weit hinaus auf die Corridors und selbst auf die Straße. Aber nicht das gewöhnliche Geräusch der Massen quoll aus den Tausenden, die sich hier zusammengefunden; eine stillbrütende Erwartung, fast möchte ich sagen, eine Ehrfurcht, lag über ihnen, wie vor einem Gottesdienste; auf mich, der ich die nämlichen Leute bei ihren Parteitagen wiederholt gesehen und — gehört hatte, machte diese respectvolle Stille einen ganz eigenthümlichen Eindruck, zumal von Ordnern nichts zu gewahren war. Nur der völlig Kundige erhaschte hie und da einen Blick, der ihm den Aufenthalt nicht gerade behaglicher machte.

Es dauerte lange, bis der Actus begann. Zuerst erschienen einige Gehilfen mit Büchern bepackt; ganze Stöße von Folianten, Quartanten und Octaven, die auf hundert Schritt weit nach Corpus juris und Pandecten aussahen, schichteten sie als Brustmauern rechts und links auf dem Katheder, das von einem Podium aus den Saal beherrschte. Dann eine noch erwartungsvollere Stille als bisher — plötzlich aber ein Emporwogen des dunklen Männermeeres, ein Beifallsausbruch, als ob die Donner des Niagara über die Wölbung hereinbrächen — und inmitten des laughin tönenden Rollens hob sich zwischen den Schartekenwänden ein jugendlich freier Kopf auf elegant schlanker Gestalt empor und stand im Lichte. Das war Ferdinand Lassalle, der Dictator, wie ihn schon damals seine Anhänger laut und leise betitelten. Eine anziehende Erscheinung jedenfalls. Das längliche bleiche Gesicht war von edlem Schnitt, die Stirne hoch und frei, von braunen Locken umringelt, die Nase etwas zu prononcirt und scharf, aber gerade nur in der Mitte erhöht, der Mund einigermaßen zugespitzt, die Augen schienen angegriffen — nicht entfernt erinnerte das gemessene geistig durchleuchtete Gesicht an die orientalische Abstammung des Mannes. Ich wenigstens habe nichts davon in seinen Zügen finden können, während Andere das Gegentheil behaupteten; wer hätte gewonnen, wenn er Recht gehabt?

Die Haltung war eine stolz aufrechte, selbst zurückgeworfene, jedenfalls distinguirt; dies war auch die Kleidung, tadelloser Salonanzug. Mit unterschlagenen Armen stand er eine Zeitlang auf seiner Höhe und blickte ruhig ringsum auf die tobende Fluth; dann hob er leise, ganz nachlässig, ein wenig die rechte Hand — und in demselben Augenblicke herrschte Grabesstille in dem ganzen weiten Saale. Dergleichen habe ich niemals vorher und nachher erlebt. Den Eindruck, den diese zauberhafte Beherrschung der Massen auf die Unvorbereiteten machte, konnte ich auf den Gesichtern der mich begleitenden Freunde lesen; sie waren sämmtlich ganz blaß geworden, ich zweifle aber auch nicht daran, daß bei mir der gleiche Fall eingetreten

Digitized by Google

war. Einer versuchte seinem Nachbar etwas zuzuflüstern, aber wüthende Blicke, ja gehobene Fäuste belehrten ihn, daß hier jeder Commentar unterbleiben müsse.

Und nun begann die Rede. Anfangs mit schwacher Stimme, fast unverständlich, allmählich erst in Fluß und Feuer gerathend, aber auch dann den ganzen Saal nicht füllend, bemühte sich Lassalle zunächst darzuthun, daß die sociale Frage so alt sei, wie das Menschenthum; er fing mit indischer Mythologie an, brandmarkte die Erzväter, und längst war mir der Angstschweiß ausgebrochen, als er beim Aristoteles anlangte, bei dem er »etwas länger zu verweilen« beschloß. Welche Enttäuschung! War das in der That der Agitator, dessen Wort Hunderttausende bewegte und lenkte, der glänzende Advocat, der die Richter der rheinischen Assisen zu staunender Bewunderung hingerissen hatte, der unwiderstehliche Meister des Gedankens und seines Ausdrucks? Er muß heute seinen schlechtesten Tag haben, oder all' das Herrliche, was von dem »deutschen Demosthenes« umlief, war eitel Fabel und Aufputz. Er sprach kühl, fast apathisch, beinahe möcht' ich sagen süffisant; manchmal sarkastisch und herausfordernd — aber das klang gemacht, auswendig gelernt. Von rhetorischem Schwung, von begeistertem und begeisterndem Hervorbruche der Idee, von dem Blitze der ewigen Wahrheit keine Spur in dem monotonen, nicht einmal durch ein gutes Organ unterstützten Vortrage. Es besserte an dem Eindrucke nichts, daß der Redner in einer ewigen Unruhe war; er schritt auf seiner beengten Arena hin und her, wie der Löwe im Käfig; zuweilen ergriff er eines der neben ihm aufgestapelten Werke, suchte, die Augen dicht zwischen die Blätter bringend, nach der betreffenden Kraftstelle und zeigte diese dann triumphirend, in der Attitüde des Doctors Luther vor dem Reichstage zu Worms, dem andächtigen Publicum. Schlimmer aber war, daß dem Vortrage aller logische Zusammenhang abging. Er war zum großen Theile metaphorisch gehalten, wozu freilich der Mann seine guten Gründe haben mochte, aber so, daß schon ein ziemlich hoher Grad von Wissen und Bildung dazu gehörte, um die übertragene Bedeutung der einzelnen Sätze ihrem eigentlichen Sinne nach zu verstehen; zugleich reihten sich dieselben aneinander, gleich den Kugeln eines Rosenkranzes, jede ein Ding für sich, verschiebbar nach Gefallen, in jeder Stellung am Platze.

So kam es, daß wir trotz gespannten Aufhorchens durchaus nicht wußten, wo hinaus der Redner wollte; ich war ärgerlich auf meinen Mangel an Fassungsgabe, bis ich vernahm, Anderen, Begabteren, sei es nicht besser ergangen, als mir. Noch war durchaus nicht abzusehen, auf welches Ziel der Vortragende in seinen tödtlich doctrinären Perioden loszusteuern beabsichtige, als er plötzlich nach der Uhr griff; anderthalb Stunden hatte er gesprochen ohne jede Unterbrechung, als die von ihm selber ausgegangene; denn sonderbar, während der Rede hatte sich auch nicht ein Funken von Bewegung, geschweige denn von Applaus gezeigt, und doch hingen die guten Leute mit jedem Ohr an seinem Munde. Lassalle aber, dessen Zeit gekommen

Digitized by Google

schien oder der es genug hielt des grausamen Spieles — schloß plötzlich ab mitten in einer scharf zugespitzten Schilderung der römischen Agrarwirren mit wuchtigen Seitenhieben auf die Rochdale-Pionniere und die »falschen Genossenschaftler« und mit einer Apostrophe, welche in den letzten Worten des Edlen v. Attinghausen gipfelte. Jetzt erst brach wiederum frenetischer, endloser Beifall aus, die Tribüne ward stürmisch umringt, der Agitator verschwand inmitten seiner Akoluthen oder Clienten, wenn man keine mißtönendere Bezeichnung gebrauchen will. Wir benutzten die freie Bahn, um die Straße zu gewinnen. Nur Stimmen der Enttäuschung wurden laut: »Haben Sie verstanden, was er eigentlich gewollt hat?« — »Nein.« — »Ich auch nicht.« — »Wie ist es möglich, daß die Arbeiter aus solcher Aphorismen-Zwiebel sich einen gesunden Kern herausschälen können?« — »Unbegreiflich.« — »Und dieser Mann hat gegenwärtig vielleicht den populärsten Namen in der Welt.«

»Ich hatte ebenfalls Anderes erwartet,« sagte einer der Bekannten, in deren Begleitung ich das »Odeon« besucht hatte, als wir abbogen, um den Rest des Abends an der sogenannten Magnatentafel bei Dähne zuzubringen. Er war ein junger Kaufmann, Chef einer angesehenen Großhandlungs-Firma, in welcher, beiläufig gesagt, auch der Verfasser der »Reisen der Herren Graf und Kohle aus Pirna« einen hervorragenden Posten einnahm. Eduard S., so hieß mein Gefährte, war eine genialisch angelegte Natur, hatte Manches gelernt und Vieles gelesen — leider ist der bildschöne liebenswürdige Mann wenige Jahre später jammervoll dahingegangen. Damals lachte noch alle Lebenslust der kräftigen Jugend aus ihm, die sich nichts zu versagen braucht. »Und doppelt leid thut es mir,« fuhr er fort, »daß ich nicht aus vollem Herzen Lob spenden kann, denn Ferdinand Lassalle ist einer meiner liebsten Jugendfreunde gewesen.« Das war mir interessant, und mit Vergnügen hörte ich erzählen von dem Knabenthum und den eigenthümlichen Anfängen des geistvollen, nunmehr so berühmten und — gefürchteten Mannes.

Er stammte aus sehr wohlhabender Kaufmannsfamilie in Breslau, erhielt eine ganz vorzügliche Erziehung, hauptsächlich durch Privatlehrer, und bezog dann die damals neugegründete Handelsschule zu Leipzig. Diese stand unter dem »verdienstvollen« Director Schiebe — wie der englische Sprachlehrer Barker jährlich ein paarmal in's Tagblatt inseriren ließ, um dessen Nachfolger, Odermann, der ihn entlassen hatte, zu ärgern — einem hochgebildeten Sonderling, welcher aber merkwürdiges Talent in der Behandlung junger Leute besaß. In kurzer Zeit war Lassalle sein Liebling geworden; denn mit wahrhaft erstaunlicher Gewandtheit, geradezu spielend, eignete sich dieser das heterogenste Wissen an; in jeder Disciplin war er der Erste, schlug jeden noch so begabten Vormann, in der Mathematik wie in Sprachen, im Handelsrecht wie in der Nationalökonomie. Und trotzdem er Alles wußte, stets besser als der angestrengteste Büffler, trieb er doch niemals das, was seine Aufgabe war, sondern ganz andere Dinge. Er las

Digitized by Google

während der Lectionen unter'm Tisch heute den Homer, morgen den Casanova, wenn er aber gefragt wurde, war er sofort mit der Antwort bei der Hand, und niemals gab er eine verfehlte. Eine Zeitlang pflog er mit Leidenschaft der Dichtkunst und hatte alle paar Tage eine Tragödie größten Styles fertig, von welchen einige sogar mit Hilfe der Coëtanten in einem Gartenhause an der Parthe zur Aufführung gelangten. Auch der Lyrik widmete er sich mit Eifer, besonders wenn er verliebt war, was wöchentlich mehreremale stets auf's neue der Fall zu sein pflegte. Seine Freunde nicht allein, auch seine Lehrer betrachteten ihn als ein phänomenales Genie. »Der Laschall wird es euch und der Welt schon noch zeigen,« sagte Director Schiebe häufig mit prophetischem Vorgefühl in seinem schwäbischen Dialekt, dessen er sich niemals entschlagen wollte, wenn sein Liebling sich wieder einmal besonders ausgezeichnet hatte. Nicht minder verkündete er ihm aber auch häufig genug: »Laschall, du wirscht ein Minischter oder sonscht ein großer Mann, wenn du nit an den Galgen kommscht!«

Denn der geniale Knabe war ein Ausbund sondergleichen. Keck und übermüthig wie kein Anderer, verübte er Streiche, wie sie nur die raffinirte Lust am Umsturze alles Hergebrachten, jeder Sitte, zu erdenken und zuwege zu bringen wußte. Von seinem Antlitz und Wuchse, liebte er es, sich in weiblicher Kleidung, meistens auffallend elegant, Abends und selbst bei Tag umherzutreiben; aber nicht blos die idyllische Umgebung des weiland Schneckenberges — der Leipziger Schweiz — wußte von seinen Abenteuern zu erzählen; auch einer seiner Professoren hätte es gekonnt, dem er in seiner Maske einen höchst fatalen Streich gespielt. Da der junge Mann einen besseren Wechsel hatte, als die meisten seiner Commilitonen, so that er es ihnen in jeder Art Luxus zuvor; seine geräumige Wohnung auf dem Roßplatze sah manche Orgie, welche über das Schülerthum schon etwas hinausging. Mitten in eine solche brach einmal der Director, dem von einem Neidhalse der Fall verrathen worden war; glücklicherweise konnte noch beseitigt werden, was er nicht sehen durfte, und so wurde er denn ehrfurchtsvoll eingeladen zu einem Symposion, veranstaltet zur Feier des Geburtstages einer fernen Tante! Der wackere Mann machte gute Miene zum bösen Spiele und wußte durch sein beharrliches Bleiben den Zweck der frivolen Zusammenkunft gänzlich zu vereiteln. Einer der Gäste nach dem andern drückte sich verlegen hinweg, bis der Director und Lassalle allein waren. Was dann die Beiden mit einander verhandelten, hat man nur an den Folgen erfahren; fortan unterblieben wenigstens alle Extravaganzen, welche geeignet gewesen wären, die Schule und ihren würdigen Leiter zu compromittiren. Zwischen Schiebe und seinem jungen Günstling aber gestaltete sich ein Verhältniß, daß in mehr als Einer Beziehung an das des Sokrates zum Alkibiades gemahnte. Mit den übrigen Lehrern kam der frühreife Dialektiker minder gut aus; er verhöhnte unerbittlich ihre Schwächen und corrigirte ihr Wissen bei jeder Gelegenheit ohne die mindeste Scheu. Es kam vor, daß der Mathematiker sich trotz der zur Hand habenden

Digitized by Google

Notizen in einer verwickelten Rechnung an der Tafel vollständig verhedderte; Lassalle kritisirte ihn laut. Der Lehrer rief im Zorne: »Wenn du es besser kannst, so tritt her!« Und ohne sich zu besinnen, sprang der vorlaute Junge über die Bank, wischte des Meisters Rechnung mit dem Schwamme weg und stellte in kürzester Frist die richtige Lösung her unter dem tumultuarischen Beifalle der Mitschüler.

Hochmüthig und rücksichtslos über alle Maßen, kam er namentlich mit den jüngeren Professoren der Handelsschule fortwährend in Conflicte; sie nannten ihn einstimmig, immer unter Anerkennung seiner außerordentlichen Begabung, den bösen Dämon des Instituts und drangen auf seine Entfernung. Das war es aber gerade, was er selber wünschte. Denn nicht dem Handelsstande wollte er sein Leben widmen; er hatte ihn gleichmüthig ergriffen, um dem Wunsche seiner Eltern nachzukommen, die er tief verehrte; besonders seiner Mutter zollte er die innigste Liebe. Aber er fühlte, daß er nicht für das Hauptbuch geboren sei. Studiren, die Universität besuchen wollte er, das war ihm klar; sonderbarerweise aber setzte er auf sein geringstes Talent die größte Hoffnung, er glaubte, eines Tages werde er ein großer Dichter sein. Dazu war er vielleicht am mindesten angelegt; sein Gebiet war die subtile Forschung und die zersetzende Kritik, er war vorwaltend Verstandesmensch. So ungern der alte Schiebe sich von seinem geliebtesten Zöglinge trennte, er mußte ihm doch aus ehrlichem Herzen den Rath ertheilen, sich der Wissenschaft völlig zuzuwenden. Niemals ist ein solcher freudiger befolgt und besser ausgenützt worden. »Als er von uns Abschied nahm, um sich wieder nach Breslau zu wenden,« beschloß Eduard S. seine viel ausführlichere und anziehendere Mittheilung, als ich sie hier wiedergeben kann — »bedauerten selbst seine Feinde, deren er nur allzu viele besaß, seinen Abgang, denn er war Primus und Stern der Schule. Die letzten Worte, die er an die Wenigen richtete, welche ihm ein kurzes Geleit gaben, klangen: »Ihr sollt von mir hören!« Und wahrlich, er hat Wort gehalten, wir haben von ihm gehört.«

Das lebhafte Interesse, welches ich an seinem berühmten Jugendfreunde nahm, bestimmte meinen Bekannten zu einem liebenswürdigen Vorschlage: »Ich habe an Lassalle eine Karte geschickt und werde ihn morgen Vormittag sprechen,« sagte er. »Bleibt er hier, so gedenke ich jedenfalls einen Theil des Abends mit ihm zuzubringen. Es wird Ihnen genehm sein, wenn ich Sie bei ihm einführe. Sie sind durch meine Erzählung einigermaßen vorbereitet auf den Menschen, dem Sie begegnen werden; ich selber habe aber so lange nicht mit ihm verkehrt, daß ich nicht weiß, wie viel das Leben von den schroffen Ecken dieses merkwürdigen Charakters abgeschliffen hat. Ich werde Ihnen rechtzeitig Botschaft senden, ob wir angenommen oder zu leicht befunden worden sind, in letzterem Falle müssen wir uns zu trösten suchen.« — Mit aufrichtigem Danke nahm ich das freundliche Anerbieten an. Schon um Mittag des nächsten Tages hatte ich ein Billet in Händen: »Lassalle erwartet uns um 6 Uhr; er gehört uns für den Abend.«

Digitized by Google

Pünktlich zur festgesetzten Stunde, deren Schlag sich mir, offen gesagt, unleidlich verzögert hatte, traten wir bei Lassalle ein. Er bewohnte eine Suite der Bel-Etage des »Hôtel de Bavière« in der Petersstraße; das erste Zimmer war angefüllt mit Arbeitern, unter welchen ich einen meiner eigenen Maschinenschlosser zu begrüßen das Vergnügen hatte; aus dem zweiten, in dem er sich mit einigen Führern — einer davon hat sich seitdem einen vielgenannten Namen gemacht — berieth, trat er uns entgegen, beide Hände darbietend, mit warmem wortreichen Gruße. Doch wollte mir scheinen, als sei in dieser Herzlichkeit eine größere Dosis Herablassung zu spüren, als wohl nöthig gewesen wäre; vielleicht geschah es der Leute wegen, doch brach auch später noch der väterliche Biederton von oben herab mehrmals durch. Er zog uns in den Salon; eine Vorstellung unterblieb. Mein Begleiter griff nach einer auf dem Tische stehenden Cigarrenkiste, aber Lassalle hielt rasch die Hand abwehrend darüber und sagte ganz ungenirt laut: »Nein, nein, das ist nichts für euch; nur einen Augenblick Geduld, ich bin gleich fertig!« Wir waren an die »Arbeiter-Cigarren« gerathen, welche die übrigen Besucher sich trefflich schmecken ließen. Mit diesen machte der große Agitator kurzen Proceß. Nach einigen mit den Führern in gedämpftem Tone gewechselten Worten drängte er sie ordentlich zur Thür hinaus, er schüttelte jedem die Hand, aber ließ es zu einer Erörterung nicht mehr kommen; in wenigen Minuten waren wir Drei allein. Gleich bei dieser Gelegenheit will ich nicht verhehlen, daß der Besuch mir Nutzen gebracht hat; ich war von dieser Zeit ab bei dem vierten Stande besser angesehen als vorher; kurz darauf entschied er meine Wahl in die Volksvertretung des Landes. Auch im eigenen Hause merkte ich an manchen kleinen Zügen zu meinen Gunsten, daß die Bekanntschaft mit einem gefürchteten Volksmanne ihre guten Seiten haben kann.

»Nun sind wir unter uns und wollen gemüthlich plaudern,« sagte Lassalle und brachte eine Upman Flor herbei, die an aristokratischem Wohlduste nichts zu wünschen übrig ließ. In die Fauteuils gesteckt, begannen wir eine springende Unterhaltung, von welcher jedoch in Wahrheit der Gastfreund die Kosten trug; sobald er sich einmal der Rede bemächtigt hatte — und dies that er ohne jeden Zwang — ließ er sie nicht mehr los bis zur völligen Erschöpfung des Gegenstandes. Das ist für die Anderen zwar bequem, aber manchmal langweilig und sogar verletzend. Zunächst machte er mir, dem viel Aelteren, mit wunderbarer Bonhomie das Compliment, er habe Einiges von mir gelesen, was ich aber innerlich stark bezweifelte, denn meine Sachen lagen nicht auf seiner Bahn, wohl aber hatte er seit der Ankündigung seines Schulgenossen Information über mich genommen, vielleicht nur beim ersten besten Buchhändler. Dann erging er sich mit seinem Schulfreund in Reminiscenzen, aber ohne viele Wärme; gleichgiltig fragte er nach Dem und Jenem seiner ehemaligen Mitschüler, auch die Namen einiger Damen hörte ich erwähnen. Natürlich kam die Rede auf den Vortrag am gestrigen Abend; ich weiß nicht mehr, war es Lassalle

Digitized by Google

selber, der sie darauf brachte, wohl aber, daß er große Stücke auf seine oratorischen Leistungen zu halten und dafür reichen Weihrauch einzuernten berechtigt schien. Wir thaten freilich, etwas contre coeur, der Höflichkeit Genüge, um ihn zufriedenzustellen, nebenbei aber wagten wir auch, vielleicht nur zur Bekräftigung unserer Aufmerksamkeit, über verschiedene Punkte um nähere Aufklärung zu bitten.

Ueber die Folianten-Aufstapelung äußerte sich Lassale etwa folgendermaßen: »Die Gelehrsamkeit imponirt Jedermann, am meisten Demjenigen, der am wenigsten davon versteht. Zeige ich einem schlichten Alltagsmenschen gedruckt, besonders in einem altehrwürdigen Buche, daß Andere, daß berühmte Männer lange vor ihm so oder ähnlich gedacht haben wie er, dann schwillt ihm das Herz, und noch einmal so fest heftet er sich nunmehr an die Sache, der er sich ergeben hat. Aus keinem anderen Grunde hat die Bibel, die wahrlich kein schlechtes und theilweise ein sehr unterhaltendes Buch ist, so viel Unheil in der Welt angerichtet.« Und nun erging er sich in geistreichen Glossen über den Inhalt der Heiligen Schrift, den er sehr genau kannte, wie er denn versicherte, sie mehreremale vollständig durchgelesen zu haben.

Auf seine Vorträge, überhaupt seine agitatorische Wirksamkeit gegenüber der socialen Frage zurückkommend, sprach er sich mit auffallender Erbitterung über den dritten Stand aus. »Das Bürgerthum,« sagte er, »ist verkommen, verhunzt, verphilistert durch und durch, jeder Begeisterung, jedes Aufschwunges total unfähig. Willenlos läßt es sich durch Dick und Dünn führen von den Leithammeln, die es sich erkiest, wenn sie ihm zu schmeicheln oder besser, es zu unterjochen wissen. Daher ist auch unter den meisten Vertretungskörpern der dritte Stand thatsächlich gar nicht vertreten, ihn repräsentiren Rabulisten und Zungendrescher, die sich einmal bei ihm in Gunst gesetzt haben und die bei der unüberwindlichen Trägheit der Massen sich darin zu halten wissen, selbst wenn ihre Hände nicht rein geblieben sind und das Trinkgeld Macht auf sie gewonnen hat. Darin aber liegt ein Krebsschaden des constitutionellen — Wesens, dem unser Volk überhaupt ganz fremd, jedenfalls noch weitaus nicht gewachsen ist.« Wir kamen im Verlaufe der Unterhaltung auf Capital und Arbeit zu sprechen, ich bekannte mich als einen warmen Anhänger der Genossenschafts-Bewegung, wenn ich gleich in der Form, wie sie damals auftrat, nur ein Palliativmittel auf Zeit gegen die socialen Gebrechen zu erblicken vermochte.

Als ich auf seine Vergleichung zwischen Bastiat und Schulze-Delitzsch anspielte, wurde Lassalle Feuer und Flamme. »Gehen Sie mir mit solchen Pflasterschmierern!« rief er aus, »diese sind es, auf welche meine Philippika gegen das platte Spießbürgerthum gerichtet war, Leute, die vielleicht den besten Willen haben, aber nichts erreichen, als Verkehrtes, weil sie über ihren engen Färbergaulcirkel nicht hinauszublicken vermögen und weil ihnen jeder Idealismus abgeht, sie kein Aederchen von jener Genialität besitzen, die in guten und bösen Dingen dazu gehört, die Massen fortzureißen nach

Digitized by Google

einem Ziele. Jener wird sie vielleicht aus dem Sumpfe führen, aber auf öde dürre Haide, nicht auf die Höhe gesunder Freiheit.« Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich, so viel als thunlich, Lassalle's eigene Worte citire, wie ich sie, meiner Gepflogenheit nach, am andern Morgen aus dem Gedächtnisse aufgeschrieben habe.

Ein energisches Pochen an der Thür unterbrach den lebhaften Sprecher; er erhob sich etwas unmuthig, aber da trat schon, ohne das »Herein« abgewartet zu haben, ein neuer Gast ein. Er war uns Allen wohlbekannt — Professor Heinrich Wuttke. Dieser Mann hatte in dem Confusionsjahre eine angesehene Rolle gespielt. Ein gründlicher Gelehrter auf historischem Gebiete, ein schneidiger Denker und scharfer Dialektiker, hatte er als Vorstandsmitglied des Vaterlandsvereines, der, von Robert Blum und Genossen gegründet, die großdeutsche Richtung verfocht, bedeutenden Einfluß und heftige Gegnerschaft errungen. Er war der Rede in hohem Grade mächtig, hatte jedoch seine Tage; niemals habe ich einen solchen Sturm der Begeisterung gesehen, als wie ihn Wuttke in einer Volksversammlung am 17. April 1848 hervorrief, an welchem Tage die Nachricht von der Niedermetzelung der deutschen Studenten und Turner durch die Dänen bei Flensberg nach Leipzig gekommen war.

Ich sehe ihn noch vor mir, den schmächtigen unansehnlichen Mann, wie er auf der Tribüne wuchs, höher und höher, glühenden Auges mit gesträubtem Strafhaar, unter den heftigsten Gesticulationen; nicht Worte waren es, sondern Blitze, die er in die Versammlung schleuderte und diese zur äußersten Exaltation brachte. Thränen, erstickte Wuthrufe, geballte Fäuste zeugten ebenso von dem gewaltigen Eindrucke, den der feurige Redner hervorzubringen gewußt hatte, wie der Erfolg einer sofort für die schleswig-holstein'schen Lazarethe veranstalteten Collecte, bei der Jedermann in die umgehenden Hüte warf, was er bei sich trug, und die weitere Thatsache, daß sich sofort sechzig junge Männer für den Zuzug nach den Herzogthümern entschlossen. Aus mehr als einem Grunde bleibt mir diese Volksversammlung — sie fand ebenfalls im »Odeon« statt — unvergeßlich.

Später war ich oft mit Wuttke zusammengekommen; allein obgleich ich der nämlichen politischen Richtung angehörte, welche er zeitlebens mit beispielloser Consequenz und Hartnäckigkeit verfolgte, so war es doch nicht gut möglich, ohne Anstoß und Zwiespalt mit ihm zu verkehren. »Er ist eine Kratzbürste,« sagten sogar diejenigen, welche seinen ausgezeichneten Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, »seine Hand ist gegen Jedermann, daher Jedermanns Hand gegen ihn.« Selbst zu der Universität, zu seinen Collegen, stand er in stetem Mißverhältnisse, begünstigt, wie er war, als Angesessener des rothen Collegiums, einer schlesischen Stiftung, aus deren reichlichem Genusse er nicht vertrieben werden konnte. Immer mehr ganz auf sich selber angewiesen, arbeitete er sich in eine Verbitterung hinein, die ihm das Leben recht schwer gemacht haben muß. Wenn es aber damals Einen gab, der Lassalle ebenbürtig war, so ist es ohne Zweifel Wuttke

Digitized by Google

gewesen. Nur Eines fehlte ihm: die Persönlichkeit. Das sah man jetzt deutlich, wie die Beiden nebeneinander standen. Es konnte keinen größeren Gegensatz geben, als die elegante, nonchalante, aber stolz aufrechte Haltung, das einnehmende Antlitz, die graziösen Bewegungen des Privatgelehrten, und das schlenkerige, nachlässig gekniffene Wesen des Professors, an dem jeder Körpertheil zuckte, als sei er aus der Pfanne gefallen und strebe sich wiederum einzurichten. Daneben war seine Toilette auf das erbarmungswürdigste zusammengesetzt.

Es ist bezweifelt worden, daß Wuttke sich jemals habe die Haare schneiden lassen, die böse Welt behauptete, er raufe sich zuweilen den Ueberfluß aus, wenn er das Bedürfniß fühle, angesammelter Bosheit einigermaßen Luft zu machen; auch vom Wasser sei er kein besonderer Freund gewesen, ausgenommen demjenigen der Brillanten, die er in mehreren reichen Kranzringen an den braunen tintenfleckigen Fingern ostensibel zur Schau trug. Seine Kleider sahen immer aus, als seien sie für einen Anderen gemacht gewesen und bei einer Auction erstanden; niemals habe ich die Schleife seiner Halsbinde anders gesehen, als mindestens halb im Nacken. Viele Leute sind der Meinung, derlei Gleichgiltigkeit gegen das Aeußere sei ein berechtigter Grundzug des Gelehrtenthums. Aber da stand neben dem Leipziger Professor sein jüngerer Freund und Landsmann, wahrlich auch ein Gelehrter, und zwar einer der besten seiner Zeit, so schmuck und adrettr wie sich nur ein Meister Kleiderleib den tonangebenden Dandy denken mag, und strafte die hergebrachte veraltete Satzung weidlich der Lüge — es wa, ja die Aufgabe seines Lebens, Satzungen über den Haufen zu werfen. Nur wenige Minuten verkehrten die Zwei abseits im Winkel leise mit einander, dann drehte sich, nach einigen gewechselten Gemeinplätzen, Wuttke wieder zur Thür hinaus, und es war, als brenne die Lampe nunmehr heller im Zimmer.

Kellner und Diener traten ein mit silbernen Armleuchtern und reichem Tafelgeräthe; als sie zu rüsten begannen, erhoben wir uns, und Eduard S. legte Protest ein gegen das Convivium in domo, da wir doch gekommen seien, um ihn (Lassalle) verabredetermaßen abzuholen und in unsere gewohnte Kneipe zu führen, woselbst es ihm nicht mißbehagen sollte. Aber in der liebenswürdigsten Weise behielt der Gastfreund uns gefangen: »Wir sind so hübsch gemüthlich beisammen, ich fühle mich so heiter aufgelegt, macht mir die Freude und helft mir, diesen Zustand zu verlängern.« Es war nicht zu widerstehen, wir blieben und hatten es nach keiner Seite hin zu bereuen. Denn wenn jemals das ehedem hochberühmte, besonders in der Künstlerwelt renommirte »Hôtel de Bavière« etwas geleistet hat in der Herstellung eines exquisiten Souper fin, so ist es an diesem Abend gewesen.

Wir, in solcher Hinsicht zwar ganz unverfrorene Männer, waren doch höchlich verwundert über Profusion und Wahl der Gänge und deren ungewohnt ausgezeichnete Zubereitung, über die gewöhnlichen Gästen unzugängliche Pracht der Vaisselle und die mit höchstem Sachverstande aus-

Digitized by Google

gesichten Weine, darunter ein lauer, »namenloser« Bordeaux von edelstem Alter, an den ich heute noch mit bedauerndem Vergnügen zurückdenke, und ein Carte blanche, haarscharf genau auf den richtigen Grad gekühlt, was bekanntlich die Wenigsten verstehen, wie ja auch von hunderttausend Menschen vielleicht kaum Einer weiß, was anständiges Trinken ist; endlich, damit ich den culinarischen Theil meiner Erzählung los werde, folgte ein auf Levantiner Art bereiteter Kaffee mit veritabler Chartreuse, hierzulande etwas geradezu Unerhörtes.

Schmunzelnd nahm der werthe Geber dieser guten Dinge unsere in Wort und That dargebrachten Huldigungen entgegen; er zeigte sich uns nunmehr von einer ganz neuen Seite, nämlich als ein gleichberechtigter Rival der Brillat-Savarin, Rumohr, Vaerst, Anthus und der anderen Apostel der Gastrosophie. Ich selber, der in mehreren Schriften die naturgeschichtlichen Grundlagen der Ernährung und somit der Kochkunst behandelt habe, mußte staunen über das ausgebreitete Wissen Lassalle's auf diesem Gebiete; er war aber nicht blos sattelfest in der Theorie, sondern auch voll beschlagen in der Praxis; er declamirte uns selber mit den Versen seines Freundes Heine: »Ich habe gerochen alle Gerüche in dieser holden Erdenküche; was man genießen kann in der Welt, das hab' ich genossen wie je ein Held!«

Paris pries er uns als die hohe Schule der Gastronomie, überhaupt des Genusses; unter den deutschen Städten stellte er in dieser Beziehung Hamburg obenan. Bei Erwähnung der Städte und Länder, die er besucht, hob er mit großer Selbstgenugthuung die Namen der bedeutenden Zeitgenossen hervor, mit welchen er verkehrt hatte; es war deren eine gewichtige Reihe. Dazwischen aber warf er, immer heiterer werdend, Anekdoten und Witzworte ein, darunter zuweilen ganz saftige Brocken — oder er carikirte bekannte Persönlichkeiten in höchst gelungener Weise — kurz, erwies sich seinen beiden Gästen gegenüber als ein amüsanter Gesellschafter comme il faut. Ganz unberechenbar aber waren die Sprünge seiner Conversation; eben goß er noch eine ätzende Spottlauge über einen sogenannten großen Mann der Zeit, und im nächsten Augenblicke sprach er mit ungeheuchelt warmer Verehrung von seinem alten Handelsschul-Director oder mit höchster Begeisterung von Sophokles und Schiller. Auf Letzteren war die Rede gekommen anläßlich des durch Robert Blum in Leipzig eingebürgerten Schillerfestes, das in keiner Stadt mit solcher ausdauernden Pietät gefeiert wird, wie alljährlich hier.

Plötzlich fuhr Lassalle auf. »Sie haben doch schon meine Vernichtungsschrift gegen jenen sogenannten Literar-Historiker gelesen, der es gewagt hat, aus dem Froschtümpel des Gothanerthums den Heros des deutschen Volkes und der Poesie mit seinem ekelhaften Schleime zu bewerfen? Wie, Sie haben nicht? Nun, nun, das muß mich doch wundern, denn es ist das Beste, was ich jemals geschrieben, und hat ungemessenes Aufsehen erregt. Freilich ist das Büchlein erst vor Kurzem erschienen, aber lesen müssen Sie

Digitized by Google

es, es ist des Lesens werth.« Damit sprang er auf, eilte in das Schlafgemach und brachte ein gelbes Heft heraus, das er mir reichte und zum Geschenk machte. Es war das Pamphlet: »Herr Julian Schmidt, der Literar-Historiker, mit Setzer-Scholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle«. Es giebt in unserer ganzen Literatur keine vernichtendere Kritik, keinen gräßlicheren moralischen Todtschlag, als wie ihn hier Lassalle mit wahrhaft genial raffinirter Grausamkeit vollzogen hat. Und dies Scharfrichterthum verstand er so gründlich, wie nur immer Monsieur de Paris; wem er einmal die Schlinge über den Nacken geworfen, der war abgethan für alle Zeiten. Schulze-Delitzsch kann davon erzählen, er hat sich niemals von den schweren Wunden erholt, die der große Socialdemokrat ihm geschlagen; auch der genannte Literatur-Geschichtsschreiber ist den wuchtigen Keulenschlägen desselben erlegen und für jede fernere öffentliche Thätigkeit unmöglich geworden. Er hat es verdient, denn die ganz unglaublichen Unwissenheitssünden und Mißhandlungen der deutschen Sprache, die in dem Pamphlet unbarmherzig vor allem Volke aufgedeckt worden sind, übersteigen jedes billige Maß und spotten aller Vergleichung.

Mit wachsender Verwunderung liest man, was das Publicum sich von Schriftstellern ahnungslos bieten läßt; anfänglich will ein Gefühl des Mitleids gegen den mit moralischen Fußtritten und Speiwürfen Gemarterten in dem Leser platzgreifen, dies erstirbt aber bald unter der überwältigenden Beweiskraft der beigebrachten Zeugenschaften. Und doch ist das Pasquill — man kann es trotz seiner ernsten Haltung und seines gelehrten Inhalts kaum anders betiteln — äußerst ungeschickt gemacht, zum Theil fast kindisch ausgeputzt mit Reminiscenzen an Karlchen Mießnick und ähnliche Typen der Berliner Witzblätter und keineswegs dem Geistreichthum seines Verfassers adäquat. Dieser aber schien größere Stücke darauf zu halten, als auf seinen »Heraklitos den Dunkeln« oder auf das »System der erworbenen Rechte«; er sprach den ganzen Abend von nichts Anderem mehr, las uns die prägnantesten Stellen vor und betonte insbesondere die zahllosen Injurien mit dem Wunsche, ihretwegen wieder einmal vor die Assisen gestellt zu werden — wozu es aber nicht gekommen ist. Lassalle verstellte dabei den Namen des von ihm Hingerichteten unabänderlich in einer Weise, daß ich sofort davon überzeugt war, die ganz kurz zuvor in dem »Kladderadatsch« erschienenen Invectiven gegen »Schmulian Jidt« stammten aus seiner Feder. Als charakteristisch für ihn will ich noch, was ich früher vergessen, erwähnen, daß die Mehrzahl der Schnurren, die er uns bei der Tafel erzählt hatte, sogenannte Juden-Anekdoten waren.

Ziemlich nahe an Mitternacht war es, als wir uns zur Trennung anschickten. »Ich begleite euch ein Stückchen,« sagte Lassalle, »es ist mir heiß im Kopfe, und die kühle Nachtluft wird mir gutthun.« Langsam schritten wir über den Marktplatz und durch die stillen Straßen nach dem Theater zu; auf der Promenade wollte ich mich verabschieden, da ich eine Fahrt auf's Land vor mir hatte; die Beiden begleiteten mich aber noch

Digitized by Google

ein ziemliches Ende, und am Halleschen Thor suchten sie mich sogar zu bereden, noch einmal mit ihnen umzukehren und zu sehen, ob irgendwo ein freundliches Lichtlein locke. Ich blieb aber standhaft — was die Anderen noch verübten, weiß ich nicht mehr, glaube jedoch mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß sie ihr Lager nicht sobald aufgesucht haben; damals war es in Leipzig nicht gerade schwer, auch nach Mitternacht noch irgendwo eine anregende Gesellschaft aufzutreiben. Als mir Lassalle die Hand schüttelte, sprach er mit voller Bestimmtheit: »Wir sehen uns wieder.« — Ich habe ihn aber nicht wiedergesehen. Oft aber habe ich an ihn gedacht und mir dabei immer die Frage vorgelegt: »Was wäre aus diesem Manne wohl geworden? Ist es ein Glück für die menschliche Gesellschaft gewesen, daß er so früh von den Nornen gerufen ward, oder war es ein Unglück?« Daß ich ihn aber gekannt habe, will ich mir immer als Gewinn anrechnen.

Ernst Keil und sein Blatt.

Es ist immer ein culturgeschichtlich bedeutendes Ereigniß, wenn eine Zeitschrift, von der Gunst des Publicums getragen, an die Marke des Vierteljahrhunderts tritt, der man ein besonderes Festgepräge zu verleihen übereingekommen ist. In diesem Falle befindet sich die »Gartenlaube«, das am weitesten verbreitete Wochenblatt deutscher Zunge, welche mit dem 1. Januar 1877 ihren fünfundzwanzigsten Jahrgang angetreten hat. Wir benützen dieses Jubiläum, um einen Blick zu werfen auf die Entstehung und Verbreitung der vielbeliebten und vielangefeindeten Zeitschrift, wie auf die Thätigkeit ihres wackeren Herausgebers und Meisters.

Die erste Hälfte des vierten Jahrzehnts unseres gegenwärtigen Säculums war eine widerwärtige, trübe Zeit. Die romantischen Hoffnungen auf eine Wendung in der Politik der Staaten und in der Lage der Völker war immer mehr erloschen, je beharrlicher die Romantik selber die Rückwärtsschrauben aus dem Prinzen Zerbin in Uebung hielt; die Freiheit war in voller Wahrheit überall und immer ein Gebild der Träume, dessen Verwirklichung zum Dasein mit allen Mitteln des Absolutismus verhütet wurde; selbst den Gedanken suchte man auf dem Wege der Erziehung zu knechten, seiner lebendigen Verbreitung aber wehrte eine zopfig strenge Censur, deren Geschichte noch zu schreiben ist — sie würde eine Anekdoten-Sammlung ohnegleichen sein und mit Fug und Recht den Titel: »Du sollst und mußt lachen« führen dürfen. Der Kampf mit dieser Censur, ihre Umgehung und Verhöhnung wurde Aufgabe für Jeden, der den Drang in sich fühlte, Ideen in die Welt zu bringen, Zeugniß von der Wahrheit vor seiner Nation zu geben. Und es wurde tapfer, es wurde schlau gefochten; wie in vulcanischem Gebiete quollen unter den Fußstapfen der Gewalt stets wieder

Digitized by Google

neue Flammen- oder Flämmchenzungen hervor und leckten an dem herbeigeholten Rüstzeug des Mittelalters.

Was der Mann der Opposition nicht geradaus beim rechten Namen nennen durfte, das führte er in die Oeffentlichkeit unter dem Aufputz der Poesie oder der Philosophie; die Evangelien der Volksrechte wurden gepredigt in Romanen, Reisenovellen und geographischen Schilderungen; Niemand stand dem geplagten Censor dafür, daß nicht revolutionäre Grundsätze in einem Lehrbuche der höheren Analysis zur Verbreitung gelangten oder die ABC-Bücher nicht schon die Anfangsgründe des Socialismus enthielten. Die Zerrissenheit Deutschlands und die ihr entspringende Verschiedenartigkeit der Gesetze oder Polizei-Verordnungen sammt ihrer Auslegung gaben glücklicherweise Gelegenheit, dem allzu starken Drucke zuweilen auszuweichen; so erschienen damals die freisinnigsten Zeitblätter vorzugsweise in den kleineren deutschen Staaten oder in den freien (s. v. v.) Reichsstädten. Unter ihnen that sich Eines vom Beginne an ganz besonders hervor. Es war dies der im Verlage von Ernst Keil in Leipzig seit dem Jahre 1846 in Zeitz erscheinende »Leuchtthurm«, eine Monatsschrift, welche durch die frische, stets auf den Kern gerichtete Fassung, sowie den politischen und religiösen Freimuth ihrer Artikel wahrhaft herzerleichternd anmuthete und demgemäß binnen kürzester Frist die allgemeinste Verbreitung fand. Der Herausgeber und Redacteur dieses unter den damaligen Verhältnissen wahrlich gewagten Unternehmens war auch zugleich der Verleger, der Buchhändler Ernst Keil in Leipzig.

Derselbe, am 6. December 1816 zu Langensalza in Thüringen als der Sohn des dortigen preußischen Gerichtsdirectors geboren, hatte eine vorzügliche Erziehung erhalten und nach Absolvirung des Gymnasiums zu Mühlhausen den Stand eines Buchhändlers ergriffen, der ihm insbesondere Gelegenheit bieten sollte, sein bei verschiedenen Anlässen mit Auszeichnung bewährtes poetisches und publicistisches Talent zur Geltung zu bringen. Schon während seiner Lehrzeit in Weimar, dann später als Commis der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig schrieb er zahlreiche Journal-Artikel, Kritiken, Novellen und Gedichte, die solchen Anklang fanden, daß er zum Redacteur der Zeitschrift »Unser Planet« (später »Der Wandelstern«) berufen wurde, die er mit außergewöhnlichem Geschick und Glück leitete und zu einer der hervorragendsten ihresgleichen zu machen wußte. Allein die freidenkerischen Ansichten, welche dieses sonst harmlose Blatt entwickelte, die freiheitlich-nationalen Bestrebungen, welche es oft unter den unaugenfälligsten Verkleidungen an den Mann zu bringen verstand, lenkten bald genug die Aufmerksamkeit der sächsischen Behörden auf den Redacteur, dem dann kurzweg ein Machtspruch das ohnedies hinlänglich verpönte Handwerk legte.

Ohne andere Hilfsquellen als diejenigen, welche in seinem Innern sprangen, aber im Vertrauen eines festen Charakters auf sein Wissen und Können, beschloß Ernst Keil im Jahre 1845, sich selbstständig zu machen, gründete ein eigenes Verlagsgeschäft in Leipzig, und begann dessen Thätigkeit

Digitized by Google

mit der Herausgabe der unter seiner verantwortlichen Redaction erscheinenden Zeitschrift »Leuchtthurm« (der sich im Jahre 1848 das Beiblatt »Reichsbremse« anschloß). Was jene geleistet, das hat Varnhagen v. Ense bezeugt, der sie als »eine imponirende Geschichtsquelle der Bewegungszeit« citirt; unter den Mitarbeitern sind die Namen Robert Blum, Wislicenus, Uhlich, Johann Jacoby, M. Etienne und Andere weltbekannt. Zuerst erschien der »Leuchtthurm«, dem in Sachsen die damals noch erforderliche Concession versagt worden war, in Preußen, und zwar in Zeitz; die wachsenden Verfolgungen seitens der Polizei zwangen den Herausgeber bald, den gewählten Verlagsort mit Halle zu vertauschen; allein auch hier machte sich der biedere Censor den Scherz, ganze Hefte zu streichen.

Die daraufhin bewerkstelligte Uebersiedlung nach Magdeburg brachte kein anderes Resultat; Keil flüchtete daher mit seinem Blatte zuerst nach dem in jener Zeit für freisinnig geltenden Dessau, woselbst ihm aber sofort dunkelmännischer Einfluß unbesiegbare Hemmnisse in den Weg legte, dann nach Bremen, zuletzt im Jahre 1847 nach Braunschweig, welches das Renommée besaß, von allen dreiunddreißig deutschen Vaterländern dasjenige zu sein, in dem die Censur am mildesten gehandhabt wurde. Und hier schien denn auch endlich, nach sechsmaligem Wechsel des Verlagsortes in der Zeit von anderthalb Jahren, unter unsäglichen Schwierigkeiten die eiserne Consequenz behufs Aufrechterhaltung der entschiedenen Färbung des Blattes ihr lohnendes Ziel erreichen zu wollen; Keil, welcher das Unternehmen von dem Sitze seines Verlages in Leipzig aus unverdrossen geleitet hatte, sah es in Braunschweig riesig wachsen und einer reichen Zukunft entgegengehen, als plötzlich — es war im Februar 1848 — auch die Braunschweig'sche Regierung auf Veranlassung und Einschüchterung des preußischen Ober-Präsidenten v. Bonin in Magdeburg hin den Weiterdruck des »Leuchtthurm« untersagte. Mit Einem Schlage war nunmehr die Zeitschrift ganz ohne Heimat! In dieser Nothlage wendete sich Keil, wie er später selbst erzählt hat, an den bekannten liberalen Buchhändler Hoff in Mannheim mit der Bitte, den ferneren Druck und nominell auch den Verlag des gehetzten, aber weitverbreiteten Blattes übernehmen zu wollen.

Deutschland schlummerte ahnungslos in tiefster Polizeiruhe, als dieses Schreiben abging. Am 1. März empfing Keil die Antwort Hoff's, datirt vom 26. Februar, mit den wenigen Worten: »Werther College! Gestern ist die Nachricht aus Paris eingetroffen, daß man den französischen Thron auf offener Straße verbrannt hat. Heute erhalte ich Ihr Schreiben mit den drei Heften des »Leuchtthurm«. Was Sie verlangen wird nicht mehr nöthig sein. Binnen acht Tagen haben wir Alle Preßfreiheit und wohl noch viel andere Dinge, hoffentlich im ganzen Deutschland!« — Als der Mann diese prophetischen Worte schrieb, hatte sich diesseits des Rheins noch keine Hand gerührt.

Vierzehn Tage später war überall die Preßfreiheit proclamirt, das Concessionswesen — auch in Sachsen — gefallen, und Keil konnte nunmehr

Digitized by Google

die Herstellung seines Schmerzenskindes, das sofort in eine Wochenschrift umgewandelt worden war, besorgen lassen, wo er wollte; natürlich erschien der »Leuchtthurm« von nun ab in Leipzig. Allein die Freude des ungestörten Fortganges blühte dem Blatte nicht lange; schon im Jahre 1850 saß ihm die immer brüsker auftretende Reaction wieder auf den Fersen, verfolgte und confiscirte es, jagte es abermals nach Dessau, wo es unter dem Namen »Wartburg« vergeblich sein Dasein zu fristen hoffte, endlich zurück nach Braunschweig, woselbst schließlich nach viermonatlichem Erscheinen im Jahre 1851 durch regelmäßiges Confisciren der Nummern noch vor Ausgabe des Blattes der »Leuchtthurm« für immer ausgeblasen wurde. Seine Geschichte ist interessant genug — der heutigen Generation wird sie freilich fast wie ein Märchen klingen.

Die sich immer mehr ausbreitende buchhändlerische Thätigkeit Ernst Keil's — er verlegte unter Anderem damals auch den bis zu einer Auflage von 22.000 Exemplaren gedeihenden »Illustrirten Dorfbarbier« von Ferdinand Stolle — hatte ihn nicht gehindert, nach Kräften in das öffentliche Leben einzugreifen und der freiheitlich-nationalen Bewegung ein treuer Förderer zu sein. Wer, wie Verfasser dieses, jene Zeiten miterlebt und mitgemacht hat, dem konnte sein Name nicht fremd geblieben sein; Viele wissen, welche Opfer der wackere Mann seiner Ueberzeugung, Wenige, wie er sie gebracht hat.

Leipzig war damals ein Mittelpunkt, dem Alle sich zunächst zuwendeten, denen im eigenen Lande der Boden unter den Füßen zu brennen begann; besonders zahlreich kamen die Oesterreicher; von ihnen leben noch Einige, welche Zeugniß geben könnten von dem, was Keil gethan und wie er es gethan hat. Er selber hat zwar nie davon gesprochen, allein der dies schreibt, hat nicht vergeblich den Winterabend-Erzählungen Heinrich Kaltschmidt's aus der Zeit der Unruhe und der verwegenen Thaten gelauscht und hofft, was er davon im Gedächtnisse behalten, eines Tages an den Mann zu bringen, ohne Verletzung selbstbewußter Bescheidenheit. Keil war in die schwierigsten Proceßhändel verwickelt; nachdem ihn die Assisen freigesprochen, verfiel er wenige Monate darauf dem wieder eingesetzten heimlichen Gerichte, welches ihn zu neun Monaten Gefängniß verurtheilte; im April des Jahres 1852 wurde er von Leipzig nach Schloß Hubertusburg abgeführt.

Das plötzliche Herausreißen aus seinem aufblühenden Geschäfte war natürlich ein schwerer Schlag für den zu jener Zeit noch völlig mittellosen Mann. Allein er ließ sich nicht beugen, die Spannkraft seines Geistes fügte sich rasch in das Unvermeidliche, es war dafür gesorgt, daß die Buchhandlung mindestens ruhig weiter geleitet werden konnte, und Keil benützte die gezwungene Muße hinter Eisengittern eifrig zu geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Studien. Und da fiel eine Idee gleich zündendem Strahl in seine Seele. Er hatte öfters und lange darüber nachgedacht, in welcher Weise es möglich wäre, dem deutschen Volke in seiner damaligen politischen

Digitized by Google

Nacht ein zielhaltendes wirkliches Volksblatt in schönster Form und zu billigem Preise als Wegleuchte aufzustecken; mit Einemmale stand das Ganze vor seinem Geiste, und beim Lichte einer Cigarre — die Gefangenen durften von Abends 6 Uhr ab kein Licht brennen — kritzelte er den ersten Plan der »Gartenlaube« auf ein Stück Papier, das er jetzt noch besitzt und heilig aufbewahrt. Alles, was sonst über die Entstehung des Blattes cursirt, gehört in den Bereich des Märchens; namentlich ist, was v. Sternberg in seinen Memoiren über Keil's Kerkerleben und die von Freunden bewirkte Geldunterstützung erzählt, rein erfunden — Keil hat niemals in seinem Leben einen Pfennig Capital erborgt und ist auch von keiner Seite irgendwie mit Geld unterstützt worden. Er ist ein selbstgemachter Mann und darf sich dessen offen rühmen.

Sobald er das Gefängniß nach voller Abbuße seiner Strafzeit verlassen, schritt Keil zur Ausführung des vielfach durchdachten Planes seiner Unternehmung. Da er noch unter polizeilicher Aufsicht stand und nach sächsischen Gesetzen in Folge der Gefängnißstrafe seine bürgerlichen Ehrenrechte verloren hatte, mithin als verantwortlicher Redacteur nicht zeichnen durfte, so galt es, einerseits eine Persönlichkeit zu finden, welche die Verantwortung übernahm, und andererseits einen ganz ungefährlichen Titel, der so wenig als möglich die geplante Tendenz verrathen konnte. Nach längerer Ueberlegung entschied sich Keil für den allerdings sehr unschuldigen Namen »Gartenlaube«, während sein Freund Dr. F. Stolle den Namen als Redacteur herlieh. Es muß aber hier gleich gesagt werden, daß dieser, welcher in Dresden wohnte, niemals auch nur Eine Seite Manuscript gelesen, überhaupt die »Gartenlaube« nicht eher als jeder Abonnent zu Gesicht bekommen hat.

Ausdrücklich wird betont, daß Ernst Keil sein Blatt von der ersten Nummer an bis heute ganz allein geleitet und redigirt hat, wenngleich sein Name aus dem obenerwähnten Grunde zehn Jahre lang nicht als derjenige des Redacteurs genannt werden durfte. Eine zeitlang figurirte neben Stolle auch Dr. August Diezmann als Redacteur der »Gartenlaube«, ohne bei derselben mehr zu thun zu haben, als der Erste. Nur seit den letzten Jahren hat sich Keil eine bewährte literarische Beihilfe an die Seite gerufen. Vor Allem verstand er es, immer die rechten Mitarbeiter für seine Unternehmung zu gewinnen; so war er auch sofort mit den freisinnigen Vertretern der Naturwissenschaften — Bock, Roßmäßler, Karl Vogt, Brehm und Anderen — sowie den damals besten Kräften der Belletristik in Verbindung getreten und am 1. Januar 1853 lief endlich die erste Nummer der »Gartenlaube« — noch in bescheiden kleinem Hochquartformat und zu dem enorm billigen Preise von zehn Silbergroschen per Quartal — vom Stapel. Selten hat sich aus kleinem Anfang ein solch' bedeutendes Werk erhoben.

Die Zeit war danach angethan, Erfolge auf diesem Gebiete zu versprechen. Das Volk hungerte und dürstete nach gesunder Kost; was ihm in

Digitized by Google

den damaligen periodischen Schriften vorgesetzt wurde, war geschmacklose oder verzuckerte Speise, verwässertes oder mit Gift vermischtes Getränk. Die Lüge spreizte sich neben dem Aberglauben, die Unwissenheit neben der absichtlichen Verdummungssucht. Von Oben herab suchte man ängstlich die guten Staatsbürger vor jedem freien Luftzug zu wahren und sie mit sanftem Zwange zurückzuleiten in die Pferche jener schönen Vergangenheit, in welcher Wenige die saure Mühe des Denkens für die Millionen der Gesammtheit übernahmen. Das völlige Dunkel crassesten Mittelalters wieder herzustellen, war man freilich nicht mehr im Stande, dazu ließ es der helle Glanz, den die Geister der Nation ausstrahlten, nicht kommen, allein jene angenehme Dämmerung, welche die Fledermausgeschöpfe lieben, gedachte man immerhin hervorzubringen, und es ist beinahe gelungen. Daß es nicht ganz gelang, daß endlich das liebe Licht siegte und es heller Tag wurde, dazu hat die »Gartenlaube« redlich das Ihrige beigetragen; darum ist sie aber auch von allen Anhängern der Finsterniß gehaßt und verflucht worden, wie selten ein Blatt. Vielleicht ist sie gerade deshalb so auffallend fröhlich emporgewachsen. Die niedergebeugte Nation war der Phrasen und hohlen Declamationen gründlich müde; der freisinnige Theil des Volkes verlangte nach positiver Bildung, das Lernbedürfniß stellte sich wieder ein, man strebte nach Belehrung, nach wirklicher Aufklärung in allen Zweigen des menschlichen Wissens; die Erkenntniß war in die Massen gedrungen, daß die Wissenschaft frei macht und daß ihr allgemeiner Besitz auch die Einkehr der allgemeinen Freiheit bedinge.

Dies hatte Keil mit richtigem Tacte aufgefaßt und in das Leben zu führen versucht. In der bestimmten Tendenz, Licht in die Bevölkerung zu werfen und entschieden liberale Grundsätze unter ihr zur Geltung zu bringen — so weit dies die obwaltenden Preßpolizei-Verhältnisse gestatteten — dabei gegen jede Art von Aberglauben, Inhumanität und Ueberhebung Front zu machen, nach allen Seiten hin das nationale Gemeingefühl zu wecken und zu kräftigen — kurz, mit der guten Absicht, ein Volksblatt im besten Sinne zu schaffen, ging er an die Arbeit. Die Mittel, welche ihm zu Gebote standen, waren äußerst dürftig, Schwierigkeiten aller Art mußten bewältigt werden. Zur Erreichung seines Zweckes bemühte er sich vor Allem, die belehrenden Artikel seines jungen Blattes in ansprechend unterhaltender, elegant populärer Form zu bringen, um solchermaßen ein gleichmäßiges Verständniß in allen Volksschichten, selbst unter den Zurückgebliebenen ein ernsteres Lernen anzubahnen. Und dies ist ihm gelungen. Die »Gartenlaube« hat ihre Cultur-Mission in bester Weise und erfolgreich erfüllt; sie ist zum Lieblingsblatte des gesunden Theiles im deutschen Volke geworden, und wenn ihr dies auch nur allmählich gelungen ist, wenn sie auch manche Fehlgriffe und Irrthümer zu verzeichnen hat — immer strebte sie vorwärts, suchte es besser zu machen und that es — an sich, wie an den Anderen. Ohne jede Uebertreibung darf man sagen, daß es schwerlich eine Zeitschrift gab und giebt, welche so viel für ihre Zeitgenossen im Ganzen wie im Besonderen zuwege gebracht

Digitized by Google

hat. Die Summen, die sie für Nothleidende, Beschädigte, Gekränkte, die Ehrengaben, welche sie für verdiente Männer gesammelt hat, bilden geradezu fabelhafte Ziffern; sie hat Expeditionen veranlaßt zur Aufsuchung verlorener Forscher und der Mutter den verschollenen Sohn wieder in die Arme geführt; Tausenden von eingebildet Kranken hat sie den frischen Lebensgenuß auf's neue geschafft und die wirklich Siechen an die rechte Schmiede der Heilkunst gewiesen — aber es ist ganz unmöglich, das Alles, was sie gewirkt, aufzuzählen; glücklicherweise ist es auch nicht nöthig.

Es ist bekannt, daß der belletristische Theil der »Gartenlaube« die ersten Namen Deutschlands aufweist, so Gerstäcker, L. Storch, E. Hoefer, v. Sternberg, M. Hartmann, L. Schücking, Frau v. Hillern, Fanny Lewald, Th. Mügge, B. Auerbach, F. Ziegler, J. Scherr, P. Heyse, F. Bodenstedt, A. Meißner, G. Kinkel, E. Wichert, Spielhagen und Andere. Was aber die Redaction hierbei besonders auszeichnete, war ihr Geschick oder Glück im Auffinden neuer, bisher verborgener Talente, die sich rasch eine allgemeine Geltung zu erobern wußten; denn Keil hat buchstäblich die jetzt überall bekannten Schriftsteller Temme, H. Schmid, O. Ruppius, A. Godin, Marlitt, A. Wilbrandt, E. Werner u. s. w. entdeckt und sie zuerst der Lesewelt als Erzähler vorgeführt. Und noch Eines — zwar selbstverständlich, aber heutzutage dennoch der Erwähnung werth. So lange die »Gartenlaube« existirt, hat sie niemals eine Zeile oder auch nur ein Wort in ihren wechselreichen und spannenden Erzählungen gebracht, worüber ein reines Gemüth hätte erröthen oder die der Vater beim Vorlesen im Familienkreise hätte überschlagen müssen. Und da will man noch davon reden, unsere Zeit und Ueberbildung verlangten den Haut goût für ihre Lectüre!

Im Vereine mit den ausgezeichneten Kräften, die sich ihm von allen Seiten zuwendeten, durch gute Ausstattung, vortreffliche Illustrationen, durch die bei aller Derbheit mustergiltigen populär-medicinischen Artikel von Bock, die herzerwärmenden Beiträge für das Familienleben, vor Allem aber durch seinen consequenten Kampf gegen jeden Versuch von Verdummung und durch energische Weckung wie Kräftigung des Nationalsinns eroberte Ernst Keil mit seinem Blatte in jedem Jahre mehr und mehr die Gunst des deutschlesenden Publicums aller Zonen. Deutschland darf sich rühmen, in der »Gartenlaube«, die zur Stunde in einer Auflage von 400.000 Exemplaren nach allen Welttheilen versendet wird, das weitestverbreitete Blatt der Erde zu besitzen.

Leicht ist dieses glänzende Resultat ihrem Schöpfer keineswegs geworden, er hat sich redlich darum gemüht. Unter dem Drucke der riesigen Arbeitslast, die er sich selber auferlegt, sah Keil sechs und acht Jahre dahingehen, ehe er sich nur einmal die Erholung eines dreitägigen Ausfluges nach den Thüringer Bergen gönnen konnte; die schönste Periode seines Lebens hat er mit Verzichtleistung auf alle Freuden und Erholungen blos der Ausführung seines Unternehmens geopfert, und heute noch kennt er das nicht, was Andere Feiertag nennen. Seine Erfolge sind theuer erkauft. Denn

Digitized by Google

natürlich haben sie ihm auch Neider, daher Feinde genug zugezogen. Die Motive seiner unermüdlichen Thätigkeit sind falsch gedeutet, sein Charakter ist angeschwärzt worden. Er durfte sich darüber beruhigen. Wer den Mann näher gekannt, weiß, daß er lauter war wie Gold. Der Schreiber dieser Zeilen wird sich freuen, wenn ihm einmal verstattet wird, auf Grund interessantester Documente jenen Ernst Keil zu schildern, welchen trotz seines allbekannten Namens die Oeffentlichkeit leider viel zu wenig kennt.

Nur in ganz flüchtigen Zügen vermochten die voranstehenden Zeilen die Geschichte des Jubelblattes und seines Gründers zu erzählen; einige Mittheilungen über den geschäftlichen Gang und Stand der »Gartenlaube« dürften jedoch auch für ein größeres Publicum anziehend sein. Keil selbst hat zum Vertriebe niemals Prämien oder Colporteure verwendet. Der erste Jahrgang wurde mit 5000 Exemplaren gedruckt und ist vollständig vergriffen; das Exemplar, welches damals $1^1/_3$ Thaler kostete, ist später mit 11, sogar mit 13 Thalern bezahlt worden. Der zweite Jahrgang, mit 8000 Exemplaren eröffnet, brachte es bis zur Höhe von 14.500; der von 1855 wurde schon in 35.000 Exemplaren verbreitet; 1856 in 42.000, 1857 in 55.000, 1858 in 70.000, 1859 in 80.000 und 1860 in 86.000 Exemplaren. Durch außerordentliche Vertriebsmittel steigerte sich im Jahre 1861 die Auflage um 20.000, also auf 106.000 und im Jahre 1862 wieder um 32.000, also auf 138.000 Exemplare, bis sie 1863 die Höhe von 157.000 Exemplaren erreicht hatte. Da traf plötzlich — Ende 1863 — in Folge des unüberlegten »Amazone«-Artikels die »Gartenlaube« das preußische Verbot, welches die Auflage sofort auf 105.000 Exemplare reducirte, gleichzeitig aber alle Concurrenzen zu enormen Anstrengungen veranlaßte, die, wenigstens mit Bezug auf Preußen, nicht parirt werden konnten. Hinwiederum hatte aber auch das Verbot die weitere Folge, daß alle nichtpreußischen Länder, insbesondere Oesterreich und Amerika, gleichsam »als Ersatz« sehr starke Nachbestellungen einsendeten, so daß sich, die heimlich nach Preußen eingeschmuggelten Exemplare mitgezählt, Ende 1864 die Verbreitung wieder auf 125.000, im Jahre 1865 auf 130.000 und im folgenden sogar auf 142.000 Exemplare hob. Nichtsdestoweniger war durch jene Maßregel doch der allgemeinen Entwickelung der »Gartenlaube« arg geschadet worden.

Mit dem verhängnißvollen Jahre 1866 und dem siebentägigen Kriege brach eine zweite Katastrophe herein über das vielverfolgte, aber auch vielbeneidete Blatt. Am 17. Juni besetzten die Preußen Leipzig; acht Tage später trat ein Hauptmann in das Redactions-Bureau und verbot auf Befehl des (bekanntlich altersschwachen) General v. Mülbe ein- für allemal das Weitererscheinen der Zeitschrift, die somit vollständig unterdrückt war und vorläufig factisch aufgehört hatte, zu existiren. Redaction, Expedition und Buchdruckerei feierten. Indessen blieb das alte Glück der »Gartenlaube« auch diesmal treu; auf dem Schlachtfelde von Königgrätz nahm auf Antrag Bismarck's der König von Preußen die übereilte Gewaltmaßregel seines

Digitized by Google

greisen Generals zurück, und wenige Monate später fiel, abermals auf Bismarck's Antrag, das preußische Verbot überhaupt, ohne daß von der Redaction die geringste Garantie verlangt worden wäre. Mit Stolz und Genugthuung konnte aber nunmehr auch Keil auf die Beweise von liebevoller Sympathie hinblicken, die man dem langentbehrten Hausfreunde in Preußen entgegenbrachte. In wenigen Wochen hob sich die Auflage von 142.000 auf 177.000, mithin um 35.000 Exemplare, und kaum neun Monate nach Aufhebung des Verbots, war sie bereits auf 225.000 Exemplare gestiegen. So lange Gutenberg's vierundzwanzig Gesellen auch arbeiten, es war das erste Beispiel, daß sich eine bereits stark verbreitete Zeitschrift binnen so kurzer Frist noch um 83.000 Exemplare gehoben hat.

Von jener Epoche — 1867/68 — ab entwickelte sich die »Gartenlaube« von Jahr zu Jahr in regelmäßig zunehmender Progression, während das Kriegsjahr 1871 einen gewaltigen Zuwachs von 45.000 Exemplaren brachte die sich später um 12.000, um 33.000 ꝛc. vermehrten, bis im Jahre 1876 die enorme Höhe von 380.000 erreicht war, die sich jetzt wohl auf die volle Rundzahl von 400.000 Exemplaren steigern dürfte.

Gegenwärtig drucken 18 durch Dampf betriebene Schnellpressen die kolossale Auflage; 9 Satinirmaschinen glätten das Papier, von welchem wöchentlich 167 Ballen 9 Rieß verbraucht werden, davon 9 Ballen 5 Ries als Zuschuß, das heißt für Fehldrucke, zerrissene oder beschmutzte Bogen, also für Maculatur, was allein einen Wochenverlust von 896 Mark ergiebt. Zur Herstellung der ganzen Auflage einer Nummer sind drei Wochen Zeit nöthig, trotzdem jede Nummer viermal gesetzt wird. Hier auszuführen, was die Zeitschrift an Schriftsteller-, Künstler-, Xylographen-Honoraren, an Papier für die Heftumschläge, an Buchdrucker- und Buchbinderzahlungen, was an Lettern, Galvanos, Buchdruckerfarbe und an sonstigen Spesen verbraucht, das Alles kann nicht Aufgabe dieser flüchtigen Skizze sein.

Wenn ein muthiger Mann es unternimmt, eine bisher unerreichte Höhe zu erklimmen, alle Kraft des Geistes und Körpers dazu anspannt, aber nach unsäglichen Mühen ausruhend gewahrt, daß er nicht aufwärts gelangt ist, sondern auf dem alten Flecke oder noch tiefer steht, weil er das Weichen des Bodens unter seinen Füßen für eigenen Fortgang gehalten hat — dann überkommt ihn wohl die trostlose Müdigkeit, welche jedem weiteren In-die-Höhe-Streben wehrt. Wer aber nach hartem Kampfe umblickend mit Entzücken eine weite Welt im Sonnenscheine zu seinen Füßen gewahrt, die ihm zeigt, wie erfolgreich sein tapferes Steigen gewesen ist — dem zieht jene mannhafte Befriedigung in das Herz, welche für alle Widerwärtigkeiten des Aufstiegs lohnt und die fernere Höhe zum leichten Spiele macht. Auf einer solchen Staffel ist Ernst Keil angelangt, begrüßt, beglückwünscht von Hunderttausenden, die aus vollem Herzen sein Ehrenfest mitfeierten, das Jubiläum des fünfundzwanzigsten Jahres seines Blattes, der braven deutschen »Gartenlaube«.

Digitized by Google

Der Gründer der „Gartenlaube.“

Wenig über ein Jahr später als die »Gartenlaube« das 25jährige Jubiläum ihres Erscheinens gefeiert, hat mich und mit mir Tausende die erschütternde Nachricht von dem jähen Hinscheiden des Jubilars und Ehrenmannes Ernst Keil auf das schmerzlichste überrascht. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, sich lange der mühsam erklommenen Höhe zu erfreuen und dann gemächlich hinabzusteigen in's Thal der Schatten; eine schmerzvolle Krankheit hat seinen Lebensfaden frühzeitig abgeschnitten. Nun er hingegangen ist, von wannen keine Wiederkehr, meine ich, in jenem früheren Aufsatze sei ich dem Manne nicht gerecht genug gewesen; ich kannte seine Bescheidenheit und durfte sie damals nicht verletzen. Jetzt aber ist es Freundespflicht, der Welt zu sagen, was sie an Ernst Keil besessen und verloren hat, und so sei es mir denn vergönnt, hier nochmals von ihm zu erzählen, nicht was ich weiß, sondern was ich darf.

Ueber dreißig Jahre sind es, daß ich zum erstenmale ihm nahetrat, und zwar als Mitarbeiter der von ihm gegründeten und redigirten Zeitschrift: »Der Leuchtthurm«, eine der wenigen vormärzlichen, welche dem freien Worte Bahn zu brechen suchten. Die Persönlichkeit Ernst Keil's ist es zunächst gewesen, die Jeden fesselte, der mit ihm verkehrte. Er war ein auffallend hübscher Mann, freien Blickes, breiter Büste, hellblond, schlank und schwank, eine rechte deutsche Turnergestalt, aber von solchen des zierlichen Schlages. Was an ihm auffiel, war, daß er heftig stotterte, beim Beginn der Rede kostete es ihn peinliche Anstrengungen, das Wort und den Laut zu finden; war der Anfang überwunden, dann floß die Sprache ganz glatt dahin. Durch energische Cur hat er sich in späteren Jahren von diesem lästigen Uebel fast gänzlich befreit, nur zuweilen kehrte es wieder, ward aber dann stets rasch besiegt. Keil war überall beliebt und gern gesehen; aber unter seinen Collegen, den Buchhändlern, stand er als Geschäftsmann nicht in besonderem Ansehen; ihnen galt er nur als »Literat«, denn er führte die Feder des Publicisten mit Geschmack und Geist. Damals sind aber Arnold Ruge, Biedermann, Gerstäcker und noch manche andere Schriftsteller mit klingenden Namen unter die Buchhändler gegangen, deren Zunftmeister dazu lächelnd die Achseln zuckten mit der Bemerkung: »Uns schadet's nicht, wenn es nur ihnen nicht schadet.« Keil aber hat später bewiesen, daß er falsch beurtheilt wurde, denn er ward und war einer der gewiegtesten Geschäftsmänner des Faches, der mit seinen Verlagsartikeln, namentlich aber mit seiner Zeitung, so zu manipuliren wußte, wie vor ihm kein Anderer.

In jener Periode, welche alle Phasen vom Himmelhochjauchzen bis zum Todebetrübtsein so rasch und eigenartig durchlief, in den Jahren 1848 bis 1851, entfaltete Ernst Keil eine Thätigkeit, welche nur Wenigen bekannt ist. In der Ritterstraße zu Leipzig befand sich das Local »zur rheinischen

Digitized by Google

Weinstube«, gegründet und gehalten von einem Philosophen und Demokraten reinsten Wassers, Heinrich Kaltschmidt, gebürtig aus Offenbach. Hier war der Sitz der höheren Conspirationen, während Volksaufläufe, Katzenmusiken und ähnliche dem allgemeinen Freiheitsbedürfnisse entsprechende Gemüthlichkeits-Aeußerungen im Gasthofe »zum Hahn« in der Hainstraße berathen und besorgt wurden. Was Alles in dem engen Hinterstübchen des erstgenannten Sammelplatzes gebraut worden und wer den Sud einrührte, das entzieht sich hier der Mittheilung. Als die Reaction hereinbrach, trat an die Stelle der Agitation die Vertheidigung, hie und da auch ein bischen die Rache. In dem engen Raume war ein ewiger Ab- und Zustrom — meistens fremde Gesichter, oft recht problematische Gestalten kamen und verschwanden, an jedem Tage neue. Keil war hier in seinem Elemente, der rührigsten Einer. Hier wurden die Flüchtlinge verpflegt, mit Mitteln, Marschroute und geheimnißvollen Empfehlungen versehen — das stärkste Contingent unter ihnen stellten die Oesterreicher; hier auch wurden jene kühnen Befreiungen geplant, die manchen braven Mann — darunter selbst ehemalige Kriegsminister! — vor dem Hinsiechen in der Zelle oder dem Wollespinnen retteten. Und wie gescheidt wußte der Alte — Kaltschmidt — dies Alles einzufädeln und auszuführen! Er war freilich stets verdächtig, und die Polizei saß ihm fortwährend auf den Fersen, aber sie ertappte ihn nur Einmal, als er sich ertappen ließ, um sie von einer anderen Fährte abzubringen. Alle Augenblicke wurde Haussuchung bei ihm gehalten, immer fruchtlos, und doch kannten gar Viele das Geheimniß der mächtigen, nur oberflächlich verschlossenen Holzkiste, welche breit im Hauseingange stand, von der weisen Hermandad natürlich nie beargwohnt. Keil war neben dem Alten die Seele dieser Entziehungsbestrebungen; es ging ihm damals keineswegs zum besten, aber er gab das Letzte her, um zu helfen, wußte immer Rath und that mit seiner Person nicht karg, sobald es galt, diese einzusetzen. Wie Viele sind ihm schon aus jener Zeit zu Danke verpflichtet worden! Zum Theile haben sie ihn abgetragen, denn es sind zunächst die Flüchtlinge gewesen, die der »Gartenlaube« in Amerika so raschen Eingang verschafft haben, so daß sie drüben ebenso gelesen ist wie im alten Erdtheile.

Dann kam die Zeit seiner Gefangenschaft in Hubertusburg. Wie ihm während derselben die Idee der »Gartenlaube« aufging und wie er diese nach seiner Freilassung in's Leben führte, dies habe ich schon früher des Näheren erzählt. Er hatte einen guten Wurf gethan.

Das neue, eigenartige Unterhaltungsblatt schlug ein; es wehte ein anheimelnder, frischer Luftzug durch seine Spalten, welcher wohlthat nach so vielem Unerquicklichen und Ermattenden; es war darin der Ton der deutschen Bürgerwelt auf das glücklichste getroffen, und diese stellt immer noch das dankbarste Publicum. Die »Gartenlaube« brachte ihrem Gründer Vieles, und zwar nicht blos Angenehmes. Sie war von vornherein angelegt auf den Streit, und so hat sie sich denn wehren müssen gegen die mannigfaltigsten Anfeindungen. Ein Dorn im Auge war sie besonders der so-

Digitized by Google

genannten »schwarzen Brigade«, dem protestantischen Muckerthume, welches weit bornirter und verabscheuungswerther ist, als der bigotte Katholicismus. Da es auch, merkwürdigerweise, fromme Buchhändler giebt, so verirrten sich die pietistischen Angriffe sogar in das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, und kaum ein Jahr ist es her, daß ein solcher erfolgt ist, den freilich der Vorstand des Börsenvereines später desavouirte. Als die »Gartenlaube« sich immer dichter zu begrünen begann, Blüthen und Früchte brachte, da schossen die Concurrenz-Unternehmen wie die Pilze empor, viele mit reichen Mitteln ausgerüstet, einzelne von der Partei getragen oder selbst vom Staate unterstützt — kein einziges aber hat es nur halbwegs so weit gebracht, als die bahnbrechende Vorgängerin. Ihnen allen fehlte und fehlt das Beste. Denn Ernst Keil war für die Sphäre, innerhalb deren er sich hielt, ein geborener Redacteur. Ein Redacteur ist aber nicht ein solcher, der mit eigenen Sinnen Eindrücke in sich aufnimmt, sondern mit denjenigen seines Publicums; er darf nicht drucken, was ihm gefällt, sondern was den Leuten gefällt; er muß die große Kunst verstehen, den Geschmack und das Urtheil der Mehrzahl zu dem seinigen zu machen, dann wird er reussiren. Alle nach ihm, alle Concurrenten, haben das nicht verstanden und verstehen es nicht. Ihre Periodiken siechen dahin, fristen künstlich ihr Dasein und werden zu Grunde gehen. Langweilen ist bei einer Zeitschrift mehr als ein Mangel, es wirkt tödtlich, besonders mit dem Motto »Unersetzlich«.

Keil war als Redacteur ungemein pflichttreu, aber auch etwas eigensinnig; gern helfen oder rathen ließ er sich nicht; erst ganz in der allerletzten Zeit hat er sich einen Gehilfen für die redactionellen Arbeiten angelehrt. Manchmal vergaß er über dem Reiz der Spannung oder der pikanten Würze einer Mittheilung seine sonst streng abwägende Vorsicht; allein er beging das Versehen nur im Interesse seines Publicums oder im Dienste der Idee; Nebenabsichten waren ihm dabei völlig fremd. Bekanntlich hatte die »Gartenlaube« zweimal schwer unter dieser Verabsäumung zu leiden; einmal wurde ihr in Preußen, das zweitemal in Oesterreich der Debit entzogen. Keil hielt besonders viel auf einen »guten«, das ist einen prägnanten oder auffallenden Titel — »der Titel verkauft das Buch«, meinen viele Verleger — daher wählte er diesen für viele Aufsätze selber und freute sich oft königlich, wenn ihm ein guter Griff gelungen war; manchmal gerieth er freilich auch nicht zum besten, und es gab Krieg mit den Autoren, sowie Beschwerden seitens der Betitelten. Es wurde der Redaction der »Gartenlaube« öfter Inconsequenz vorgeworfen, sowohl in ihrer politischen als in ihrer literarischen Haltung; der Umschwung in der ersteren erklärt sich einfach aus demjenigen der Zeitverhältnisse; daß ein Blatt wiederholt ausspricht, es wolle zum Beispiel nichts von Gedichten wissen, und später deren dennoch bringt, ist gerade kein Capital-Vergehen, wenn die Gedichte nur gut gewesen wären — aber in diesem Artikel hat allerdings die »Gartenlaube« niemals sonderlich Glück gehabt.

Digitized by Google

Den Einfluß, welchen das von Jahr zu Jahr bis zur riesigen Auflage anwachsende Volksblatt auf Bildung und Geschmack, auf Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, auf das Festhalten an deutschem Wesen und guter deutscher Bürgersitte genommen hat, hier nachzuweisen, ist nicht meine Aufgabe. Wohl aber möchte ich daran erinnern, was es geleistet hat zur Linderung der Noth, zur Ausführung nationaler Gedanken, zur Entrichtung vaterländischer Schuld an verdiente Männer. Die »Gartenlaube« ist der immer bereite Opferstock gewesen, in welchen Hunderttausende von Thalern geflossen und daraus wiederum erflossen sind dorthin, wo Hilfe noththat. Es sei gestattet, zu erinnern an ihre großartigen Sammlungen für die aus Schleswig-Holstein Vertriebenen 1861, für die Heuglin'sche Expedition zur Aufsuchung Vogel's (Schreiber dieses hat damals — 1861 — den ersten Aufruf dazu verfaßt), für die Verwundeten aus 1866, für die hungernden Ostpreußen 1868, für die Wasserbeschädigten in der Schweiz 1868, für das abgebrannte deutsche Hospital in Konstantinopel, für die Ueberschwemmten in Tachau ꝛc. — an die Ehrengaben für den Schulze-Delitzsch-Fond, für Ferdinand Freiligrath, Roderich Benedix, Arnold Ruge, Friedrich Schrader, Wilhelm Bauer und sein Taucherwerk, für die Schiller-Stiftung, für Theodor Körner's Pflegerin und viele Andere mehr; an die Beiträge für das Arndt-Denkmal, das National-Monument für Ludwig Feuerbach ꝛc. Alle diese zahlreichen, von beispiellosem Erfolge begleiteten Sammlungen sind aber stets in erster Linie von Ernst Keil selber ausgegangen; er stand immer mit dem bedeutendsten Betrage an der Spitze und unterzog sich mit den größten Opfern den Mühewaltungen, die zuweilen, wie z. B. bei den Christbescheerungen für die Kinder der Abgebrannten zu Meiningen, ebenso anstrengend als kostspielig waren. Niemals aber wird man von einem Abzuge für Regie, Porti, Drucksachen und andere Spesen etwas gelesen haben — das Alles trug er selber aus der eigenen Tasche, und es hat Niemand davon erfahren.

Nicht aber blos in allgemeinen Liebeswerken hat das merkwürdige Welt-Volksblatt sich hervorgethan, auch den Einzelnen — und zwar Vielen, Vielen! — hat es geholfen, sie auf den Schild gehoben oder oben gehalten. In dieser Beziehung ist insbesondere sein Einfluß auf die populäre Literatur der Gegenwart groß gewesen. Eine lange Reihe von Namen wäre zu verzeichnen, deren Träger heute freilich nicht zugestehen werden wollen, daß sie im Gängelbande der »Gartenlaube« das Stammeln und in Keil's Schuhen das Gehen gelernt haben. Manche darunter wären heute noch keine — Dichter, wenn sie nicht aus Landsmannschaft und Gutmüthigkeit geradewegs dazu von redactionswegen ernannt worden wären. Mit dreißig Paar verbrauchten Reimen und auf den Schultern eines Andern gelangt sich's bequem genug auf den Parnaß. Es ist aber selbstverständlich, daß von allen diesen Größen keine einzige zugeben will, sie habe der »Gartenlaube« etwas zu verdanken; im Gegentheile. Keil hat darüber die interessantesten Erfahrungen gemacht; in dem sehr reichen Briefwechsel, welcher

Digitized by Google

mir zu Gebote steht, sind einige davon mit Laune, andere mit dem bitteren Gefühle der Enttäuschung erzählt.

Ernst Keil ist durch seine Unternehmungen ein reicher, ein vielbeneideter Mann geworden. Er war auch ein glücklicher Mann — lange Zeit hindurch. Sein Familienleben war ein schönes; es stand ihm zur Seite eine hochbegabte Frau, die Vertraute seiner Seele, welche in allen Lebenslagen seine beste Stütze, sein zuverlässigster Rathgeber war; es umringten ihn gesunde, wohlgebildete, hochbefähigte Kinder. Aber des Geschickes Mächte verziehen ihm nicht sein Glück und forderten seinen Ring. Der älteste Sohn, Alfred Keil, ein lieber, wackerer Bursche, geistig aufgeweckt, wissenschaftlich tüchtig, unter Anderem ein trefflicher Ornithologe, starb im Herbste 1871 zu Kairo in Egypten, wohin er unter der zweifelhaften Tutel Franz Wollner's gezogen. Mit Wehmuth erinnere ich mich an den »letzten deutschen Abend«, den er, wie er selber aussprach, hier in Wien mit mir verlebte. Es war ein furchtbarer Schlag, der die Eltern traf; sie haben sich niemals davon erholt. In Ernst Keil faßte von da ab eine tiefe Melancholie Platz, die er nicht wieder verwand und welche oft in bitteren Klagen zum Ausdrucke kam. Sein körperliches Befinden, früher, wie er selber schrieb, »eine wahre Hausknechtsgesundheit«, erlitt öfter wiederkehrende Störungen, welche der Gebrauch der Karlsbader Cur nur vorübergehend zu heben vermochte. Er litt an Gallensteinen. Sein letztes Schreiben an mich datirt vom 29. Januar 1878; es war frohgemuth und enthielt die Zusage demnächstiger ausführlicher Mittheilungen. Diese kamen nicht, statt ihrer die Todesnachricht. Sein steter Wunsch, es möge ihm dereinst ein leichter, rascher Tod werden, sollte nicht in Erfüllung gehen; vierzehn Tage lang mußte er die fürchterlichsten Qualen erdulden, hervorgerufen durch Einklemmung eines Gallensteines von ungewöhnlicher Größe, wie die Section ergab. Seiner Witwe hinterließ er drei Kinder — Töchter; die jüngste, Elsa, noch unmündig; eine zweite verheiratet an den Rittergutsbesitzer G. Freiherrn v. Byern auf Niembschen; die dritte mit dem Buchhändler Leopold Gebhardt in Leipzig. Der Letztere ist an die Spitze der Verlagshandlung »Ernst Keil« getreten; die Redaction der »Gartenlaube« hat Dr. Ernst Ziel aus Rostock übernommen, der seit fünf Jahren an ihr betheiligt gewesen ist, der Einzige, welchem Keil jemals eine Theilnahme an den Redactions-Geschäften gestattete. Er ist zuerst durch den bedeutungsvollen Namen — Viele haben diesen für ein Pseudonym Keil's selber gehalten — auf den Mitarbeiter aufmerksam gemacht worden und hat es nicht bereut, ihm sein Vertrauen geschenkt zu haben.

Ueber Eines muß ich noch sprechen: über Keil's Reichthum und dessen Verwendung. Kaum hatte er es, rein durch eigenes Talent und durch Fleiß, ohne jede fremde Beihilfe, zu etwas gebracht, da regten sich auch die Anforderungen — oft in unglaublich maßloser, sogar frecher und drohender Weise, und — wenn ihnen nicht oder nicht nach Wunsch Genüge geschah, die Gehässigkeiten und Verleumdungen. Es sind dem Geschiedenen häufig genug Vorwürfe darüber gemacht worden, daß er nicht mit volleren Händen

Digitized by Google

ausstreue, was er erworben; daß er kleinlich in Geldsachen, ja sogar habsüchtig und geizig gewesen sei, und nicht selten sind sie in die Oeffentlichkeit getreten, denn Gegner hatte der Wackere so viele, als es neidische Concurrenten, wegen Nichtannahme ihrer Stylübungen beleidigte Literaten und abgewiesene Bettler gab. Bei Lebzeiten wollte er niemals von solchem elenden Klatsche Notiz genommen wissen; ich hatte mich mehrmals erboten, für ihn einzuspringen, denn Niemand hätte es besser gekonnt als ich, aber stets beschwor er mich, davon abzustehen. Jetzt aber darf ich reden. Und so sage ich denn: Niemals hat Jemand gelebt, der von den Glücksgütern, die ihm geworden, einen besseren, edleren Gebrauch gemacht hat als Ernst Keil.

Ohne in Einzelheiten einzugehen, möge noch Einiges von dem aufgezählt werden, was er im Stillen an Wohlthaten gewirkt. Schon früher habe ich an dieser Stelle berichtet, daß der ebenfalls verstorbene Professor Ernst Bock mir selbst erzählte, wie er durch Keil zum erstenmale das Gefühl eines sorgenfreien Mannes kennen gelernt habe. Viele Andere konnten dasselbe von sich sagen. In Thüringen lebte ein verblühtes krankes Mädchen, dessen anmuthige Erzählungsgabe Keil entdeckte und für sein Blatt gewonnen hatte. Zehn Jahre später, am Himmelfahrtstage 1875, trat Keil, welcher sich sonst kaum eine kurze Reise gönnte, unerwartet in das reizende Bergschloß, das die Schriftstellerin sich aus den von ihm erhaltenen Honoraren in einer der schönsten Gegenden Thüringens erbaut hatte, und brachte ihr ein freiwilliges Ehrengeschenk für die im Laufe eines Jahres verlegten Buchausgaben ihrer Novellen; unter steter Abwehr der Schluchzenden zählte er ihr sechsunddreißig Tausend-Marknoten auf den Tisch — und dazu war er nicht verpflichtet. Die beiden Briefe der Empfängerin, in welchen sie ihren Dank in Worte zu kleiden und mit Rosen zu begleiten sucht, liegen vor mir; der eine hebt an: »Nun sind Sie fort — und um nicht den vulgären Satz zu gebrauchen: Mir ist, als hätt' ich geträumt — will ich sagen: Ich habe eine große Freude erlebt, aber ich brauche Zeit und Fassung, um sie ganz zu begreifen. Sie haben das schöne Himmelfahrtsfest verreist, Sie, von dem Bock behauptet hat, Sie brächen lieber ein Bein, ehe Sie auf Reisen gingen — Sie haben es allein, fern von den Ihrigen, bis auf wenige Stunden im Waggon verbracht, lediglich, um sich an dem Glück, an der freudigen Bestürzung ihrer Freundin und Mitarbeiterin zu weiden — wahrlich, das wird nicht allein für alle Ihre Herren Collegen, sondern auch für die meisten anderen Menschen ganz unfaßbar sein!« u. s. w.

Einem anderen Thüringer Landsmann und Berufsgenossen, der in's Elend gerathen war, kaufte er eine Buchhandlung in Berlin, stattete ihn mit einem Betriebscapitale von 50.000 Mark aus, um es zu erleben, daß der gute Freund ihn um dies Alles und überdies um 66.000 Mark betrog. Eine ganze Reihe ähnlicher großmüthiger Thaten könnte ich noch herzählen. Auch seine Pensionäre vermöchte ich namhaft zu machen, verdiente Schriftsteller und deren Witwen oder Hinterlassene, welchen er jährlich eine fixe

Digitized by Google

Summe auszahlte, darunter Manche, mit denen er nur ganz flüchtig in Verbindung gestanden war. Einer seiner enragirtesten Concurrenten, welcher einst Alles darangesetzt hatte, die »Gartenlaube« zu ruiniren, war in Folge seiner sinnlosen Unternehmungen der Crida verfallen und in die hungernde Bedrängniß gerathen; Keil entriß ihn derselben, nahm ihn in sein Geschäft auf, schaffte ihm wiederum ein geordnetes Dasein — um dafür den gewöhnlichen Dank zu ernten.

Als das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Blattes eintrat, erhöhte er die zum Andenken seines Sohnes von ihm gegründete Alfred-Stiftung für die Bediensteten seines Geschäftes, zahlte diesen bis herab auf den letzten Markthelfer einen doppelten Gehalt aus, vermehrte die Pensionen mehrerer invalider Schriftsteller, bedachte die Armen — aber ich muß abbrechen, denn ich werde redselig im Lobe meines Freundes. Nur noch kurz das Folgende: Auf das Feuilleton der »Neuen Freien Presse« hin hatten sich auch einige Oesterreicher an Ernst Keil gewendet — darunter ein galizischer Großgrundbesitzer (sein Brief ist in meinen Händen) um 40.000 Gulden! »Auch Oesterreicher sollen unter die »Stillen« der Jubelfeier kommen,« schrieb er mir, und so geschah's. Neben Anderen hatte ein armer Wiener Student in einer durchaus bescheidenen Zuschrift seinen Glückwunsch dargebracht und seine Noth geklagt, aber nicht gebettelt, sondern um Beschäftigung gebeten; umgehend übertrug Keil einem Freunde die Ermittlung der näheren Umstände, und als diese die volle Würdigkeit ergaben, die Auszahlung einer Jahresunterstützung von 400 Gulden, aber mit dem strengsten Verbote der Namensnennung des Gebers. Ich bin der Feder ziemlich mächtig, aber dazu vermag ich sie nicht zu zwingen, zu schildern, welche Wirkung diese großherzige Gabe auf den Begabten hervorgebracht hat. War aber, wer Solches im Stillen übte, nicht ein wackerer Mann, ein deutscher Ehrenmann, den gekannt und geliebt zu haben man stolz sein darf?

Nach vielen Gräbern eines weitgedehnten Friedhofes blicke ich zurück; fast ist es mir, als dränge sich mir nur noch die Feder in die Hand, um Nekrologe zu schreiben, aber mit feuchteren Augen schau' ich kaum auf einen der Hügel, und mit dauernderem Grün möcht' ich keinen anderen umkränzen, als den, unter welchem Er schläft, mein unvergeßlicher Herzensfreund, Ernst Keil, der Gründer der »Gartenlaube«.

Digitized by Google

Der „Friesen“ des schleswig-holsteinischen Heeres.

Nach dem brieflichen Bericht eines Augenzeugen.

Die Kampfgenossen des schleswig-holsteinischen Krieges aus den Jahren 1848, 1849 und 1850 werden sich noch mit freudiger Wehmuth des Wackern erinnern, dessen mit Bleistift geschriebenem, kaum mehr lesbarem Briefe wir die nachstehende interessante Mittheilung entnehmen. War er doch der Geliebteste und Beliebteste unter allen Kameraden, eine treuherzige, blonde Heldengestalt, »hochhäuptig über Alle«, in Wesen und Aeußerem viel ähnlich jener herrlichen Erscheinung aus den deutschen Befreiungskriegen, von welcher uns Jahn und Arndt begeistert erzählten; und so hieß er denn auch mit Recht damals allgemein der »Friesen« des schleswig-holsteinischen Heeres. Es war der Lieutenant P. E. Ohlsen aus Seegard in Angeln. Er hatte früher unter den Dragonern gedient und war nach Ablauf seiner Zeit ein tüchtiger Landmann geworden. Als die Herzogthümer sich »gegen den Brief« erhoben, verließ er den Pflug und die Bücher, um als Freiwilliger in das Corps des Grafen von Rantzau zu treten; der Thatendrang trieb ihn aus diesem in das Aldoßer'sche, später von der Tann'sche Freicorps, in welchem er es rasch zum Zugführer und Adjutanten brachte.

Der Einsender ist damals sein Kamerad gewesen und hatte wenig liebere Freunde unter der ganzen wilden Schaar. Wir fochten zusammen bei Holtsee (Eckernförde), Missunde, Klein-Solt, Flensburg, Aroesund. Bei Hoptrup zeichnete sich Ohlsen besonders aus — wie er denn überall der Vordersten einer war, der den riesigen Pallasch um das gewöhnlich entblößte Lockenhaupt schwang, gleich einer zum gewissen Siege führenden Standarte. Ein vorzüglicher Reiter und Fechter, Ringer, Schwimmer und Läufer, besaß er eine ganz ungewöhnliche Körperkraft, die er oft im Scherz, aber auch herrlich im blutigen Ernst bewährte. Feinde hatte er nicht; ein Wink von ihm vermochte mehr, als des Hauptmanns eisrigstes Gepolter. Die Neu-Organisation der schleswig-holsteinischen Armee führte den Lieutenant Ohlsen in das vierte Jägercorps. Er war in den Schlachten und Treffen bei Kolding, Gudsoe und vor Friedericia immer der Bravste unter den Braven und erhielt nach der letzteren Affaire das wohlverdiente Kreuz. Unter Willisen kämpfte er bei Idstedt, Missunde und Friedrichsstadt; den Sturmversuch auf die letztere Festung nannte er »eine tolle That«, aber er that seine Schuldigkeit, während die besten Freunde rings um ihn fielen, wie die Flocken, unverletzt, als sei er gefeit.

Als das schleswig-holsteinische Heer aufgelöst war, sagte er dem verlorenen Vaterlande Valet und trat in der Bitterkrit seines Herzens in die deutsch-britische Legion, um den Tod auf entlegenen Schlachtfeldern zu suchen. Er ist ihm geworden, wenn auch nicht so, wie er ihn wünschte. Zwar ist

Digitized by Google

es dem Einsender unbekannt, ob Ohlsen mit in der Krim gewesen ist; dagegen weiß er mit Bestimmtheit, daß er mit der Mehrzahl seiner Cameraden nach Südafrika wanderte und sich mit ihnen in British-Kaffraria ansiedelte. Hier fiel er, der Erste, durch einen heimtückischen Kaffernpfeil, auf das Tiefste betrauert von seinen Freunden und Allen, die ihn kannten.

Dieser hochherzigen deutschen Heldengestalt ein kleines Denkmal zu setzen, ist der Zweck der nachstehenden Mittheilung, nicht der, eine Wunde wieder aufzureißen, die heute noch nicht vernarbt ist. Möge, wenn das Vaterland sich wiederum erhebt für die heiligen Güter seines Heerdes, ihm nicht der »Friesen« fehlen, der ihm ja bisher jedesmal erstanden ist! Und möge, wenn von den kühnen Jünglingen erzählt wird, welche freudig Gut und Leben hinwarfen, um ihr Volk von fremdem Joch zu befreien, auch der Name »Ohlsen« ein bescheidenes Plätzchen finden! — — Lassen wir nun jenen Brief sprechen:

Zwei Tage sind vorüber nach der blutigsten Katastrophe dieses unheilvollen Feldzuges! Wir sind geschlagen, gejagt worden, wir haben Alles verloren, aber nicht die Ehre! Das ist auch unser einziger Trost. Der Blick in die Zukunft ist noch trüber, als der auf die Gegenwart — was soll aus uns, was aus unserem lieben Vaterlande werden? Seit zwanzig Tagen lagen wir vor Friedericia. Dies ist eine Festung nordöstlich von Kolding, dicht am kleinen Belt, welcher hier nicht breiter ist, als ein mächtiger Strom; man erreicht die gegenüberliegende Küste der Insel Fünen etwa in einer Viertelstunde. Die Festung gilt für sturmfrei, das heißt sie kann nur mittelst regelmäßiger Blokade und durch Beschießung genommen, nicht erstürmt werden; unsere tapferen Jungen glaubten aber nicht daran, spotteten der hohen Cavaliere und Ravelins, der Palissaden und Redouten, der dräuenden Kanonenschlünde und der verheißenen Unterwasserfetzung der Umgegend — »wir wollen schon hineinkommen!« sagten sie, »führt uns nur. Vor Hannemann ist uns nicht bange.«

Meine Compagnie war erst seit drei Tagen von Veile, nördlich von Friedericia, in dem sehr leicht, um nicht zu sagen leichtsinnig, verschanzten Lager eingetroffen; ich bemerke dabei, daß unsere Avantgarde unter Prittwitz seit Ende Mai schon in Aarhuus lag und daß wir uns täglich fragten: »Wann werden wir auf dem Skager-Rak stehen?«

Wir hatten ziemlich bequeme Baracken bezogen; es mangelte nicht an Stroh, das in massenhaften Quantitäten aus den benachbarten Dörfern Jordrup, Bredstrup, Stonstrup und wie sie alle heißen, requirirt worden war; Holz hatten Thore, Knicke und das südwestlich gelegene Vogelsangwäldchen zur Genüge geliefert. Es ist kaum glaublich, welchen Einfluß auf das Wohlbefinden und die Zufriedenheit des Soldaten im Bivouak oder verschanzten Lager das Stroh hat; es ist wahrhaftig das nothwendigste Material nach Speise und Trank, wo es fehlt, da giebt es Kranke in Menge und lauter mürrische Gesichter. Die letzteren fehlten leider unter uns nicht, trotz des vorhandenen Strohreichthums. Wir hatten am 22. April die

Digitized by Google

Dänen aus Kolding gejagt; seit dem 28. Mai war Friedericia von dem Gros der »Reichsarmee« eng cernirt, aber dies war auch Alles. Wir dürsteten nach Thaten und lagen uns faul die Rücken wund. Keine andere Beschäftigung, als die langweiligen Feldwachen, der Vorpostendienst, hier und da die verhaßte Arbeit des Laufgräben-Oeffnens; zur Abwechslung einige Ausfälle des Feindes, welche stets wie Schein-Affairen aussahen, endlich die regelmäßig wiederkehrenden Requisitionen und Fouragirungen in der Umgegend. Wie zum Spaß und um sein Andenken aufzufrischen, warf der Däne täglich ein paar schläfrige Bomben zu uns herüber, welche man zuletzt gar nicht beachtete. Dem zweiten Jägerbataillon schlug eines schönen Tages ein solches Ungethüm gerade durch den mächtigen Menagekessel, wobei es freilich crepirte; aber mit der köstlichen Bonillon war es diesmal vorbei und ein paar Leute trugen üble Brandwunden davon. Verwundete hatten wir nur sehr wenige, Kranke gleichfalls; das Lazareth befand sich in Vius.

Gern hätten unsere Artilleristen ihrerseits solche Grüße mit Procenten erwidert, aber höchst selten nur war dies ihnen gestattet, es hieß, »es fehle an Munition und diese müsse gespart werden«; so lagen sie denn mürrisch im Schatten der Faschinen, welche die Rückwand der Sandschanzen bildeten, und betrachteten gähnend die über sie hinwegsausende Verschwendung der »Tapperen«. Die gezwungene Unthätigkeit der jungen, aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten, aber muthigen und vom besten Geiste beseelten Armee gereichte derselben überhaupt keineswegs zum Nutzen. Es waren Versuche mit Exerciren gemacht worden; dies haßt aber bekanntlich der Soldat nirgends mehr, als im Felde, und so unterblieb es auch bald. Man fragte gegenseitig: »Warum sind wir unthätig? Was geht mit uns vor?«

Ueber die politischen Constellationen der Zeit ist man im Felde selten unterrichtet. Die Nachrichten kamen uns immer vierzehn Tage oder drei Wochen zu spät zu in höchst zerlesenen, kaum noch buchstabirbaren Exemplaren des Altonaer Mercur oder der Schleswig'schen Zeitung; wenn wir überhaupt so glücklich waren, solcher unschätzbaren Verkündigungen habhaft zu werden. Daß es sich in Deutschland zum Schlimmen wende, daß in Preußen die Sache Schleswig-Holsteins — wenn überhaupt jemals ernstlich erfaßt! — gern aufgegeben werde, wußten wir oder ahnten es vielmehr. Aber es war in uns zu viel guter Jugendmuth, zu vieles Vertrauen auf die Gerechtigkeit unseres Krieges, zu viel Selbstbewußtsein, als daß wir schon an das Aergste hätten denken mögen. Nichtsdestoweniger schüttelten viele Köpfe, zuckten viele Achseln, wenn die Namen der (preußischen) Feldherren genannt wurden, in deren Hand unser und des Landes Schicksal lag; auch fehlte es nicht an den sonderbarsten Gerüchten über die Art und die Zwecke der Kriegführung; aber die Uebertreibungen derselben schienen schon die beste Bürgschaft für ihre Nichtigkeit zu bieten. Mit einem Wort: es herrschte eine höchst gedrückte, kaum beschreibbare Stimmung in der ganzen Armee.

Digitized by Google

Vom 1. Juli ab war ein besonders lebhafter Verkehr zwischen der Festung und der Insel Fünen bemerkt worden. Derselbe war zwar niemals unterbrochen, da unsere Batterien den Fjord gar nicht bestrichen, und oft hatten wir von der Höhe des Plateaus bei Stonstrup unter den gehenden, kommenden und stationirten Schiffen alte Bekannte herausgefunden, mit welchen Allen wir schon Kugeln gewechselt. Aber die Regsamkeit der letzten Tage zur See war so ungewöhnlich, daß sie auffallen mußte. Die ganze fünen'sche Küste von Middelfart bis Striib war mit Kähnen garnirt, die unter dem Schutze der dänischen Strandbatterien ganz sicher lagen; allein es wurde trotz angestrengter Wachsamkeit doch nicht geradezu constatirt, daß die Belagerten eine Verstärkung an sich gezogen hätten und Etwas im Werke sei. Die anfängliche Aufregung im Lager stumpfte sich bald ab zur bloßen Neugier, auch diese wich dem bekannten Leichtsinn und dem Gleichmuth gegen die Stunde in den Soldatenherzen.

Der Morgen des fünften Juli brach recht neblig und rauh an; man wähnte sich in den November versetzt und fröstelte, trotz der Strohgruben, in dem scharfen, mit feinen Wassertheilchen imprägnirten Nordostwind, welcher die Lagerhütten unbarmherzig schüttelte. Die Kaffeefeuer boten blos von einer Seite Wärme, und somit war mir die Ordre nur erwünscht, mit der Compagnie eine Recognoscirung zu unternehmen und aus dem etwa anderthalb Stunden entfernten Dorf Bredstrup eine Anzahl Proviantwagen in's Lager zu escortiren. Der Auftrag ward ohne jede Gefährde vollzogen und nach drei Uhr Nachmittags rückten wir wohlgemuth wieder ein, krochen in die Baracken und machten es uns so bequem wie möglich. Da wir allerlei schätzenswerthe Dinge von unserem Ausflug mitgebracht, als da sind: Rum, Rothwein, Eier, Speck ꝛc., so fanden sich einige Freunde, vom untrüglichen Instinct des Lagerlungerers richtig geleitet, bald bei uns ein, und es begann das bekannte und beliebte Convivium, das allabendlich die Monotonie der Lagergassen vergessen machte. Wir hatten Erlaubniß zu singen — eben klang durch die Abendstille das Reiterlied: »Die bange Nacht ist schon herum« — da fiel ein Kanonenschuß, gleich darauf eine lange Salve, in demselben Augenblick erklangen auch unsere Signalhörner und die Hauptleute riefen zu den Waffen. Wir ließen uns nicht Zeit, die schöne Bowle auszutrinken; im Nu standen wir auf den Sammelplätzen und mit »Marsch, Marsch!« ging es gegen den Feind. Die Dänen hatten in zwei Colonnen mit ungefähr fünf oder sechs Bataillonen einen Ausfall gemacht; Geschütz führten sie nicht mit sich. Wir Jäger rückten im Laufschritt vor; außerhalb der Schanzen developpirten sich die beiden ersten Compagnien sofort in eine Tirailleurkette und die guten Büchsen begrüßten lustig den Feind. Dieser feuerte nur zweimal im Peloton — vollkommen wirkungslos — und war schon wieder außer Bereich, ehe nur die Artillerie unserer Schanzen ein Wörtchen mitzusprechen hatte versuchen können. Zwar waren unsere flinken Jungen rasch hinter ihm drein — aber von den hohen Redouten der Festung herab krachten Granaten und Shrapnells unter sie, und da war es Zeit umzukehren.

Digitized by Google

Wir hatten weder Todte noch Verwundete, fluchten aber dennoch weidlich über Hannemann, der uns auf diese Art schon häufig zum Besten gehabt und nunmehr schuld daran war, daß die gute Bowle kalt geworden, oder gar Andere sich ihrer mittlerweile angenommen hatten. Wenn auch dies glücklicherweise nicht der Fall war, so krochen wir doch Alle, mit Ausnahme der Posten, recht verdrießlich in unser Stroh, darin sehnsüchtig erwartet von seinen zahllosen Bewohnern, von deren Fruchtbarkeit sich nur der einen Begriff zu machen im Stande ist, welcher, etwa mit weißen Beinkleidern, in eine verlassene Baracke tritt. Aber im Kriege lernt man Vieles ertragen, auch die kleinen Peiniger.

Aus tiefem Schlaf der Gerechten und Gesunden erweckte uns — es mochte gegen ein Uhr sein — abermaliger Alarm. Da wir die Kleider niemals ablegten, brauchten wir blos die Waffen zu ergreifen und die Käppis aufzustülpen, um fertig zu sein. Gleich an der ungewöhnlichen Verwirrung im Lager konnte man abnehmen, daß Ungewöhnliches vorgehe. Mit feurigen Schweifen pfiffen die Bomben zu Dutzenden auf einmal durch die Luft, unaufhörlich stiegen des Feindes Leuchtkugeln in den dunkeln Himmel; unsere Kanonen antworteten mannhaft den dänischen; Commandoworte, Trommelwirbel, Signalrufe, es war ein infernalischer Lärm. Dennoch löste sich wider Erwarten der Knäuel im Lager in ziemlicher Ordnung und in wenigen Minuten stand das vierte Jägercorps draußen an den Laufgräben dem Feinde gegenüber. Dieser hatte endlich das Necken aufgegeben und machte Ernst.

Was wir nur vermuthet, war That; die Dänen hatten seit einer Woche bedeutende Verstärkung an sich gezogen und standen uns bei dem durch ihre Werke gedeckten Ausfall mit etwa zwanzig Bataillonen gegenüber, während das gesammte Belagerungscorps deren kaum die Hälfte zählte. Natürlich wußten wir dies nicht sofort und gingen lustig darauf los mit »Hurrah! Hurrah!« Eine lange feindliche Tirailleurlinie dehnte sich uns gegenüber aus, gleich einer Palissadenreihe; sie feuerte schon, als wir noch gar nicht in Schußweite waren. Wir sandten gleichfalls Tirailleurs voran, die sich trefflich deckten — das Bataillon in zwei Colonnen nach — wir achteten nicht der verrätherischen Doppelkugeln, die uns Hannemann bald zu kosten gab (es ist Thatsache, daß die Dänen mit je zwei Kugeln und einer Platte luden) — die Büchsen knallten — »Fällt's Gewehr! Sturmschritt!« — da öffnet sich die Colonne der Rothröcke, ein Feuerstrom sprüht uns entgegen, es kracht, wie Schloßenwetter im dürren Walde, zwei verdeckte feindliche Batterien werfen uns mit einem furchtbaren Kartätschenhagel nieder und zurück. Der entsetzliche Augenblick wird mir unvergeßlich sein, so wenig ich mich heute schon auf seine näheren Einzelheiten besinnen kann. Rechts und links sah ich Kameraden fallen, mechanisch beugte ich mich nieder, um die Büchse des einen zu ergreifen — denn es ist ein wahrhaft qualvoller und unverzeihlicher Zustand, bei solchen Gelegenheiten völlig unbewaffnet zu sein, der Säbel ist dabei zu gar nichts nütze — es war mein Feldwebel Beerend, er rief mir einen Gruß zu, an wen, weiß ich nicht

Digitized by Google

mehr. Der Pulverdampf wogte in schweren, dichten Ballen an der Erde, man sah keinen Schritt vor sich, stolperte über Waffen und Leichen; dazu der furchtbare Kanonendonner, welcher gar keine Pause gewahren ließ, das Knattern der Pelotonfeuer, es war noch ein Glück, daß die Leuchtkugeln mit mattem Scheine durch den Pulverqualm leuchteten, sonst wären wir wahrscheinlich dem Feinde geradezu in den Rachen gelaufen. Einmal waren wir kaum fünfzig Schritt von einem dänischen Regiment entfernt, als ein Windstoß den Dampf verjagte.

Das Bataillon hielt instinctmäßig noch zusammen, es erfolgte von Seiten der Dänen sofort ein Bajonnetangriff gegen uns, wir wurden geworfen, und zwar, wie ich leider bekennen muß, in schleunige Flucht. Es war kein Wunder, daß ein panischer Schrecken die Herzen selbst der Tapferen ergriff, denn die Erde schien Vulcane zu gebären. Sogar von Fünen herüber warfen die Strandbatterien bei Striib Bomben und Sechsunddreißigpfünder; mit eigenen Augen sah ich rings auf den Höhen mächtige Fanale brennen. Den Dänen kam ihre genaue Kenntniß der Gegend sehr zu statten; sie blieben uns dicht auf den Fersen, wie ich zugestehe, in guter Ordnung. Wir waren ein Durcheinander des Bataillons, ein paarmal bestrebte ich mich, die Leute aufzuhalten und Kehrt machen zu lassen; vergebens. So warfen wir uns endlich in die Süderschanze des Lagers, welches schon an mehreren Stellen lichterloh brannte, so daß es taghell ringsum war. Aber was man erblickte, ließ den Muthigsten beben! Es war nur ein winziger Rest von vier Compagnien, die ich um mich sah, darunter blos zwei Officiere, beide verwundet, der eine offenbar im Verscheiden. Von den Bedienungsmannschaften der Geschütze, deren mehrere demontirt lagen, war gleichfalls über die Hälfte gefallen; aber die Ueberlebenden thaten ihre Pflicht mit beispielloser Bravour. Ihr Vorbild und mein Zureden entflammten auch wiederum den Muth des mir gebliebenen Häufleins; festen Fußes erwarteten wir den Feind. Er ließ nicht auf sich warten. Nach einem Kugelregen, der glücklicherweise über uns hinwegflog, erfolgte der Sturm mit einer Bajonnetattake. Nunmehr entspann sich ein Kampf, Mann an Mann, der an Grausigkeit seines Gleichen sucht. Die schleswig-holsteinischen Jäger fochten wie Verzweifelte, die Dänen in furchtbarer Ueberzahl wie Mörder.

»Haltet sie nur, bis die Geschütze vernagelt sind!« hatte uns der Lieutenant Christiansen zugerufen, indem er den ersten Stahlnagel mit dem Hammer in das noch rauchende Zündloch trieb; er und der Artillerist Kloß verrichteten das Geschäft mit der größten Kaltblütigkeit. Aber es war auch Zeit, wir vermochten nicht mehr dem Anprall des Feindes zu widerstehen, der zudem an anderen Stellen die Schanzen schon erstiegen hatte und mitten im Lager war, so daß wir abgeschnitten zu werden fürchten mußten. Wir wandten uns abermals zur Flucht, zähneknirschend, aber mit dem Bewußtsein, das Menschenmögliche gethan zu haben. Niemals vorher hatte der Däne unsere Rücken gesehen, wir schworen uns grimmig, ihm die Schmach

Digitized by Google

blutig zu vergelten. Da der Feind uns nicht belästigte, so marschirten wir in ziemlicher Haltung, bei jedem Schritt durch andere Flüchtlinge verstärkt, durch die nordwestlichen, noch nicht vom Feuer ergriffenen Lagergassen. Hier trafen wir auf die Reste des ersten und zweiten Jägerbataillons, die unter der Führung des Obersten von Roques sich gesetzt hatten, um den Feind zu erwarten; wir schlossen uns denselben an. In unabsehbaren Colonnen rückten die Dänen heran, doch schien unsere feste Haltung ihnen zu imponiren; sie zögerten mit dem Angriff. Unter dem Wechsel mehrerer Salven, bei welchen unsere guten Büchsen jedenfalls im Vortheil waren, zogen wir uns langsam zurück auf das Plateau. Mittlerweile hatten die dänischen Regimenter eine Seitwärtsschwenkung gemacht, ihre Artillerie spie schon wiederum in unsere Reihen, gleich darauf erfolgte ein Bajonnetangriff. Wir hielten dem furchtbaren Choc herzhaft Stand, dreimal wiederholte ihn der Feind, dreimal warfen wir ihn zurück — freilich mit furchtbaren Verlusten auch unser Führer war, tödtlich verwundet, gefallen.

Der heute sonnige, heiße Morgen beleuchtete schreckliche Scenen, selbst demjenigen Schauder einflößend, der schon zahlreiche Schlachtfelder gesehen. Er beleuchtete leider aber auch den Rückzug einer geschlagenen Armee, welche fast zwei Drittheile ihrer Braven verloren hatte. Der Feind verfolgte uns nur lässig, mit Infanterie gar nicht. Einige Schwadronen seiner Dragoner hielten sich in durchaus respectvoller Entfernung; sie schienen uns mehr beobachten als schädigen zu wollen. Nichtsdestoweniger hieben sie die müden oder verwundeten Nachzügler nieder; zur Vergeltung flog ihnen aber auch manche gut gezielte Kugel hinter den unnahbaren Knicken hervor. Im Dorfe Jordrup, wenn ich nicht im Namen irre, in der Richtung von Veile, sammelten wir uns zum erstenmale. Auch das vierte Jägerbataillon fand sich zusammen — es waren wenig über hundert Mann, von meiner Compagnie achtzehn, und ich der einzige Officier, der ich demnach sofort das Bataillonscommando zu übernehmen hatte. Hier gewahrte ich auch, von Kameraden aufmerksam gemacht, daß ich verwundet war, von einem Streifschuß leicht getroffen. Unser Aussehen war fürchterlich; die Gesichter schwarz von Pulver, die Monturen zerrissen und zerfetzt, blutbespritzt, ein Jeder verwundet oder zum Tode matt, die Meisten ohne Kopfbedeckung, aber Keiner ohne die treue Waffe — so flößten wir selbst den stieren Jüten Mitleid oder Furcht ein; sie brachten Wasser, Branntwein, selbst Brot. Die interimistische Organisation der Bataillone ging rasch vor sich, unterstützt durch den Succurs eines Theils der Avantgarde unter Major von Zastrow. Letztere verstärkte sich durch die am mindesten decimirten Jägercompagnien und marschirte nach kurzer Rast racheschnaubend dem Feind entgegen; aber dieser saß schon wieder wohlgeborgen in seiner Feste, so blieb den Unseren nur das Sammeln der Verwundeten und das Begraben der Todten. Der letzteren waren es weit mehr, als der ersteren.

Das Gros unserer Armee rückte Nachmittags in Veile ein. Mein Bataillon hatte über zwei Drittheile seiner Mannschaften verloren, drei

Digitized by Google

Viertheile seiner Officiere. Und es herrschte eine unaussprechlich finstere Stimmung unter uns, denn wir fürchteten, abgeschnitten zu sein und in Jütland ohne Rache aufgerieben zu werden, während lauter als jemals der Argwohn sich äußerte: »Es wird ein falsches Spiel mit uns getrieben!« Haben dies doch beim Einmarsch Einzelne aus den Reihen dem bleichen Bonin an den Kopf geworfen, als er mit entblößtem Haupt uns vorüberziehen sah. Wie viele liebe Kameraden, wie viele tapfere deutsche Männer hat sie gekostet, die unselige Nacht vor Friedericia! — —

Wir können uns nicht versagen, schließlich zur Vervollständigung des Bildes einen kurzen Bericht zu citiren, welcher uns in öffentlichen Blättern über den Ueberfall bei Friedericia begegnet ist und unseres Freundes speciell gedenkt. Er ist erstattet von dem damaligen Etappen-Commandanten in Veile (v. W.?) und lautet: Es war gegen Mittag (6. Juli) als die schleswig-holstein'sche Armee von der Höhe des Windmühlenberges her in Veile einrückte — ein Anblick, der allen denen unvergeßlich sein wird, welche damals diese braven Truppen an sich vorbeipassiren sahen. Zerschossen und zerfetzt an Monturen, Helmen und Lederwerk, in den Gliedern viele Verwundete mit blutigen Tüchern um den Kopf oder den Arm in der Binde, pulvergeschwärzt und durch Schweiß und Staub bis zur Unkenntlichkeit entstellt, defilirten die Bataillone nach ihren Bivouacplätzen vor dem Nordernthor, so fest und martialisch, wie man es kaum bei älteren Armeen sehen dürfte, wenn sie eine Nacht hindurch dem numerisch doppelt überlegenen Feind in blutigem Kampf die Stirn geboten und dann einen sechsstündigen Marsch in heißer Julizeit zurückzulegen gehabt hätten. Man sah es diesen Truppen an, daß sie männlich gerungen, denn festen, stolzen Blicks durchschritten sie die Reihen der Soldatengruppen, die, von Theilnahme und Neugierde veranlaßt, sich zu beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten. Ich sah damals Compagnien vorübermarschiren, die auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und noch erinnere ich mich, wie heute, daß ein bei der Commandantur eingehender Requisitionsschein eines schleswig-holstein'schen Bataillons unterzeichnet war von einem Lieutenant, irre ich nicht, Ohlsen, mit dem Beisatz »derzeit mit dem Bataillonscommando betraut.« So blutig waren diese braven Bataillone in jener Nacht decimirt worden.

Der dänische Stoß am 6. Juli 1849 riß die dünne Linie, welche die »Reichstruppen« von Kiel bis Aarhuus gebildet hatten, zwischen Kolding und Veile entzwei, jede Verbindung war unterbrochen; die Folge war eine allgemeine Truppenbewegung vom Norden und Süden her, um jenen Riß zu repariren. Die Dänen verschwanden damals nach gethaner Arbeit hinter den Wällen von Friedericia.

Digitized by Google

Dr. Wilhelm von Hamm.

Digitized by Google

Dr. Wilhelm von Hamm.

Der Tod reißt rasch Lücken in den Kreis jener Männer, welche, durch Thaer und Liebig begeistert, die Vorkämpfer der neueren Landwirthschaft wurden. Die Lehren der Meister trugen sie als deren Schüler hinaus in's alltägliche Leben, mit Wort und That kämpften sie für die Verbreitung der neuen Lehre, und wenn wir Epigonen heute auf deren mühesamen Errungenschaften fortbauen, kommt uns kaum der Gedanke, daß es einst anders gewesen, denn schnell vergißt unsere raschlebige Zeit.

Zu einem der wackersten Kämpfer gehörte der uns so unerwartet Entrissene, den Seinen unvergeßliche Freund Dr. Wilhelm von Hamm. Heiter und froh kehrte er heim, — und wenige Minuten nachher war er sanft und ruhig hinübergeschlummert in ein besseres Jenseits, wo er jene Erholung und Muße finden möge, die er im Leben vergebens gesucht, denn rastlose Thätigkeit war ihm zur zweiten Natur geworden. Ein reiches Leben fand damit seinen Abschluß, und wenn der erste heftige Schmerz, den der unersetzliche Verlust verursacht, überwunden, geziemt es dem Freunde — der stolz auf diesen Titel, und wenn auch bedeutend jünger an Jahren — ein bescheidenes Schärflein dazu beizutragen, das Andenken dieses vielfach verkannten, wenngleich sehr bekannten Mannes zu ehren, und einen kurzen Rückblick darauf zu werfen, was der Verstorbene gethan und gewollt. Nicht parteiisch, mit ungleicher Vertheilung von Licht und Schatten möge diese Schilderung ausfallen. Gerecht sei auch hier der Schwächen gedacht, die dem Verstorbenen anhafteten, denn er war ein Mensch, aber der edelsten einer, und vielleicht erst die Nachwelt wird seine Verdienste in das richtige Licht zu stellen vermögen; namhafte hatte er sich auf manchen Gebieten erworben, so daß sein Andenken fortleben wird auch in ferneren Zeiten.

Er verband die seltene Eigenschaft, eine ausgezeichnete praktische, bewährte Vorbildung mit glänzendem wissenschaftlichen Wissen zu einen, und aus diesem Zusammentreffen zweier sonst wenig gemeinsamer Factoren resultirt die hohe Bedeutung, die sich mit Recht an den Namen Hamm knüpfte. Mühsam und auf Umwegen erwarb er sich beides; nicht mit Unrecht wäre er zu den self made-mans zu zählen, denn ihm fehlte die glatte Bahn der Jetztzeit, um dies Ziel mühelos zu erreichen und keine geringen Verdienste mögen in dieser Hinsicht ihm zugesprochen werden, die Bahn geebnet, das Lernen durch seine Thätigkeit erleichtert zu haben. Er verstand es

Digitized by Google

meisterhaft in Wort und Schrift dies sein Ziel, in geistreicher Weise kämpfend, zu erreichen, und sicherlich bietet ein Rückblick auf seinen Lebenslauf eine Fülle der beherzigenswerthen Momente, wie er selbst gesagt, »damit nicht andere ebenso fehlen, wie ich einst gefehlt.«

Dieser Gedanke beschäftigte ihn vornehmlich in der letzten Zeit unaufhörlich; oft sprach er, sein leider wirklich zu schnell eingetretenes Ende vorahnend, den Wunsch aus, noch so viel Zeit zu erübrigen, um seine Lebensbeschreibung zum Nutzen und Frommen der Nachwelt niederschreiben zu können. Kaum über die erste Jugendzeit ist dieser Versuch gelungen, und doch welch' interessante, anziehende Bilder von culturhistorischem Interesse sind in diesem Bruchstücke enthalten, das unvollendet sich nach seinem Tode vorfand. Ein lebendiges Bild der uns nun fast unverständlichen Zustände entrollt sich da dem Leser, wozu jedoch nicht wenig die meisterhafte Schilderung beiträgt, die eben Hamm selbst von den unbedeutendsten Vorkommnissen dieser spießbürgerlichen Zeit zu liefern vermochte. Scharfe Beobachtung, unterstützt durch ein seltenes Gedächtniß, wesentlich gehoben durch die fließende Darstellung, — verleihen diesen Bildern erhöhte Bedeutung nicht blos für den engen Kreis der Fachgenossen, sondern in erhöhtem Maße für Alle, die sich um Entwickelung und Fortschritt in den letzten Decennien bekümmern. Deshalb sei hier nochmals auf die kurze biographische Skizze Rücksicht genommen, um dann zu zeigen, wie eben Hamm das mit der Zeit geworden, als was wir ihn bis zu seinem Ableben gekannt haben.

Nur flüchtig sei der ersten Jugend gedacht, die er selbst beschrieben. Ein vergilbtes Blatt des »Darmstädter Frage- und Anzeigeblattes« vom 24. Juli giebt als seinen Geburtstag den 5. Juli 1820 an, wo dem »Großherzoglichen Hofsecretär Conrad Hamm ein Sohn, Wilhelm Philipp geboren wurde.« Eine verhältnißmäßig glückliche Jugend war ihm beschieden. Der aufgeweckte Junge lernte rasch und entwickelte sich kräftig, an Leib und Seele. Von wesentlichem Einflusse war der häufige Umgang mit Erwachsenen, der frühzeitig den offenen Verstand in ihm bildete, der nachher so schöne Früchte getragen.

Kaum über die ersten Schulen hinaus, die er in frühester Jugend durcheilte, wurde der zufällige Besuch der Hohenheimer landwirthschaftlichen Lehranstalt für die fernere Berufswahl entscheidend. Er wollte Landwirth werden, ein damals in solchen Kreisen, denen sein Vater angehörte, belächelter, ja verspotteter Entschluß, denn dem Sohne des angesehenen Hofsecretärs hätte eine schöne Laufbahn im Hofdienste offen gestanden, er hätte es ja einst bis zum Rathe bringen können! Damals waren die Armee und Landwirthschaft die letzten Zufluchtsstätten, die von den Eltern gewählt wurden, um die Thunichtgute von Söhnen unterzubringen, und erst in den letzten Decennien hat sich in dieser Beziehung die Anschauung geändert, und mit Recht der Grundsatz Platz gegriffen, jeder Beruf, soll darin etwas Ordentliches geleistet werden, erfordert gründliche Vorbildung.

Digitized by Google

Der Neigung des Knaben trat der Vater nicht entgegen, oder wenigstens ließ ihn gewähren. Hart war die Schule, die der angehende Landwirth durchmachen mußte. Als Lehrling wie bei jedem anderen Gewerbe, von der Pieke auf dienend, erwarb er zunächst die praktische Kenntniß des Landbaues. Auf dem Mühlgute Confurt im Großherzogthum Hessen blieb ihm selbst die größte niedrigste Arbeit nicht erspart und eine schwere Zeit war es, die Hamm dort durchmachen mußte. Dies war damals der allgemeine Vorgang, denn von landwirthschaftlichen Schulen und Akademien, die heutzutage die Vorbildung so wesentlich erleichtern, existirten kaum die ersten Anfänge.

Nach einem Jahre kam er dann in das damals berühmte landwirthschaftliche Institut von Papst zu Darmstadt und Kranichstein, dessen dankbarer Schüler und treuer Freund er bis zu dessen Tode blieb. In dieser für die damalige Zeit musterhaften Schule blieb er so lange, bis er den vollständigen Cursus durchgemacht, worauf er zur praktischen Ausbildung in die Mennonitenfamilie Dettweiler, die ein größeres Pachtgut bei Winterstein bewirthschaftete, gegeben wurde. Der vorzügliche Betrieb, den er hier kennen zu lernen Gelegenheit hatte, war von den besten Folgen für die Zukunft. Allein nicht lange blieb er in dieser Lehre.

Der junge Mann sehnte sich nach lohnenderer Verwerthung seiner Mühen, und trat als Unterverwalter zu Neustadt in Dörnberg'sche Dienste, wo er ein Jahr hindurch eine wahre Leidensschule durchmachen mußte. Hier galt der von ihm später öfter lachend citirte Ausspruch: »Hunde und Verwalter gehören auf den Hof.« Nicht viel besser erging es ihm auf der Herrschaft Lehrbach in Oberhessen, dem strebsamen Jüngling bot sich beinahe gar keine Gelegenheit, an seiner Fortbildung arbeiten zu können. Mit Hohn und Spott wurde sein Streben begrüßt, aus Büchern etwas zu lernen, so daß er mit wahrem Jubel die Erlaubniß begrüßte, die Akademie Hohenheim, an welcher der gefeierte Weckherlin lehrte, besuchen zu dürfen. 1838 und 1839 lernte er mit regem Eifer die für ihn neuen Theorien der Land- und Forstwirthschaft, und bestand glänzend die Abgangsprüfung. Sein Lieblingsstudium war die große Modell- und Geräthesammlung, die er nach seinen Plänen ordnen durfte. Von Hause aus ein vortrefflicher Zeichner, der z. B. mit wenigen Strichen ein treffendes Bild einer Person oder einer Sache zu liefern vermochte, wenngleich im ersteren Falle nur zu häufig seine Begabung zur Carrikirung ausartete, zeichnete er den größten Theil der Geräthe fleißig ab, und gewann hierdurch eine staunenswerthe Zeichnenfertigkeit, die ihm später sehr zu Statten kam.

»Praxis« war der Feldruf der Zeit, und so nahm Hamm mit schwerem Herzen eine Verwaltersstelle zu Laubach in Gräflich Otto Solms'schen Diensten an, woselbst er unter Leitung des Besitzers, der selbst ein hervorragender Landwirth war, sowie unter Aufsicht des Oberverwalters Lorenz eine große Zahl praktischer Erfahrungen sammeln konnte. Während seiner Dienstzeit wurde das Gut Obbornhofen dem ursprünglichen Besitze

Digitized by Google

beigefügt; die Arbeiten der Systemisirung boten vielfach Gelegenheit, sein Wissen zu mehren, da er den regsten Antheil an der Arbeit hatte.

Im zeitlichen Frühjahre 1840 verließ Hamm seinen innegehabten Posten. Seinem Streben nach Ausbildung, Vermehrung seiner Kenntnisse konnte der immerhin beschränkte Wirkungskreis nicht genügen. Ein unbewußter Drang zog ihn fort, und so wanderte er denn zu Fuß, sein Ränzchen am Rücken, durch die Rheinlande, Belgien und Nordfrankreich, die damals schon auf hoher cultureller Stufe standen. Doch nicht genug damit; das Ziel seiner Sehnsucht war England, und mit sehr geringen Mitteln, die ihn manchmal zwangen, hungrig im Grünen zu schlafen, durchstreifte er England kreuz und quer. Kopfschüttelnd gingen die Leute an dem jungen Wanderer vorüber, wenn er eifrig die landwirthschaftlichen Geräthe in sein Skizzenbuch einzeichnete, oder horchten der wunderlichen Fragen, die er über Bodenbearbeitung und Landwirthschaft stellte. Die Entbehrungen und Strapazen, die der jugendliche Körper so lange auszuhalten hatte, zwangen ihn zur Rückkehr, die geringen Mittel waren erschöpft und eine schwere Krankheit warf ihn bei seiner Ankunft in Hamburg auf's Krankenlager. Glücklicherweise fand er dort liebevollste Pflege im Hause Gutzkow's; seine kräftige Natur überwand die Folgen seiner Krankheit in kurzer Zeit und mit lebhaftestem Interesse schloß er sich dem anregenden Kreise an, den damals Gutzkow um sich versammelte. Er lernte dort die hervorragendsten Vertreter des »jungen Deutschland« kennen und mächtig blieb für seine fernere Entwicklung der anregende Eindruck, den der Umgang dieses Kreises auf ihn hervorbrachte.

Neu gekräftigt griff er seine unterbrochenen Studien wieder auf und es gelang ihm bald, das Abiturienten-Examen zu bestehen, um die höhere Ausbildung an einer Universität erlangen zu können. Gießen war damals der Mittelpunkt, dem Alles zuströmte, was höhere Bildung erwerben wollte, denn dort lehrte Liebig im Vereine mit einer Zahl ausgezeichneter Männer, so daß Gießen die besuchteste Universität Deutschlands war. Knapp, Heyer und andere lehrten an Liebig's Seite und Hamm wurde deren aufmerksamer Schüler. Vornehmlich war es jedoch Liebig, dessen Vorlesungen er mit Eifer besuchte, und dieser, ein Darmstädter, nahm sich des engeren Landsmannes freundlich an, — waren sie doch beide in derselben Straße geboren. Dankbar erinnerte sich Hamm stets seines Meisters, der ihm in treuer Freundschaft bis zu seinem Tode gewogen blieb und in eifrigem Briefwechsel mit ihm stand.

Die Nachwirkungen des Hamburger Aufenthaltes zeigten sich in dem fleißigen Studium der schönen Wissenschaften, die Hamm in Gießen emsig betrieb. Hier sammelte er auch jenen staunenswerthen Schatz von Kenntnissen auf allen Gebieten, jene oft verblüffende Belesenheit, die er durch fortgesetzte Lectüre zu vermehren bestrebt war, so daß er stets von allen Fortschritten auf dem Laufenden erhalten wurde und mit treffender Sicherheit späterhin sein Urtheil über auftauchende Neuerungen abzugeben im Stande war.

Digitized by Google

Hier keimte auch der Gedanke, eine Ausarbeitung seiner Reiseerlebnisse und Erfahrungen, insbesondere in England, in einem selbstständigen Werke niederzulegen, und Liebig selbst war es, der den jungen Autor dem damals angesehenen Verleger Vieweg in Braunschweig auf das wärmste empfahl, und ihm so den Weg ebnete; denn Vieweg übernahm den Verlag des Erstlingswerkes, und hat hiebei auch seine Rechnung gefunden.

Auf Verwendung seines früheren Lehrers Weckherlin erhielt Hamm 1843 einen Ruf als Professor der Chemie und Agricultur an die bekannte Lehranstalt Hofwyl in der Schweiz, dem er Folge leistete. Selbe stand damals im Gipfelpunkte ihres Ruhmes unter Fellenberg's Leitung, und hier fand er mannigfache Anregung im Umgange mit Fellenberg und dem zahlreichen Lehrkörper der vereinigten Anstalten. Der leider bald erfolgte Tod Fellenberg's riß ihn aus diesem Kreise, wo er bei den zahlreichen Ausflügen theils mit den Schülern, theils allein sich eine eingehende Kenntniß der schweizerischen Verhältnisse erwarb.

Nach Fellenberg's Tode übernahm er die Leitung der Ackerbauschule zu Rüti bei Bern, wo ihm seine früherer Zeit mühsam erworbenen Kenntnisse des praktischen Landwirthschaftsbetriebes sehr zu statten kamen. Der Schwerpunkt war hier auf die praktische Ausbildung der Zöglinge gerichtet, und der Director mußte mit gutem Beispiele den Zöglingen vorangehen und vorarbeiten, z. B. beim Heu machen, was sich schließlich mit dem hohen Bildungsgrade Hamm's nicht vereinigen ließ.

1845 erschienen die ersten Hefte der »landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands.« Dies war das erste Werk auf dem Gebiete der Landwirthschaft in Deutschland, welches Illustrationen im Texte brachte. Letztere, 604 an der Zahl, waren beinahe ausnahmslos von ihm selbst an Ort und Stelle abgezeichnet worden. Zugleich war Hamm's Buch das erste deutsche Werk über Geräthekunde und fand weiteste Verbreitung.

Vom landwirthschaftlichen Vereine zu Rheinpreußen wurde Hamm über Anregung des Oberforstmeisters Wedekind in Darmstadt und des Gutsbesitzers Stechmann als Director des zu gründenden Institutes Poppelsdorf bei Bonn vorgeschlagen; allein die preußische Regierung bestätigte nicht diese Wahl, was zu bedauern ist, denn Hamm war der Mann, der die Anstalt rasch emporgebracht hätte.

Die Stellung in Rüti wurde mit der Zeit Hamm unerträglich; er folgte daher gerne 1847 einem Rufe nach Leipzig, worin ihm die Redaction der von Weber begründeten »Agronomischen Zeitung« übertragen wurde. Selten hat ein Fachblatt in landwirthschaftlicher Richtung so entscheidenden Einfluß sich zu verschaffen gewußt, wie die »Agronomische Zeitung« unter seiner Leitung. 1849 erwarb er deren Eigenthum, und gab sie nun über zwanzig Jahre heraus. Er verstand es, einen Kreis ausgezeichneter Mitarbeiter um sich zu schaaren, insbesondere seit Liebig in der »Agronomischen Zeitung« vom 13. August 1847 zuerst seine neuen Gesetze der Pflanzenernährung, sowie später die Modification seiner Ansichten über den Mineral-

Digitized by Google

dünger veröffentlichte. Hamm freute sich sehr darüber, daß sein großer Lehrer gerade ihm hierüber die erste Mittheilung machte.

Die Publicistik dankt Hamm manche Neuerungen. Er führte bei den Fachblättern durch seine Zeitung zuerst die Illustration ein, so wie er der erste war, der durch Veröffentlichung des landwirthschaftlichen Romanes: »Lebrecht Hermann auf dem Wege des landwirthschaftlichen Fortschrittes« das Feuilleton in der periodischen Fachpresse einbürgerte.

Hamm selbst schrieb viel für sein Blatt; er führte eine schneidige Feder und zog unbarmherzig gegen die Auswüchse los, die in der Landwirthschaft vorkamen. Prächtig gelang ihm dies z. B. in der »Gallerie landwirthschaftlicher Charakterköpfe«. Er wich keinem Kampfe aus, und seine Gegner empfanden die wuchtigen Streiche, die der verhältnißmäßig jugendliche Herausgeber nach allen Seiten mit sicherer Hand zu führen verstand. Namentlich in seiner Controverse mit Professor Dr. Birnbaum geißelte er unbarmherzig denselben, so daß es später zu einem unliebsamen Proceß kam, der übrigens völlig zu Gunsten Hamm's entschieden wurde, besser jedoch unterblieben wäre. Sein Streben war darauf gerichtet, stets das Neueste auf landwirthschaftlichem Gebiete zu bringen, und wie sehr er dies Ziel erreichte, beweist der Nachdruck seiner Aufsätze in zahlreichen Blättern.

Die freiere Regung, welche bis zum Vormärz 1848 in Leipzig herrschte, führte dorthin eine große Zahl Männer, die in ihren engeren Heimatlanden der allzu schweren Fesseln überdrüssig, von diesem sicheren Orte aus den Kampf für Fortschritt und Aufklärung führten. Namen von bestem Klange fanden sich dort vereinigt, gemeinsames Ziel brachte sie näher, und diesem anregenden Kreise gehörte Hamm als ein gerne gesehenes und geachtetes Mitglied an. »Zum Robiskruge« nannte sich die abendliche Vereinigung und genußreiche Stunden verbrachten die Theilnehmer im Wechselaustausche der Gedanken.

Seit 1847 besuchte Hamm fast alle Wanderversammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe, wobei er meistens als Schriftführer der Section für Naturwissenschaften fungirte. Alle größeren Ausstellungen, sowie sämmtliche Weltausstellungen Europas machte er mit, und veröffentlichte über dieselben Berichte. — Manche jetzt zu hoher Blüthe gelangten Einrichtungen verdanken seiner Anregung die Entstehung und Durchführung. So redigirte er bei der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Cleve den Antrag auf Errichtung eines Netzes von landwirthschaftlich-chemischen Versuchsanstalten über ganz Deutschland, ein Gedanke, der erst in den letzten Jahren zur vollen Durchführung gelangte. Lebhaft betheiligte er sich 1856 an der Agitation für Einführung der Schulgärten in Deutschland als Erziehungsmittel auf dem Lande, nach dem Plane des Lehrers Haußer in Halle. In vielen Tausend Exemplaren verbreitete Hamm seine Ansichten hierüber unter dem Landvolke.

Mit dem von Hamm bearbeiteten »Katechismus der Ackerbauchemie« (nach Johnston) begründete er den Anfang der mit so viel Erfolg in's

Digitized by Google

Leben gerufenen Katechismus-Literatur, welche auf seinen Rath J. J. Weber in's Leben rief. Ueberhaupt knüpfen sich speciell in den Anfang der Fünfziger Jahre manche neue Einführungen an die Anregung Hamm's. Er bürgerte z. B. den Chilisalpeter in Deutschland ein, den er in England kennen gelernt, und bezog der erste, größere Quantitäten desselben. Er verbreitete die von ihm construirte und getaufte »Rheinische Schrotmühle«; nach dem von ihm importirten »Luftbutterfasse« construirte Major Gußander in Schweden sein bekanntes Verbutterungsgeräthe; »Waldwolle aus Fichtennadeln« als Polstermaterial machte er in Deutschland bekannt. — Einer der Ersten wies er auf die hohe Wichtigkeit des Seradellabaues, und durch seine Empfehlung wurde derselbe verallgemeinert.

Den ersten illustrirten Katalog landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe in deutscher Sprache gab er 1850 heraus, wie er denn vornehmlich seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Verallgemeinerung der Kenntniß landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe zuwandte. Die erste große Weltausstellung in London 1851 besuchte er mit großem Interesse und erwarb dort für 16.480 Thaler eine ganze Sammlung neuer Bodenbearbeitungs-Geräthe und Hilfsmaschinen, wie z. B. Haferschrotmühlen, Handdreschmaschinen, der Barett'schen Dreschmaschine mit Cylindergöpel ꝛc.; 1852 brachte er die erste Locomobile nach Deutschland.

Die Erfolge auf diesem Gebiete bewogen ihn, 1851 die erste selbstständige Fabrik von ausschließlich landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen zu gründen, die er 1855 von Leipzig nach Eutritzsch in ein nach seinen Plänen erbautes großes Fabrikslocale verlegte. In diesem Etablissement baute er unter Anderem auch Garett'sche Säemaschinen und hatte so wesentliche Verdienste um die Einführung und Verbreitung der Drillcultur. Die von ihm in's Leben gerufene permanente Ausstellung landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe blieb jedoch in Leipzig (Kostplatz beim Kurprinz); selbe war seiner Zeit die einzige auf dem Continente und lange hindurch die größte dieser Art gewesen.

Auf seiner Besitzung in Eutritzsch versuchte er 1857 den Betrieb der Geflügelzucht im Großen, wofür er sich lebhaft interessirte. Im ersten Jahre hielt er 400 Hennen, später stieg deren Anzahl auf 800 und mehr; daneben zog er Tauben, Enten und Perlhühner. Die bis zum Jahre 1863 fortgesetzte Zucht entsprach jedoch nicht den gehegten finanziellen Erwartungen, obgleich er das nöthige Futter an Mais und Gerste selbst baute. Die von ihm benützten Würmereien gaben nur geringe Beihilfe. Er war auf diesem Gebiete sehr bekannt geworden, wie der Ruf beweist, den er zur Begutachtung der großartigen »Hühnerfabrik« in Spreudlingen erhielt, wo damals über 4000 Hühner gleichzeitig gehalten wurden. — In Eutritzsch versuchte er die Acclimatisation mancherlei fremder Gewächse und Pflanzenarten, wie z. B. die von Yams, die jedoch keinen Erfolg hatten.

Die große Bewegung, die insbesondere seit Ferd. Lassalle die Welt durchzieht, fand bei Hamm reges Interesse; gerne verkehrte er mit den Ver-

Digitized by Google

tretern des sogenannten vierten Standes und sprach öfter in den Arbeiterversammlungen. Seine Unternehmung in Eutritzsch beschäftigte eine ziemliche Anzahl Arbeiter. Dieselbe gedieh Anfangs sehr gut. 1862 am 7. Juli besuchte der König Johann von Sachsen sein Etablissement, welcher Besuch sich zu einem großartigen Volksfeste gestaltete. Späterhin traten ungünstige Verhältnisse ein und zwangen ihn, seine Fabriksanlagen, sowie sein Besitzthum in Eutritzsch, die er zum Theile gemeinsam mit seinem Bruder besaß, zu verkaufen.

Das Jahr 1848 mit seiner Begeisterung des anbrechenden Völkerfrühlings ergriff auch Hamm bei seiner friedlichen Thätigkeit, und führte ihn hinaus in das Kriegsgetümmel, »Schleswig-Holstein meerumschlungen«, ward das Losungswort. Als Vertreter des »Deutschen Vereines« führte er die Leipziger Freischaar in den Kampf, focht wacker mit in manchen Gefechten als Freiwilliger unter Aldoßer im Tann'schen Corps und erwarb den Officiersrang, indem er zum Lieutenant-Auditor ernannt wurde. Ausführlich beschrieb er dies in seinen »Freischaaren-Novellen«. Doch blieb er im Ganzen nur wenige Wochen auf dem Kriegsschauplatze und kehrte wieder heim nach Leipzig. Wie lieb ihm übrigens die Erinnerung an diese bewegte Zeit gewesen, beweist, daß er auf seinen ausdrücklichen Wunsch in der Decennien sorgsam bewahrten Freischaaren-Uniform begraben wurde. Eigenthümlich berührte jeden, der den Hingeschiedenen in den letzten Jahren gekannt hatte, diese Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit, als die friedliche Leiche in dem Kriegergewande aus dem Blüthen- und Blumenberge hervorsah!

Rückgekehrt nach Leipzig, wo er inzwischen das Bürgerrecht erworben hatte, vermählte er sich am 16. October mit Nanny du Moissy, welche ihm als treffliche, verehrte und geliebte Gattin treu die Jahre zur Seite stand und nun tief gebeugt sein Scheiden beklagt.

Neben seinen vielen übrigen, anstrengenden Beschäftigungen nahm er, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Lehrthätigkeit wiederum auf und trug im Winter 1857 auf 1858 an der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Lützschena bei Leipzig »landwirthschaftliche Maschinenkunde«, sowie »Forstwirthschaft« vor.

Die vielseitige Thätigkeit als Redacteur, Fabrikant und Lehrer wurde durch häufige Reisen unterbrochen, indem ihm zahlreiche Taxationen und Wirthschaftseinrichtungen in Hessen, Sachsen und Preußen übertragen wurden; letztere führten ihn nach der Moldau und Rußland, wo er die Besitzungen des Prinzen Wittgenstein, von Gerbels, Baron Engelhardt's, Banquiers Stieglitz ꝛc. nach wirthschaftlichen Grundsätzen zu ordnen berufen wurde, was nicht wenig dazu beitrug, seine Kenntniß der Verhältnisse fremder Länder zu vergrößern (siehe seine »russischen Städtebilder«). 1852 wurden unter seiner Leitung und thätigen Beihilfe die Rittergüter Möckern und Böhlen bei Leipzig drainirt, der erste derartige Versuch in Sachsen.

Die vielfache agitatorische Thätigkeit Hamm's, die sich durch geistvolle Abhandlungen, öffentliche Reden im Arbeiter-Bildungsvereine, in der poly-

Digitized by Google

technischen Gesellschaft, im kaufmännischen Vereine ꝛc. äußerte, brachte ihm 1863 das Mandat der Landgemeinden des Leipziger Kreises für die zweite Kammer der Stände des Königreiches Sachsen. Während seiner parlamentarischen Thätigkeit gehörte er der entschiedenen Linken mit großdeutscher Richtung an. Er war neben Mammen aus Plauen der Einzige dieser Richtung in den Reihen der Opposition und hielt treulich fest an seiner Ansicht. Seine größeren Reden waren über die Grundsteuer-Reform, Einführung der Geschwornengerichte, das Preßgesetz, das landwirthschaftliche Unterrichtswesen ꝛc. Köstlich sind die Skizzen, die er aus dem parlamentarischen Leben schrieb (I. Band).

Gleichwohl vergaß er bei dieser Thätigkeit nicht auf das Gemeinwohl. Er gründete der Ersten einer in Eutritzsch eine Volksbibliothek, die er aus Eigenem mit dreihundert Werken dotirte. Ihm dankt Sachsen die Einführung der schweren Percheron-Pferde; er gab die Anregung zur Errichtung eines Denkmales für Reichardt, dem Altmeister der deutschen Gartenknnst, sowie zur Gründung einer deutschen Ackerbau-Gesellschaft.

Die Stadtgemeinde Leipzig wählte ihn 1865 als Verordneter in den Rath. Hamm hatte hierdurch bedeutend an Ansehen und Einfluß gewonnen, den er jedoch hauptsächlich in landwirthschaftlicher Hinsicht ausübte. Insbesondere förderte er die emporstrebenden jüngeren Landwirthe. Manche Koryphäe der jetzigen Landwirthschaft verdankt seiner Anregung die erste Einführung in den Kreis der Oeffentlichkeit. So brachte er Dr. Kühn, Ziegler und viele Andere dem großen Publicum näher, eröffnete ihnen die literarische Laufbahn, wofür wir ihm heute noch dankbar sein müssen. Die Jugend, der Nachwuchs hat Hamm sehr viel zu danken; er fand die Muße, die schüchternen Erstlingsversuche zu prüfen, half aus mit Wort und Rath, und wohl keiner seiner Schüler bedauert es, seiner Anleitung gefolgt zu haben. Er war jedoch anderseits offen genug, minder Begabten gleich von vorneherein zu rathen, von diesem Wege abzulassen, und erwarb sich hiedurch manche Feinde.

Trotz der vielen Ehrenstellen und des ihm hiedurch bewiesenen öffentlichen Vertrauens waren Hamm in der Mitte der Sechziger Jahre die Verhältnisse in Leipzig verleidet worden, theilweise auch durch seine Schuld. Der Kreis, mit dem er zu verkehren gewohnt war, hatte sich allmählich gelichtet, er erfuhr mancherlei Anfeindungen, die er sich als mannhafter Vertreter des Rechtes zuzog, und er machte Schritte, um seinen Wirkungskreis nach anderwärts zu verlegen. So knüpfte er Verbindungen in Darmstadt an, um dort ein Unterkommen zu finden; selbe führten jedoch nicht an's Ziel, man konnte ihm dort seine freiheitliche Gesinnung nicht vergessen. Da berief ihn 1866 der damalige Minister Wüllersdorf über Papst's Anregung nach Wien zu einer Besprechung und übertrug ihm die Abfassung eines Gutachtens über den Bestiftungszwang. Dies hatte zur Folge, daß er 1867 zum Ministerialrath und Chef des Departements für Landwirthschaft des Handelsministeriums in Wien ernannt wurde. Welche Wichtigkeit diesem

Digitized by Google

Ressort damals zugewendet wurde, beweist, daß das ganze Budget für Landwirthschaft nach Angabe Hamm's 12.000 Gulden im Jahre betrug.

Nach mancherlei Besprechungen zwischen dem Minister Plener und Graf Potocki, welchen Hamm zugezogen war, wurde 1868 das Ackerbauministerium errichtet, in welchem er als Fachreferent bis zu seinem Tode wirkte und seine ungewöhnlichen Kenntnisse und großen Erfahrungen zur Geltung bringen konnte. In Folge dieser Veränderung gab er auch die Herausgabe der »Agronomischen Zeitung« auf, die seit seiner Uebersiedlung Dr. Udo Schwarzwälder redigirte; selbe hörte 1869 auf zu erscheinen.

Der erweiterte öffentliche Wirkungskreis brachte Hamm in nähere Berührung mit den meisten hervorragenden Landwirthen Europas. Auf beinahe allen landwirthschaftlichen Congressen, Ausstellungen, Versammlungen begegnen wir ihn als Regierungsvertreter; keine Weltausstellung verging, wo nicht Hamm ein officielles Mandat hatte. Namentlich bei der Wiener Weltausstellung 1873 war dies in hervorragendem Maße der Fall, indem er die gesammte landwirthschaftliche Ausstellung organisirte; mit welchem Erfolge und Geschmack dürfte den Besuchern derselben in angenehmer Erinnerung sein. Gleich nach seinem Eintritt in österreichische Dienste wurde er zur Eröffnung des Suezcanals delegirt und wir danken ihm die farbenprächtigen »Skizzen vom Nil«. Jedes Jahr riefen ihn mehrfache Missionen in's Ausland, und groß war der Einfluß, den er bei diesen Anlässen auszuüben vermochte.

In seiner amtlichen Wirksamkeit hatte er sich große Ziele gesteckt und zum größten Theile auch erreicht. Seiner Anregung verdankt die Hochschule für Bodencultur in Wien ihre Entstehung. Im Ministerrathe am 12. März 1869 vertrat er warm diese Ansicht gegen die Opposition der Minister Herbst und Giskra und setzte schließlich seinen Antrag auf Errichtung durch. Eine längere Reise, um die nöthigen Lehrkräfte zu gewinnen und den Organisationsplan feststellen zu können, brachte mit Liebig's Unterstützung diese Idee endlich zur Durchführung.

1870 reformirte er das große Gestütsgut Radautz in der Bukowina, dessen Leitung später Hecke übernahm. Seiner Anregung verdanken die Versuchsstationen in Oesterreich nach deutschem Muster ihre Entstehung, desgleichen die Molkereigenossenschaften, die er in Oesterreich einbürgerte. Auf seine Veranlassung wurden die für die Bodencultur höchst wichtigen Agrartage in's Leben gerufen, desgleichen die Weinbaucongresse, die eine Lieblingsidee von ihm waren.

Seit dem Jahre 1869 redigirte er die landwirthschaftliche Zeitung der »Neuen Freien Presse«, deren Mitarbeiter er von Beginne gewesen. Hier veröffentlichte er seine prächtigen Feuilletons, die ihm mit Recht den Namen eines Meisters in diesem Fache eintrugen. Gleichzeitig war er jedoch für viele andere Zeitschriften thätig, und gerne wurden seine Beiträge aufgenommen, denn er verband mit einer anziehenden Darstellung selbst der unbedeutendsten Dinge, einen mustergiltigen Styl.

Er war der Gründer und die Seele des von ihm in's Leben gerufenen Clubs der Land- und Forstwirthe in Wien, dessen Vicepräsident er seit dem

Digitized by Google

Bestehen war. In jüngster Zeit warf er sich mit regstem Eifer auf das Studium der Phylloxerafrage, die ihn als Weinfachmann insbesondere beschäftigte und gab mit Erfolg seine Ansichten in den Congressen kund, die anläßlich der Bekämpfung dieses kleinen, aber furchtbaren Feindes von den europäischen Regierungen berufen wurden.

Abgesehen von den zahllosen kleinen Schriften und Aufsätzen, die seiner Feder entstammen, schrieb Hamm eine große Menge selbstständiger landwirthschaftlicher Werke. Als Schriftsteller war Hamm sehr productiv, und manche seiner Arbeiten fanden große Verbreitung. Sein erstes Werk, »Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands 1845« war epochemachend und bahnbrechend; daran reihten sich »Chemische Bilder aus dem täglichen Leben«, »Grundzüge der Landwirthschaft« mit 1500 Abbildungen, »Belehrungen über alle Zweige der Thierzucht«, von welchen das erste und zweite Heft auf Kosten der russischen Regierung übersetzt und in nicht weniger als 300.000 Exemplaren in Rußland verbreitet wurden. »Die Hühnerzucht« ist derzeit antiquirt; dagegen behält sein »Weinbuch« (1865) bleibenden Werth. Es ist dies vielleicht eines seiner bekanntesten Werke und legte zugleich den Grund zu seiner großartigen Sammlung von Weinsorten, die seinen Keller zu einem Unicum der Welt machten; oft hatte er über 500 bis 600 Sorten verschiedenster Weine in demselben liegen. Er kannte die meisten Weine der Welt und wohl selten dürfte ein solcher Kenner, wie er war, wieder erstehen.

Sein gedankenreichstes Werk sind unbestritten seine: »Wesen und Ziele der Landwirthschaft«, wobei der Einfluß der chemischen Briefe Liebig's unverkennbar ist. Dies sichert ihm auch einen bleibenden Platz unter den Besten seiner Zeit. Zahlreiche Katechismen, Receptbücher ꝛc. gab er heraus. In der letzten Zeit unternahm er die Umarbeitnng und Neuherausgabe der Papst'schen Werke; sein letztes Product war die Neubearbeitung der »Taxationslehre von Papst«, die im Spätherbste 1880 erschien.

Aber nicht blos das sachliche Gebiet umfassen seine Publicationen. In novellistischer Form schrieb er seine »Freischaaren-Erlebnisse«, die jedoch den Ansprüchen der Kritik nicht gewachsen erscheinen. Er veröffentlichte in gleicher Weise ein Lebensbild des englischen Dichters Shelley. Mit Erfolg debütirte er als Dichter. Wenn er auch wenig Werth auf die Sammlung seiner »Gedichte« legte, darunter finden sich welche, die trefflich gerathen waren. Selbst als Dramaturg versuchte er sich und reichte kurz vor seinem Tode ein Lustspiel bei den deutschen Bühnen ein, dessen Schicksal jedoch bisher nicht bekannt ist. Die größeren Werke Hamm's, von welchen manche mehrere Ausgaben erreichten, umfassen eine stattliche Reihe von Bänden. Sie füllen einen Bücherkasten vollständig aus. Sein eiserner rastloser Fleiß schuf ihm die Muße, die zur Abfassung derselben neben seinen zahlreichen Berufsgeschäften nebst weiten Reisen erforderlich war. Er bot ein Bild emsigster Thätigkeit, und sicherlich hat den leider so früh eingetretenen Tod die Ueberanstrengung mit verursacht, die mit solchen Arbeiten naturgemäß verbunden ist.

Digitized by Google

Ein flüchtiges Bild des Lebens, der Bestrebungen und Erfolge, auf die Hamm zurückblicken konnte, hat sich im Vorstehenden dem Leser entrollt. Als Landwirth begann er seine Laufbahn und die Vorliebe für diese edelste Beschäftigung ist ihm geblieben bis zu seinem Tode, ihr huldigte er aus ganzem Herzen. Oefter begegnet ihm der Vorwurf, er habe praktisch sein Wissen zu beweisen nicht Gelegenheit gefunden; außer der kurzen Praxis in der Jugend sei er dem Landwirthschaftsbetriebe ferne gestanden. Allein solch' ein Ausspruch ist unrichtig; wohl hatte er seit Decennien nicht die Gelegenheit, ein Gut, einen Gütercomplex zu bewirthschaften; die wissenschaftlichen Arbeiten, die Theorie, nahm ihn mehr in Anspruch; gerade aber in dem Einwirken auf den praktischen Betrieb zeigte sich sein mächtiger Einfluß. Von nah und ferne wurde er um Rath ersucht, den er gerne und sachgemäß ertheilte. Er kannte die wirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Länder genau aus eigener Anschauung, die zahllosen, alljährlich unternommenen Reisen schärften bei seiner genauen Beobachtungsgabe sein Urtheil und treffend konnte er mit wenigen Worten das Richtige sagen, um eben den Weg der Praxis vorzuzeigen, das gewünschte Ziel, die angestrebte Verbesserung zu erreichen. Unaufhörlich war er bemüht, jeden Fortschritt in landwirthschaftlicher Hinsicht zu fördern; er ruhte nicht, bis er die Ueberzeugung gewonnen, daß sich das von ihm Vorgeschlagene auch erprobt, und zögerte lieber mit dem Urtheile, wenn er des Erfolges nicht gewiß war. Zahlreiche Systemisirungen, Wirthschaftseinrichtungen in den verschiedensten Ländern dankten seinem Rathe ihre Durchführung und zumeist bekräftigte der Erfolg seine abgegebene Meinung. Der Mensch wächst mit dem Erfolge und so erklärt sich auch zum Theile der große Einfluß, den Hamm auf die Landwirthschaft genommen. In letzterer Zeit war es vornehmlich der Weinbau, dem er sein Augenmerk widmete. Nicht blos den Resultaten, auch dem Entstehen, der Hege und Pflege des Weinstockes war seine Mühe gewidmet, unaufhörlich suchte er nach Mitteln und Wegen, um die Gefahren der Phylloxera zu bekämpfen, und daß selbe nicht unbeachtet blieben, beweist unter anderem, daß die französische Regierung die Summe von 100.000 Frcs. zur Erprobung seiner kurz vor seinem Tode gemachten Vorschläge bestimmte.

Der Schwerpunkt des Wirkens Hamm's liegt jedoch unbedingt in seiner publicistischen Wirksamkeit. Frühzeitig angeregt und unterstützt von Liebig, betrat er diesen Weg. Während die praktische Handhabung blos eine begrenzte Zahl von Schülern gestattet, ist der Vortheil der Publicistik unbestritten darin gelegen, daß eine unbegrenzte Schaar Lernbegieriger aus den Veröffentlichungen sich Raths erholen kann. In erhöhtem Falle trifft dies zu, wem zur Verbreitung seiner Ansichten ein so gelesenes Blatt zur Seite steht, wie seinerzeit die »Agronomische Zeitung« war. Da wirken die Lehren in den weitesten Kreisen und finden zahlreiche Beachtung und Anwendung.

Hamm hatte die seltene Gabe einer klaren, lichtvollen und dabei fesselnden Darstellung. In seiner Behandlung, bei seiner meisterhaften Darlegung, erschien alles so überzeugend und einleuchtend, daß nur selten die

Digitized by Google

manchmal nicht unbegründete Kritik sich herauwagte. Er vertrat hie und da selbst Irrthümer, aber in so geistvoller Weise, daß selbst das bessere Wissen zögernd zu deren Berichtigung schritt. Dies war Folge seiner staunenswerthen universellen Bildung, die nur Wenigen gegeben. Seltenes Gedächtniß, große Belesenheit, eine geglättete und geschmackvolle Sprache unterstützten wesentlich seine Ausführungen, so daß seine Gegner, wenn auch ungern, seine Ueberlegenheit anerkennen mußten. Sein unbestrittenes Feld, insbesondere in den letzten Jahren, waren die kleineren Arbeiten, die Aufsätze und Feuilletons, die er in zahlreichen Zeitschriften veröffentlichte. Darin war er Meister. Eine eigenthümliche Frische, ein Hauch von Poesie durchzieht dieselben, selbst wenn die nüchternsten Gegenstände behandelt werden. Er verstand es, dem scheinbar Alltäglichen interessante Momente abzugewinnen; wie ein geschickter Bildhauer modelte er sich den spröden Stoff zurecht, und brachte schließlich ein kleines Kunstwerk hervor, mit Beifall begrüßt von den entzückten Lesern. Diese Bedeutung Hamm's ward häufig nicht gehörig gewürdigt. Die größeren wissenschaftlichen Werke finden nie jene Verbreitung wie die kleinen in den Tagesblättern erscheinenden Aufsätze, und diesen Weg befolgte Hamm und trug dadurch nicht wenig zur Popularisirung und Verallgemeinerung der Wissenschaften bei.

Als Beamter und hervorragender Fachmann im Ackerbauministerium war Hamm gezwungen, öfter in der Oeffentlichkeit zu erscheinen, als ihm, dem Manne der Wissenschaft, lieb war. Seine amtliche Stellung führte ihn zu den Versammlungen, die abwechselnd von allen Staaten bald in dieser, bald in jener fachlichen Frage berufen wurden; stets fiel ihm hierbei eine hervorragende Rolle zu. Seine Kenntniß der französischen und englischen Sprache unterstützte ihn wesentlich, so daß gerne die übrigen Theilnehmer seinen schwungvollen Worten lauschten, sei es bei eingehender Behandlung des Verhandlungsgegenstandes, sei es beim heiteren Festmahle, wo die Toaste nicht selten größere Beachtung fanden, als der eigentliche Zweck der Zusammenkunft.

Hamm in der Vollkraft seiner Jahre war eine fesselnde, imponirende Erscheinung; er war ein schöner Mann. Die kräftige Mannesgestalt, die hohe, kühngewölbte Stirn, die feingeschwungene Nase, das freie, ungezwungene, selbstbewußte Benehmen bestachen im Vorhinein. Mit vollkräftiger, sonorer Stimme gab er seine Meinung kund, gewählt floß ihm die Rede vom Munde. Seine letzte größere hielt er, wenn auch krank, im Club der Land- und Forstwirthe in Wien, anläßlich der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares über »Die Habsburg-Lothringer und die Landwirthschaft«, die später in Brochürenform unter obigem Titel im Buchhandel erschienen ist.

Er erweckte Vertrauen in Jedem, der mit ihm zu thun hatte, er war ein Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes. Mit zündenden Worten vertrat er eine Ansicht, wenn er von deren Richtigkeit überzeugt war und kraftvoll trat er für seine Meinung in die Schranken; ihm galt dann kein Ansehen der Person, er vertrat energisch blos die Sache. Den Freunden war er ein aufopfernder treuer Genosse, der regen Antheil an deren Geschicken

Digitized by Google

nahm. Wem er Freund geworden, dem blieb er es unwandelbar, jedoch klein ist die Zahl jener, der er sich wirklich enger anschloß. Mannigfach wurde er, besonders in seiner amtlichen Stellung, von Bittstellern und Projectenmachern umschwärmt; viele suchten von ihm als einflußreichen Beamten etwas eigennützig zu erlangen, da wurde er manchmal rauh, denn er erkannte genau die Absicht, und so manches absprechende Urtheil über ihn findet hierin seine Begründung.

Mit dankbarer Erinnerung gedachte Hamm stets seiner Lehrer. Ihm war das Glück beschieden, treffliche darunter zählen zu können, von denen er immer mit Anerkennung sprach. Liebig, Wechterlin, Fellenberg, Papst verehrte er besonders und benützte jeden Anlaß, um diese seine Gefühle auch werkthätig zu bezeugen. Er zeigte eigentlich den Freunden erst den wahren unschätzbaren Kern, während die übrigen unachtsam daran vorübergingen. Im traulichen Kreise achtete er nicht der mahnenden Zeiger der Uhr, er blieb bis zum Ende als heiterer Genosse der Tafelrunde, und der Fröhlichsten einer. Aus seinem reichen Erfahrungsschatze gab er dann Manches zum Besten, und stundenlang hätte er noch alle gefesselt, wenn nicht die Zeit zum Aufbruche gezwungen. Glücklich war Hamm in seinem Familienkreise, darin verlebte er seine angenehmsten Stunden und nur selten war er zu bewegen, einen Abend auswärts zuzubringen. Seit 1848, wie bereits erwähnt, mit Nanny du Moissy verheirathet, verbrachte er seine glücklichsten Augenblicke daheim. Mit zärtlicher Sorgfalt überwachte er die Erziehung seiner Kinder. Vier Mädchen und zwei Söhne betrauern nebst der Witwe sein frühzeitiges Scheiden. Drei der ersteren sind glücklich verheirathet und mit berechtigtem Stolze erzählte Hamm von seinen kleinen Enkeln. Der eine Sohn folgt den Fußstapfen des Vaters, er wählte die Laufbahn des praktischen Landwirths; der zweite, der die seltene Eigenschaft des Vaters geerbt, ein trefflicher Zeichner zu sein, fand als Beamter sein Unterkommen.

Heiter und fröhlich, seinen so schnellen Tod nicht ahnend, kam der Verstorbene heim; sein traulicher Familienkreis erwartete ihn; etwas müde, setzte er sich zu seinem Schreibtische und schlief ein, von wannen es kein Erwachen mehr gab. — Schmerzlos hat ihn der Tod erlöst, friedlich wie im Schlafe; nun mag er jene Muße finden, die er sich im Leben nie gegönnt. In der Nähe Etienne's, seines Freundes, in dem stillen Thale von Weidlingau, haben wir ihn eingesargt, wie er es gewünscht. Zahllose Kränze von nah und ferne, sie boten den Beweis, wie lieb der Verstorbene Vielen gewesen. Die Landwirthschaft verlor in ihm ihren erprobten Vorkämpfer, der Fortschritt einen eifrigen Apostel, die Publicistik einen glänzenden Vertreter, seine Familie einen unersetzlichen Vater, die zahlreichen Freunde und Verehrer einen treuen Berather und Freund.

Die wir ihn kannten, denen lebt er unvergeßlich, nicht blos in den Werken, sondern in berechtigter Verehrung seiner persönlichen Vorzüge.

Dr. Leo Přibyl.

Digitized by Google

H 408

PT 2290 .H2 .A6 1881 C.1
Gesammelte kleine Schriften.
Stanford University Libraries
3 6105 036 368 673

PT
2290
.H2.A6
1881

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google